



893.2

P26  
3-4

Columbia University  
in the City of New York



Library





# SEPPURIM,

eine Sammlung

jüdischer Volksagen, Erzählungen, My-  
then, Chroniken, Denkwürdigkeiten

und

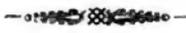
**Biographien berühmter Juden**

aller Jahrhunderte, insbesondere des Mittelalters.

Unter Mitwirkung rühmlichst bekannter Schriftsteller herausgegeben

von

**Wolf Pascheles.**

—  —  
Dritte Sammlung.

Prag, 1854.

Eigenthum und Verlag von **Wolf Pascheles.**  
In Leipzig bei **Heinrich Hunger.**

---

Buchdruckerei des M. J. Landau in Prag, lange Gasse Nr. 922—1.

---

## V o r w o r t.

Der Beifall und die weite Verbreitung, welchen die von uns herausgegebenen „**Sippurim**“ gefunden haben, so daß von der ersten Sammlung schon eine **zweite Auflage** veranstaltet werden mußte, und die **zweite Sammlung** sich einer gleichgünstigen Theilnahme erfreut, ermutigen uns zur Fortsetzung des begonnenen Werkes, und wir schreiten zur **dritten Sammlung** in der Hoffnung, sie von den geneigten Lesern eben so günstig aufgenommen zu sehen.

Wir werden den uns vorgezeichneten Plan auch ferner bei unserem Unternehmen genau einhalten und bestrebt sein, ihn zu stets vollkommenerer Ausführung zu bringen. Die besten Kräfte werden uns hierin behilflich sein, und bereits haben wir Beiträge erhalten, welche das klangvolle Verzeichniß unserer Mitarbeiter um einige hochgefeierte Namen vermehren werden. So wird auch diese dritte Sammlung ein werthvolles Buch sein, das nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung dient, in dessen interessanten spannenden Erzählungen, Sagen und Mythen ein reicher historischer Kern enthalten ist, der auch für den Gelehrten beachtenswerth ist, wie dessen Biographien, Beschreibungen, Abhandlungen eine angenehme Lektüre auch dem Laien bieten; und hiemit wird diese Sammlung zur Verwirklichung der Haupttendenz wesentlich beitragen, ein vollständiges Bild

der jüdischen Nation in allen Zeitaltern bis auf die Gegenwart herab zu liefern, den Verlauf ihrer Schicksale, die Herausbildung ihrer heutigen äußern Zustände und Verhältnisse und ihres innern religiösen sittlichen Lebens in einem des Gegenstandes würdigen Tone darzustellen.

Obgleich nun die einzelnen Sammlungen durch Inhalt, Richtung und Behandlung des Stoffes als zusammenhängende Theile eines großen Werkes erscheinen, so ist doch die Einrichtung getroffen, daß jede für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, und als nationales Geschichtsbuch betrachtet werden kann, das wir der fernern Gunst des geehrten Publikums empfehlen.

Prag im November 1853.

Die Verlags-Handlung von  
**Wolf Pascheles.**

# G a m r i e l.

Von

E. R.



---

Eigenthum und Verlag von **Wolf Pascheles.**



## I.

Es war der Morgen eines winterlichen Herbsttages des Jahres 1620, als ein junger Mann langsam und sinnend durch das sogenannte Pinkassschultor in die prager Judenstadt schritt. — Diese bot einen eigenthümlichen Anblick dar. Der Morgengottesdienst war eben in den sämtlichen Synagogen beendet, und während noch zahlreiche Haufen aus den Bethäusern strömten, eilten schon andere, zumeist Frauen, gewichtige Schlüsselbunde in den Händen, dem außerhalb des Ghettos gelegenen Tandelmarke zu. Auch die Läden und Kramstellen innerhalb des Ghettos wurden jetzt geöffnet und selbst auf offener Straße entwickelte sich eine in andern Stadttheilen nie gesehene Regsamkeit. Hier nämlich boten Händler — freilich der untergeordnetesten Klassen — ihre Waaren, bestehend in Kuchen, Semmel, Obst, Käse, Grünzeug, gekochten Erbsen und dergleichen Dingen mehr, den Vorübergehenden an. Trotz der frühen Tageszeit tauchten auch schon hier und da einzelne ambulante Garböcke auf, die in friedlicher Concurrrenz die Erzeugnisse ihrer Küche: Leberstücke, Eier, Fleisch und Mehlspeisen, laut priesen, und in einer Hand den zünnernen Teller, in der andern die — den meisten ihrer Gäste freilich entbehrliche — zweispizige Gabel haltend, zumeist den fremden Talmudjüngern ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Auf diese waren auch größtentheils jene Schuster angewiesen, welche, weniger vermögend als ihre Kollegen, in der sogenannten goldenen Gasse<sup>1)</sup> den Bochorim<sup>2)</sup> ihre Dienste auf offener Straße anboten, und das Schuhwerk derselben, sehr häufig, während die Besitzer auf der Gasse oder im nächsten Hause darauf warten mußten, auf eine zwar sehr billige, es muß aber auch gestanden werden, meistens sehr wenig dauerhafte Weise ausbefferten. —

Der junge Mann, der eben in die Judenstadt getreten war, blickte ernst und betrachtend auf dies rege Treiben, und schien nicht zu bemerken, daß er selbst der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden war. Sein Aeußeres war auch in der That vollkommen geeignet, aufzufallen. Er war eine kräftige, Alles überragende Gestalt in der Tracht der Bochorim, im Mantel und Brettl<sup>3)</sup>. Aus seinem bleichen von einem dunklen Barte beschatteten Gesichte leuchteten von starken Brauen überwölbt, zwei schwarze ungewöhnlich glänzende Augen; dunkle Locken wallten vom Haupte; die Finger

<sup>1)</sup> Sieh ursprünglich Gildoc-(Schuster-) Gasse. <sup>2)</sup> Talmudjüngern. <sup>3)</sup> Barett.

der weißen kräftigen Hand, die den seidenen Mantel festhielt, waren mit goldenen Ringen übersät, seine dicke Halskrause von makelloser Reinheit und Glätte. — Hätte der Fremde nicht durch die Eleganz seines Aeußern, und vielleicht auch durch seinen riesigen Körperbau, den neugierigen Verkäufern der Straße impouirt, so wären bestimmt gleich nach seinem Erscheinen eine Masse Fragen von allen Seiten an ihn gerichtet worden, wen oder was er suche? womit man dienen könne? und derartiges mehr; . . . so aber ermannte sich erst nach einigem Bedenken der vor der Pulkassynagoge auf einem Bänkchen sitzende Schuster Avrohom und begann, einen seiner Kunstfertigkeit anvertrauten Schuh aus der Hand legend, zu fragen: Lieber Bochur! wen sucht Ihr? . . . Mich wahrhaftig nicht, das seh' ich an Euren zierlich geformten Schuhen mit den funkeluden silbernen Schnallen, das ist keine prager Meloche.<sup>1)</sup> — Diese Einschaltung galt mehr seiner Umgebung und sich selbst, als dem Fremden. — Ihr seid bestimmt fremd hier? Seid mir eleph peomim mochel!<sup>2)</sup> seid Ihr vielleicht ein Aschenes<sup>3)</sup> oder ein Mährischer oder ein Wiener? Wollt Ihr hier zum Schiur<sup>4)</sup> gehen, vielleicht zum Rabbiner, oder zu Reb Pippmann Heller? Zu wem wollt Ihr gehen? Ich will Euch gerne zu den Schiur-Sagern<sup>5)</sup> führen — oder sucht Ihr eine Wohnung? Vielleicht kann ich Euch eine passende verschaffen. — Ich bin fremd hier, antwortete der Bochur, und muß mich wohl zunächst um eine Wohnung umsehen. Wenn Ihr ein Zimmer wißt, wo ich ungestört studiren könnte, so will ich Euer Anerbieten dankbar annehmen; aber das Zimmer muß groß, hell und freundlich sein.

Da kenn' ich nur ein Einziges in der ganzen Gass'<sup>6)</sup>, bei meinem Oberschammes<sup>7)</sup> Reb Schlome, das heißt bei dem Oberschammes meiner Schule<sup>8)</sup>, der Mitschul, er wohnt neben der Schule; da ist ein schönes Zimmer — und dann ist Reb Schlome ein Lambern,<sup>9)</sup> und hat auch schöne Sforim<sup>10)</sup> — mit einem Worte: das ist eine Wohnung für Euch, oder keine.

Während dieses kurzen Gespräches hatten sich die Nachbarn des Schusters wie zufällig näher gestellt, um einzelne Worte zu erlauschen; und diese Menschengruppe, die schon seit einigen Minuten die sinnreichsten Ansichten und Vermuthungen über den Fremden aufgestellt, bildete, vielleicht ohne es zu bemerken, einen geschlossenen Kreis um die beiden Sprechenden. Dieser wurde nun plötzlich durchbrochen, und ein ärmlich gekleideter alter Mann drängte sich ungestüm an den Fremden.

1) Arbeit. 2) Verzeiht mir tausendmal. 3) Deutscher, vorzugsweise Süddeutscher.

4) Talmudvortrag, Vorlesung. Ich erlaube mir hier ein für allemal die Bemerkung, daß die Worterklärungen nur den, der betreffenden Stelle entsprechenden Sinn wieder zugeben, und auch nur für jene Leser bestimmt sind, denen die Ausdrücke unbekannt sein dürften. Diese Worterklärungen sind daher ebensowenig erschöpfend als maßgebend für andere Gebrauchsweisen.  
S. K.

5) Diejenigen, die über Talmud regelmäßige Vorlesungen hielten. 6) Judenstadt. 7) Diener, hier soviel als Synagogendiener. 8) Synagoge. 9) Talmudgelehrter. 10) Werke, Bücher.

Scholom alechem<sup>1)</sup>! rief er — Ihr seid so eben erst gekommen, thut mir den Gefallen, kommt mit mir, ich habe Euch etwas zu fragen, es wird Euch nichts schaden, und mir nützen, kommt mit mir.

Der Fremde sah die sonderbare Gestalt verwundert an. Was wollt Ihr von mir? wie kann ich, ein Fremder, den Ihr wohl nie gesehen habt, Euch Auskunft geben? oder kennt Ihr mich vielleicht?

Herr! flüsterte Awrohom Schuster, sich auf die Fußspitzen stellend, um das Ohr des Fremden zu erreichen, Jakow ist Hofer = Deo<sup>2)</sup>; vor zehn Jahren, als er nach Prag kam, da stellte er an jeden, der ihm in den Weg kam die sonderbarsten Fragen; wenn die kleinen Knaben aus dem Cheder<sup>3)</sup> gingen, prüfte er sie aus dem Chummisch<sup>4)</sup>, und wenn sie noch so richtig antworteten, ward er doch immer wüthend und rief: Falsch! falsch! — Aber auch Erwachsene pflegte er zu fragen, Bale Battim<sup>5)</sup>, Bochurim, kurz alle; aber da er schon fast jeden in der ganzen Khille<sup>6)</sup> gefragt hat, verhält er sich seit längerer Zeit ganz ruhig. Er ist nur menschenscheu, er verweigert jede Auskunft und beantwortet keine Frage; aber er ist ein guter harmloser Mensch, und soll auch, wie die Bochurim sagen, ein großer Lamden sein; — mich wundert's, daß er wieder beginnt. —

Laßt Euch nicht beirren von dem, was Euch der da zuflüstert, rief der Alte ängstlich; kommt nur mit mir, ich bitt' Euch flehendlichst darum, — Ihr, nur Ihr könnt mich beruhigen; Eurem Ausspruche will ich glauben, alle Andern belügen mich, armen alten Mann! Kommt in meine Wohnung glaubt mir, Ihr thut eine große Mizwe<sup>7)</sup>!

Der Fremde sah den Alten mit einem durchdringenden forschenden Blick an, als wollte er ihn in die ganze Tiefe dieser zerrütteten Menschenseele senken. Wider alles Erwarten entgegnete er nach kurzem Bedenken: Laßt nur meinen Mantel los; haltet mich nicht so krampfhaft, ich will ja mit Euch gehen. Zu Euch aber — wandte er sich an den Schuster — komme ich bald zurück, ich will Euch dann bitten, mich zu dem Balbos<sup>8)</sup> zu führen, der das Zimmer zu vermietthen hat. Nehmt vorläufig dies für Eure freundliche Theilnahme, — so sprechend zog er aus seinem Wamse eine zierliche mit Gold- und Silberstücken wohlgefüllte Börse, und legte ein großes Silberstück auf das Schusterbänkchen. Das ist zu viel, antwortete Awrohom höchst überrascht und zufrieden, Jezascher Roach<sup>9)</sup> Mekaß<sup>10)</sup> Reb . . . ich weiß nicht einmal, wie Ihr heißt!

Ohne diese weitere Frage zu beantworten schritt der Fremde an der Seite des Alten aus dem Kreise, der nun seine Vermuthungen nochmals laut und unumwunden auszusprechen begann.

<sup>1)</sup> Friede mit Euch! so viel als: Willkommen! <sup>2)</sup> Wahnsinnig. <sup>3)</sup> Zimmer, hier in dem Sinne von Lehrzimmer. <sup>4)</sup> Pentateuch, Bibel. <sup>5)</sup> Hausväter, verheiratete Männer. <sup>6)</sup> Gemeinde. <sup>7)</sup> Pflichterfüllung, oft in dem Sinne von Wohlthat gebraucht. <sup>8)</sup> Hausvater, Gemeindeglied. <sup>9)</sup> Er (Gott) möge Eure Kraft stärken! <sup>10)</sup> Eine Abkürzung. Die Anfangsbuchstaben dreier hebräischen Worte, die eine Höflichkeitsformel bilden, dem Sinne nach ebngefähr soviel, als: Euer Ehrwürden.

Ich weiß, was er ist: — ein Narr ist er, meinte eine Leberverkäuferin, ihren Vorrath auf der Schüssel ordnend, — und noch dazu ein großer! Awrohom gibt er ein Silberstück, für was? — Mit dem Wahnsinnigen geht er heim, warum?

Meine liebe Mindel! entgegnete ein anderer Höcker, mir scheint, Ihr habt große Rinne <sup>1)</sup> auf Awrohom; deßhalb ist der fremde schöne Dochor ein Narr; hättet Ihr das Geldstück gekriegt, wär' er klug gewesen! —

Die Mehrzahl der Höcker und Höckerinnen schien der Ansicht des Backfischhändlers — ein solcher war der Sprecher — vollständig beizupflichten, denn Frau Mindel war in der That dasjenige, was man heut zu Tage in der untern Volksschichte einen „Neidhammel“ nennen würde. Aber Frau Mindel war nicht diejenige, die in einem Wortkampfe voreilig die Wahlstatt verließ und sich für besiegt erklärte. Sie entgegnete daher gereizt:

Sagt Ihr, Hirsch! was haltet Ihr von ihm? aber die Wahrheit! Diese lekten, mit etwas erhöhter Stimme gesprochenen Worte sind nur dann verständlich, wenn erklärt wird, daß Hirsch der Backfischhändler nicht selten der üblen Gewohnheit anheim fiel, bei seinen Erzählungen Erweiterungen und Ausschmückungen seiner bilderreichen Fantasie im vollsten Maße anzubringen, dagegen das eigentlich in der That Vorgefallene auf eine auffallend stiefmütterliche Weise zu behandeln, ein Umstand, der wesentlich dazu beitrug, daß selbst seine besten Freunde einräumen wußten, „er sei ein wenig megasem <sup>2)</sup>“, während die Unparteiischen ihm das wohlverdorbene Prädicat: der „Schakren <sup>3)</sup>“ beizulegen liebten.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, meinte Hirsch, scheinbar das Verlezende in der Redeweise seiner Nachbarin nicht beachtend, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bin ich zwar kein solcher Bal Rinne <sup>4)</sup>, wie es gewisse Menschen gibt, die vom lieben Gott ordentlich zur Strafe so geschaffen wurden; aber lieber wäre es mir doch gewesen, wenn Frädl Kuchenbäckerin das Geldstück bekommen hätte, die hat fünf Kinder, ihr Mann, der Baß <sup>5)</sup> in der Altschul, ist — nebbich <sup>6)</sup> — seit vier Monaten krank zu Hause, — die hätte das Geld besser brauchen können; — aber wenn es Gold regnet, ist die gute Frau nicht am Plake, und wenn sie auch da gewesen wäre, was hätte es genützt? Hätte sie die Schuzpe <sup>7)</sup> gehabt, einen Fremden mit goldenen Ringen an den Händen wie ein Sor <sup>8)</sup>, mir nichts dir nichts gleich anzusprechen, als wenn er ein so eba Wer <sup>9)</sup> wäre? Warum haben wir alle geschwiegen? .... Ich war nur neugierig, wie weit es Awrohom Schuster noch treiben wird. Es hätte nicht viel gefehlt, hätte er den Fremden gefragt wie sein Ober-Deb <sup>10)</sup> heißt, wie lang er schon bar Mizwe <sup>11)</sup> ist und was für Hasthoro <sup>12)</sup> damals Schabbos <sup>13)</sup> gegangen ist <sup>14)</sup>.

<sup>1)</sup> Neid, so viel, als: seid sehr neidisch. <sup>2)</sup> Uebertreibe ein wenig. <sup>3)</sup> Lügner. <sup>4)</sup> Neidhard, Neidhammel. <sup>5)</sup> Bassist, Bassfänger. <sup>6)</sup> Soll heißen: Nie bei Euch! <sup>7)</sup> Keckheit. <sup>8)</sup> Fürst. <sup>9)</sup> Ich weiß nicht wer. <sup>10)</sup> Ulgrosvater. <sup>11)</sup> Dem Sinne nach: „zur Erfüllung der religiösen Sagenungen verpflichtet“, hier aber soviel als: „wie lange es ist, daß er seinen 13. Geburtstag gefeiert“, von welchem Tage an der jüdische Knabe bekanntlich die religiösen Pflichten zu übernehmen hat. <sup>12)</sup> Abschnitt aus den Propheten. <sup>13)</sup> Samstag. <sup>14)</sup> Vorgetragen wurde.

Diese Worte schienen denn doch anzudeuten, daß der wackere Hirsch neben der unangenehmen Gewohnheit des Uebertreibens auch von dem Fehler seiner Gegnerin nicht ganz freigesprochen werden konnte. — In Awrohom Schuster, der alle diese Stichelreden schweigend angehört hatte, schien ein bedeutender Gedanke zum Durchbruche kommen zu wollen. Er rückte auf seinem Schämel hin und her und rieb sich mit einem eigenthümlichen Lächeln die Hände.

Meine lieben Leute! — rief er endlich — ich will Euch zeigen, daß Ihr Alle Awrohom Schuster noch nicht kennt, obwohl er jetzt schon mehr als zwanzig Jahre den großen Rowed <sup>1)</sup> hat, in Eurer Gesellschaft Schuhe für die Bochorim der prager Jeschiwo <sup>2)</sup> auszusticken, und schon mehr als zwanzig Jahre deine Schforim <sup>3)</sup>, Hirsch, und Euere Klatschereien, Mindel, anhören muß. — Ihr Alle kennt Awrohom Schuster noch nicht! — Das Geldstück soll mir offer <sup>4)</sup> sein, — das Geldstück gehört Frabl Kuchenbäckerin, oder vielmehr ihrem kranken Manne Simche, er ist mein Vaf, das heißt: Vaf in meiner Schul', hat in seinem Leben von mir noch kein Kosch haschono- <sup>5)</sup> und kein Purim- <sup>6)</sup> Geld bekommen, ich bin ledig, er ist ein Balbos und hat fünf Kinder; ich bin gottlob gesund, er ist krank — ich will auch einmal ein Sor sein, das Geldstück bekommt er von mir, schon heute im Voraus als Chanuka- <sup>7)</sup> Geschenk, — und was Ihr, Hirsch! meint, es hat keiner von Euch die Chuzpe gehabt den Fremden anzusprechen, könntet Ihr vielleicht viel besser sagen: Ihr habt nicht den Sechel <sup>8)</sup> dazu gehabt; und jetzt, da ich von dem Geldstücke nichts haben will, laßt mich Menucho <sup>9)</sup>; laßt mich meine Arbeit fertig machen, und verkauft lieber Eure Fische und gebratenen Lebern! — So sprechend griff er rasch nach dem vor ihm liegenden Schuhe, und begann emsig zu flicken.

Run, das läßt sich hören, ich weiß, Ihr habt ein gutes Herz! mußte selbst Frau Mindel dem lauten Beifall der Nachbarschaft beipflichten, worauf sie einen ehrenvollen Rückzug aus dem Wortgeplänkel dadurch zu gewinnen suchte, daß sie mit der vollen Kraft ihrer Lunge die erlöschende Flamme ihrer Kohlenpfanne zur hellen Pohe ansachte; während Hirsch, nachdem er ebenfalls verlegen den edlen Sinn Awrohoms anerkannte, grade den jetzigen Zeitpunkt als den günstigsten erachtete, seine Badfische den Vorübergehenden, als besonders ausgezeichnet, auszuempfehlen. — Aber die drei Nachbarn waren sehr versöhnlicher Natur, und trotzdem sie nun schon seit Decennien den löblichen Gebrauch pflogen, sich bei passenden Gelegenheiten zu necken, so hatten sie sich denn doch schon in Noth und Glend wechselseitig beigehtanden, und so kam es, daß sie eine halbe Stunde später wohl den kleinen Streit, nicht aber die Veranlassung desselben vergessen hatten, und die drei Nachbarn steckten die Köpfe zusammen,

<sup>1)</sup> Ehre. <sup>2)</sup> Talmudische Hochschule. <sup>3)</sup> Lügen. <sup>4)</sup> Soviel als: es als etwas, dessen Benützung verboten wäre, betrachten. <sup>5)</sup> Neujahr. <sup>6)</sup> Ein jüdisches Fest, an dem man Arme zu beschenken pflegt. <sup>7)</sup> Tempelweihe, Tempelweihfest. <sup>8)</sup> Verstand. <sup>9)</sup> Laßt mich in Ruhe.

um von Neuem ihre — zweifelsohne sehr interessanten — Vermuthungen über den Fremden auszusprechen.

Dieser ging indessen schweigend an der Seite seines sonderbaren Begleiters, und obwohl er mit spähenden Blicken umherschaute, gewann er nun auch Zeit, Jakow genauer zu betrachten. Das Alter des bejahrten Mannes ließ sich schwer bestimmen. Sein gramzerwühltes durchfurchtes gelblich fahles Antlitz, das einst schön gewesen sein mochte, wurde durch einen weißgrauen ungepflegten Bart, der mit dem unregelmäßig herabwallenden Haupthaare zu einer unförmlichen Masse zusammenfloß, und namentlich durch das unheimliche Blitzen seiner Augen, die weit aus ihren Höhlen hervorstarren, zu einem fremdartigen, ungewöhnlichen, einem Menschenangesicht fast unähnlichen umgestaltet. Seine von der Wucht des Glends gebrochene hagere Gestalt schien einst riesengroß gewesen zu sein, und die Dürftigkeit seiner Kleidung vervollständigte den eigenthümlichen Eindruck seiner Erscheinung. — Am Hahnpatte <sup>1)</sup> hielt der Alte vor einem Häuschen stille, und bat, der Fremde möge ihm über den Hof in sein Kämmerchen folgen. Dieses, ärmlich eingerichtet, lag ebenerdig und grenzte hart an den Friedhof, der Art, daß man durch das niedrige Fenster ohne die geringste Beschwerlichkeit auf den Friedhof hinaus steigen konnte. Es war uebst einem Lehnsessel, nur noch ein einziger zerbrochener Stuhl im Zimmer. Der Alte rückte schweigend beide an den Tisch und bedeutete dem Fremden, sich zu setzen.

Was wollt Ihr? frug nun dieser. Der Alte sah sorglich nach, ob niemand horche, schloß die Thüre, sogar den Fensterladen, und zündete eine Lampe an. Seht, begann er nun, seht, wie ich Euch erblickte, da war es mir so sonderbar, so ganz anders zu Muth, als wenn ich einen andern fremden Bochar sehe; ich weiß, Ihr seid nicht so böshaft wie die andern alle, alle, die einen armen schwachen Greis verachten, fränken, schonungslos verhöhnen; sie kennen kein Mitleid, sie haben kein Erbarmen, sie wissen nicht, was es heißt so zu leiden wie ich leide — sie vernichten mich, sie haben sich alle verschworen gegen mich, und wen ich frage, der antwortet falsch, falsch, falsch! —

Der Alte sprach mit einer furchtbaren Erregtheit, alles Blut, das seinen abgekehrten Körper durchfloß, schien sich in den heftig gerötheten Wangen gesammelt zu haben, die Adern seiner Stirn schwellen in unnatürlicher Stärke an. Sagt mir, sagt mir, — sagt mir aufrichtig, flüsterte er dann plötzlich wieder ganz demuthsvoll, kennt Ihr die Afferes hadibros <sup>2)</sup>? aber ich beschwöre Euch bei dem Gotte Israels, der da geschaffen hat Himmel und Erde, bei dem Haupte Eures Vaters, bei dem Seelenheile Eurer Mutter, bei Eurem Chelek le-olom habo <sup>3)</sup>, antwortet recht, ohne falsch!

<sup>1)</sup> Eine ziemlich enge vom alten Friedhof begrenzte Straße der Judenstadt. Diese Gasse dürfte man vielleicht damals „hohen Paß“ genannt haben, da sie die höchst gelegene in der prager Judenstadt sein soll. <sup>2)</sup> Zehn Worte. Zehn Gebote. <sup>3)</sup> Antheil an die zukünftige Welt.

Mein guter Alter! anwortete der Fremde ruhig, ich will Euch alles thun, was Ihr verlangt, ich will Euch die zehn Gebote, ich will Euch alle sechshundert dreizehn Gesetze sagen, voraus gesetzt, daß ich sie noch weiß, ich will Euch ganz zu Willen sein, denn ich sehe, Ihr seid ein arm er müdegehefter Mann. — Ihr lebt wohl hier in diesem Stübchen einsam, Ihr empfängt wohl keine Besuche? frug der Dochur nach einer kurzen Pause.

Seitdem ich sehe, daß niemand mit mir heimgehen will, um mir aus meiner kleinen Bibel die zehn Gebote zu lesen, lasse ich niemanden herein. Manche fürchten sich auch, — zu mir kommt niemand, niemand, Ihr seid der Erste, der seit Jahren mein Stübchen betritt, — nun aber seid so gut, laßt die zehn Gebote hören, rasch, ich bitte Euch!

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er sich etwas bereits längst Vergessenes in's Gedächtniß zurückrufen, und begann dann mit lauter kräftiger Stimme die am Sinai geoffenbarten zehn Worte des Herrn auswendig herzusagen. — Der Alte blickte regungslos, das vorgestreckte Haupt auf beide Hände gestützt — als wolle er jedes Wort seiner Lippen gierig einsaugen — in das Antlitz des Fremden. All' sein Blut schien langsam in sein Herz zurückzufließen, sein Gesicht ward leichenhaft blaugrau, die Augen schienen aus den weitgeöffneten Lidern herauszutreten, und je länger der Fremde sprach, desto violetter wurden die schmalen krampfhaft bebenden Lippen. Wäre nicht der Herzschlag des gequälten Alten hörbar gewesen, man hätte glauben müssen, das Leben sei aus diesem morschen Leibe geschwunden. — Der Fremde rebete ruhig weiter, doch als er das siebente Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“ aussprach, entrang sich der Brust des Gemarterten ein grauser, markdurchdringender, furchtbarer Schrei, ein Schrei so schrill, wie ihn der vom Pfeile schwer getroffene, in den Lüften mit dem Tode ringende Raubvogel ausstößt, ein Schrei, wie ihn nur der tiefste, unsäglichste Seelenschmerz einer Menschenbrust zu entreißen vermag. Der Fremde hielt inne; der Alte sank, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, zusammen. Es trat ein Augenblick der tiefsten Stille ein; endlich brach der Alte in lautes Schluchzen aus.

Auch Ihr! — auf Euch hatte ich gehofft! Wie hätt' ich Euch geliebt, wie hätt' ich Euch verehrt, wie hätt' ich Euch angebetet, wenn Ihr anders gelesen hättet, als die Andern — aber, nein, nein, nein! — er liest: lo Sinow, lo Sinow<sup>1)</sup>! Du sollst nicht ehebrechen! Herr der Welt! habe ich zu wenig gelitten, zu wenig gebüßt, zu wenig bereut!? und Du läßt es noch stehen in Deiner heiligen Lehre! Soll ich ewig, hier und dort leiden?! — Doch Du bist gerecht und ich bin der Frevler — ich habe gesündigt, ich habe gefrevelt, ich habe — und so murmelte er seine Brust zerschlagend das ganze Sündenbekenntniß<sup>2)</sup> ab.

<sup>1)</sup> Du sollst nicht ehebrechen. <sup>2)</sup> Aus den Gebeten für die Bußtage.

Es thut mir leid, Euch Schmerz bereitet zu haben, aber seht — der Bochur schlug bei diesen Worten in einer auf dem Tische liegenden Bibel die betreffende Stelle auf, — seht, es steht so wie ich's gelesen. — Die Druckschrift des Blättchens war von Thränen Spuren ganz verwischt, und man sah deutlich, daß vorzugsweise dieses Blättchen unzähligemal gelesen worden war.

Ja, ja, es steht so! rief der Alte mit dem Tone der tiefsten Ergebung und Zerknirschung. Ihr habt recht, mein Bruder hatte recht, alle haben recht, die Bochurim, die kleinen Knaben aus dem Lehrhause, alle, alle lesen es so, — alles hat recht, nur ich nicht, ich nicht! — Ich bin schuldig! — Und wieder begann er mit beiden Fäusten an seine Brust schlagend das Sündenbekenntniß herzusagen.

Der Bochur war von seinem Sitze aufgestanden, und durchschritt mehrmals das Zimmer. Das unendliche Weh des Alten schien ein leises Gefühl der Theilnahme in ihm zu wecken. Es ist nicht jeder wie du, ein Riese an Geist und Denken, sprach er leise vor sich hin, es kann nicht jeder, wie du, das Glauben abstreifen wie ein unbrauchbar gewordenes Gewand, und aus dem innern Seelenbrand ein neues Leben erwecken. Der Mann war nicht immer wahnsinnig, aus diesen unheimlichen dunklen Augen mußte einst ein milderes Feuer geleuchtet haben, — aber er sank durch eigene Schuld! Ein einziger kühner Aufschwung seines freien Geistes hätte ihn gerettet vor ewiger Nacht, er wollte es nicht! Mußte er dem todtten Bibelworte glauben? Stand er am flammenden Sinai, als die Donnerworte in die Menschheit hineingernsen wurden? Konnte er sich nicht loslösen von dem blinden Glauben seiner Väter? Mußte ihm das wahr und heilig scheinen, was seinen Ahnen und Urahnen heilig und wahr geschienen? — Seine Väter konnten mit dem Lächeln der Verklärung den rauchenden Scheiterhaufen besteigen, und während die Flamme den Leib verzehrte, Loblieder und Psalmen singen, sie konnten dies, weil sie den paradiesischen Wonen eines erhofften Jenseits entgegenzogen, und was ist der bitterste schmerzenreichste Augenblick der Qual gegen die unendliche Ewigkeit! — Seine Väter konnten lächelnd ihr Leben unter dem Schlachtbeil ihrer Verfolger aushauchen, sie hatten mit dem Glauben das Höchste des Daseins, die Hoffnung! — aber dieser Thor?! er hat geündigt, nun wohl! reiß ihn heraus aus dem zerrissenen blutenden Herzen, den thörichten Glauben, der dich quält, was frommt er dir, du Armer, Verlorner hier und dort?! — — Es liegt doch eine schwer zu bewältigende Macht in dem Glauben! — — Wenn ich noch zu glauben versuchte? das süße Märchen kann auch Wunden heilen! — — aber ich, ich kann nicht, ich kann nicht, — sie haben mich hinausgestoßen, sie haben mich dazu gedrängt, die Bibel, die Menschen — alle, alle, — ich, ich konnte wahrhaftig nicht anders! —

Dann blieb er plötzlich wieder vor dem Alten stehen, der, ohne seinen Gast weiter zu beachten, in dumpfes Brüten zusammen gesunken war.

Ihr seid wohl Talmudist? frug der Bochur laut, Ihr seid's! Nun denn, kennt Ihr das Wort des frommen Königs Chiskia nicht? „Wenn auch schon

das scharfe Schwert am Halse des Menschen liegt, so darf er doch noch nicht an Gottes Allbarmherzigkeit verzweifeln!“<sup>1)</sup> Vergesst nicht: in derselben Thora, in der geschrieben steht: „Du sollst nicht ehebrechen“, steht auch geschrieben: „Der Ewige, der Ewige ist ein allerbarmender gnadenvoller Gott, langmüthig, groß an Huld und Wahrheit, er bewahrt seine Huld dem tausendsten Geschlecht, vergibt Missethat, Abfall und Sünde —“

„Aber er gedenkt die Missethat der Väter an Söhnen und Sohnes Söhnen, bis in's dritte und vierte Geschlecht!!“<sup>2)</sup> sprach Jakow weiter. — Verzweifelt nicht! — Sind auch die Thore des Gebetes verschlossen, seitdem das Heiligtum in Jerusalem zerstört, die Thore der Neuzähren sind nicht verschlossen.<sup>3)</sup> — Verzweifelt nicht, armer Jakow! gedenkt des Ausspruchs der Bibel: „denn die Leidenschaft des Menschen ist böse schon von Jugend an“<sup>4)</sup>. Gedenkt der Worte: „Kann ich den Tod des Frevelers wollen?! spricht der Ewige, Gott; o! daß er zurückkehrte von seinen Wegen, daß er lebe“<sup>5)</sup> — bedenkt das wohl und verzweifelt nicht! —

Der Bochur brach jetzt plötzlich ab, als sei er erstaunt über das Mitgefühl, das in ihm rege geworden, es schien ihn selbst überrascht zu haben. Jakow aber faßte im Uebermaße seiner Empfindung krampfhaft seine Hand und presste sie an seine Lippen.

O! wie wohl thut Ihr mir, rief er, wie tränfelt Ihr Balsam in meine nie vernarbenden Wunden! So hat seit Jahren niemand mit mir gesprochen; Gott segne Euch dafür! — Ihr seht, Jakow, sprach der Bochur, sich jetzt zum Gehen anschickend, ich bin Eurem Willen gefolgt, und habe Euch gedient, so weit ich konnte, — jetzt ist's an mir Euch zu bitten. — Es kommt niemand zu Euch, Ihr seid oft allein, erlaubt mir Euch bisweilen zu besuchen und hier zu lernen<sup>6)</sup>. Vielleicht vermag ich den bösen Geist zu bannen, der Euch zuweilen erfaßt.

O, ein böser, böser Geist! Ihr habt recht — ja Ihr, mit Eurem schönen Auge, Ihr thut mir wohl — o, ich war auch einst so wie Ihr jetzt seid, groß, schön, kräftig; wenn ich Euch anblicke, erinnere ich mich meiner eigenen glücklichen Jugend, meines Bruders! — o, kommt zu mir oft, oft!

Das will ich, — und nun lebt wohl!

Gott segne Euch!

Der Bochur schritt aus dem Hause; dann blieb er sinnend stehen. Ich will den Zufall einen glücklichen nennen, sprach er leise, der mir diesen Wahnsinnigen entgegen führte; er kann mir nützen, er kann mich auf die rechte Fährte meines edlen Wildes führen. — Aber das ist mir unerklärlich! Ich glaubte alles Mitleid, alles Erbarmen erstickt in meiner Seele, und siehe! dieser Alte weckt Gefühle in mir, die ich für ewig aus meiner Seele bannen wollte! —

<sup>1)</sup> Talmud Traktat Berach. 10, a. <sup>2)</sup> Exodus Cap. 31, Vers 6—8. <sup>3)</sup> Talmud Trakt. Berach 32, b. und Bawa Mez. 59, a. <sup>4)</sup> Genesis Cap. 5, Vers 20. <sup>5)</sup> Ezechiel Cap. 33. <sup>6)</sup> Talmud studiren.

Alles stößt ihn von sich, und ich, ich, der ich alle diese, die am Bibelworte hängen, so bitter, so tödtlich hasse, und zu hassen Grund habe, ich ließ ihn gleich, noch ehe ich meinen Vortheil ersah, gewähren und war ihm zu willen. — O! trotz des wahnsinnigsten Hasses, der rasendesten Wuth, die mich erfüllt, ist doch noch viel zu viel vom alten guten Juden in mir geblieben! — Ich muß noch anders werden!

## II.

Reb Schlome Sachs, Oberschammes in der Altschule, war eben Freitag Abend aus der Synagoge heim gekommen. In seiner Wohnung und in seinem Herzen herrschte sabbathliche Ruhe. Es ist etwas unendlich wohlthuendes, ein solches Winterfreitagabendstübchen! Ein schwarzer großer Kachelofen ließ eine angenehme Wärme entströmen, während die in der Mitte des Zimmers hängende achtzackige Lampe, ein etwas gedämpftes, röthliches, aber doch freundliches Licht verbreitete.

Auf dem länglich runden Tisch lag ein weißes reines Tischtuch, und unter demselben lugte überdies noch eine bunte Tischdecke hervor, an deren Enden Quasten herabhingen, die eben einem muntern Käpchen zum angenehmen Zeitvertreibe dienten. Die schönste Bierde des Stübchens bildete aber unstreitig die Hausfrau Schöndel, ein blühendes liebliches Weib von etwa dreißig Jahren. Wie sie so in zierlicher Schabboskleidung, die reichen Flechten ihres dunklen Haares von einem sogenannten reichen Häubchen <sup>1)</sup> sittsam bedeckt in ihrem schmucken bis hoch an den Hals reichenden ängstlich geschlossenen, wohlitzenden Wämmschen, ihrem Gatten entgegentrat und ihm Mantel und Barett abnahm, wie sich die Weiden freudestrahlend gute. Schabbos wünschten — wie sich da in ihren Zügen jener kindlich reine Seelenfriede, jene tiefe beseligende Gemüthsruhe abspiegelte, — da hätten die beiden gewiß nicht mit Fürsten und Königen getauscht!

Der Hausherr sang die Tsillo lel Schabbos<sup>2)</sup>; als er geendet, frug er: Ist Reb Sawriel noch nicht zu Hause?

Nein, er wollte heute in die Altneuschul gehen, die er noch nicht gesehen.

Run, da wird er erst später heimkommen; wir, in der Altschul sagen nur einmal Mis = mor Schir le Jom haschabbos <sup>3)</sup> und machen nicht Kibdusch. <sup>4)</sup> — Wie gefällt dir der neue Miethsmann, den uns Awrohom Schuster zugewiesen hat?

Wir gefällt er sehr gut — ein schöner Mann von feinen Sitten und Vornehmen, gar nicht als wenn er ein Bochur wäre; die Bochurim denken an nichts

<sup>1)</sup> Ein aus Goldfäden gewirktes, mit Spigen besetztes Häubchen. <sup>2)</sup> Gebet für den Sabbath-Abend. <sup>3)</sup> Ein Psalm, der Freitag Abend in allen andern Synagogen Prags zweimal abgesungen wird. <sup>4)</sup> Ein Segenspruch, der Freitag Abend in allen Synagogen gesprochen wurde, während die Altsynagoge diesen Gebrauch nie eingeführt hatte.

als an ihren Schiur und an ihre Halcho Tofosob<sup>1)</sup>); aber Reb Sawriel weiß sehr schön und zierlich zu sprechen. Er muß aus gutem und reichem Hause sein; auch hält er sich ganz anders wie die Andern, so grad, so stramm, weißt du? als wenn er ein Soldat wäre; aber fromm ist er nicht so wie die Andern.

Er ist ein großer Landen, wie ich im Verlaufe dieser Tage aus seinem Gespräche ersehen habe, und mich freut das. — Du weißt, ich nehme keinen Zins von unsern Miethsleuten, ich will nur einen gottesfürchtigen tüchtigen Talmudisten im Hause haben; — aber sage mir liebes Weib, wie fällt dir gerade ein, er halte sich wie ein Soldat?

Run, die halten sich eben grade und aufrecht; was ist daran auffallend?

Nichts, nichts, — aber ich habe dir noch nicht erzählt. Gestern Nacht, als ich von Chazos<sup>2)</sup> heimkomme, und eben unser Stübchen — von dem ich immer den Schlüssel mitnehme um dich nicht aus dem Schlafe wecken zu müssen — aufschließen will, höre ich im Zimmer unseres Miethmannes laut sprechen; ich horche einen Augenblick, — es war nicht die Art, wie man Talmud studirt, er schien die Worte an Einen oder Mehrere zu richten, aber das, was er sprach, klang so sonderbar, ich konnte ihn zuerst nicht deutlich verstehen, da er je nach dem Inhalte seiner Worte bald leise murmelte, bald laut schrie — auch pfiß der Wind laut durch den Gang; dann aber gewöhnte sich mein Ohr daran, und ich hörte ihn deutlich sprechen: „Mann — wir sind beide verloren — beide, du und ich — man will uns den Kaiserlichen verrathen — man liefert uns an's Schlachtmesser.“ — Später rief er wieder plötzlich: „Man überrascht uns nicht! wir sind gerüstet, marsch! halt! Feuer! Sturm! laufen! Keinen Pardon. Sie geben auch keinen Pardon, alles niedermachen — so, so, Blut! Blut! — das thut der Seele wohl. — Der Sieg ist mein! — Mir den blut'gen Vorbeerkranz, ich bin Sieger — Sieger ich — ah! es hilft nichts, ich bin doch ein — —“ Die letzten Worte verklangen leise, nach einigen Minuten war's wieder stille im Zimmerchen, und ich hörte die ruhigen Athemzüge seiner kräftigen Brust; — ich fand noch nicht Gelegenheit, dir dies zu erzählen, denn Freitag, weißt du, hält mich der Dienst in meiner Synagoge fest, — auch hätte ich vielleicht daran vergessen; aber weil du von seinem soldatischen Aussehen sprachst. — Es wundert mich nicht, daß er solche Träume hat, — engequete Schöndel — er denkt immer an solche wunderliche Sachen. Heute Vormittag, als ich dir deine Schabboskleider aus dem Kasten, den er uns in seinem Zimmer stehen zu lassen erlaubte, holen wollte, drückte ich, da auf mein Klopfen keine Antwort erfolgt, auf die Klinke, um mich zu

<sup>1)</sup> So wurden die talmudischen Thematata benannt, welche von dem Rabbiner alljährlich zweimal für alle Schiursstuben der Gemeinde bestimmt wurden, und die während der zweimal im Jahre wiederkehrenden Ferienmonate, wo die regelmäßigen Verträge aufhörten, den Privatleuten dann in scharfsinnigen Vorträgen dieses Themas geistreich und vielseitig zu behandeln. Es bildete daher den größten Ehrgeiz der Bodeurim, durch ein tiefes Eingehen in die Halcho Tofosofos ihre gründlichen talmudischen Kenntnisse zu beweisen. — Bei den damaligen Verhältnissen waren diese Bezeichnungen auch den Frauen bekannt und geläufig. <sup>2)</sup> Mitternacht. Hier in der Bedeutung: Gebete, die um Mitternacht in der Synagoge abgehalten werden.

überzeugen, daß er nicht zu Hause ist; aber die Thüre öffnete sich und Gawriel, den Kopf in beide Hände gestützt, blickt mit unverwandter Aufmerksamkeit — nicht in einen Folianten, sondern — in aufgerolltes buntbemaltes Papier, auf das er mit einer Feder verschiedene Striche zeichnet. Beim Nähertreten erkenne ich eine Landkarte<sup>1)</sup>; ich fragte ihn erstammt, was das zu bedenten habe, und er erzählt mir, wie er von Meschkenes<sup>2)</sup> nach Prag gereist, sei er auf seiner Reise den böhmischen und den kaiserlichen Heeren begegnet, und nun sehe er blos zum Scherze nach, wo sie stehen — dann wies er mir ganz genau den Punkt, wo der kühne Feldherr Mannsfeld steht, und wo der Churfürst Maximilian und die Generale Tilly und Boucquoi mit ihren Truppen lagern, und dann zeigte er mir wieder, wie Friedrichs Obergeneral, Christian von Anhalt, die Kriegsführung des erfahrenen Ernst von Mannsfeld schlecht unterstütze, und wie die ständischen Truppen trotz ihrer Tapferkeit und ihrer tüchtigen Führer unterliegen müssen, so lange der unfähige oder, wie er sich aussprach, vielleicht von den kaiserlichen gewonnene Anhalt an der Spitze der Armee bliebe; das alles setzte er mir so klar und deutlich auseinander, daß sogar ich unverständiges Weib es ganz gut einzusehen vermochte. — Wie so versteht Ihr das so gut? frug ich ihn; von allen Bochorim der hiesigen Jeschiwo wird kein einziger so viel von diesen Dingen wissen als Ihr; Ihr wärt ein guter Offizier. — Nun, wer weiß, entgegnete er mir scherzend, wenn ich einst kein gutes Rabbon<sup>3)</sup> bekomme, werde ich noch Val-Milchome<sup>4)</sup>. — Aber so sonderbar kam mir das Ganze vor, daß es mir den ganzen Tag vorschwebte; — ich muß lachen, wenn ich mich daran erinnere; heute Mittag, vielleicht drei Stunden später, als ich auf die Kleinseite hinüberging, um Wachskerzen zu kaufen, seh' ich zwei hohe Offiziere über die Brücke reiten, einen kannte ich zufällig, den jungen Thurn, den kennt hier jedes Kind, aber von dem andern, einem Kriegsobristen, der einen ganz schwarzen Rappen ritt, von dem schien mir's, daß er unserem Miethsmanne Gawriel so ähnlich sei, wie ein Zwillingbruder dem andern — und wie die Beiden auf der Kleinseite umbiegen, erblickt mich dieser Kriegsobrist, und sieht mich mit freundlichem Blicke unverwandt an, als wollte er mich grüßen; aber es ist dies alles nur Täuschung gewesen, und die ganze Aehnlichkeit mag eine sehr geringe und zufällige sein, und das sonderbare Gespräch Gawriels, das noch immer meine Gedanken beschäftigte, mag der Grund gewesen sein, daß ich diese Aehnlichkeit überschätzte — und daß sich Offiziere nach jungen Frauen umsehen, ist auch nichts auffallendes.

<sup>1)</sup> Es muß hier bemerkt werden, daß zur Zeit unserer Erzählung für die Gelehrsamkeit das goldene Zeitalter in Böhmen gewesen. Rudolph der II. (gest. 1612) hatte an sein Hoflager die größten Männer Europas berufen und es gab damals sogar unter den Damen gelehrte Christinnen. Selene von Wadenfels, Eva von Lobkowitz, Katharina Albertin, Elisabeth Wescienia sprachen und schrieben lateinisch und griechisch. — Bei der jüdischen Bevölkerung mochte der hohe Rabbi Löw (gest. 1609) den Sinn für wissenschaftliche Bildung erschlossen haben. <sup>2)</sup> Deutschland, vorzugsweise Süddeutschland. <sup>3)</sup> Rabbinat. <sup>4)</sup> Kriegsmann, Soldat.

Glaub' mir, erwiderte Schlome, Gawriel ist kein Obrist; die Bochurim der prager Jeschiwo sind nicht das Holz, aus dem der König oder die Stände Kriegshelden bilden wollen. Ich sage nicht, daß sie es nicht eben so gut wie Andere werden könnten — die Makkabäer kämpften so tapfer wie ein Thurn, ein Boucquoi, ein Mannsfeld, und noch viel tapferer; — aber so lange uns der Herr der Heerscharen in seiner hohen Weisheit noch immer nicht das Herz der Fürsten und Völker, unter denen wir leben, ganz zuwendet, so lange müssen wir uns Druck, Schmach, Hohn und alles das gefallen lassen, was die Vorsehung über uns verhängt. — Weißt du, daß es vor einigen Jahren den Meistern von der Feder hier in Prag sogar untersagt wurde, die Juden die edle Kunst des Fachtens zu lehren? <sup>1)</sup> — Aber liebes Weib, das ist kein angenehmes Gespräch für einen frohen Freitagabend.

Du bist undankbar! Leben wir jetzt nicht ruhig und geschützt durch das Gesetz? Blicke zurück in die finstern Zeiten des Babus —

Wollen wir heute keine trüben Erinnerungen heraufbeschwören, wollen wir den freudenreichen Sabbath-Frieden nicht verdrängen, bat Schlome; sprechen wir von etwas Anderem, von was du willst. — Unser Miethsmann, sagst du, sei nicht so fromm, wie die andern Bochurim?

Nein, er lernt nicht fleißig, geht auch nicht sehr oft zum Schiur, hat schon in den wenigen Tagen seines Hierseins mehrmals den Besuch der Synagoge veräußt; auch küßt er nie die Mesuje<sup>2)</sup> wenn er aus- oder eingeht.

Schlome wollte antworten, aber das rasche Eintreten Gawriels, der die eben ausgesprochene Behauptung durch eine thatfächliche Unterlassung bestätigte, verhinderte ihn davon.

Guten Schabbos! entschuldigt mein langes Ausbleiben. Ich war in der Altneuschul — eine ehrfurchterweckende Synagoge! Man erzählt bei uns viel von diesem Gotteshause; es ist jedenfalls eines der ältesten der europäischen Judentheit, wenn wir die Wormser Bothe Knesios<sup>3)</sup> ansprechen, vielleicht das älteste; — aber sagt mir, Val Bos, sind alle die Geschichten, die man bei uns draußen in Aschenes in den Bothe Medroschim<sup>4)</sup> vorzugsweise gerne zur Witternachtsstunde, von diesen Bes ha Kneses erzählt, und die mir stets ein so angenehmes gespensterhaftes Grauen erregen, sind diese wahr?

Der kindliche Sinn des Volkes, entgegnete der Hausherr, liebt das Ungewöhnliche und Wunderbare, und da wird wohl viel erzählt, was in Wirklichkeit ganz anders gewesen sein mag.

Es ist aber auch vieles wahr, fiel die Hausfrau ein; — o! dieser Gemeinde Prag ist im Verlaufe der Zeiten so viel Schmerzreiches zugestoßen,

<sup>1)</sup> In dem, vom Kaiser Rudolph der in der Altstadt Prags unter dem Namen „Gesellschaft der Freischter von der Feder“ bestehenden Fachtmeister-Znnung, am 7. März 1607 erteilten Privilegium Artikel 9. <sup>2)</sup> Eigentlich Thürpfoste. Hier so viel, als eine mit gewissen Bibel-sprüchen beschriebene Pergamentrolle, die an der rechten Thürpfoste ange schlagen wird. <sup>3)</sup> Versammlungshäuser, hier so viel als Gotteshäuser. <sup>4)</sup> Lehrhäuser. Hier in dem Sinne von Orten, wo man die zum Talmudstudium nöthigen Werke vorfand, und die zu jeder Tag- und Nachtzeit von fleißigen Talmudisten besucht waren.

sie hat so unendlich viel erduldet, und doch hat sie Gott — gelobt sei sein Name! — wundervoll erhalten, und doch leuchtet sie jetzt ihren Schwestern in Deutschland glänzend voran. — Wenn ich vorübergehe an dem altehrwürdigen Hause des Herrn, so werden Bilder alter verschwundener Zeiten in mir wach. — Kennt Ihr die Geschichte, wie unsere Glaubensgenossen einst rucklos in der Altneuschul hingeschlachtet wurden? — Schöndel mußte diese Frage wiederholen; Gawriel schien plötzlich in tiefes Sinnen versunken.

Nein, sprach er endlich aus seinen Träumereien auffahrend, fast wie geistesabwesend; — erzählt, edle Frau! von Euren Rosenlippen tönt Alles doppelt schön.

Schlome schüttelte bedenklich und verwundert das Haupt ob dieser Sprechweise; einer Sprechweise, die jener der Bochurim so entfernt lag.

Reb Gawriel! Ihr sprecht ja wie ein Ritter zu einem Edelfräulein! Vergeßt nicht, Ihr seid ein Talmudjünger, und mein Weib das Weib eines Schammes. —

Ihr dürft nicht so sprechen, als wenn Ihr uns verhöhnen wolltet, sprach Schöndel, und hohe Purgurgluth überslog ihr Antlitz; ich kann sonst nicht —

O, erzählt, gute Frau! kümmert Euch nicht um meine Reden; ich bin zuweilen zerstreut, ich pflege manchmal im Geiste ferne zu sein —

Hoch zu Ross in der Schlacht, nicht wahr? frug Schöndel lauernd.

Jetzt ward das Gesicht des Bochurs tiefdunkelroth. Er bedurfte eines Augenblickes sich zu fassen. — Wie meint Ihr das? frug er dann heftig.

Roschin dabronios hen!), wie Ihr aus dem Talmud und gewiß auch aus der Erfahrung wißt, entgegnete Schlome; ich habe meiner Frau eben, während wir auf Euch warten, erzählt, daß ich Euch, als ich gestern in der Nacht von Chazos kommend an der Thüre Eures Zimmers vorüberschritt, laut aus dem Schlafe sprechen hörte, und daß Ihr von einer Schlacht oder etwas ähnlichem geträumt haben mögt; — wir fanden den Traum für einen Bochur sonderbar.

Ah, sprach Gawriel aufathmend und sichtbarlich erleichtert, — ah, das glaubt Ihr? nun ja, ich pflege schwer zu träumen von Schlachten —, ja, wißt Ihr, woher das kommt? Ich war als Bochur zu fleißig gewesen, und studirte Tag und Nacht die Talmude; nun aber kann der Mensch nicht zu viel ertragen, und da mich mein Ehrgeiz zu ununterbrochenen Anstrengungen hinriß, so kam es, daß mein Geist verwirrt wurde, ich ward wahn Sinnig, ich glaubte ein Ritter, ein Krieger zu sein, — aber, ich bin jetzt durch gute Aerzte und Ruhe des Körpers und Geistes vollkommen geheilt, vollkommen! sorgt Euch nicht! — Da ich jedoch auf meiner Hereinreise vielen Kriegshaufen begegnete, so mag mein Geist im Schlafe wieder von trüben Bildern geschreckt worden sein; denn obwohl ich nun vollkommen genesen, so pflegen mich doch noch, wenn ich kurz vorher irgend wie angeregt wurde, unangenehme Träume

!) Frauen sind plauderhaft.

zu ängstigen; es sind dies aber auch nur Träume, und auch das geschieht selten, d'rum kehrt euch nicht daran, wenn ich wieder so wunderliches Zeug im Schlafe schwähe, ich bitt' Euch d'rum.

Es war zu den Zeiten, wo das Talmudstudium fast den einzigen Brennpunkt aller geistigen Thätigkeit bei den Juden bildete, nichts ungewöhnliches, daß Bochorim, besonders solche, die mit eifrigen Studien auch eine ascetische Lebensweise verbanden, durch das sogenannte Ueberstudiren ihren Geist zerrütteten. Es war auch bekannt, daß auf solche Weise hervorgerufene Seelenleiden durch zweckmäßige Behandlung, namentlich durch Ruhe des Körpers und Geistes, genau wie es Gawriel angegeben, geheilt werden konnten, und die beiden Gatten kannten selbst mehrere Talmudjünger, die sich in gleicher Lage mit ihrem Miethsmanne befanden, und sich auch wie dieser erholt hatten. Es lag daher kein Grund vor, das offene Geständniß Gawriels zu bezweifeln, und selbst die auffallende Verlegenheit, die er bei der vorschnellen Aeußerung der Hausfrau gezeigt, schien durch das ihm abgedrungene, ihn gewiß unangenehm berührende Geständniß hinreichend gerechtfertigt.

Armer junger Mann! unterbrach Schöndel die eingetretene längere Pause, die unangenehm zu werden begann. Dankt Gott, gelobt sei er! daß er geholfen hat, und seid recht froh. — Jetzt begreife ich auch, warum Ihr an dem alten Jakob so warmen Antheil nahmt und gleich seinen Bitten nachgab.

Nein, das war's nicht, entgegnete Gawriel ernst und nachdenkend, als wenn er in der That die Verwunderung Schöndels theilte und in seinem Innern keinen genügenden Grund für sein damaliges Benehmen fände; — aber lassen wir diesen Gesprächsstoff, wenn's beliebt, und sprechen wir von etwas Anderem! — Ihr wolltet mir erzählen, wie einst —

Ja, ja, rief Schöndel, froh, dem Gespräche eine andere Wendung geben zu können; also hört:

Es mögen jetzt schon mehr als zweihundert Jahre sein, — der faule Wenzel herrschte damals im Lande, — da traf es sich einst, daß ein Ritter in heißer Begierde für ein Judenmädchen entflammte. Dieses wies seine schändlichen Anträge mit tugendhafter Entrüstung zurück. List und Verführungskunst scheiterten an der festen Standhaftigkeit des Mädchens, und der Ritter beschloß daher, durch Gewalt zum heißersehnten Ziele zu gelangen. Der Jom Kipur<sup>1)</sup> schien ihm am geeignetesten zur Ausführung seines ruchlosen Vorhabens. Er wußte, daß Judith — so hieß das Mädchen — an diesem Tage allein bei ihrer blinden Mutter daheim bleiben würde, während alle Andern durch Gebete und andächtige Uebungen im Gotteshause festgehalten wurden. Jom Kipur Nachmittag — Judith betete leise am Bette ihrer schlummernden Mutter — öffnet sich die Thüre ihres Zimmers und ihr verhasfter Verfolger tritt mit funkelndem gierigem Blicke herein. Judith's Flehen, ihre Thränen rühren ihn nicht, und schon hält er sie mit starken Armen fest umschlungen, da führt

<sup>1)</sup> Veröhnungstag.

ein glücklicher Zufall ihren Bruder heim, der sich nach dem Befinden der Mutter und Schwester erkundigen will. Die fürchterliche unaussprechliche Wuth, die ihn erfasst, verleiht dem ohnedies starken Manne Riesenkraft. Er entwindet dem Bösewicht die Waffe, und nur den Frauen hat es dieser zu danken, daß er die versuchte Schandthat nicht mit dem Leben büßt. — Mit Fußstritten und grimmigem Hohne stößt der gekränkte Bruder den wüsten Gesellen zum Thor hinaus. — Der Ritter, dem Spotte des Volkes, das sich schnell in starken Haufen sammelt, Preis gegeben, schwört allen Juden blutige tödtliche Rache. Er hält sein Wort — Reb Sawriel! um Gotteswillen, was habt Ihr?! unterbrach sich jetzt plötzlich die Erzählerin; seid Ihr unwohl?

Sawriel, der die Hausfrau mit stets wachsender Aufmerksamkeit angehört hatte, war in diesem Augenblicke in der That sonderbar anzusehen; — in seinen freideweiß gewordenen Zügen zuckte es convulsivisch und seine großen gläsernen Augen waren starr auf einen Punkt gerichtet, als sähe er Gespenster.

Was habt Ihr? rief Schlome, seinen Miethsmann aus allen Kräften schüttelnd; kommt zu Euch!

Sawriels Lippen schlangen mehrmals bebend zusammen, ohne daß er einen verständlichen Satz hervorzubringen vermochte; — endlich fuhr er sich mit der Hand über die von kaltem Schweiß bedeckte Stirne, und sprach, sich mächtig anstreugend und als ob er aus einem Traume erwachte:

Das war zu König Wenzels Zeiten, nicht wahr? vor etwa zweihundert Jahren; — eine blinde Mutter — eine schöne Tochter — und Jom Kipur war's —?

Gott sei gelobt! daß Ihr wieder wohl seid; Ihr müßt Schwindel gehabt haben.

Ja ja, sprach Sawriel matt und abgesspannt, ich war einen Augenblick unwohl, sehr unwohl — es ist aber wieder gut. Erzählt weiter, liebe Frau, ich bitt' Euch darinn, erzählt!

Seinen dringenden Bitten nachgebend fuhr Schöndel fort: Seines unwürdigen Benehmens wegen schon lange aus dem Kreise der Adelligen gestoßen, hatte der Ritter Verbindungen mit unzufriedenen müßigen Bürgern der Stadt angeknüpft, und diese sollten dazu dienen, ihn gräßlich zu rächen. Einige Zeit darauf führte er einen unter nichtigen Vorwänden fanatisirten Pöbelhaufen zu **Mord** und Plünderung in die Judenstadt. Die Ersten, die, aufgeschreckt aus ihren friedlichen Wohnungen, den Räubern entgegen treten, werden ohne Erbarmen hingemetelt. Entschlossene Männer versuchen es, der ungeheueren Uebermacht entgegenzutreten, vergebliches Bemühen! Ohne Waffen, sehen sie sich nach einem langen heldenmüthigen Widerstande gezwungen, in die von Greifen, Frauen und Kindern schon gefüllte Altmenschenzule zu flüchten. An der geschlossenen Thüre der Synagoge erdröhnen mächtige Schläge. „Deffnet und ergebt Euch!“ ruft der Ritter von Außen. — Nach einer kurzen Pause der Verathung wird geantwortet, daß die Juden ihr Vermögen den Meuterern ausliefern, hierüber eine Schenkungsurkunde ausstellen, und sich nur das Nothwendigste zurückbehalten wollen; auch geben sie die Versicherung,

bei dem König und den Ständen keine Klage zu führen, dagegen soll die Ehre ihrer Frauen und Töchter gewahrt, und auch niemand zum Religionswechsel gezwungen werden.

„Es ist nicht an Euch,“ tönte es wieder von Außen, „an uns ist es Bedingungen vorzuschreiben. — Wollt Ihr am Leben bleiben und nicht elend untergehen, müßt Ihr öffnen und sogleich Eueren Glauben abschwören. Ich gebe nur kurze Frist zum Bedenken; ist diese nutzlos verstrichen, seid Ihr alleammt des Todes!“ —

Es erfolgte keine Antwort. An eine fernere Gegenwehr war nicht zu denken, und auch die Hoffnung, der König werde denn doch, den unerhörten beispiellosen Frevel hintanhaltend, schwand mit jedem Augenblicke. Der Kampf auf der Straße — wenn der verzweifelte Widerstand eines wehrlosen kleinen Häufchens gegen eine gewaffnete Uebermacht so genannt werden kann — hatte lange genug gedauert, und König Wenzel hätte schon während dieser Zeit Hilfe schicken können. Man mußte endlich annehmen, daß er sich um das Schicksal der Juden nicht kümmern würde. — In der Altmenschule herrschte Todtenstille, nur hier und da ein unterdrücktes Schluchzen, nur hier und da ein Säugling, der seine Mutter an die süßeste Pflicht gemahnte. Endlich ertönte nochmals die Stimme des Ritters rauh und wild: „Ich frage Euch zum letzten Male; was wählt Ihr: den neuen Glauben oder den Tod?“ — Ein augenblickliches Schweigen und dann brach sich der tausendfache Ruf: „Den Tod!“ dumpf an der Decke des gottgeweihten Hauses. — Die Menterer begannen nun, die Thüre mit Aexten und Beilen zu zertrümmern. Die Belagerten aber stimmten in ihrer Todesnoth, mit wunderbarer Uebereinstimmung, in feierlichem Chor den herrlichen Vers des Psalmisten an:

„Und wall' ich auch dem dunklen Todesthal entgegen,

„So fürcht' ich doch der Frevler arge Bosheit nicht.

„Du bist mit mir! Du bist auf allen meinen Wegen!

„Des Glaubens fester Stab ist meine Zuversicht!“ — —

Der alte Rabbi war auf den Stufen, die zu dem Aron hakodesch<sup>1)</sup> hinaufführen, betend auf's Knie gesunken. Herr! flehte er, ich habe unendliches Weh! mögen wir doch in die Hände des Herrn fallen, denn sein Erbarmen ist grenzenlos — nur nicht in Menschenhand! ach! wir wissen nicht was wir thun sollen, nur zu Dir ist unser Blick gerichtet! Gedenke Deiner Barmherzigkeit und Deiner Huld, die vom Uraufang gewesen. Im Zorne sei der Milde eingedenk! Möge Deine Güte über uns walten, so wie wir Dir vertrauen! —

Aber Gott half diesmal seinen Kindern nicht, in seinem unerforschlichen Rathschlusse war es anders bestimmt. Die erste Thüre ward erbrochen, der Pöbel drang in die Vorhalle des Gotteshauses, eine einzige schwache Thüre trennte die Bedrängten von den Bedrängern!

Herr! rief der Rabbi mit dem Schmerze der tiefsten Verzweiflung, Herr!

<sup>1)</sup> Heilige Lade, Tabernakel, in dem sich die heiligen Schriftrollen befinden.

laß die Mauern dieses Hauses, in dem wir und unsere Väter Deinen Namen in Lobgesängen verherrlicht und gebenedeit haben, — laß die Mauern dieses Gotteshauses zusammenbrechen, und laß uns in seinen Trümmern begraben! — aber gib uns nicht lebend in die Hände der Barbaren, laß nicht unsere Frauen und Jungfrauen lebend eine Beute der Schändlichen werden! — „Nein!“ rief jetzt eine kräftige Stimme — „das sollen sie nicht, Rabbi! — Frauen und Jungfrauen! zieht Ihr den Tod von der Hand Eurer Väter, Gatten, Brüder, den Tod von eigener Hand, der Schande, der Entehrung vor? Wollt Ihr statt den blutdürstenden entmenschten Mördern da draußen lebend in die Hände zu fallen, rein und unschuldig vor den Thron des Allmächtigen treten? Wollt Ihr?! spricht, die Zeit drängt!“ — und wieder schallte es von hundert Frauenlippen: „Lieber Tod als Entehrung!“ —

An den Mann, der so eben gesprochen, drängte sich sein schönes blühendes Weib, den Säugling an der Brust. „Laß mich die Erste sein, laß mich von deiner lieben Hand sterben,“ kispelte sie. Mit der tiefsten Rührung, deren die Menschenseele fähig ist, drückte er sie an seine Brust. „Es muß rasch geschehen,“ sprach er mit dumpfer zitternder Stimme, „es muß schnell geschehen werden, — ich hatte nie gedacht, daß wir so scheiden werden! — Verzeih' uns Gott und Allerbarmer, wir thun's ja nur um Deines geheiligten Namens willen! — Bist du bereit?“

„Ich bin's!“ sprach sie, „laß mich nur ein Mal, ein einziges Mal noch, das letzte Mal, mein süßes unschuldiges Kind küssen — Gott segne dich, du arme Waise, Gott lasse dich Erbarmen finden in den Augen unserer Mörder — — — Gott helfe dir! — Wir, du theurer Freund! wir scheiden nur auf kurze Zeit, du folgst mir bald, du Treuer! —“

Mit dem unendlichsten Weh, das eine Menschenbrust durchzuden kann, drängte der Gatte den lieblichen Säugling, der schier von der Mutter nicht lassen wollte, von dem entblöhten wogenden Busen, ein inniger Abschiedskuß, ein letzter Händedruck — ein Messerstoß, und ein Blutstrahl spritzte über das Gesicht des Säuglings, an den Wänden des Gotteshauses empor. — Das Weib sank, mit dem Rufe Schma Jisroel<sup>1)</sup> leblos zusammenbrechend, auf die Kniee. —

Alle andern Frauen, auch Judith, folgten dem heldenmüthigen Beispiele. Viele gaben sich selbst den Tod, viele empfingen ihn von der Hand der Gatten, Väter, Brüder, aber alle ohne Murren, stille und gottergeben. — Man mußte zarte Kinder, die sich weinend und händefaltend an die Kniee ihrer Väter klammerten, und flehend baten, man möge der Mutter nur nicht wehe thun, losreißen — es war eine Scene, schauervoll und herzzerreißend, eine Scene, wie sie die Geschichte der Judenheit, die Geschichte der Menschheit nicht qualenreicher kennt. — — Es war vollbracht! Kein Weib sollte lebend in die Hände der Verfolger fallen, der letzte Todesseufzer war aus-

<sup>1)</sup> Höre Jisrael! der Ewige unser Gott ist ein einig einziger Gott!

gehaucht, und die wenigen Wackern, welche die innere Thüre nur so lange vertheidigen wollten, traten zurück. Ein fürchterlicher Schlag und die Thüre, das letzte Bollwerk, stürzte im aufwirbelnden Staube zusammen. Der Ritter, die geschwungene Streitaxt in der Hand, blieb, mit vor Wuth verzerrten Zügen auf den in's Bethaus führenden Stufen stehen, hinter ihm drängte sich eine unübersehbare Pöbelmasse mit Spießen, Morgensternen und eisenbeschlagenen Dreischlegeln bewaffnet. „Gebt uns eure Weiber und Mädchen,“ rief er mit seiner Donnerstimme, nun seine wahre Absicht verrathend, — „und schwört Euren Glauben ab!“

„Sieh diese bluttriefenden rauchenden Leichen!“ sprach ein der Thüre zunächst Stehender, — „es sind Frauen und Jungfrauen, sie alle haben den Tod der Schande vorgezogen. Glaubst du wir, Männer, fürchten den Tod von deiner und deiner Mordgesellen Hand? morde mich, Scheusal, und sei verflucht, hier und dort, diesseits und jenseits, von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ — Einen Augenblick später lag der kühne Sprecher in seinem Blute schwimmend am Boden. — Beim Anblicke der zahlreichen weiblichen Leichen ward die thierische Wuth des Pöbels, der sich so um den schönsten Theil seiner Beute betrogen fand, zur völligen Raserei gesteigert. Bluttrunkene Hyänen wären menschlicher verfahren. Nicht ein Menschenleben ward verschont, und selbst Säuglinge wurden auf den Leichen ihrer Mütter hingeschlachtet. Das Blut floß in Strömen. Nur ein einziger Knabe ward später noch lebend unter den Leichenhaufen hervorgezogen. — Als sie sich dem Aron hakodesch naheten, um dem Rabbiner, der auf den Stufen vor demselben kniete, den Todesstreich zu versetzen, fanden sie ihn leblos, das Haupt aufwärts und gegen Osten gewendet, ein sanftes Rächeln in den todesmuthigen Zügen. Der Tod hatte ihn früher erreicht, im heißen Gebete war seine reine Seele entschwabt.

Der Pöbel überblickte nun das vollbrachte Werk, und jetzt, da die Mordlust befriedigt, schrak er plötzlich selbst ob der verübten blutigen Gräueltaten zusammen. Das Aron hakodesch blieb unberührt, das Gotteshaus ungeplündert. Flüche und Verwünschungen gegen den Ritter, ihren Rädelshführer ausstößend, stob die wilde Rotte in banger Furcht vor dem göttlichen und weltlichen Richter auseinander. Aber König Wenzel ließ diese Frevelthat, trotz der dringendsten Vorstellungen des böhmischen Adels, ohne Untersuchung und Strafe. — Von diesem Tage an floh ihn auch sein guter Engel. Der Geist der hilflos Hingewürgten schien stets über seinem Haupte zu schweben. Seine Regierung wurde eine unglückliche. Der Adel fühlte sich durch diese Rechtsverletzung tief gekränkt. Es entstand eine Reihe nimmerendender Zwistigkeiten zwischen dem Adel und dem Volke, und Wenzel, der von einer Grausamkeit zur andern schritt, wurde sogar von den Ständen zweimal gefangen gehalten, und starb endlich, wahrscheinlich in Folge des Kammers, den ihm ein kurz vor seinem Tode ausgebrochener blutiger Hussitenaufrüstand bereitete. Er konnte bis an sein Lebensende nie mehr froh und zutraulich werden. — Auch den Ritter, den Urheber jener Schandthat, der später als Räuber und Mordbrenner das Land

durchzog, erteilte die gerechte Strafe. Der prager Erzbischof ließ ihn zehn Jahre später, während der zweiten Gefangenschaft Benzels, nebst fünfzig andern Raubgesellen angefaßt der Stadt Prag hängen. Sein Name fiel der Bergeseinheit anheim. — — —

Ihr könnt wundervoll erzählen, unterbrach Gawriel die Stille, die eine Weile herrschte, nachdem Schöndel geendigt; ich könnte Euch noch stundenlang zuhören. —

In der That war ihm der begeisterte Schwung ihrer Worte und namentlich die gewählte, ihrem Stande so wenig entsprechende Ausdrucksweise aufgefallen.

Entschuldigt eine Frage, begann er wieder nach einer kurzen Pause. — Ich fühle mich erst dann recht heimisch, wenn ich meine Umgebung genau kenne. Ein günstiger Zufall führt mich in Euer Haus, — ein Haus, wie ich es nicht besser wünschen und finden konnte, — aber Ihr nehmt doch meine Offenheit nicht übel — ich staune, bei einem Schammes einen so auffallenden Wohlstand, und mehr noch bei Euch, liebe Hausfrau, einen so ungewöhnlich hohen Grad von Bildung zu finden, — wollt Ihr mir dies vielleicht erklären?

Ja wohl, aber bei Tische, entgegnete der Hausherr; es ist spät und wir wollen speisen.

Die Drei setzten sich und eine alte Magd trat ein. Der Hausherr machte über einen Becher Wein Ridusch, man ging waschen<sup>1)</sup>, und nachdem über zwei bisher von einer Samtdecke verhüllten Varches<sup>2)</sup> Mozo gemacht<sup>3)</sup> worden, stellte die Magd die dampfenden Schüsseln auf den Tisch. Die beiden Männer griffen wacker zu.

Ihr wißt, Reb Gawriel! begann Schlome, wo Zwei sitzen, und es ist nicht zwischen ihnen das Wort Gottes . . . . .<sup>4)</sup> d'rum möcht ich Euch ersuchen, mir etwas Thoro zu sagen<sup>5)</sup>.

Thoro, entgegnete Gawriel gedehnt, nun, ich will's versuchen. Und sich langsam über die Stirne fahrend und die Augen drückend, als wolle er alle andern Gedanken zurückweisen und längst in den Hintergrund gebrängte Erinnerungen wieder heraufbeschwören, begann er einen geistreichen talmudischen Vortrag. Im Anfange gemessen und nachdenklich, als ob er sich auf einem glatten ihm fremd gewordenen Boden bewegte, ward er nach und nach sicherer und heimisch, und sprach sich mit Wärme in jene orientalische Lebendigkeit hinein, die diesen Studien einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Er entwickelte ungewöhnliche Kenntnisse. Alles, was er sprach, war so scharf durchdacht und wohl erwogen, daß er die Einwürfe, die Reb Schlome hier und da versuchte, mit der größten Leichtigkeit zurückwies. Dieser sah, trotz seiner reichen talmudischen Kenntnisse und seiner vielgeübten Geistesgewandtheit die Ver-

<sup>1)</sup> Händewaschung vor dem Speisen. <sup>2)</sup> Eine Art besseren Gebäckes, das am Samstag die Stelle des Brodes vertritt. <sup>3)</sup> Ein gewisser Segensspruch gesprochen. <sup>4)</sup> So ist's ein Sitz der Spötter. (Mirke Aboth. Cap. 3.) <sup>5)</sup> Forschung aus den religiösen Wissenschaften mitzutheilen.

geblichkeit jedes Wipuls<sup>1)</sup> bald ein und hörte den Doctur mit fast ehrerbietigem Schweigen bis zu Ende.

Das ist ein herrlicher Schluß<sup>2)</sup> sprach er, als Sawriel geendet, und unser Dajan<sup>3)</sup> Reb Lippmann Heller wird sich freuen, einen solchen Talmid<sup>4)</sup> bekommen zu haben. Aber Ihr besucht seine Vorträge nicht oft?

Ich habe bisher noch manches von der Reise zu ordnen, und kann nicht so oft den Schiur besuchen, als ich wollte; — aber jetzt, lieber Balbos, da wir schon Thoro gesprochen, erzählt mir wie es kömmt, daß Ihr wohlhabend und doch Schammes seid, wie so es kömmt, daß Eure Frau jene hohe Bildung besitzt, die man bei dem Drucke, den die Juden trotz mannigfachen, wenn auch langsamen Fortschreitens denn doch zu erdulden haben, so selten bei den Juden und namentlich bei Frauen findet. Erklärt mir dies, wenn Euch nicht besondere Gründe Schweigen auferlegen.

Schlome, der sich schon gefreut hatte, seinem Gaste zu beweisen daß auch er mit Nutzen den talmudischen Studien obgelegen, mußte sich dies für das Nächstemal aufsparen, und dem Drängen seines Gastes nachgeben.

Ihr gefällt mir jetzt recht wohl, Reb Sawriel, und da ich mich nun immer mehr und mehr davon überzeuge, daß Ihr ein rechter Landen seid, so schwindet ein eigenthümliches Mißtrauen, das mich — ich kann's jetzt offen gestehen — zuweilen gegen Euch erfaßte, und es freut mich diese Eure offene Aussprache recht herzlich. — Also hört: Ich bin der Sohn des Reb Karpel Sachs Secher Zadik (iwrocho<sup>5)</sup>). Mein Vater war ein sehr reicher und frommer Mann und machte von seinen Glücksgütern auch den besten Gebrauch. Die Gemeinde, deren Parneß<sup>6)</sup>, und die Altschul, deren Gabe<sup>7)</sup> er war, haben ihm viel zu danken. Ich war sein einziges Kind und war meinem Vater um so werther, als ihm in mir auch das Andenken meiner früh hingeschiedenen Mutter fortlebte. Seine liebevolle Vorjorge für mich kannte keine Grenzen. Ich durfte nie allein ausgehen, ich durfte ihn nie, auch nicht auf einen Augenblick verlassen, und alle meine Lehrer mußten mich unter seinen Augen unterrichten. Als Parneß der Gemeinde nicht selten im Verkehr mit hochgestellten nichtjüdischen Männern, sah er die Nothwendigkeit ein, daß Juden neben eifrigen religiösen Studien sich auch den allgemeinen Wissenschaften zuwenden müßten, auch um der gesammten Menschheit gegenüber das Judenthum, die Judenheit würdig vertreten zu können. Er war trotz seiner mannigfachen Beschäftigungen sehr oft beim hohen Rabbi Eder, und Genosse seiner vielseitigen Studien. Ich selbst wurde schon frühzeitig in fremden, ja sogar in den gelehrten Sprachen und in Naturwissenschaften unterrichtet, ohne daß ich hiedurch das Studium unserer heiligen Lehre irgend wie vernachlässigt hatte. Es war an einem schönen Wintervormittage, ich, ein kleiner Knabe, war bei meinem Vater in seinem Studierzimmer, und las in der Bibel; da meldet der Meschoves<sup>8)</sup> einen

<sup>1)</sup> Disputation. <sup>2)</sup> Complicirter Vortrag über talmudische Thematata. <sup>3)</sup> Assessor des Rabbiner-Kollegiums. <sup>4)</sup> Schüler. <sup>5)</sup> Das Andenken des Gerechten sei gesegnet. <sup>6)</sup> Erster Vorsteher. <sup>7)</sup> Verwalter, Vorsteher. <sup>8)</sup> Diener.

Mann, der meinen Vater dringend zu sprechen verlangt, und gleich darauf tritt derselbe, ein kleines Mädchen auf dem Arme, herein. Diese Scene werde ich nie vergessen, und sie schwebt noch heute deutlich und lebendig vor meiner Seele. — Der Mann war groß und kräftig gebaut, aber Gram und Kummer waren tief in seinen edlen ernstern Zügen eingegraben. Das Kind, das er mit ängstlicher Zärtlichkeit noch immer auf dem Arme behielt, war ein blühendes schönes Mädchen; ich brauche es Euch nicht weiter zu schildern, denkt Euch meine Hausfrau als Mädchen von drei Jahren. Beide waren ärmlich gekleidet, der Fremde trug die Tracht eines dürftigen wandernden Polen, das Mädchen schien durch ihren zerrissenen Anzug nicht gehörig vor Kälte geschützt gewesen zu sein, und ihr Vater — denn das war der Fremde augenscheinlich — erwärmte mit dem Hauche seines Mundes die kleinen erstarrten Hände, die sich fest an seinen Nacken klammerten.

„Ich und mein Kind, wir kommen von einer weiten beschwerlichen Reise, sprach der Fremde. Ich bin gleich zu Euch, Reb Karpel! gegangen, von Euch fordere ich die Hilfe, die Ihr mir gewähren könnt und werdet. Schenkt mir eine Stunde Zeit, ich muß mit Euch allein sprechen.“ — Die wenigen Worte des Fremden, und schon sein, trotz der Dürftigkeit des Anzuges, ehrfurchtgebietendes Aeußere hatten auf meinen Vater sichtbarlich einen günstigen Eindruck gemacht. Er erhob sich, reichte dem Ankömmling die Hand zum Scholem alechem und rückte selbst einen Stuhl zum Ofen, in dem ein gastliches Feuer brannte. — Der Vater hieß mich das kleine Mädchen in mein Zimmer führen und ihr von den Mägden Suppe geben zu lassen. Schöndel blickte ihren Vater an, und als dieser sie auf den Boden setzte und es ihr gestattete, faßte sie lächelnd und zutraulich meine Hand und ging mit mir. — Was die beiden Männer insgeheim mit einander verhandelten, weiß ich nicht, aber als mein Vater zwei Stunden später die Thüre seines Zimmers öffnete, hörte ich ihn laut sagen: „Da Ihr bei uns weder Raf, noch Dajan, noch Klausrabbinner werden wollt, so betrachte ich es als eine besondere Fügung Gottes, daß gerade in der Altshul die Stelle eines Ober-Schammes erledigt ist, daß gerade diese Euren Wünschen entspricht, daß ich bei ihrer Besetzung ein entscheidendes Wort mitzusprechen habe. Ich glaube der Einwilligung meiner Mit-Gaboim versichert zu sein. Ich werde darauf sehen, daß Euch von allen Meschubodim<sup>1)</sup> und den Schul-Balebattim<sup>2)</sup>, mit denen Ihr übrigens in keine Verführung kommen werdet, jene Achtung erwiesen wird, die Euch, Rabbi, zukommt. Ihr werdet so leben können, wie Ihr es wünscht, ungekannt, abgeschieden von aller Welt, Euren Studien obliegend. Ich betrachte es als ein Glück, Rabbi, daß Ihr meine Bitte gewährt, und meinen Knaben einführen wollt in die Tiefen unserer heiligen Lehre.“

„Ich danke dir, Reb Karpel; aber nenn' mich doch nicht Rabbi, nenn' mich Mosche wie —“ er erblickte mich und hielt inne.

<sup>1)</sup> Untergebene, hier so viel als Synagogenbedienstete. <sup>2)</sup> Die, die Synagoge besuchenden Familienväter.

Ich war erstaunt über das fast erfurchtsvolle Benehmen meines Vaters. Die erste Person in der Gemeinde, wußte er seine Würde stets zu wahren, und es konnte nur ein besonders ausgezeichnete Mann sein, der sich einer solchen Behandlung erfreuen durfte.

„Schlome, küsse dem Rabbi die Hand, er wird von heute an deine Erziehung übernehmen,“ sprach mein Vater. Ich führte seine Hand ehrfurchtsvoll an meine Lippen und von diesem Tage an schien mir Reb Mosche ein Wesen höherer Art. Mein Vater ließ ihm sogleich in einem der Synagoge nahe liegenden Hause die Wohnung des jeweiligen Oberschammes, dieselben Zimmer, die wir noch jetzt bewohnen, einräumen, und den folgenden Samstag wurde — nach gepflogener Rücksprache mit den andern Synagogen-Vorstehern — den Vale Battim der Altschul angezeigt, daß ein Fremder, für den Reb Karpel Sachs in jeder Beziehung einstehe, als Oberschammes aufgenommen worden sei. — Hier also lebte mein Schwiegervater, hier war es, wo ich, ein kleiner Knabe, das Erstmal herkam um das Talmudstudium zu beginnen, hier drückten wir seine lebensmüden Augen zu! — Rabbi Mosche war ein wunderherrlicher Mann, alles, was er sprach und that, zeigte von der tiefsten Religiosität. Er lebte abgeschlossen von jeder Gesellschaft, und die einzigen Besuche, die er empfing, waren der hohe Rabbi Löw und mein Vater. Sein Vortrag war klar und faßlich, und dem Unterrichte kam meine gespannte Aufmerksamkeit und der feste Wille seine Zufriedenheit zu erringen, vortrefflich zu statten. Bald theilte der übrigens etwas menschenscheue Mann seine Liebe zwischen seinem einzigen Kinde, das er fast abgöttisch verehrte, und mir, und auch mein Vater hatte die fremde mutterlose Waise unendlich liebgekommen. Wir Kinder selbst hingen mit der außerordentlichsten Zärtlichkeit aneinander, ein Gefühl, das — Gott sei Lob und Dank! — seit jener Zeit noch nie in uns erloschen ist. — Wenn ich von ihrem würdigen Vater unterrichtet wurde, konnte Schöndel stundenlang neben mir sitzend zuhören, und selbst wenn ich mich mit andern Studien beschäftigte, war das kleine liebe Mädchen meine Gesellschafterin. Diesem Umstande und den bedeutenden Fähigkeiten und Geistesgaben meiner Frau müßt Ihr es zuschreiben, daß diese Schammeste an Wissen und Bildung manches Edelräulein übertrifft. — Uebrigens war dieses Stübchen selbst in meinen freien Stunden mein liebster Aufenthalt, mit Rabbi Mosche sprechen mein höchster Genuß. Oftmals durfte ich ihm bei gewissen Verrichtungen in der Synagoge helfen, und es freute mich dies um so mehr, als er hierbei die Dienstleistungen aller ihm untergeordneten Schuldiener zurückwies. Wie kindlich freute ich mich jeden Donnerstag Abend auf den kommenden Morgen! Freitag stand ich immer zeitlich auf, — man brauchte mich nicht zu wecken — kleidete mich an, und lief zu Reb Mosche hinunter. Dieser erwartete mich schon, ich faßte seine Hand und wir gingen zusammen in's nahegelegene Gotteshaus. Noch jetzt macht ein ganz menschenleeres Gotteshaus einen eigenthümlichen schwer zu beschreibenden Eindruck auf mich, und wenn wir die knarrenden Thüren aufschlossen und unsere Tritte in dem kühlen leeren Raume weithin schallten, da schien mir's,

als wehe mich der befehlende Hauch des Gottfriedens an. Mein Lehrer schloß sein Pult am Almemmor<sup>1)</sup> auf, steckte dann die Leuchter auf die Hänglampen, versah das Ner Tomid<sup>2)</sup> mit frischem Del, und ich durfte das Delfläschchen, die Pichter und alles, was er sonst noch benöthigte, nachtragen. Alles dies geschah mit dem tiefsten Schweigen, als fürchteten wir, die Stille des gottgeweihten Hauses mit einem Worte zu unterbrechen. War alles gehörig geordnet, setzte ich mich auf die zum Aron hatodeisch hinauf führenden Stufen und begann meinem Lehrer den Wochenabschnitt aus der Bibel vorzulesen. Auch die frühesten Schulfescher fanden uns stets mit dem Bibelstudium beschäftigt. Ich verlebte meine Jugend ruhig und seelenvergnügt. Das räthselhafte Dunkel, das meinen zweiten Vater — denn das war mir Reb Mosche geworden — umhüllte, war nur geeignet das Gefühl der Ehrfurcht, welches er mir einflößte, wo möglich noch zu erhöhen, und ich wagte nie den Versuch, diesen Schleier lüften zu wollen. Wir beide, Schöndel und ich, hätten ihn nicht um eine Welt über seine Vergangenheit, die für ihn gewiß schmerzreich gewesen, gefragt, und auch mein Vater, dem sein Geheimniß bekannt sein mochte, bewahrte hierüber das unverbrüchlichste Schweigen. Auch die gegenseitige Stellung der beiden Männer war eine eigenthümliche; sie sprachen zuweilen so miteinander, als hätten sie sich einst vor vielen, vielen Jahren, als Kinder etwa gekannt, und doch hatte mein Vater nie seine Vaterstadt verlassen, und doch war Reb Mosche — dessen konnte sich Schöndel noch wie im Traume erinnern — aus weiter, weiter Ferne gekommen. Ich selbst nahm gegen Reb Mosche jene Stellung ein, die der Talmud dem Schüler seinem Lehrer gegenüber anweist. Ich erfüllte seine leisesten Wünsche, die ich aus seinen Blicken zu lesen versuchte, und traf es sich, daß ich ihn, ohne es zu wollen, durch ein Wort etwa, traurig stimmte, so ward ich trostlos und konnte stundenlang weinen. Dies geschah übrigens höchst selten, und ich kann mich jetzt nur eines einzigen Falles erinnern. Beim Lesen der Psalmen waren wir zu der Stelle gekommen: „Sieh wie schön, wie lieblich ist's wenn Brüder beisammen wohnen“<sup>3)</sup>, und ich sprach den jüdischen Wunsch aus, nebst Schöndel, die ich als mein Schwesterchen betrachtete, auch noch einen Bruder zu haben. „Mein Sohn!“ entgegnete Rabbi Mosche ernst, „was Gott thut, ist wohlgethan! Warum wünschst du dir einen Bruder? Die Brüder lieben einander nicht immer, und wo Liebe und Freundschaft herrschen sollte, herrscht oft Feindschaft und Hader. Kain erschlug seinen Bruder Abel, Jakob und Esau waren Brüder, aber Esau haßte den Jakob. Joseph ward von seinen Brüdern verkauft, und die Geschwister des größten Propheten, selbst Moses Geschwister, sprachen übel von ihm.“ — Ich blickte verwundert in das Gesicht meines würdigen Lehrers, ein bitteres Lächeln schwebte auf seinen Lippen, eine Thräne glänzte in seinem milden Auge. —

Ich will Euch nicht weiter mit Schilderungen aus meiner Jugend er-

<sup>1)</sup> Eine erhöhte Stelle, eine Art Tribune in der Mitte der Synagoge. <sup>2)</sup> Ewige Lampe. <sup>3)</sup> Psalmen. Cap. 133.

müden, die, während sie mich mit den wehmüthigsten Erinnerungen erfüllen, Euch ganz gleichgiltig sein dürften. Mein Jünglingsalter verfloß eben so glücklich und ungetrübt als meine Kinderzeit. Ich reiste zum Manne, Schöndel entfaltete sich zur herrlichen Jungfrau. Unsere gegenseitige innige Neigung war beiden Vätern bekannt, und der zwei und zwanzigste Geburtstag Schöndels ward zu unserem Vermählungsfeste bestimmt. — Acht Tage zuvor, Samstag Nachmittag ward ich allein in das Zimmer meines Vaters beschieden, wo ich auch meinen Schwiegervater fand. „Mein Sohn,“ begann dieser tief bewegt, „ich habe in Euere Ehe mit Freuden eingewilligt, ich kenne dich von deiner Kindheit an, du bist mir unendlich lieb und theuer, und ich kann nun von meinem einzigen geliebten Kinde in Frieden scheiden, wenn der Herr mich ruft. Aber ich richte eine Bitte an dich, und auch dein würdiger Vater vereinigt seine Bitten mit der meinigen. Sieh, Schlome! sieh, ich bin frühzeitig in Leiden und Kummer grau geworden, und habe Unglück, und ich muß dir's heute zu meiner tiefsten Betrübniß gestehen, auch Bosheit der Menschen kennen gelernt. Wir beide, dein Vater und ich, wir wissen nicht, wann Gott über uns befiehlt — Schlome! versag' uns unsere Bitte nicht! bleib für immer Schames in der Altschul!“ — Ich war einen Augenblick ganz erstarrt vor Erstaunen, ich hätte eher alles Andere als diesen Wunsch erwartet; aber es lag mir nicht ob, über die Ursachen dieser sonderbaren Forderung nachzugrübeln, — mein Vater war vollkommen einverstanden, ich hatte nichts zu thun als einzuwilligen. — Acht Tage darauf war die Hochzeit. Die Armen der Gemeinde wurden reich beschenkt, alle Synagogen, alle wohlthätigen Anstalten reichlich bedacht, das Hochzeitmal aber wurde stille und prunklos gefeiert. Als die beiden Väter von der Trauung heimkamen, stürzten sie sich mit dem Ausdruck der höchsten Aufregung in die Arme. „Reb Karpel! hättest du das gehofft, als wir vor vierzig Jahren von einander schieden?“ frug mein Schwiegervater, „hatten wir gehofft, uns je wieder zu sehen? und jetzt gibt uns der gütige Allvater das Glück, unsere einzigen geliebten Kinder durch das heilige Band der Ehe zu verbinden!“ — „Jetzt können wir ruhig sterben,“ entgegnete mein Vater mit der tiefsten Rührung.

Mein Vater schien im prophetischen Geiste gesprochen zu haben. Im ersten Jahre unserer Ehe starb zuerst mein unvergeßlicher Vater, dann kurz darauf mein Schwiegervater. Ihre Seelen schienen durch das Band der Freundschaft auch für jenseits aneinander gekettet zu sein, und sie ruhen auch im Grabe nebeneinander.

„Meine Kinder!“ sprach Rabbi Mofche auf seinem Todtenbette, „Euer Vater Reb Karpel Sachs hat Euch irdisches Gut hinterlassen, ich bin arm, ich hinterlasse Euch nichts als meinen Segen, meine unbegrenzte Liebe! — In diesen gestiegelten Schriften habe ich meine Lebensgeschichte in langen Winterwächten zu Eurem Nutzen niedergeschrieben. Ihr dürft das Siegel erst in zwanzig Jahren lösen, wo Jener, der mir übel gewollt, schon gestorben sein, wo ihm Gott schon vergeben haben wird. Was Euch dunkel war, wird Euch dann

hell werden. — Mein Leben war zunächst Gott, dann Euch gewidmet, und meine unbegrenzte Liebe wird auch mit meinem letzten Athemzuge nicht erlösen. — Habt stets Gott vor Augen, was er thut ist wohlgethan. Diese Welt ist nur eine Vorhalle eines schönern Jenseits. Murre nie! Vertraut auf Gott! — Lebt wohl! Gott segne Euch. Der Ewige lasse Euch sein Antlitz leuchten, der Ewige wende Euch sein Antlitz zu und gebe Euch Frieden! — Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einig einziger Gott!“ — Das war sein letzter Athemzug, er hauchte seine schöne Seele aus. — —

Reb Schlome mußte innehalten, die Erinnerung hatte ihn mit überwältigender Macht ergriffen, und auch seine Frau schluchzte laut.

Wir hatten zwei harte Schläge, und rasch aufeinander erlitten, fuhr er nach einer längern Pause gefaßter fort. — Den unaussprechlichen Schmerz, der uns erfüllte, kann nur der ermessen, der ihn im eigenen Busen gefühlt, der an dem Todtenbette eines Menschen gestanden, der ihm so werth, so theuer war. — Es war uns, als hätte sich die ganze Welt aus unsern Armen losgewunden, wir beide standen nun so einsam und verlassen.

Einsam und verlassen! wiederholte Gawriel mit einem wehdurchzitterten herzerreißenden Tone, einsam und verlassen! — und Ihr wart doch zwei, die Ihr aneinander hingt in unendlicher Liebe!

Ihr mögt wohl auch einst trauernd, einsam und verlassen am Lager eines sterbenden Vaters, einer Mutter gestanden haben? frug Schöndel mit inniger Theilnahme.

Ja, ja! — entgegnete Gawriel heftig, fast schreiend, — ja, ja, ich stand auch einst am Todtenbette einer Mutter, händeringend und verzweifelnd! — o! einer sehr zärtlichen Mutter, tugendhaft und zärtlich, sie liebte mich, ihr einziges Kind, weit, weit über's Grab hinaus — o! es war eine gute, gute Mutter, und ich war gar einsam und verlassen als sie starb! — Diese Worte sprach der Vochur mit einer wilden leidenschaftlichen Bitterkeit, seine großen glänzenden Augen rollten unstätt, und Leichenblässe und Purpurgluth bedeckte im raschen Wechsel sein verzerrtes, sonst so schönes Antlitz.

Laßt Euch nicht so von der Erinnerung übermannen, bat Schöndel besänftigend, seht! Euch blieb vielleicht noch ein zärtlicher Vater —

Ein zärtlicher Vater? — nein — ja — Nicht wahr, die Väter sind alle zärtlich, zärtlicher als die Mütter? —

Die beiden Gatten hatten ihre Mütter nie gekannt und schwiegen.

Ein Vater! wiederholte Gawriel mit dem Ausdruck der bittersten Verzweiflung, und als ob er die überströmenden Empfindungen zurückzudrängen vermöchte, preßte er die Hände krampfhaft auf die Brust; dann aber, nach einer kurzen Pause faßte er sich, wischte den Schweiß, der sich in starken Tropfen gesammelt, von seiner Stirne und sprach mit sichtlicher Anstrengung: Entschuldigt, meine Lieben, aber Ihr wißt, tiefes Leid läßt sich nicht verschließen. —

Euer Schmerz muß noch frisch sein, bemerkte Schlome.

O, eine tiefe Herzenswunde vernarbt nie, — aber genug hiervon, sprechen

wir weiter, rief Sawriel; die zwanzig Jahre sind wohl noch nicht verfloßen, und Ihr kennt die nähern Schicksale Eurem Schwiegervaters noch nicht?

Nein, es sind erst neun Jahre, daß er hinüberging in ein schöneres Sein, seine Lebensgeschichte ruht noch gesiegelt in jenem Schranke, der in Eurem Zimmer steht . . . wir kennen nicht einmal den Namen seiner Familie.

Sonderbar! sprach Sawriel; Ihr kanntet auch Eure Mutter nicht? liebe Hausfrau —

Mein Vater sprach nie von seiner Vergangenheit, entgegnete diese; meine Mutter muß in meiner frühesten Kindheit gestorben sein.

Wohl Euch! rief Sawriel, und als die Beiden ihn erstaunt anblickten, fuhr er rasch fort: wohl Euch, daß Ihr mit dem unlöslichen Bande der Liebe an Eurem Vater hängt, daß er noch fortlebt in Eurem Andenken; mögt Ihr einst so in dem Herzen Eurer — doch Ihr habt keine Kinder?

Gott hat unsere Ehe nicht mit Kindern gesegnet, entgegnete Schöndel wehmüthig.

Was Gott thut ist wohlgethan! daran halte ich fest, nahm Schlome jetzt ernst und ruhig das Wort. — Seht, ich war einst tief betrübt darüber; — wir, mein Weib und ich, wir haben keine Geschwister, keine Freunde — wir lebten stets abgeschlossen von allen, — und wenn wir auch Freunde hätten, die Liebe eines Kindes zu seinen Eltern, die kann durch nichts ersetzt, durch nichts aufgewogen werden . . . Es that mir weh, daran zu denken, daß, wenn der Herr mich oder mein Weib ruft, eines von uns beiden zurück bliebe so ganz einsam und verlassen im bittersten Schmerze, — es that mir weh daran zu denken, daß einst nur Fremde mein Grab umstehen, es that mir weh daran zu denken, daß mit uns die Erinnerung an meinen Vater und Schwiegervater zu Grabe ginge, daß grade mit mir der lange Faden riße, den die Menschheit seit der Welterschöpfung fortzuspinnen bestimmt ist — aber es zogen später tröstende erhebende Gedanken in mein Herz. „Nurrt nie! diese Welt ist nur eine Vorhalle des Jenseits,“ hatte mein Schwiegervater gesagt, und sprach's nicht auch der Prophet? „O! möge nicht der Kinderlose klagen, sieh' ich bin wie welches Gras! — So spricht der Herr zu jenen Kinderlosen, die da halten meine Feiertage, und wählen, was mir wohlgefällt und festhalten an meinem Bunde. Ich will ihnen geben in meinem Hause und in meinen Mauern, Hand und Namen, besser als Söhne und Töchter, einen ewigen Namen gebe ich ihm, der nie vertilgt wird“<sup>1)</sup>. — Ich beuge mich dem Willen des Allweisen, was er thut ist wohlgethan. — Ich lebe nun froh in der Erfüllung meiner Pflichten, für die Zukunft mag ein Höherer sorgen, — wird auch einst mein entseelter Leib von Fremden in die Gruft gesenkt -- mein Geist steigt empor zu Gott! —

Schlome sprach mit aufrichtiger Wärme, es war dies keine gefällige Selbsttäuschung, es war seine klare, reiflich erwogene wahre Anschauung.

<sup>1)</sup> Jesajas, Cap. 56, Vers 3.

Als er geendet, trat eine Pause ein. Die Dellampen begannen nach und nach zu verlöschen, und Schön del bemerkte, daß das Tischgebet noch nicht verriichtet worden war. Eine Viertelstunde später verabschiedete sich Gawriel und ging auf sein Zimmer. Hier hatte die vorsorgliche Hausfrau schon vor dem Anbruche des Sabbath's eine reichlich gefüllte Lampe angezündet, die noch hell brannte. Gawriel schloß rasch die Thüre und Mantel und Brettl abwerfend, rief er zähneknirschend und die Häuste krampfhaft ballend: Zerret nur unbarmherzig an den ewig blutenden Wunden meines Herzen, Ihr habt scharf gezielt, und gut getroffen! Schmerzhafter konntet Ihr meine wuthersfüllte Seele nicht zerreißen! — Habt Ihr in die Tiefen meiner Brust geblickt?! Ist mir ein Rainszeichen auf die Stirne gedrückt, daß jeder nach seinem Belieben meine schmachbeladene Vergangenheit herauszulesen vermag? — Als dieses Weib mit dem blihenden Auge mir von jenem Jom Kipur sprach, von jenem Ritter, von jenem Judemädchen und ihrer blinden Mutter — und wie sie ihn hinausstießen mit Spott und Hohn — war's nicht als wollte mir dies Weib nochmals ein häßliches Stück aus meinem eigenen Leben entrollen?! Und wie sie mich anblickte und frug ob ich einst einsam und verlassen am Sterbette meiner Mutter gestanden? ob mir ein zärtlicher Vater geblieben?! — das war kein Zufall, das kann kein Zufall sein. — Zufall kann Schlachten entscheiden, Zufall kann mich lebend in die Hände der Kaiserlichen fallen lassen — aber das ist kein Zufall, das ist eine Ahnung, ein dunkler Trieb, ein Instinkt, mich zu hassen, mich zu kränken; — aber Ihr habt recht, ich hasse auch Euch, mit der vollsten ungezähmten Kraft des schwer gereizten Tigers — rächen — mich rächen — das ist ja der einzige Gedanke, der mich belebt — ich muß das Weib finden, das Weib, das mich hätte retten können als ich über dem bodenlosen Abgrund schwebte — und das mich zerschmetterten ließ — ich muß sie finden — sie kann mir nicht entgehen — sie ist hier in Prag von den Thoren des Ghettos eingeschlossen! — o! wie freu' ich mich der süßen Rache — mich süß und furchtbar rächen, und dann für ewig untergehen! — Aber wenn ich früher stürbe, wenn mich die Kriegstrompete zum Kampfe führte, wenn ich auf dem Schlachtfelde verblutete — wenn der Geächtete den Kaiserlichen lebend in die Hände fiel! — Nein, nein! das kann nicht sein oder — es gibt doch einen Gott!

Gawriel schritt in seinem Zimmer heftig auf und ab. Vor seiner Seele zogen Bilder einer Vergangenheit vorüber, die ihn mit den qualendsten Erinnerungen erfüllten. — Sterben? sprach er endlich, plötzlich stehen bleibend — ich fürchte den Tod nicht, ich habe ihm im Schlachtengewühle starr und unverwandt in's Aug' geblickt, aber bevor ich sterbe, möchte ich denn doch auch jenen finden, den ich nun zehn Jahre lang suche, den ich vielleicht doch liebend in meine Arme schloße. — Du, den sie allmächtig und allerbarmend kennen, rief er plötzlich, das Fenster öffnend und seinen Blick zum gestirnten Himmel emporhebend, Du! gib mir meinen Vater, gib mir ihn und sei's in teu Athemzuge meines Lebens — laß ihn einen Augenblick, und sei's mein

lehter! . . . an meiner Brust ruhen — und ich will Dich anerkennen, und ich will meinen stolzen Geist noch sterbend vor Dir beugen! — aber wo ihn suchen? wo ihn finden? — Ich weiß gar nichts, gar nichts, als daß ich sie alle namenlos hasse, und zu hassen Grund habe! — —

### III.

Samstag war Gawriel mit seinem Hausherrn zum Frühgebete in die Altshul gegangen. Der Gottesdienst hatte bis nahe an Mittag gedauert. Reb Schlome hatte dann noch den Ras<sup>1)</sup> besucht. Beim Mittagmale, an dem heute auch zwei Orchim<sup>2)</sup> theilnahmen, trafen sie sich wieder.

Wie gefiel's Euch bei uns in der Altshul? frug Reb Schlome.

Es ist ein schönes Gebäude und es herrscht bei Euch Ruhe und Ordnung . . . ich muß Euch noch „Jejasche Koach<sup>3)</sup>“ sagen, ich habe es wohl nur Euch zu danken, daß ich, ein fremder Vochur, zur Thoro gerufen wurde; eine Ehre, die diesen Samstag nur ausgezeichneten Männern widerfuhr. . . . Ich ließ mir die Namen aller zur Thoro Gerufenen nennen, es waren durchaus Männer von Gewicht und Ansehen, aber über den Letzten, der gerade vor mir gerufen wurde, konnte oder wollte mir keiner gehörigen Aufschluß geben, obwohl ihn alle zu kennen schienen.

Ich will's Euch erklären, entgegnete Schlome; jener Mann gehört der bekannten Familie Radler an, einer Familie, die — ich getraue es mich jetzt kaum auszusprechen — noch vor fünfzig Jahren trotz ihres Reichthums und Wohlthuns von jedem gemieden wurde. Man wollte in keine Verbindung mit ihnen treten, es wollte niemand um ihre Töchter freien, man sprach nicht mit ihnen, man entfernte sich von ihnen im Bethause, es wohnte niemand in ihren Häusern, und es wollte sie auch niemand als Miethsleute; und sogar die Armen verschmähten das Almosen, welches sie im reichsten Maße spenden wollten. Ihr könnt leicht den Grund errathen, — es lastete auf dem Großvater dieser unglücklichen Familie der später als grundlos erwiesene Verdacht, . . . als wäre er einer von denen, die nicht in die Gemeinde des Herrn aufgenommen werden dürfen.<sup>4)</sup> Die Familie litt fürchterlich unter dieser vorgefaßten Meinung, und erst der große Denker, der hohe Rabbi Böw, wußte mit einemmale allen Schimpf dadurch von ihnen abzuwälzen, daß er — es sind diesen Schabbos Tschuwo<sup>5)</sup> gerade sechs und dreißig Jahre geworden — in einem Vortrage unter Mitwirkung der zehn größten Lombim der hiesigen Gemeinde einen feierlichen Bann gegen alle jene aussprach, die es ferner wagen sollten den Ruf dieser Familie anzutasten, den Todten übel nachzureden, oder irgend jemanden in der Gemeinde Jsrael mit dem Namen Rad-

<sup>1)</sup> Rabbiner. <sup>2)</sup> Gäste. Es war und ist noch Sitte, fremde oder mittellose Vochurim zu Tische zu laden. <sup>3)</sup> Eine Dankformel, die namentlich in der Synagoge häufig angewendet wird. <sup>4)</sup> Ein im Ehebruche oder in Blutschande Gezeugter. <sup>5)</sup> Der Samstag vor dem Versöhnungstage.

ler, als Schimpfnamen zu belegen. <sup>1)</sup> Von diesem Tage an durfte sich niemand dem Verkehre mit ihnen entziehen und man erwies ihnen auch alle Ehre um so williger, als sie ihren Reichthum zum Besten der Leidenden und Armen anwandten, streng nach dem Gesetze lebten, und man sie langjährige Schmach und Unbill vergessen machen wollte. Deswegen spricht man noch jetzt nicht gerne über sie, und vermeidet alles, was zu weitem Erörterungen über diese Familie führen könnte.

Gawriel hatte mit der größten Theilnahme schweigend zugehört.

Sieh' Schöndel! rief plötzlich Reb Schlome, ich bemerkte an Reb Gawriel eine werkwürdige Aehnlichkeit mit Dir, eine Aehnlichkeit, über die ich mich gestern beim Lampenlichte zu täuschen glaubte, . . . auch ihm pflegt zuweilen ein feuriges Maal in der Mitte der Stirne aufzuzucken.

Das ist sonderbar, sprach Gawriel ernst und nachdenklich.

Nicht so sonderbar als Ihr glaubt, nahm einer der Drach das Wort; es ist dies eine nicht selten vorkommende Erscheinung; soll doch auch, wie ich hörte, ein kaiserlicher Offizier<sup>2)</sup> ein Zeichen an der Stirne tragen, ich glaube zwei gekreuzte Schwerter . . . wahrscheinlich mag Eure Mutter, als sie Euch unter dem Herzen trug, plötzlich eine Feuersbrunst erblickt haben, oder ist's ein Familienmaal, das sich forterbt; hatte Euer Vater auch ein solches Maal an seiner Stirne?

Gawriel hatte dem Drach aufmerksam zugehört, er antwortete nicht, aber der rothe Flammenstreif an seiner Stirne trat noch deutlicher und klarer als früher hervor.

Ich selbst, bestätigte der andere Drach, kannte vor Jahren, als ich in Mainz auf der Jeschiwo lernte, einen Wahnsinnigen, den man Jakow nannte, und dem auch, sobald er in Aufregung gerieth, genau ein solches Maal mitten auf der Stirne ershien; wahrscheinlich mögen bei Euch allen dieselben Umstände obgewaltet haben. Uebrigens, fügte der Drach nach kurzem Besinnen hinzu, glaub' ich diesen Wahnsinnigen auch hier gesehen zu haben.

Ihr irrt Euch nicht, sprach Schöndel; der wahnsinnige Jakow ist hier in Prag, und unser Miethsmann Reb Gawriel kann uns wenn er will meh-

<sup>1)</sup> Die hier angeführte Erzählung ist wahr. In einem alten, jetzt selten vorkommenden Werkchen: —

דרוב נאה ומשיבט דרוב הנאון האלוף במהר"ר יהודה בר בללאל וזיל בנבט חשינה בק"ק פראג בנתי הכנסת המדעא בשנת תרי"א שנת ה'תקל"א

(Ein Vortrag des hohen Rabbi Löw, abgehalten am Samstag vor dem Versöhnungsfeste, in der heiligen Gemeinde Prag im neuen Bethause im Jahre 314 der kleinen jüd. Zeitrechnung — 1584 der übl. Zeitrechnung) — heißt es wortgetreu in's Deutsche übertragen: „Und dieses geschah in der heiligen Gemeinde Prag, am Samstag vor dem Versöhnungsfeste des Jahres 314 der kl. jüd. Zeitrechnung, . . . es wurde ein sehr großer und sehr fürchtbarer Bann ausgesprochen . . . Zehn Sifre Thoros (Schriftrollen) (wurden aus der heiligen Lade genommen) und die hochweisen Männer der heiligen Gemeinde, von denen jeder ein Sefer Thoro trug, sprachen aus: Daß kein Mensch sich unterfange den Todten übel nachzureden, und daß nicht erwähnt werden dürfe, irgend ein Makel der (Familie) Nadler“ . . . <sup>2)</sup> Graf Gottfried von Pappenheim.

rerer über ihn mittheilen; denn er hat eine besondere Vorliebe für ihn gefaßt, und ist oft tagelang bei ihm ohne heim zu kommen oder die Schürstube, die Klause zu besuchen.

Einen Augenblick schien es, als wollte Gawriel der Hausfrau widersprechen; aber er faßte sich sogleich und schwieg. — In dem Augenblicke trat die alte Magd ein und meldete einen Knaben, der nach Herrn Gawriel Marfrage, und ihn dringend zu sprechen wünsche.

Entschuldigt mich, sprach dieser rasch aufstehend, ich muß den Knaben auf mein Zimmer kommen lassen, und hören was er bringt.

Der Knabe mußte in der That wichtige Neuigkeiten gebracht haben, denn Reb Gawriel kam nicht mehr zu Tische und ließ sich durch die alte Magd entschuldigen. Ein Soldat aus seiner Heimat ist hier angekommen, erzählte die alte Hannile, und da eilt er athemlos um zu hören, wie es allen zu Hanse geht, — der gute Bochur!

Die beiden Orchim schienen die günstige Meinung der alten Magd nicht zu theilen. Ein sonderbarer Bochur das, meinte der eine; sitzt bei Tische und spricht keine Divre Thoro<sup>1)</sup>, steht auf und betet nicht, geht weg und küßt keine Mesuse . . . .

Reb Schlome fühlte, daß seine Frau am vorigen Abend recht gehabt hatte, wenn sie aussprach: Gawriel sei weniger fromm, als die andern Bochurim, aber er mochte dies nur ungern gestehen, da Gawriel's reiches talmudisches Wissen ihm seine Achtung und Zuneigung gewonnen. Er forderte daher einen der beiden Bochurim auf, Thoro zu sagen, und verrichtete, nachdem einer derselben seinem Wunsche entsprochen, sogleich das Tischgebet. —

---

Gawriel hatte es kaum erwarten können sein Zimmer aufzuschließen, um den Knaben allein zu sprechen.

Was bringst Du mir, Johann? frug er hastig.

Gnädiger Herr! antwortete der Knabe, der Wetter macht die gehorsamste Meldung, daß der Fährich Herr Smil von Michalowiz eben mit einem Auftrage an Euer Gnaden von Pilsen angelangt sei, und in Dero Wohnung wartet.

Gut Bursche, lauf voran, ich komme gleich. — Gawriel zog rasch Mantel und Brettel an und ging. — Obwohl die Wohnung, die er verließ, bei der Altschul und daher außerhalb der Thore des Ghetto's gelegen war, mußte er doch den Weg durch dieses wählen, um am schnellsten in die Plattnergasse zu gelangen. Vor der Hinterseite eines Hauses hielt er an. Er klopfte zweimal an eine kleine geschlossene Thüre, diese wurde rasch geöffnet, und er eilte über eine Hintertreppe in eine Stube, an deren Wänden Säbel, Reiterpistolen und andere Waffen bunt durcheinander hingen. Er warf Mantel und

<sup>1)</sup> Gelehrte biblische oder talmudische Forschungen.

Barett ab, schnallte ohne lange zu wählen einen Degen um die Hüften, hüllte sich in einen Reitermantel und trat durch eine Tapentthüre in das anstoßende geräumige Gemach. Hier wurde er schon erwartet; ein schlanker junger Mann in der schmucken Tracht der Mannsfeld'schen Reiteroffiziere ging ungeduldig auf und ab.

Willkommen hier in Prag, Herr von Michalowik! sprach Gawriel freundlich; bringt Ihr mir angenehme Botschaft von Mannsfeld?

Ich wollt', ich brächte bessere, Euer Gnaden! entgegnete der Gefragte sich verneigend. Vor allem andern überreiche ich das eigenhändige Schreiben des Herrn General-Feldzeugmeisters, ich kenne zum Theil seinen Inhalt und bin beauftragt, Euer Gnaden nöthigenfalls alle nähern Aufschlüsse zu geben.

Gawriel entseigelte rasch das Schreiben und warf einen Blick in dasselbe. Noch immer haben sie unsern Truppen keine Löhnung geschickt?! rief er zornig mit dem Fuße stampfend, während das Feuermaal in tiefster Röthe auf seiner Stirne brannte, — noch immer nicht!? . . . was haben sie mir nicht alles versprochen, Geld, Munition, Fourrage, Verstärkung! . . . es ist um wahnsinnig zu werden! — Ihr glaubt es nicht, Herr von Michalowik, was für schweren Stand ich hier habe! Mit diesem Friedrich ist nichts . . . einen schlechtern König hätten die Böhmen fürwahr nicht wählen können — der hört seine Predigten an, geht auf die Jagd und gibt Bankette und Tourtiere . . . um den Kaiser und die Liga kümmert sich der nicht! — Seine Feldherren sind im steten Streite miteinander und vereinigen sich nur dann, wenn es gilt Thurn und Mannsfeld zu kränken und herabzusetzen. Lassen mich doch diese Herren um Verstärkung und Operationspläne betteln, als gälte es lediglich mein Wohl, als stehe ich um ein Almosen für mich! — Glaubt mir, Friedrich muß unterliegen. Wen stellt er diesen erfahrenen kriegskundigen Feldherren gegenüber? einen Anhalt gegen einen Tilly; einen Hohenlohe gegen einen Voucquoi! — Die Böhmen sind tapfere Soldaten, aber sie werden schlecht geführt. . . . Ich kann mit Euch offen sprechen, Herr Fährnich, Ihr seid stets der Vertraute unserer Pläne gewesen . . . es gibt nur ein Mittel wo es denkbar ist daß Friedrich siegt . . . Anhalt und Hohenlohe müssen abdanken und Mannsfeld und Mathias Thurn übernehmen das Kommando.

Es ist in der That traurig, entgegnete der Fährnich bitter, daß alle unsere angestregten und erfolgreichen Bemühungen von Prag aus so schlecht unterstützt werden. Dieser Anhalt gibt eine feste Position nach der andern auf, und wenn es so fort geht, steht zu befürchten, daß Herzog Maximilian den Prinzen bis vor die Thore der Stadt Prag drängt, wo er die Schlacht dann annehmen muß, wenn er nicht ganz und gar von den Kaiserlichen gewonnen ist — und eine Schlacht vor den Thoren Prags verloren . . .

Ist noch immer nicht entscheidend, fiel Gawriel in's Wort. Ich kenne nun dieses Prag, es ist gut gelegen, stark befestigt und kann sich lange halten . . . Ihr kennt wohl die Hauptstadt Eures Vaterlandes? Die Bürger sind tapfer, in den Waffen wohl geübt und besonders die alt- und neustädter

der königlichen Sache ergeben — Friedrichs Macht ist noch immer stark, Mannsfeld operirt im Rücken des Feindes; aus Ungarn sind frische Hilfsvölker im Anzuge . . . Herr Fähnrich, sagt meinem Freunde Mannsfeld, eine Schlacht vor den Thoren Prags verloren, endet den Krieg noch immer nicht! . . . aber Anhalt darf nicht an der Spitze des Heeres stehen, so lange der den Oberbefehl führt, ist alles zu verlieren . . . und zu sehen wie die beiden Heervererber Anhalt und Hohenlohe dreißigtausend Mann kommandiren, während Held Mannsfeld allein, verlassen von der Union und dem blöden Friedrich, für den er kämpft, ohne Unterstützung, ohne Geld, im fremden Lande, von geheimen und offenen Feinden umgeben, mit einer geringen Truppenmacht der dreifachen Uebermacht die Spitze bietet! . . . Wie erträgt er die harten Schläge der launischen Fortuna?

Mit gewohnter Ruhe, mit unerschütterter Kaltblütigkeit; o es gibt nur einen Mannsfeld, Herr General-Major, nur einen solchen Helden so weit Kriegesruhm und Kriegesthaten reichen. Es ist beispiellos in den Annalen der Weltgeschichte, daß ein Graf, durch Kaiser Rudolph erst legitim erklärt, dem Kaiser und dem ganzen Reiche Troz bietet — Troz bietet ohne Geld, ohne Land ohne Unterstützung — geächtet, — einzig und allein durch seinen Namen, durch sein Schwert! . . . Was sind wir alle in Mannsfeld's Lager? sind wir Truppen der Union?! die hat am dritten Juli einen schmachvollen Frieden mit der Liga geschlossen . . . sind wir die Söldner dieses Pfalzgrafen, der die Krone unseres Vaterlandes, zum lustigen Zeitvertreiber auf sein Haupt setzte? bei Gott und Ritterehre nein! Was sind wir? — wir sind nichts als Mannsfeld's Kinder, wir alle, vom geringsten Stücknechte bis zu Euch, Herr General-Major! . . . Wir hängen alle mit felsenfester Treue nur an ihm, wir folgen nur seiner Fahne, nur seinem Rufe, für Mannsfeld opfern wir unser Leben, ihm gehört unser Arm, unser Blut, unsere Ehre, unser Name, unser Eid; wir wissen, er führt uns nur dem Siege oder dem ehrenvollen Kriegertode entgegen.

Ihr habt ganz recht, Herr Fähnrich! entgegnete der General ernst bewegt, — er ist uns allen ein Vater, ein Bruder, ein Freund! Was wäre ich geworden, wenn ich nicht Mannsfeld getroffen . . . Herr Fähnrich! Ihr habt ein Vaterland, Ihr habt ein Wappen, Ihr habt einen Namen . . . ich hatte alles das nicht, . . . ich hatte nichts als meinen Arm, und ein racheerfülltes zerrissenes blutendes Herz! . . .

Ja, Herr General-Major, Mannsfeld liebt die Kühnen, die Tapfern, und zu denen zählt Ihr, das habt Ihr tausendfach bewiesen, bei Gott! — Name, Stand und Glaube sind ihm gleichgiltig; ob Reformirter, Ultraquiste oder Lutheraner, ob Herr, Ritter, Bürger oder Bauer, ob Deutscher oder Böhme, fragt Mannsfeld darnach? Seht, Gueer Gnaden! auch das reizt mich zur Bewunderung für Mannsfeld hin . . . hat sich nicht dieser Friedrich auch dadurch die Herzen aller Böhmen entfremdet, daß er auf Anrathen seines streng calvinistischen intoleranten Hofpredigers Abraham Schulz Katholiken, Ultraquisten und Lutheraner bitter kränkte!? Ich bin ein Mann des Krieges und kein Studirter,

ich bin ein schlichter Soldat und habe mich nie viel mit Gottesgelahrtheit abgegeben, aber so, glaub' ich, sollt es sein auf Erden: Jeder glaube was er will, das möge er mit seinem Gewissen ausmachen; aber niemand soll dem Andern hindernd und trübig in den Weg treten und das verhöhnern, was dem Andern werth und theuer ist. . . . Warum rissen wir uns los von dem erlauchtem Hause Oesterreich, unter dem wir groß und mächtig waren? . . . wir wollten frei sein in unserem Glauben, und nun kommt dieser Friedrich, den wir selbst gewählt, den wir groß gemacht, und es wird nicht besser! Euer Gnaden! Ihr seid kein Böhme und könnt nicht wissen, wie mich der dritte September des vorigen Jahres schmerzt, wo 36 Herren, 91 Ritter und fast alle Städte des Landes sich von der glänzenden Beredsamkeit des Wilhelm Raupowa bethören ließen und diesen unfähigen Friedrich wählten; — auch ich, auch mein Ohm, der Königgräzer Burggraf, war unter den Stimmenden.

Der General schwieg. In seiner Seele schlummerten Erinnerungen wie Funken im Bündstoff; der leiseste Windstoß fachte sie zur hellen Lohe an. Der Fähnrich mißdeutete dies Schweigen. Er hatte manches gesprochen, das dem General unangenehm berühren konnte; er war niedriger Abkunft, kein Böhme, vielleicht ein Glaubensgenosse des Pfalzgrafen. Euer Gnaden! hub er daher wieder nach einer kurzen Pause verlegen an, habe ich Euch vielleicht irgendwie verlegt? seid Ihr vielleicht einer von jenen, die sich auch mit religiösen Studien und gelehrten kirchlichen Streitigkeiten befassen? Seid Ihr, Herr General-Major, mit Vergunst zu fragen, vielleicht selbst Calvinist? . . . Mir gilt's gleich, Herr General-Major, ich achte Euren hohen Rang, Eure Tapferkeit, auch wenn Ihr — verzeiht den Scherz — auch wenn Ihr ein Jude oder ein Heide wäret. . . .

Vor Gairriels Seele zogen wieder Bilder einer längst entschwundenen Zeit, wieder war sein Geist festgebannt an irgend einen Punkte der entfernten Vergangenheit. Ich gebe mich nicht mehr ab mit religiösen Studien, antwortete er, zerstreut, fast geistesabwesend; — aber einst, einst, da war's mein höchster Genuß; aber damals war ich noch Ju — er vollendete nicht, es schien als erwache er plötzlich aus einem schweren Traume, eine starke Röthe überflog sein Gesicht, er strich die Haare aus seiner hohen Stirne, in deren Mitte das Maal purpurn glühte, und setzte rasch und mit veränderter Stimme fort: damals war ich noch jung, sehr jung — aber jetzt denk' ich nicht mehr daran. . . . und Mannsfeld's Glaube ist auch der meinige.

Die Art, wie der General sprach, der eigenthümliche Ausdruck seines Gesichtes, war nicht geeignet den Fähnrich über seine Befürchtungen zu beruhigen. Euer Gnaden! begann er wieder, Ihr selbst spracht es vor mir aus, Ihr hattet keinen Namen als Ihr in's Mannsfeld'sche Korps tratet, und jetzt seid Ihr doch der weit und breit gekannte und gefürchtete Mannsfeld'sche General Otto Bitter. Ihr habt vielleicht keinen Stammbaum, keine Vergangenheit; aber Ihr habt eine Zukunft; mit der Spitze Eures Schwertes schreibt Ihr Euren Namen in die eiserne Tafel der Geschichte!

Nein, nein! fuhr jetzt der General heftig auf, nein, das nicht! . . . Herr von Michalowitz, glaubt mir's, ich bin nicht abergläubisch und auch nicht gläubig, — ich glaube an gar nichts — hört Ihr! an gar nichts, als an Mannsfeld und an mein gutes Schwert, . . . ich bin nicht schwach, ich gebe mich keinen Ahnungen hin; aber das eine lebt in mir mit der vollsten Kraft der Wahrheit, so klar, so lebendig, als sah' ich's mit meinen eigenen körperlichen Augen, mein Name wird nicht fortleben in der Geschichte, . . . Mannsfeld, Thurn, Voucouoi, Lilly, Waldstein, alle die Helden, die mit oder gegen uns kämpfen, haben für die Ewigkeit gelebt; aber mein Name wird untergehen, wird spurlos verschwinden . . .

Der General durchschritt mehrmals das Zimmer und strich sich mit der Hand die dunklen Locken aus der hohen Stirne, dann blieb er vor dem Fähnrich stehen. Ich bin zuweilen sehr aufgereggt, Herr von Michalowitz sprach er, und rede manches, das besser ungesprochen bliebe, . . . drum bitt' ich Euch, vergeßt was ich gesprochen . . .

Der Fähnrich verneigte sich stillschweigend. Der General warf sich auf einen Lehnstuhl, bedeutete dem Fähnrich sich ebenfalls zu setzen und nahm nach einer längern Pause Mannsfeld's Brief nochmals zur Hand.

Ihr habt wieder einen wandernden Juden aufgegriffen? Ihr glaubt er wäre ein Spion oder Bote der Kaiserlichen, er trüge Briefe mit einer Geheimschrift bei sich? frug der General, sich im Lesen unterbrechend.

Ja, Euer Gnaden! der Gefangene behauptet, unwahrscheinlich genug, die Schriften wären hebräische Stücke aus der Bibel und Briefe seiner Frau. Der Feldzeugmeister sendet Euch die Schriften wahrscheinlich in der Absicht, Ihr möget hier in Prag durch Rabbinen oder bibelkundige Geistliche, den Inhalt derselben prüfen lassen. — Der Fähnrich legte bei diesen Worten ein gesiegeltes Paket auf den Tisch. — Uns wär's fast erwünschter, wenn er schuldig wäre, wir sind in dem kaiserlich gesinnten Pilsen ganz von Aufpassern umgeben, wir wissen nicht mehr wem wir trauen dürfen; es muß ein Exempel der Strenge statuirt werden.

Der General ergriff unwillkürlich das Paket, um es zu entriegeln, aber gleich darauf schob er es, sich schnell erinnernd, rasch bei Seite und las weiter.

Herr Fähnrich, ich muß hinaus in's Schloß, sprach er, als er geendet und das Gelesene reiflich erwogen hatte. Mit Anhalt und Hohenlohe ist nichts . . . ich muß hinaus und muß mit dem König nochmals selbst sprechen. Morgen früh sollt Ihr die Antwort für Mannsfeld erhalten.

Wenn Ihr's erlaubt, Euer Gnaden, will ich Euch bis auf's Schloß begleiten.

Der General schellte, ein Diener der eintrat ward mit dem Nöthigen beauftragt und kurz darauf wurde das große Hauptthor des Hauses, welches auf den Marienplatz ging, geöffnet, und der General und der Fähnrich ritten aus demselben in der Richtung der Kleinsseite. In gemessener Entfernung folgten zwei mit Büchse und Säbel bewaffnete Reiter.

Im Vorzimmer des Königs Friedrich harrten drei Herren der Audienz. Sie standen in dem Ausbuge eines hohen Burgfensters und sprachen leise, aber lebhaft miteinander.

Ja, Ihr Herren! begann Johann von Bubna, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ja der Kaupowa ist an Allem Schuld. Dein Vater — wandte er sich an den jungen Grafen Schlick — der edle Graf Joachim, der für den Kurfürsten von Sachsen stimmte, hatte ganz recht — aber geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, und wir müssen uns jetzt auf Leben und Tod vertheidigen, es gilt unsern Glauben, unsere Freiheit, nicht wahr, Thurn?

Der Angeredete, Graf Heinrich Mathias von Thurn, war ebenfalls etwa fünfzig Jahre alt. Aus seinem gebräunten Antlitz leuchteten dunkle Augen mit jugendlichem Feuer, als wollten sie das graue dicke Haar zügel strafen; die edlen Züge seines geistvollen denkenden Gesichtes ließen beim ersten Anblick erkennen, daß in diesem kräftigen gedrungenen Körper auch eine Heldenseele wohne. Er war unstreitig der erste Führer seiner Partei, ein tüchtiger Feldherr und der Urheber des Aufstandes gegen den Kaiser. Er war es, der die bekannte Katastrophe am 23. Mai 1618, wo die beiden kaiserlichen Statthalter, Slavata und Martiniz vom Fenster in den Schloßhof hinabgeworfen wurden, veranlaßte, und wenn einzelne Personen ein weltgeschichtliches Ereigniß, wenn nicht hervorrufen, so doch befördern können, so war Graf Mathias Thurn bestimmt einer derjenigen, der die Flamme des Aufbruchs zu jenem wilden Brande ansachte, der dreißig Jahre lang Deutschland und Mitteleuropa verheerte. Er war ein geborener Italiäner, aber in Böhmen reich begütert. Ein tapferer Soldat, gewandter Hofmann, feiner Diplomat und trefflicher Redner, hatte er die Liebe des Adels, der Armee, des ganzen Volkes gewonnen, und die Nation übertrug ihm auch die wichtige und einflußreiche Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers. Vom Kaiser seines Amtes als Burggraf von Karlstein entsetzt, hatte er später gemeinschaftlich mit Mannsfeld das Oberkommando der böhmischen Truppen übernommen, welches Friedrich aber gleich nach seiner Thronbesteigung zum großen Verdrusse der böhmischen Herren in die Hände des Prinzen Christian von Anhalt und Grafen Georg von Hohenlohe legte. —

Graf Thurn schien seine Ansicht nur ungeru auszusprechen. Ja, Ihr Herren! Ihr wißt, ich war nie der Letzte im Kampfe, ich kämpfe gerne für Böhmen . . . es wird vielleicht auch wieder eine Zeit kommen, wo ich für unsere Sache fechte, . . . aber vorläufig . . .

Also Euer Gnaden! seid Ihr fest entschlossen, so lange der Fürst den Oberbefehl leitet, nicht zu kommandiren? frug Heinrich Schlick hastig.

Er hat nicht Unrecht, meinte Johann Bubna; es war ein dummer Streich vom König, unserem Thurn das Oberkommando zu nehmen.

's ist nicht das, sprach Thurn weiter, wenigstens nicht das allein; aber genge Krieg wird schlecht geführt. Was habe ich und der junge Anhalt, der Ihr Euer Vater an Tapferkeit und trotz seiner Jugend auch in den Kriegshaften weit übertrifft, was haben wir im Kriegsrathe zu Rokizan da-

rauf gedrungen, den von beschwerlichen Märschen ermüdeten Feind gleich mit unserer ganzen Macht anzugreifen, selbst Hohenlohe, der sonst doch sehr ungerne rasche Entschlüsse faßt, theilte unsere Ansicht — es unterlag keinem Zweifel, wir mußten siegen; — da erhob sich der Prinz Anhalt und erklärte dem Könige in langer Rede, — — psui, ich mag nicht daran denken, wie mein herrlicher Operationsplan zu nichte wurde, wie man sich, statt zu schlagen, in schimpfliche Unterhandlungen einließ, wie wir, ich möchte sagen, ohne Schwertstreich bis nach Unhoscht flohen, oder wenn es besser klingt, uns geordnet zurückzogen; denn die kleine Affaire bei Rakonitz, wo wir überdies die Herren von Dohna und Kray verloren, ist für wenig zu rechnen . . .

Aber das Treffen bei Rakonitz blieb, wie ich hörte, unentschieden, bemerkte Heinrich Schlick; auch sollen den Kaiserlichen die beiden Feldherren Fugger und Aquaviva getödtet worden sein, und ihr Obergeneral Boucquoi ist schwer verwundet und vorläufig kampfunfähig . . .

Herr Graf! entgegnete Thurn finster, Ihr kennt den Boucquoi nicht, der ist werth dem Tapfersten gegenüber zu stehen . . . wenn's zum Schlagen kömmt, läßt sich der noch sterbend auf's Schlachtfeld tragen. Gebe Gott, daß wir ihn nicht binnen kurzem vor Prags Thoren sehen. — In Unhoscht, fuhr Thurn weiter fort, riß endlich der Faden meiner Geduld, und als der König auf dringendes Bitten des Anhalt nach Prag ging, erbot ich mich ihm als Begleiter. Ich bin froh, daß ich hier bin und —

Thurn ward unterbrochen, denn die Thüre des Vorzimmers öffnete sich und Gawriel, oder der Mannsfeld'sche General-Major Otto Bitter trat ein.

Ah, willkommen Freund! rief ihm Johann Bubna entgegen, reichte ihm die Hand und führte ihn zu den beiden andern Herren. Stört Euch nicht, Graf Thurn, ich stehe für meinen Freund Bitter, spricht nur weiter.

Ich kenne den Herrn General-Major, sprach Thurn, während sich Bitter tief verneigte . . . Der Freund meines Freundes ist auch mein Freund. — Graf Heinrich Schlick, Sohn unseres Oberstlandesrichters und Direktors Herrn Joachim Andreas Schlick Grafen von Passau und Ellbogen, ein tüchtiger Feldobrist — Herr Otto Bitter, General-Major im Lager Mannsfeld's, und dessen rechte Hand, — stellte Thurn nun selbst mit wohlwollender Artigkeit die beiden jungen Männer einander vor.

Der Name Schlick, sprach Otto Bitter verbindlich, hat einen guten Klang, und Ihr, Herr Obrist, seid, wie mir vielseitig versichert wurde, würdig einen so gefeierten Namen zu tragen.

Heinrich Schlick wollte eben die höfliche Ansprache des Generals erwidern, als Mathias Thurn sich an diesen wandte und ihn frug, was ihn nach Prag geführt.

Ich mache kein Hehl aus meiner Sendung, entgegnete der Gefragte, ich bin im Auftrage des Feldzeugmeisters nach Prag gekommen, um den Sold unserer Truppen, der nunmehr nahe an sechs Monaten ausgeblieben, einzuhoben und an die zugesagte Verstärkung zu erinnern; ich halte mich namentlich deshalb so lange hier auf, um den König und seine Feldherren

einem entscheidenden Schritte zu bewegen, den unser Mannsfeld mit aller Kraft unterstützen will; aber der König ist zu viel mit seinen Festgelagen beschäftigt, und Feldmarschall Prinz Anhalt hat, wenigstens für mich, nie ungestört Zeit.

Still! rief Bubna, *lupus in fabula*, er kommt so eben . . .

Das Gespräch, obgleich leise geführt, verstummte augenblicklich, die beiden Thüren des Vorzimmers wurden rasch und mit großem Geräusche geöffnet und Fürst Christian von Anhalt, Obergeneral der königlichen Truppen und Statthalter in Prag, trat mit erhobenem Haupte stolz in das Vorzimmer. Die Anwesenden, Thurn ausgenommen, verneigten sich tief; Anhalt dankte mit einem nachlässigen Kopfnicken, und beabsichtigte wie gewohnt unangemeldet in das Zimmer des Königs zu treten. Otto Bitter trat aber schnell vor und sprach:

Ich bin glücklich, Euer Durchlaucht hier zu treffen, — ich bin neuerdings vom General-Feldzeugmeister Grafen von Mannsfeld angegangen worden . . .

Ihr seid vom Grafen Mannsfeld angegangen worden? wiederholte der Prinz mit scharfem Nachdruck. Warum richtet er seine Eingaben nicht unmittelbar an das Oberkommando, wie es jedem Korps-Kommandanten zukommt?! Zu was brauchst's da Mittler und Zwischenträger?! . . . Uebrigens ist Ort und Zeit sehr schlecht für Euer Anliegen gewählt, hier ist das Vorzimmer des Königs, und ich gehe zur Audienz. — So sprechend ging Anhalt ohne dem General Zeit zur Entgegnung zu lassen, in das Audienzzimmer des Königs; Bitter trat wieder zu den andern Herren zurück; seine Züge waren vor Wuth entsetzt, und das Flammenzeichen brannte purpurn auf seiner Stirne. Alle waren von diesem Auftritte unangenehm berührt.

Es ist so in der Art des Prinzen, wollte Heinrich Schlick begütigend entschuldigen, — er ist herrisch und haßt jeden Widerstand, nehmt's nicht so übel auf, Herr General-Major!

Nein! einem so verdienten Offiziere so zu begegnen, rief Bubna die Degenscheide auf den Boden stoßend; und wie er von Mannsfeld sprach! . . .

Diese Pfälzer haben zu jeder Zeit freien Eintritt beim König, bemerkte Thurn, und aus seinen Augen leuchtete es wie zerschmetternder Blitz, — und uns, — uns läßt man warten.

Andreas von Habernfeld, Friedrichs Günstling, öffnete eben jetzt in vollständiger Gallakleidung die Thüre des königlichen Gemaches; er mochte vielleicht die letzten lautgesprochenen Worte Thurn's vernommen haben.

Ist des Königs Majestät zu sprechen? frug Thurn sich stolz aufrichtend . . . ich meine, für uns . . .

Der König muß nicht wissen, daß so viele und hochansehnliche Herren ihn zu sprechen wünschen, sonst hätte er Euch gewiß schon früher zu sich beschieden . . . ich will ihn sogleich von Eurer Anwesenheit in Kenntniß setzen.

Bubna, Schlick und ich, wir sind schon lange gemeldet und warten bis-

ber vergebens, entgegnete Thurn hart; auch der General-Major Bitter wird wahrscheinlich eben so sehnlich wie wir, wünschen mit dem König zu sprechen, — indessen kann's nicht schaden, wenn Ihr unsere Gegenwart nochmals in Erinnerung bringt.

Habernfeld machte ein sehr bestürztes Gesicht und verschwand augenblicklich. Kurz darauf kam er athemlos zurück. Des Königs Majestät läßt die wohlbedenlichen Herren bitten, sie mögen ihn für heute, mit Regierungsgeschäften verschonen, meldete er; der König feiere heute den Tag seiner Ankunft in Prag, und lade die Herren ein, sich zum Bankette in den spanischen Saal zu verfügen.

Ein Bankett?! entgegnete Thurn fast schmerzlich, und die Adern seiner hohen Stirne schwellen mächtig an; ich bedauere, die gnädige Einladung nicht annehmen zu können, ich bin nicht in der Stimmung zu bankettiren, ich dünkte immer an das siegreiche widerstandslose Vordringen der Kaiserlichen, und mein finsternes Gesicht würde nur die Freude des Festes stören, sagt das dem Könige, ich bitt' Euch drum, Herr von Habernfeld . . . damit er mein Ausbleiben gnädigst entschuldige. — So sprechend warf Thurn den Mantel um und wollte sich entfernen.

Guer Gnaden! rief Schlick, Thurn beim Arme fassend, um alles in der Welt, bedenkt's, es ist unser Herr und König, — unser selbstgewählter Herr und König, er wird's ungnädig aufnehmen.

Mein junger Freund, flüsterte Thurn dem Schlick in's Ohr — erspart mir den verhassten Anblick, Anhalt an der Seite des Königs schwelgen zu sehen, während unsere tapfere Armee sich nutzlos opfert. Speis und Trank würden mir zu Gift und Galle . . . Ihr wißt's, ich bin von einem gefassten Entschlusse nicht leicht abzubringen, drum bitt ich Euch Herr Graf, laßt mich!

So will ich Euch wenigstens bei des Königs Majestät unterthänigst entschuldigen, entgegnete Schlick laut; ich bitt' Euch, Herr von Habernfeld, vergeßt, was der Herr Graf in der Aufregung gesprochen, er ist ein warmer Patriot, ein guter Böhme; aber in seinen Andern rollt doch noch südländisch Blut. . . .

Thurn schied, die drei Herren folgten dem Habernfeld in den Bankettsaal. Es war indessen die Abenddämmerung angebrochen. Der große weite Raum war von tausend Wachskerzen feenhaft beleuchtet, das reiche Lichtmeer brach sich tausendfach in den hohen Spiegeln, ein reicher Kranz von Damen und Herren, zumeist Pfälzer und Deutsche, durchwogte lusterfüllt den prachtvoll geschmückten Saal. Es schien niemand an die Kriegereignisse zu denken — von den Anwesenden mochte niemand ahnen, daß in acht Tagen alle diese Herrlichkeit verschwunden sein würde!

Am obern Ende des Saales erhob sich eine thronartige Erhöhung, wo in zwei carmoisinrothen goldgestickten Lehnseffeln König Friedrich und seine Gemalin saßen. Es war ein wunderschönes Paar. Friedrich war damals vier und zwanzig Jahre alt. Blonde herabwallende Locken, milde blaue Augen und

leicht geröthete Wangen verliehen seinen Zügen etwas Weiches, fast Mädchenhaftes — und doch stand ihm der wohlgepflegte blonde Knebel- und Schnurrbart ganz vortrefflich. Die kleidsame Tracht seiner Zeit war besonders geeignet, die Vorzüge seiner Gestalt in das beste Licht zu setzen. Er war ganz in dunkel violetten Sammt gekleidet. Das eng anliegende Wamms war reich mit Gold gestickt, die weißgefütterten geschlizten Ärmel mit Spitzen besetzt. Ueber einem weißen Spitzentragen hing an einem rothen Bande ein goldenes Medaillon. Die Beinkleider, die sich an den Knien verengten, waren hier mit Goldbrocat und Spitzen geziert. In der Linken hielt er ein schwarzes Varet mit rothen und weißen Federn.

Die Königin Elisabeth war etwas kleiner als Friedrich. Sie war eine vollendete Schönheit. Ihr Antlitz trug das Gepräge ihrer englischen Abstammung. Das reiche goldene lichtblonde Haar, in das an einem blauen Bande ein Diadem geflochten war, vom zartesten Roth angehauchte Wangen, schöne sanfte blaue Augen verliehen der Königin beim ersten Anblicke eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrem Gemal. Sie trug ein Kleid von blaßgrünem Atlas. Dieses, weit ausgeschnitten und eng anliegend, hob ihre wundervollen üppigen Formen hervor. Die Perlschnur, die an ihrem Halse niederhing, schien mit dem schneeigen Weiß ihres Busens zusammenzuströmen. — Beide, Friedrich und seine Gemalin, trugen Atlasschuhe mit großen seidenen Schleifen und ihre Füße ruhten auf einem carmoisinrothen Polster. Sie blickten fröhlich und wohlgenuth in das bunte Gedränge. Auf der Gallerie standen Musiker, die auf einen Wink des Habernfeld beim Eintritte der drei Offiziere einen lärmenden Trompetenschuß ertönen ließen und dann lustige Weisen anstimmten.

Die drei Offiziere stachen mit ihrer einfachen Soldatenkleidung sonderbar gegen die Gesellschaft ab. Heinrich Schlick, ein eben so feiner Hofmann als tüchtiger Krieger, fand sich indessen im Damenkreise bald heimisch, während Bubna und Bitter sich mit dem lauten Jubel der Versammelten nicht befreunden mochten und schweigend und düster vor sich hinblickten. Gleich bei ihrer Ankunft hatte Habernfeld alle drei vor den Sitz des Königs geführt und Schlick die Abwesenheit des Grafen Thurn mit dringenden unabweisbaren Geschäften entschuldigt. General Bitter durfte es bei dieser Gelegenheit nicht wagen, den Zweck seiner Sendung nach Prag auszusprechen, war aber fest entschlossen im Verlaufe des Abends dem Könige sein Anliegen vorzubringen. Die Gelegenheit fand sich bald. Der König und die Königin erhoben sich zu einem Gange durch den Saal von ihren Sigen, und die Anwesenden stellten sich — da der sehr leutselige und herablassende Friedrich gerne an jeden das Wort richtete — in zwei langen Reihen auf. Der König, dem in kurzer Distanz der Prinz von Anhalt folgte, begann die Herrenreihe entlang zu gehen, während die Königin sich an die Damen wandte. Jeder, an den der König das Wort richtete, verbogte sich tief. Er sprach mit Allen und hatte für jeden etwas Freundliches, Schmeichelhaftes. Bitter und Bubna waren neben-

einander stehen geblieben und erwarteten ebenfalls in ehrfurchtsvoller Stille Friedrichs Ansprache. Als er sich dem General Bitter näherte, flüsterte Anhalt dem König etwas in's Ohr.

General Bitter, aus Mannsfeld's Lager, nicht wahr? frag Friedrich, während ein Anflug von Verdruß über seine Züge glitt. . . es ist mir angenehm Euch hier in Prag zu sehen; aber Ihr seid schon Wochen lange hier — mich wundert's, daß Ihr in Mannsfeld's Lager so lange entbehrlich seid. . .

Bubna biß sich die Lippen blutig, und Bitter entgegnete unerschrocken aber gemessen:

Da Euer königliche Majestät mir die Gnade erweist, sich nach dem Grunde meiner längern Anwesenheit in Prag zu erkundigen, so muß ich mir unterthänigst erlauben das Anliegen, das ich schon einmal Eurer königlichen Majestät gehorsamst zu unterbreiten die Ehre hatte. . . .

Nichts, nichts von Geschäften! sprach Friedrich so laut, daß es die Umstehenden hören konnten, ich will auch einmal meines Lebens froh sein, und nicht immer an's Regieren und Kommandiren denken. Uebrigens, fuhr er dann gereizt fort, sind Klagen eingelaufen; Mannsfeld brandschächt in Pilsen rings umher, als wär' er in Feindes Land und drückt mein eigen Volk, das muß enden!

Eure königliche Majestät geruhe mich nur einen Augenblick gnädigst anzuhören, sprach Bitter rasch. Das Mannsfeld'sche Korps besteht größtentheils aus Ausländern; sie sind durch keinen Eid an die Krone Böhmens gebunden, und sie kämpfen nur so lange, als sie Sold bekommen; sechs Monate lang ist die Löhnung ausgeblieben, der hungernde Soldat, der keinen ganzen Rock am Leibe hat, sieht mehr einem abgerissenen Räuber als einem Kriegsmanne ähnlich, und wäre nicht Mannsfeld der angebetete Held unseres Lagers, das ganze Korps hätte sich längst von den Banden der Disciplin befreit. . . auch sind wir von Feinden umgeben, denn Pilsen und die Umgebung ist kaiserlich und es hat manchen blutigen Kampf und manchen Angriff gekostet eh' wir Pilsen erstürmten. — Die Bauern, die Getreide und Fourrage liefern sollen, und bisher vergebens auf die aus Prag erwarteten Gelder angewiesen wurden, sind schwierig und stehen gewaffnet in großen Haufen wider uns, alle Lebensmittel müssen aus dem feindlich gesinnten fast ganz ausgezogenen Kreise mit dem Schwerte in der Hand gewaltsam herbeigeschafft werden. . . . Eure Majestät kann in Dero hoher Einsicht in der That nicht verlangen, daß Mannsfeld Nahrung für viertausend Menschen und fünfzehnhundert Pferde aus der hohlen Hand herbeischaffe. Sobald Euer königliche Majestät gnädigst geruhen wird, Dero Oberfeldherrn und Kriegszahlmeister zu befehlen, den fälligen Sold an uns auszuzahlen, werden alle Gewaltthätigkeiten ein Ende nehmen, und allen Beschädigten wird vergütet werden. Eben diese und noch eine andere Bitte Eurer königlichen Majestät zu unterbreiten bin ich nach Prag gekommen, und da ich bisher noch nicht so glücklich war den Zweck meiner Anwesenheit von Erfolg gekrönt zu sehen, mußte ich mich zu meinem Leidwesen

entschließen von der Armee zu einer Zeit entfernt zu bleiben, wo jeder Offizier, jeder Heerführer bei seinen Truppen bleiben sollte.

Anhalt erblaßte vor Born. Friedrich schwieg einen Augenblick; die offene rückhaltslose Sprache des Maunsfeld'schen Offiziers hatte ihn überrascht und einen Augenblick außer Fassung gebracht.

Ihr sprecht sehr deutlich und unumwunden, Herr General, — ich liebe die Offenheit beim Soldaten, aber sie darf nie die Grenze der schuldigen Ehrerbietung überschreiten . . . Was Ihr mir sagtet, will ich mit meinen Feldherren besprechen und überdenken . . . wenn Ihr in's Maunsfeld'sche Lager kommt, erzählt den Truppen nicht wie Ihr mit mir gesprochen . . . es könnte dem Respekto schaden.

Diese Worte sprach Friedrich mit einem schmerzlichen Lächeln leise, den Andern unverständlich, fast zutraulich. — Er ging die Reihe nicht weiter entlang, die Freude des Abends war getrübt, der König und die Königin entfernten sich bald, und Bubna und Bitter waren die ersten, die ihrem Beispiele folgten.

Die Pest über die Pfälzer! rief Bubna wüthend, als die Weiden nebeneinander durch die Spornergasse hinab ritten; aber Du hast dich wacker gehalten, Bitter! Wort für Wort geantwortet und wacker zugefegt. Stand doch dieser Friedrich vor Dir, zitternd wie ein Schulknabe! Spricht von Bedrückung und Brandschatzung und läßt seine eigenen braven Truppen verhungern! — Ich kann's dem Thuru nicht verargen, daß er sich von diesem schwelgerischen Hofe ganz losgesagt hat, und abwarten will, bis er wieder an's Ruder kömmt . . . Gott erbarne sich des armen Vaterlandes!

Vor Bubna's Hause verabschiedeten sich die beiden Generale, und Bitter sprengte allein von seinen beiden Reitern gefolgt über die Brücke auf die Altstadt. Als er auf dem Marienplaz anlangte, schlug die Thurmuh am Ring gerade ein und zwanzig, eine Zeit, die der neunten Abendstunde entsprach. In dem großen Thore erwartete ihn der Besitzer des Hauses, ein Waffenschmied, der früher als Wachtmeister unter ihm gedient hatte.

Es ist schon spät, flüsterte Bitter demselben zu, als er in das Haus ritt, öffne sogleich das Hinterpförtchen des Hauses, ich muß eilen. — Kurz darauf trat Otto Bitter aus der in die Plattnergasse führenden Hinterthüre; er trug wieder die Kleidung des Bockurs und eilte schnell der Judenstadt zu. Der Herr des Hauses, ein Stelzfuß, schloß die Thüre sorgfältig und brummte während er über den Hof schritt: Mein General ist tapfer, ein Krieger wie kein Zweiter, aber diese Liebshaft ist für einen so hohen Herrn doch zu schmähtlich . . . ja wenn's eine Grafentochter oder eine Edeldame wäre, aber eine Judentirne! ich begreif's nicht. —

Gawriel schlug wieder den kürzesten Weg in seine Wohnung bei der Altschul ein, er fand die Thore des Ghettos noch offen und trat durch das Thor der goldenen Gasse in dasselbe. . . . Er war eine kleine Strecke in Gedanken tief versunken gegangen, als plötzlich einige Worte an sein Ohr schlugen . . . „Ich dank' Euch, liebe Frau, ich nehme Euere Begleitung nicht an, es ist hier, glaub' ich, sicher in der Straße, und ich bin bald zu Hause.“

Der melodische klangvolle Ton dieser Stimme wirkte wundervoll auf Gawriel. Einen Augenblick durchzitterte ihn ein heftiger Schreck. Der kräftige riesige Mann mußte sich an der Wand halten, um aufrecht stehen zu bleiben, seine Brust hob sich in mächtigen Athemstößen, es schien als wage er es nicht sich umzusehen, als fürchte er, die Gestalt, der jene Stimme angehöre, würde vor seinen Augen in Nichts zerfließen. Aber im nächsten Momente huschte ein Weib eilig an ihm vorüber, der Mond, der eben aus einer Wolke trat, warf sein bleiches zitterndes Licht auf das von einem herabwallenden Schleier zufällig nur halb verhüllte Antlitz . . . er konnte die Gesichtszüge erkennen, sein Ohr hatte ihn nicht getäuscht. — Gefunden! rief er fast laut nach einer Pause sprachlosen Entzückens; Gawriel! Du hast den Vermuthbecher bis zur Reige geleert! . . . aber Deine Rache wird süß, sie wird furchtbar sein! . . . dann folgte er unbemerkt eilenden Schrittes der weiblichen Gestalt. Am Hahnpaß erst hielt diese athemlos vor einem scheinbar ganz unbewohnten baufälligen dreistöckigen Hause an. Mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche ihres Kleides zog, öffnete sie die Hausthüre, und kurz darauf sah Gawriel einen Lichtstrahl aus einem Dachfenster dringen. Gawriel wischte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne, er rieb sich die Augen, blickte rings umher, tastete an den kalten Wänden des Hauses herum, sich zu überzeugen, daß es kein Traum sei, der ihn mit lügnerischen Trugbildern erfülle, daß dieser Augenblick vollständig und wahrhaft der Wirklichkeit angehöre. Er mochte so vielleicht einige Minuten dagestanden sein, als wieder der helle Ton einer Frauenstimme in sein Ohr drang. Was steht Ihr so träumend da, Reb Gawriel?

☛ Gawriel fuhr wie aus einem tiefen Schlafe empor; vor ihm stand eine Frauengruppe, unter ihnen Schöndel seine Hauswirthin. Was steht Ihr so auf der Straße? wo wart Ihr? Warum kamt Ihr seit Mittag weder nach Hause noch zum Gebet in die Altschul?

Gawriel faßte sich rasch; er befand sich in der Nähe von Jakow's Wohnung; er hatte sein langes Ausbleiben aus Schlome's Hause stets mit Besuchen bei dem Wahnsinnigen entschuldigt. Dieser, menschenscheu wie er war, stand gewiß niemanden Rede und Gawriel konnte darauf rechnen, wenigstens durch ihn nicht verrathen zu werden.

Ihr seht es ja, sprach er, ich komme eben von dem armen Wahnsinnigen, der meine Theilnahme in hohem Grade in Anspruch nimmt; man kann bei Krankheiten des Geistes eben so mawakker Chole sein<sup>1)</sup>, als bei Gebrechen des Leibes, und vielleicht ist diese Mizwe eine größere.

Wir kommen auch von einer Mizwe, entgegnete Schöndel; ich gehöre dem Vereine „frommer Frauen“ an, wir haben so eben an dem Todtenbette einer Verscheidenden gebetet, einem armen alten verlassenen Weibe die Augen zugebrückt . . . es ist so traurig einsam und verlassen zu sterben . . . Schöndel trocknete ihre schönen Augen, die vor Rührung feucht waren.

<sup>1)</sup> Kranke besuchen.

Wir müssen eilen, sprach eine Frau, eine Nachbarin Schönbel's, sonst wird das Altschulthor gesperrt, wir sind die einzigen, die außerhalb der Gasse wohnen . . .

Neb Sawriel, Ihr geht doch heim? so begleitet uns, sprach Schönbel . . .

Sawriel ging still und verschlossen an der Seite der beiden Frauen, während diese, beschäftigt mit der Erinnerung an den traurigen Dienst, den sie eben verrichtet, es gar nicht versuchten ein Gespräch anzuknüpfen.

Zu Hause angelangt, erzählte Schönbel ihrem Gatten, wie sie Sawriel an der Thüre des Wahnsinnigen gefunden, bei dem er den Nachmittag und Abend zugebracht . . . Sawriel warf sich, als er auf sein Zimmer kam, in mehr als fieberhafter Erregtheit auf einen Stuhl. Die mannigfachen Erlebnisse des heutigen Tages verschwanden alle vor dem ungeheuern Eindruck, den das Wiedersehen jenes Weibes auf ihn gemacht. . . . Er durchwachte, auf- und abschreitend, die ganze Nacht, und erst spät am Morgen konnte er sich entschließen die Berichte niederzuschreiben, welche der Fähnrich Michalowitz dem Grafen Mannsfeld überbringen sollte.

## IV.

In dem Dachstübchen eines sonst ganz unbewohnten, baufälligen dreistöckigen Hauses am Hahnpaß saß an einem zerbrochenen Tische ein Weib und sticte beim Scheine einer Vellampe ein Broches<sup>1)</sup>. Es war schon spät am Abend, ein rauher Wind umsauste die Wände dieser ärmlichen Wohnung, welche, die höchstgelegene in der Straße, alle andern Häuser weit überragte . . . es war ringsum dunkel, und nur die Fenster der übrigens entfernten Klause, die von fleißigen Bochurim und Lombim stets besucht ward, waren noch matt erleuchtet. Das Weib, obwohl nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, bot doch das vollendete Bild der tadellosesten orientalischen Schönheit dar. Sie mochte etwa sechs oder acht und zwanzig Jahre zählen. Ihr lilienbleiches wundervoll geformtes Antlitz, das nur zuweilen vom zartesten Rosenroth übergossen wurde, hob sich prachtvoll gegen das schwarze glänzende Haar ab, dessen reiche Wellen unter einem turbanähnlichen Häubchen hervorquollen und auf den weißen Nacken niederwallten . . . ihre Augen waren glänzender und schwärzer als Kohle, ihre Augenlider von langen seidnen Wimpern umsäumt, und die halbgeöffneten frischen Lippen zeigten zwei Reihen Perlenzähne . . . Sie arbeitete angestrengt, sich nur dann unterbrechend, wenn sie zu der geöffneten Thüre des zweiten Kämmerchens trat, den Athemzüger ihrer schlafenden Mutter zu lauschen, — oder wenn sie sich mit dem Ausdrucke der höchsten mütterlichen Liebe über eine Wiege beugte, in der ein Säugling, das vollkommene Ebenbild seiner Mutter, ruhig schlummerte.

<sup>1)</sup> Vorhang vor der heiligen Lade in der Synagoge.

Blume<sup>1)</sup> mein Kind! rief die Mutter jetzt aus dem anstößenden Stübchen, Du wachst noch? Geh' zu Bette, schone Deine Augen . . . ich bitt' Dich d'rum — wer so wie ich, nun mehr als fünfzehn Jahre im Dunklen lebt, der lernt den Werth des Auges erst recht schätzen; folg' meinem Rathe, Kind, geh' zu Bette!

Schlaf Du nur, lieb' Mütterchen! entgegnete Blume laut, fast schreiend, und einige Augenblicke mit der Arbeit innehaltend; es ist nicht so spät als Du glaubst, es fehlen noch zwei Stunden zu Mitternacht.

Wenn nur Dein Gatte zurückkäme von seiner Reise, seufzte die Mutter, er wird gewiß Geld mitbringen, und Du wirst es nicht mehr nöthig haben, Deine süßen goldenen Auglein zu opfern . . . Herr der Welt! daß ein Rottenberg als Sofer<sup>2)</sup> das Land durchreisen muß, um seinen Unterhalt zu gewinnen, daß meine Tochter, meine holde Blume, stücken muß, um nicht betteln zu müssen, das schmerzt . . . aber Herr! Du bist gerecht, und was Du thust ist wohlgethan, ich murre nicht! . . . ich flehe nur vor Dir aus den tiefsten Tiefen meines Herzens, nicht für mich — nicht für mich, die ich dem Grabe zuwanke, aber für meine Kinder . . . erbarme Dich nur ihrer!

Schlaf, Mütterchen, schlaf! rief Blume und große Thränen perlten über ihre Wangen . . . es wird noch alles gut werden, glaub' mir, Gott verläßt die Seinen nie.

Blume lehnte die Thüre zu. Ja, wenn nur mein Mann wieder daheim wäre, sprach sie dann zusammenschauernd; zuweilen wird mir so bang, wenn ich allein mit meiner Mutter und meinem Kinde bin, allein, verlassen in einer fremden unbekanntem Stadt! . . . und der Gatte irrt herum im Lande, um Brod zu erwerben; Gott schütze ihn!

Sie faltete fast willenlos die Hände, und begann mit glühender Andacht das Nachtgebet. Der kleine Schläfer in der Wiege erwachte und verlangte nach der Mutter. Ohne ihr Gebet zu unterbrechen reichte sie ihm die Mutterbrust . . . sie sprach gerade die Worte: „Der Ewige segne Dich und behüte Dich! Der Ewige lasse Dir sein Antlitz leuchten und sei Dir gnädig; der Ewige wende Dir sein Antlitz zu, und gebe Dir den Frieden“ — als sie das Kind an ihren Busen preßte; und die niederrollenden Thränen neckten das liebliche Gesicht des Säuglings. — Plötzlich schien es ihr, als würde die Hausthüre geöffnet . . . sollte ihr Gatte von der Reise gekommen sein? — daß war nicht denkbar. — Mannstritte schallten über die nahegelegene Treppe, sie hörte ein Geräusch, als suche jemand die Thürklinke und könne sie nicht finden, . . . wer mochte die Fremde, Unbekannte suchen? eine unnennbare Angst erfaßte einen Augenblick ihr Herz; — sie war am Schlusse des Nachtgebets, und die letzten Worte desselben erfüllten sie wieder mit gläubigem Vertrauen, sie sprach sie, vielleicht ohne es zu wissen, laut: „In Deine Hand befehl ich meinen Geist, so ich schlafe, so ich wache, meinen Geist und meine

<sup>1)</sup> Ein jüdischer Frauennamen.

<sup>2)</sup> Schreiber, hier so viel als Besatzrollenschreiber.

Hülle . . . Gott ist mit mir, ich fürchte nichts!“ . . . sie hielt ihren Blick fest auf den Eingang geheftet; da ein schwacher hölzerner Riegel die Thüre von innen schloß, erwartete sie, daß der Angekommene zuerst klopfen würde; aber dies geschah nicht, und ein einziger von einer kräftigen Hand geführter Stoß öffnete die Thüre.

Gawriel! rief Blume erbleichend mit dem unterdrückten Schrei der entnuthigten Verzweiflung, sie riß ihr Kind von der Brust, die sie rasch verhüllte, drückte es fest in ihre Arme, und erhob sich, als fürchte sie, Gawriel wollte es ihr entreißen . . .

Dieser stand sprachlos und wie festgewurzelt vor ihr . . . er zitterte am ganzen Körper, sein leichenblaßes Antlitz durchzuckte es eigenthümlich und wunderbar, seine Augen sprühten Blitze, das Feuermaal auf seiner Stirne glühte, seine breite Brust hob und senkte sich stürmisch, in seinem Innern schien die entfesselte Leidenschaft zu wüthen . . . er rang einige Augenblicke vergebens nach einem Worte.

Ich bin's, sprach er endlich dumpf, und jedes seiner Worte klang dem Ohre des erschreckten Weibes wie grollender Donnerschlag; ich bin Gawriel Süß, . . . den ihr Alle verstoßen, getreten . . . und auch Du — Du! die ich einst so innig, so glühend geliebt hatte.

Es trat wieder eine lange bange Pause ein, Blume's Busen wogte heftig, sie starrte Gawriel an, als wär' er ein grauenhaft Gespenst, sie hielt ihr Kind noch immer fest an sich gepreßt, endlich brach sie das peinliche Schweigen und sprach mit sanfter flehender Stimme:

Das ist vorüber, Gawriel, . . . was willst Du jetzt von mir?! . . .

Dich! . . .

Das arme gemarterte Weib sank auf ihren Stuhl nieder; Gawriel ging mehrmals im Zimmer auf und ab.

Wek' mir die blinde Mutter nicht, Gawriel! bat Blume endlich schüchtern, kaum hörbar; Alter und Krankheit haben ihr Gehör geschwächt; aber Du sprichst so laut, so heftig . . .

Schließe die Thüre fester, ich habe mit Dir allein zu reden, . . . uns soll kein Dritter hören . . .

Blume schloß die Thüre. Gawriel! sprach sie mit zitternder Stimme, ich bin allein mit Dir, ich bin ein schwaches Weib, Du bist ein Riese an Kraft, . . . aber vergiß es nicht, uns hört ein Dritter, uns sieht ein Dritter, . . . der Geist des Herrn ist überall, . . . er ist nahe den Bedrückten, — er hilft den Bedrängten . . .

Gawriel unterbrach sie nicht; aber ein ungläubiges Lächeln verzerrte seine sonst so schönen Züge so grauenhaft, das Feuermaal auf seiner Stirne leuchtete so unheimlich hervor unter den dunklen Locken seines Hauptes, daß das Wort auf ihrer Lippe erstarb . . . sie fühlte es, ein ungeschwächter jahrelang genährter Groll herrsche allgewaltig in Gawriel's Busen, und er selbst suche jetzt vergebens den Ausdruck für jene wilde verzehrende Rachegluth,

die sein heißes Blut zur höchsten Raserei aufpeitschte . . . Der Säugling war wieder sanft eingeschlummert, Blume wußte nicht was sie thun sollte, sie wagte nicht das Kind in die Wiege zu legen . . .

Ist das . . . Dein einzig Kind? begann Sawriel wieder nach einer lautlosen Pause mit jenem eigenthümlichen, unerklärlichen Abirren der Gedanken, welches den Menschen zuweilen gerade da überkömmt, wo der bewältigende Eindruck des Augenblickes alle Seelenthätigkeit im vollsten Maße beschäftigen sollte.

Es ist mein einziges unschuldiges theures Kind, rief Blume tödtlich erschrocken und in Thränen ausbrechend; . . . laß mich's zur Mutter tragen, daß wir's nicht wecken.

Blume! rief Sawriel, ihren Arm erfassend und sie zurückhaltend, zwei Worte will ich aus Deinem Munde nicht hören, nicht „Mutter“, nicht „unschuldiges Kind“, — sprich sie nicht aus vor mir . . . um Deinetwillen nicht, sonst könnte ich jahrelang gereifte Entschlüsse vergessen, und mich mit einemale fürchtbar an Dir, an Deinem Kinde rächen . . . „Mutter“! wiederholte Sawriel mit einem so schmerzlichen, markerschütternden Tone, daß selbst Blume Mitleid mit ihm fühlte, „Mutter“! das schöne süße himmlische Wort, das jeder so gerne spricht und gerne hört . . . das Wort, das tief in's Herz dringt, und in jedem das unaussprechlichste, beseligendste Gefühl hervorruft, Mutter! das Wort, das sphärenklingend, magisch in die Seele tönt . . . das Wort ist mir ein leerer hohler begriffsloser Schall! . . . jeder Mensch, so weit sich der blaue Himmelsbogen über die Erde wölbt, und wär' er noch so elend, der Sklave, der in wahnstünniger Wuth an seiner Kette rüttelt, — jedes Wesen, alle, alle, alle haben, hatten eine Mutter . . . nur ich nicht! nur ich nicht, ich ganz allein, seitdem es Menschen gibt auf Erden! . . . Das Weib, das verworfene Geschöpf, der Dämon, . . . der mich in dieses Dasein hinausstieß, . . . das war keine Mutter! . . . pfui, pfui! nennt sie nicht Mutter! gebt ihr nicht den schönen herrlichen Namen! . . . eine Mutter, und wär's die gestreifte Hyäne, die zur Luft mordet, eine Mutter schützt ihre Jungen, — eine Mutter häuft nicht die volle Wucht der Sünde, die sie verbrochen, auf das schuldblose Haupt ihres Kindes, während es händeringend und verzweifelnb an ihrem Todtenbette steht, eine Mutter . . .

Sawriel, schweig! um Gotteswillen sprich nicht weiter, . . . so sprich nicht weiter von Deiner Mutter, von der Schwester meiner Mutter, sie ist doch Deine Mutter, Du bist doch ihr Sohn! . . . sie ist todt, richte nicht strenge über sie, — es wird ein Tag kommen, wo auch Du vor dem Richterstuhle des Höchsten stehen wirst, wo auch Du die Barmherzigkeit, die Gnade Gottes wirst ansehen müssen, denk' daran! Die Augenblicke eines jeden Daseins sind gezählt . . . Denk' an die letzte Stunde Deines Lebens! — hättest Du in Deinem reichbewegten Leben nicht gesündigt, hättest Du nichts verbrochen, nichts — als daß Du so von Deiner Mutter sprichst, von Deiner Mutter, die Dich unter ihrem Herzen getragen, in Schmerzen geboren, genährt, gepflegt, geliebt . . . hättest Du nichts gethan, als so von Deiner Mutter gesprochen, — Sawriel! Du müßtest vor dem Jenseits zittern!

Blume sprach diese Worte mit edler Entrüstung, mit der hinreißenden Begeisterung einer Seherin, ihre Wange glühte, ihr Auge flammte, sie glich einem überirdischen Wesen.

Weib! entgegnete Sawriel mit leuchtenden Blicken, ich zittere nicht! . . . ich hab' dem Tod' in's Aug' geblickt tausendmal im Schlachtgewühle, ich habe nicht gezittert, neben mir sanken Tausende von den feindlichen Kugeln zerrissen, ihr zerschmettertes Hirn spritzte mir in's Antlitz, ich zitterte nicht, — ich war umringt von Feindeshaufen, sie zuckten Alle ihre Schwerter nach meiner Brust, ich war verwundet, schien verloren — ich tödtete sie alle; aber ich zitterte nicht! . . .

Du siehst, Du lebst, es war nicht Dein letzter Augenblick, fiel ihm Blume rasch in's Wort; — aber bei dem allmächtigen Gotte Israels, der da geschaffen die Welten da oben, und einst erwecken wird die Schummernden da unten, — sie deutete hinan zum blauen Himmelsdome, hinab auf die Gräber des beschneiten Friedhofes vor ihrem Fenster <sup>1)</sup> — bei seinem geheiligten Namen, wenn Deine letzte Stunde schlägt, in dem letzten Momente Deines Lebens wirst Du zittern, wird Neue Dein stolzes ungebeugtes Herz zerknirschen! . . .

Sawriel schwieg. — Lassen wir den leeren Streit den Priestern, den Rabbinen, sprach er endlich, unwillkürlich milder; Du hast Dich nicht um mein Leben bekümmert, — lass' mir auch die Sorge für meine Todesstunde . . . was liegt Dir daran? wirst Du um mich sein in meiner letzten Stunde? willst Du mir die müden Augen schließen, wirst Du die Raben von meinem blut'gen Leichnam scheuchen, wenn ich von Rosseshuf zertreten auf dem Schlachtfelde liegen werde?! was kümmerst Du Dich um mich und meiner Seele Heil?! . . . was kümmert Dich der Fremde, der Verstoßene? . . . ist sie ja schon lang verweht, die schöne gold'ne Zeit, wo's anders war. . . .

Sawriel sprach wieder mit maßloser Heftigkeit, aber doch hatte sich bei den letzten Worten dem wilden Grimme eine tiefe erschütternde Wehmuth wundersam beige mischt, und selbst Blume, das edle pflichttreue Weib, war tief bewegt, sie erkannte, wie sie dieser felsenharte Mann einst geliebt, wie qualenreich seine Vergangenheit gewesen sein mochte! —

Du bist allein? . . . Dein Mann ist abwesend? Weißt du, wo er ist? frug Sawriel wieder nach einer Pause, scheinbar ruhig.

Blume zuckte wieder auf in fürchterlichem Schreck und erwiederte demuthsvoll: Er reist herum im Lande, als Sofer, um Brod zu erwerben; ich weiß nicht wo er ist, ich bin ohne Nachricht von ihm, — hab' Mitleid mit uns, Sawriel, die Rottenberg sind nicht mehr reich, wir sind arm und elend.

Sawriel starrte eine Weile düster vor sich hin, dann plötzlich, als fasse er jetzt einen gewaltigen Entschluß, trat er vor Blume, die er auf einen Sessel drückte.

<sup>1)</sup> Der Friedhof grenzt, wie schon erwähnt wurde, an den Sahnpaß.

Weibl sprach er, zehn Jahre such' ich Dich, zehn Jahre lechzte ich wie der verwundete, verschmachtende Hirsch nach frischem Wasser, darnach, Dich zu sehen, Dich zu sprechen, mich zu rächen; — als ich in der Ferne die Thürme Prags erblickte, wo ich Dich zu finden wußte, als ich in das Ghetto trat, dessen Thore Dich einschloßen, — da schlug mein Herz vor wilder Freude; ich kleidete mich als Bohur, ich besuchte alle Bethäuser, die Schiurstuben, die Bothe Widroschim, um Deinem Gatten zu begegnen, — ich wohnte mit denen, die ich tödtlich hasse, alles das nur, — um Dich zu finden . . . . ich verschmähte es nicht mit einem wahnsinnigen Bettler zu verkehren, weil ich glaubte, er würde mich auf Deine Spur leiten — als ich Dich gestern Abend erkannte, war ich so glücklich in meinem Hasse, so überschwänglich glücklich, Dich gefunden zu haben, mich rächen zu können, — glücklich! wie ich es seit jener verhängnißreichen Stunde nicht gewesen, wo alle meine Lebenshoffnungen erloschen . . . und jetzt, da ich vor Dir stehe, wo meine Hände Deine schönen vollen Arme fassen, jetzt in dem Augenblicke fehlt mir das Wort Dir zu sagen, wie glühend ich Dich, wie glühend ich Euch alle hasse . . .

Gawriel schritt wieder mehrmals in der höchsten Aufregung auf und ab. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, Blume! sprach er dann einen Stuhl an ihre Seite rückend, eine gar merkwürdige Geschichte; den größern Theil kennst Du schon; aber es thut nichts, die Geschichte kam schon lange nicht über meine Lippen, und ich will auch mir meine trostlose Vergangenheit noch einmal vor die Seele führen, vielleicht werde ich dadurch den wahren Ausdruck finden für das, was meine Brust bewegt. — In Köln lebte einst ein Mann, der hieß Baruch Süß. Er war Leibarzt des Erzbischofs, reich, mächtig, und angesehen beim Hofe. Noch stolzer, als sein Reichthum und sein Einfluß, machte ihn der Besitz zweier Töchter, Miriam und Perl, auf die er nach dem Tode zweier hoffnungsreichen Knaben seine ganze Liebe übertrug. Sie waren die schönsten Mädchen in Deutschland; und Freier fanden sich bald aus allen Enden der Welt ein. Miriam konnte sich nur schwer zur Wahl entschließen, und erst nachdem die jüngere, Perl, Deine Mutter, sich mit einem Sprossen der berühmten Familie Rottenberg vermählt hatte, gelang es ihrem Vater ihre Wahl auf den Sohn seines Bruders, auf seinen Neffen Josef Süß, der in Speier lebte, zu lenken. — Drei Jahre blieb ihre Ehe kinderlos, im vierten Jahre erklärte sie ihrem entzückten Gatten, daß sie Mutter sei. Miriam Süß genas von einem wunderschönen Knaben, man nannte ihn Gawriel. Der glückliche Gatte jubelte, die Armen wurden reich beschenkt, eine großartige Stiftung gegründet. Der Großvater Baruch aus Köln, der schon gefürchtet hatte, entellos zu bleiben, unternahm absichtlich die beschwerliche Reise nach Speier, um seinen ersten Enkel zu sehen, und im ersten Freudentausche sicherte er ihm sein ganzes Vermögen nach seinem Ableben zu. Kurze Zeit nach mir, wardst Du Blume geboren, und der Großvater und seine beiden Schwiegersöhne kamen überein, die Kinder sollten einst durch das Band der Ehe verbunden werden. . . . Meine Knabenjahre verfloßen eben

so glücklich als mein Jünglingsalter. Angebetet von einem Vater, dem ich übrigens beim besten Willen seine reiche Liebe nicht wiedererstattet konnte, hing ich mit inniger heißer heiliger Liebe an meiner Mutter, die auch mich wie ihren Augapfel wahrte. Da ich das einzige Kind blieb, und wegen der beabsichtigten Verbindung mit Dir, Blume, die Du ebenfalls das einzige Kind Deiner Eltern warst, häuften auch der Großvater alle seine Zärtlichkeit auf mein Haupt. Meiner frühesten Kinderzeit erinnere ich mich nur dunkel, und nur ein einziges Ereigniß schwebt vor meiner Seele, aber so nebelhaft, so verschwommen, daß ich jetzt noch immer zweifle, ob es nicht ein Traum, ein lügenhaftes Gebilde wäre, das meine glühende Fantasia erst später geschaffen, und in eine frühere Zeit zurückversetzte. Ich ging einst, wie gewöhnlich von einer Magd begleitet, vor das Thor, da stürzt plötzlich ein großer bleicher hagerer Mann auf mich zu, drückt einen heißen Kuß auf meine Stirne, preßt mich an sein Herz und läßt zwei schwere Thränen auf mein Antlitz niederrollen. Meine Wärterin, eben so betroffen wie ich, will schreien, aber er drückt ihr ein Goldstück in die Hand und entfernt sich dann rasch mit einem tiefen Seufzer . . . War's kein Traum, so war der Mann mein Vater! . . .

Gawriel schwieg erschöpft. Blume kannte die frühere Lebensgeschichte ihres Verwandten, sie folgte seiner Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ängstlich den Augenblick erwartend, wo er bei der fürchterlichsten Katastrophe seines Lebens anlangen würde.

Du weißt, fuhr Gawriel fort, von meinem neunten Jahre an brachte ich die eine Hälfte des Jahres bei meinem Großvater, die andere Hälfte im elterlichen Hause zu. Meine Erziehung war eine vollendete. In Speier wurde ich gründlich in religiösen und talmudischen Wissenschaften unterrichtet, mein Großvater, am Hofe des Erzbischofs von Köln beliebt und angesehen, und durch seine für einen Juden eigenthümliche Sonderstellung im steten Verkehre mit dem rheinländischen Adel, ließ mich auch in allen jenen Wissenschaften unterweisen, die in der Regel den deutschen Juden weniger zugänglich sind, und selbst ritterlichen Künsten und Uebungen, die ihnen in dem größten Theile Deutschlands durch das Gesetz oder die Willkühr verboten sind, durfte ich obliegen. — Ich war wohlgebildet, kräftig, mit einem scharfen alles erfassenden Geiste begabt. Ich war neunzehn Jahre alt geworden, und als ich einst Chanuko von der Frankfurter Jeschiwo heimkehrte, fand ich meinen Großvater im elterlichen Hause. Man hatte mir — um nicht im Vorhinein meinen Widerspruch zu wecken — mit weiser Vorsicht verheimlicht, daß man beabsichtige mich mit Dir — die ich früher nie gesehen — zu vermählen, und selbst jetzt als es hieß: wir alle sollten gemeinschaftlich den Dunkel Joel in Worms besuchen, fiel es mir durchaus nicht ein, daß diese Reise eine Brautfahrt für mich werden sollte. Wir kamen nach Worms. Ich sah Dich, Blume! prangend in der vollsten Pracht Deines Jugendreizes, und die tiefinnigste Liebe, die je ein Menschenherz erfaßte, loberte rasch in meinem Busen auf. Dem Gatten meiner Mutter, der sich mein Vater nannte, hatte

ich nur meine Dankbarkeit, aber nicht meine Zuneigung zugewandt, und es war mein, Dein Großvater, dem ich meine glühende Liebe, die ich nicht unerwidert glaubte, offen gestand. Mein herrliches geliebtes Kind! rief der Greis, und Thränen entströmten seinen Augen, so erfüllen sich durch Dich alle Wünsche meines Herzens; — ja, Gavriel! Blume, die Tochter Deiner Mutterchwester, ist Deine Dir bestimmte Braut. Gott segne den Bund, den die Väter schon in Eu-erer frühesten Jugend schlossen, und den Ihr besiegelt durch die Gefühle Eueres Herzens. Ich trat an der Hand meines Großvaters vor Dich, ich durfte Deine alabasterweiße Stirne küssen, wir waren Braut und Bräutigam . . .

Gavriel hielt wieder inne. In Blumes Gesicht malte sich die fürchterliche Angst ihrer Seele, sie wußte, was jetzt folgen würde, und kalte helle Schweißtropfen flossen langsam über ihr Antlitz, dem selbst die bitterste Seelenqual nichts von seinem wunderlieblichen Reize zu rauben vermochte. Ihr Herz schlug hörbar.

Ich war der glücklichste Mensch auf Erden, fuhr Gavriel mit einer Stimme fort, deren Beben den unendlichen Schmerz bekundete, der in seiner Seele brannte, ich war erfüllt von meinem Glauben, an dem ich hing mit der ganzen Kraft meines Gemüthes, meines Geistes, der mich beseligte, mich erhob; ich hatte eine Mutter, und ich liebte meine Mutter mit jener unaussprechbaren übermenschlichen Innigkeit, für die wir vergebens den Ausdruck suchen, die so nur in dem Herzen des dankerfüllten Kindes lebt — ich hatte Dich, und wie ich Dich, wie ich Dich geliebt, — Blume! das hast Du nie geahnt, das konntest Du nie geahnt haben!! . . .

Gavriel stockte, seine Stimme, die im Schlachtengewühle den Donner der Geschütze übertönte, klang weich und bebend; sein glühendes Auge wurde feucht. Er strich sich mit der Hand über die Stirne, und fuhr dann fort: Es sollte anders werden! — Es waren zehn Monde seit unserer Verlobung verfloßen, ich war in Worms Dich zu besuchen, und blickte hoffnungreich der nächsten Zukunft entgegen, wo Du mir angetraut werden solltest; da ward mir die unerwartete Botschaft, meine Mutter sei plötzlich tödtlich erkrankt, ich müsse eilen, wenn ich sie noch lebend treffen wollte. Ein wahn-sinniger Schmerz durchjuckte meine Brust. Wie von bösen Schemen gejagt, durchflog ich den Weg nach Speier; spät Abend am Rüsttage des Roschah-schono langte ich dort an. Die Hausleute erwarteten mich in der Hausflur, man wollte mich aufhalten, mich vorbereiten; ich hörte die lästigen nicht an und flog pfeilschnell athemlos die Treppen hinan und in's Krankenzimmer meiner Mutter. Sie lebte noch, aber sie lag in letzten Zügen. Die Dunkelheit war angebrochen; viele Männer waren schon versammelt die Gebete in der Sterbestunde zu verrichten, eine achtzackige Hänglampe in der Mitte des Zimmers erleuchtete dasselbe. Josef Süß stand an ihrem Bette und hielt ihre Hand in der seinigen. Die wehmüthige Freude, sie noch lebend zu treffen, rang mit dem bittersten Schmerze in mir. Da bin ich, Du gute Mutter! rief ich mit von Thränen erstickter Stimme, mich auf die Kniee vor sie wer-

send, und ihre schöne kalte Hand mit glühenden Küffen bedeckend, da bin ich, Du gute süße Mutter!... ich wußt es ja, Du würdest noch Deinen treuen Sohn erwarten... Ich konnt's nicht glauben, du traute herzinnige Mutter, daß Du mir entschweben wolltest, bevor ich angelangt, ... da bin ich! da knie' ich nun vor Dir im unnenbaren tiefsten Schmerz!... warum sprichst Du nicht!? Blic' mich noch einmal an, nur noch ein einzigesmal, mit Deinen milden lieben Augen, sprich mit mir, ich fleh' dich d'rum! sprich nur ein Wort, nur ein einziges, das letzte Lebewohl... lege Deine Hände segnend auf das Haupt Deines einzigen Kindes, das Du verläßt, das in tiefem unendlichem Gram vergeht!...

Die Umstehenden, obwohl gewohnt an Sterbeszenen, mußten doch laut schluchzen bei dem überschwänglichen Ausbruche meines kindlichen Gefühles. — Mein heißes Flehen schien nicht wirkungslos zu bleiben. Miriam Süß erhob sich plötzlich, wie von einer Feder emporgeschwungen, auf ihrem Bette, ihr schönes Antlitz, schon angeweht vom Todeshauche, war weißblau, ihre Augen traten weit hervor... aber sie segnete mich nicht!... sie faltete die Hände und begann mit bebender aber doch deutlich vernehmbarer Stimme: Herr der Welt!... Du befehlst über mich, und ich muß eingehen in das Reich der Todesschatten... ich zittere vor Dir, o Herr und Richter! denn ich habe schwer gesündigt, schwer gefrevelt!... Verzeih' mir Gott, der Du gnädig bist allen, und vergibst Missethat und Sünde... ich habe bitter bereut und schwer gebüßt... und damit alle erkennen mögen, daß meine Reue eine vollkommene und tiefgefühlte, will ich jetzt in dem letzten Momente meines Lebens offen und laut vor Dir mein Gatte und diesen würdigen Männern die ganze Größe meiner ungefühnten Schuld bekennen..... ich brach Dir die eheliche Treue, und mein Sohn Gawriel — ist nicht Dein Sohn..... Blume! was ich in dem Augenblicke gefühlt, das auszusprechen vermag das armselige Menschenwort nicht. Schmerz, Leid, Weh, Qual — faß' alle die Begriffe zusammen, die sich an diese Worte heften, vertausendfache sie — und Du hast noch keine Ahnung von dem, was mein gebrochenes Herz durchbebt! — Mit einem Schlage, mit einem einzigen mächtigen, sicher geführten Schlage war die unendliche Kindesliebe aus meiner Brust gewichen, und der finsterste Haß erfüllte mich, ein Haß, wohl begründet und unverlösch!..... Hätte ich tausendmal gelebt, und jeden Augenblick meines Lebens tausend todeswürdige Verbrechen begangen, und es gäbe eine göttliche Gerechtigkeit..... mit diesem schmerzensüßervollen Augenblicke wären alle Frevel meines Lebens gesühnt gewesen. Während ich den Segen der sterbenden heißbeweinten Mutter erflehe..... verräth sie mich, stößt mich hinaus aus dem Paradiese meines Lebens zu nimmer endender Qual — während ich für sie lächelnd und schweigend mein Leben unter grauenhaften Martern ausgehaucht hätte, während ich meine Seele gerne für ihr Seelenheil den ewigen Qualen der Verdammniß überantwortet hätte, ... während dem verräth mich meine

Mutter!!!..... „Wahnsinnige Lügnerin! widerrufe! sag', daß ein böser Geist aus Dir gesprochen!“ rief ich mit wuthersfüller Stimme, die fast Leblose heftig schüttelnd. „Ich kann nicht, Gavriel, ich kann nicht!“ kreischte sie, „betet für mich!..... Herr der Welt! verzeih' mir! sei mir gnädig! sei barmherzig! ich habe schwer gefrevelt.... Gott! laß mein Bekenntniß und mein Sterben meine Sühne sein! Höre Israel“..... sie konnte nicht weiter sprechen, ihr Auge brach.... sie sank um, ein leiser Todesseufzer hob ihre Brust.... sie war nicht mehr. — „Nein, todte Mutter, nein!“ rief ich, „Gott wird sich Deiner nicht erbarmen, so wie Du kein Erbarmen mit mir kanntest... ich fluche Dir und Deinem Andenken!“ — Ich stieß die fürchterlichsten Verwünschungen, die gräßlichsten Flüche aus.... man riß mich los von der entseelten Hülle meiner Mutter.

Josef Süß war bei dem Geständnisse seiner schuldigen Gattin sprachlos zusammengesunken. Als er zur Besinnung kam, schäumte er vor Wuth. Sein schuldig Weib war todt, und der arme Betrogene häufte die ganze Wucht seines unverföhnten Grimmes auf mein unschuldig Haupt. — Das Band, das uns an einanderknüpfen sollte, war gelöst, ich war nicht sein Sohn, ich war ein Fremder — o! weit weniger als ein Fremder, — er brauchte keine Rücksichten zu kennen, und eine Stunde später stand ich allein, verlassen, hinausgestoßen aus dem Hause, das ich bisher das väterliche genannt hatte!..... So hatte mir ein Moment, ein Wort den Vater, die Mutter, die Liebe, die Erinnerung, die Vergangenheit und die Zukunft geraubt!

Ich irrte die ganze Nacht in der Stadt herum, ich konnte es nicht erwarten, daß das Morgenroth anbreche, und doch hätte ich wieder gewünscht, daß die Nacht mit ihrem Dunkel ewig gedauert hätte. Rosch hashono früh ging Alles in die Synagoge, ich, ich allein scheute den Anblick der Menschen... ich wollte nicht auf der Straße bleiben, und in der Verzweiflung meines Herzens wandte ich meine Schritte der Wohnung meines frühern Lehrers zu, eines franken bettlägerigen Greises, der selbst an den höchsten Feiertagen seine Andacht zu Hause verrichten mußte. Ich fand ihn schon aufrecht im Bette sitzend, und beim Scheine einer Lampe lesen. Auch zu ihm war schon das Gerücht meiner Erniedrigung gedrungen, bei dem Anblicke seines einst geliebten Schülers stieß er einen Schrei aus, und die Bibel entsank seinen zitternden Händen. War's Zufall, war's vielleicht, daß mein alter Lehrer, meine unglückliche Lage überdenkend, die betreffende Bibelstelle aufgeschlagen, ich weiß es nicht; — aber als ich mich bückte das Buch aufzuheben, fiel mein Blick in dasselbe, die Worte flimmerten in buntem Farbenspiel vor meinen brennenden Augen, ich las die Worte: „Ein Ramser darf nicht in die Gemeinde des Herrn kommen.“<sup>1)</sup> — Ich fühlte neuerdings einen heftigen Stich im Herzen. Neben der fürchterlichen unaussprechbaren Aufregung, die mich bei dem schändlichen Geständniß jenes Weibes, das mich unter dem Herzen getragen, erfaßt hatte, neben der zermalmenden Schmach mich so erniedrigt zu sehen vor den Augen der Menschen, war in mir wohl auch das

<sup>1)</sup> Deutr. Cap. 23, V. 3.

schmerzliche selbstquälerische Gefühl erstanden, einer Sünde mein Dasein zu danken, in die Welt geschleudert worden zu sein gegen den Willen des höchsten Wesens, das ich damals in unendlicher Ehrfurcht anbetete; — aber als ich nun nochmals klar und deutlich die Worte las, die Worte jener Schrift, die ich bisher als bindend, als heilig betrachtet hatte, — als ich den Ausspruch des Herrn las, den ich gläubig im Staube gebückt allerbarmend, allgütig, allgerecht genannt hatte, — als ich das Urtheil las, das mich, — der ich schuldlos war an dem Verbrechen, das mich unglücklich machte, — vernichtete; da riß ich ihn heraus aus meinem blutenden zerrissenen Herzen den blinden Glauben, der mich nimmer beseligen, mich nimmer beglücken konnte, den Glauben, der mir nimmer wahr, nimmer heilig sein durfte, — ich riß mich los von der Religion, der süßen Trösterin, die Jedem Trost bot, nur mir nicht! — — —

Es war Mittag geworden. Die Mauern der Stadt wurden mir zu enge, ich ging hinaus, und während meine frühern Glaubensgenossen im Gotteshause beteten, saß ich allein im tiefen Walde und weinte heiße bittere Thränen, wie sie kein Mensch je schmerzlicher geweint!

Es war ein schöner frischer Herbsttag, der Sonnenstrahl drang gedämpft durch die grüngelben Wipfel der Bäume, die Vögel zwitscherten muntere Lieder, ein weicher milder Wind durchzog das welkende Laub — ringsum herrschte der tiefste Friede, in mir grollte der bitterste tödtlichste Haß. — Ich mochte stundenlang im schmerzlichen Bräuten gefessen haben, als ich urplötzlich aufwahr; wie ein heller Blitz in dunkler Nacht durchzuckte es mich, ich war noch nicht verloren. Dein theueres Bild, Blume! trat mir mit einemale mit den lebendigsten Farben vor die Seele. Ich hatte noch Dich! nun nur Dich allein auf weiter Erde, aber ich hatte Dich; was wollte ich mehr?! Das Wort der Schrift hatte mich gebrandmarkt, meine Mutter verrathen, meine Brüder verstoßen, — aber ich hatte noch Dich, Dich, Blume! die Du mir alles das, alles, alles ersetzen solltest. Auf Dich übertrug ich nun meine ganze ungetheilte reiche Liebe! Ein unennbares glühendes Sehnen nach Dir entbrannte in wilder Gluth in meiner Seele; meine Liebe zu Dir hatte die Höhe des Wahnwizes erreicht. Die Erinnerung an Dich verwichte die gräßliche Mahnung an die nächste Vergangenheit, lenkte meinen Blick von meiner düstern Zukunft ab . . . mit Dir, Blume! in einem fernem Winkel der Erde zu leben, ein solches süßes Kind, mein Kind! . . . Blume! brach Gawriel plötzlich mit dem Ausdruck der leidenschaftlichsten Wehmuth ab — Du hättest mein Schutzengel werden können — an Deiner Hand, Blume . . . . wäre ich vielleicht zurückgekehrt . . . . Du hast mir wehgethan, Du hast nicht recht gehandelt . . . . Blume! wenn es einen Gott gibt — hörst Du! ich will's nicht glauben, ich darf's nicht glauben, . . . . aber wenn es so ist, Blume! . . . so wird man meine Seele einst von Deinen Händen fordern! — — — Ich eilte nach Worms, — wie Dein Vater mich schimpflich zurückwies, wie ich erfuhr, man hätte Dich, als man die

schnell verbreitete Nachricht empfangen, rasch mit dem Brudersohne Deines Vaters, mit Deinem Vetter Aron verlobt — das alles weißt Du, — was ich gelitten, das wußtest Du nicht, nein! ich will's zur Ehre der Menschheit denn doch glauben, daß Du's nicht gewußt. — Ich wollte, ich mußte Dich allein sprechen; ich hoffte Dein Vater hätte gelogen, Du würdest anders sein als die Andern, Du würdest Mitleid mit mir haben, würdest mich lieben! — Ich erwartete sehnsüchtig den Jom Kipur; ich wußte, Du würdest, während alle im Gotteshause beteten, daheim bei Deiner blinden Mutter bleiben. Jom Kipur Nachmittag schlich ich in Dein Haus. Athemlos durcheilte ich die mir wohlbekannten Gänge des Hauses, ich öffnete die Thüre, die in das Zimmer Deiner Mutter führte; sie schlummerte, Du saßest an ihrem Bette und betetest. Ich blieb wie Espenlaub bebend an der Thürschwelle stehen. Ich glaubte Du würdest mir mit einem Freudenschrei in die Arme stürzen, die Thränen von meinen Wimpern küssen, den kalten Angstschweiß trocknen, der mir von der Stirne floß. Blume! rief ich, willst Du mit mir fliehen? Willst Du mein Weib werden? — Du schwiegst. Auch Du Blume! rief ich im unsäglichen Schmerze zu Deinen Füßen zusammenbrechend . . . Dein Busen hob sich, Deine Lippen bewegten sich, als wolltest Du sprechen, aber Du sprachst nicht, Dein Blick richtete sich geisterhaft auf mich, als wär' ich, der Schuldlose, Unglückliche, der Hölle entflohen! . . . Ich wollte das dumpfe Schweigen brechen, ich suchte nach Worten, Dich zu rühren, den starren Marmor Deines Herzens zu schmelzen; aber plötzlich fühlte ich mich rücklings erfasst, Dein Vater, Dein Verlobter waren heimgekommen sich nach Deinem, Deiner Mutter Befinden zu erkundigen. Der wilde Grimm verzerrte ihre Züge . . . Wie sie mich beschimpft, wie sie mich gehöhnt, das hattest Du gehört, wie sie mich hinausstießen, ohne Mitleid, ohne Erbarmen, wie man 'nen räudigen Hund mit Fußtritten hinausstößt, das hast Du gesehen! Ja Du sahst's, aber Du sprachst nichts, Du fielst ihnen nicht in die Arme . . . Du standest nur bebend und händeringend da . . . Blume! rief Sawriel sie heftig am Arme schüttelnd, und aus seinen Augen blitzte es mit der Wuth des Wahnwizes, warum ließeest Du diese Gräuel geschehen, sag', Weib! warum? — warum reichtest Du deine Hand dem Manne, der mich Unschuldigen so fürchterlich, so unverdient beschimpfte, sag', warum? sprich!

Blume schluchzte heftig, sie faltete ihre schönen weißen Hände, ihre Rippen bewegten sich lautlos im heißen Gebete . . .

Blume! sprach Sawriel, nach einer minutenlangen Pause mit dumpfer schwankender Stimme, wenn mein Todfeind, der mich für die Ewigkeit haßt, der mit heißer Bier darnach strebt, mein Herzblut zu trinken — wenn mein Todfeind so vor mir, der ich unerschütterlich bin im Hasse, wenn mein Todfeind so vor mir läge, wie ich an jenem Jom Kipur Nachmittage vor Dir kniete, ich, der ich kein Erbarmen kenne, würde heiße Thränen des Mitleids weinen, — und ich war nicht Dein Feind, ich hatte Dich geliebt, wie eine Menschenseele nicht inniger, nicht heiliger lieber darf, ich hätte den letzten

Tropfen meines Herzblutes für eine Thräne aus Deinem Auge gegeben — und Du, das schwache, milde, erbarmungsreiche Weib, weintest diese Thräne nicht . . . Du standest aufgesetzt da, aber Du wehrtest den Wüthenden nicht . . . Was hatte ich Euch gethan? Was war mein Verbrechen?! war ich nicht bis zu dem letzten Athemzuge meiner Mutter fromm, edel, aufopfernd gewesen?! Warum begrubt ihr die schuldige Mutter feierlich als reuige Sünderin und verstießt den unschuldigen Sohn?! . . . Als ich herausgestoßen wurde aus Deinem Hause, Blume, als da das letzte Ankertau meiner Hoffnung riß; — da schwur ich mir's in meiner Seele — fürchterliche ewige Rache! . . . Ich liebe die Menschen nicht, ich hasse Euch Juden, aber den glühendsten Haß, den die Menschheit und vielleicht die Hölle kennt, trage ich gegen Deine Mutter, Deinen Gatten, und ganz besonders gegen Dich im Herzen!

So tödte mich, rief Blume hastig, und laß' den Gatten, die Mutter, laß' alle in Frieden! . . . laß' die volle Bucht Deines Hornes auf mein Haupt niederfallen, tödte mich, Sawriel, aber laß' die Andern . . .

Der kleine Schläfer auf ihrem Arme war wieder erwacht, er streckte sein Händchen lächelnd nach der Mutter, Blume schauerte zusammen und brach in lautes Schluchzen aus: Nein, Sawriel, tödte mich nicht, laß' mich leben, sieh' mich zu Deinen Füßen, — sie warf sich auf's Knie, — laß' mich leben, nicht für mich stehe ich, beim allmächtigen Gott! nicht meinethwegen; — aber sieh' diesen unschuldigen Säugling, sein Vater ist ferne, er hat nur die Mutter, könntest Du's verantworten ihm seine Mutter zu rauben?! . . . Du weißt nicht, was eine Mutter für ihr Kind fühlt . . .

Schweig, Blume und steh' auf! rief Sawriel, die Knieende vom Boden reisend, und die Adern seiner Stirne schwellen mächtig an; bist Du wahrhaftig? Werde ich ein wehrlos Weib ermorden? sei ruhig . . . ich tödte Dich nicht, . . . so will ich mich nicht rächen.

Beide schwiegen. Blume öffnete das Fenster, sie sah, ob in der Klause noch Licht brannte, ein matter Schimmer drang aus den Fenstern des fernen Gebäudes, sie fühlte sich wohlter zu wissen, daß dort noch Menschen wacheten! . . . ein kalter Wind strich durch das Zimmer, Sawriel und Blume bemerkten dies nicht, und nur das Kind schauerte am Arme seiner Mutter.

Du hast viel erlebt, brach Blume wieder das peinliche Schweigen . . . Du bist abgefallen von dem Glauben Deiner Väter?! . . . Du bist . . . Du warst . . .

Blume wußte nicht was sie sprach, aber diese Grabesstille war ihr tödtlich, sie mußte sprechen, und fast willenlos lösten sich diese Worte von ihren Lippen.

Von dem Glauben meiner Väter! wiederholte Sawriel; Du wählst Deine Worte gut, jedes ist ein giftiger Pfeil und hat einen Widerhaken — hab' ich denn den Glauben meiner Väter verlassen?! Kenn ich denn meinen Vater? Zehn Jahre such' ich ihn, wie Dich, fuhr er dann sinnend fort, Dich habe ich gefunden, werde ich ihn je wiederfinden, ihn, den ich vielleicht, — und wenn ich ihn fände, sprach Sawriel nach einem langen Schweigen in

sich gekehrt, mehr mit sich selbst sprechend, würde die Stimme der Natur, wie die blöden Menschen sagen, siegen? würde ich voll unendlicher Liebe in seine Vaterarme stürzen, oder würde mich namenloser Haß erfassen gegen den treulosen Verräther, der vielleicht im Wohlleben schwelgte, als man sein Kind von Hohn und Schmach erdrückt von der Schwelle jenes Hauses stieß, das er zwanzig Jahre lang sein Vaterhaus genannt hatte! Wenn er so wäre, wenn er mein vergessen, wenn er nie gedacht des Unglückseligen, den er zur ewigen Qual hinausgeschleudert in das weite öde Dasein, — wenn er so wäre wie die Mutter, die sterbend noch ihr Kind verrieth, wenn er so wäre, und ich fände ihn, — Blume! mit einem Vatermorde würde ich mein elend Dasein glorreich schließen! . . .

Blume schauerte zusammen. Gawriel warf sich in einen Stuhl und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen . . .

Wenn's aber nicht so, wenn's anders wäre, begann er wieder nach einer langen Pause, während welcher sich die schäumenden Wogen seines Gemüthes gelegt hatten, wenn die Erscheinung in meiner Jugend Wahrheit und nicht Täuschung gewesen, wenn seine Thränen einst in der That das Antlitz seines Kindes genetzt hätten, wenn mein Vater sich in unendlichem Schmerz nach dem langentbehrten Sohne sehnte, wenn sein Herz mir mit jenem eigenthümlichen Gefühle — wie es zuweilen in milden Stunden in den Tiefen meiner Seele aufzuckt — entgegen schlug, wenn er gefoltert von Reue und Gewissensbisse, wahnsinnig vor Schmerz nach mir forschte . . . wenn ich ihn so fände, und wär's der Niedrigste auf Erden, und wär's der elendeste Bettler, dem ich ein Stück Brod zuwerfe, — und er träte so vor mich — Blume! ich hab's oft ausgesprochen, ich wiederhole es, auf Manneswort und Ritterehre! ich würde ihn liebend in meine Arme schließen, — und wär's der letzte Augenblick meines Lebens, und wär's mein letzter Athemzug, — mein letzter Athemzug wär' ein lautes Halleluja! noch sterbend . . .

Gawriel brach plötzlich ab, und auch Blume hatte schon einige Zeit früher gelauscht. Eine dienstfertige Windeswelle trug aus dem Gebüsch eines entfernten Theiles des Friedhofes klagende Töne an das Ohr der Weiden, und jeder hatte das, was er gehört, eine Zeit lang für eine durch die furchtbare Erregtheit des Augenblicks gerechtfertigte Täuschung gehalten, aber die zuerst dumpfverhallenden Klänge kamen näher:

Mein Sohn, mein Sohn! tönte es jetzt immer deutlicher an ihr Ohr, mein vielgeliebtes, einzig Kind . . . wo bist Du? . . . Komm' zu mir, Du theueres Kind . . . Du bist in Sünde geboren, aber ich lieb' Dich doch! Du bist ja doch mein Sohn! . . . Wo find' ich Dich!? . . . Fänd' ich Dich im Himmel, ich such' Dich dort, fänd' ich Dich jenseits des Meeres, ich such' Dich dort — wo bist Du, in Sünde Geborener, der Du meinem Herzen so nahe stehst? Komm' zu mir und laß' uns stehen am Grab des Vaters, vielleicht wird sich Gott meiner erbarmen, wird mir vergeben! . . . o! wenn mein Sohn noch lebte, daß ich ihn sehen könnte; dann wollt' ich sterben! . . .

Von der nahen Thurmuhr schlugs Mitternacht, ein Wind erhob sich und zog rauschend über den weiten öden Raum des Friedhofs . . . der Glocken Klang, des Windes Rauschen übertönte die wieder in der Ferne ersterbenden Worte. Sawriel war leichenbläß geworden. Er trat an's Fenster und blickte lange hinab; aber er sah nichts. Es war Täuschung, sprach er leise vor sich hin, sich rasch mit dem ganzen Schwünge seines bewundernswürdigen Geistes fassend, — mein scharfes Auge erspäht nichts auf dem weiten, schneebedeckten Raume, — und die Todten sprechen nicht.

Blume schauerte zusammen, sie wagte es nicht auszusprechen, daß auch sie den gespensterhaften Ruf vom Friedhofe vernommen. Sawriel starrte in düsteres Brüten versunken vor sich hin. Blume versuchte es in Sawriel's Seele zu lesen. Sie hatte ihn seit jenem verhängnißreichen Tom Kipur nicht gesehen. Der, der sie einst geliebt, der an seinem Glauben, an der Menschheit, an seinem Volke, am Rechte mit der vollsten ungeschwächten Kraft des Jünglings festgehalten, war ein Anderer geworden. Gebrandmarkt durch das heilige Wort der Schrift, das menschliche Weisheit nimmer ganz zu erklären vermag, verathen von seiner Mutter, die er abgöttisch verehrte, zurückgewiesen von ihr, hinausgestoßen aus dem Kreise seiner Brüder, — war seine Seele erfüllt vom Haße. Aber auch seinen Haß vermochte sie nicht zu ergründen; als er eingetreten, hatte sie gefürchtet, er wolle ihr Kind rauben, er wolle sie tödten, — das wollte er nicht, das war nun klar — und doch durfte sie sich noch nicht beruhigen, er hatte es ausgesprochen: er haße sie, er wolle sich rächen; — in banger Qual starrte sie regungslos auf seine Lippen, und jede Bewegung derselben machte ihr Herzblut von Neuem erstarren; — und doch erschien ihr sein Schweigen noch fürchterlicher. Es war wieder eine jener langen oft wiederkehrenden Pausen eingetreten, die für Blume eine Ewigkeit zu währen schien. Ihre namenlose Beklemmung war noch erhöht durch den tiefen Eindruck des eigenthümlichen Zwischenfalles, durch die Bewunderung für Sawriel, der ihn willenskräftig rasch aus seiner Seele gebannt zu haben schien.

Sawriel! flehte Blume, ich bitte Dich, sprich, brich dies unheimliche Schweigen, es ist mir grauenvoll! . . . sprich was Du willst, erzähle weiter.

Siehst Du, Blume! — damals war auch mir Dein Schweigen grauenvoll, . . . damals hattest Du kein Wort des Mitleids, keinen Blick des Erbarmens für den armen, unschuldig Gemarteten, und ich schmachtete nach einem Worte der Liebe . . . Hätte damals mein Großvater in Köln noch gelebt, vielleicht, . . . ich weiß es nicht, aber vielleicht hätte er, der Einzige, mich noch in seine Arme aufgenommen, aber die fürchterliche Nachricht, die seine Tochter, seinen Enkel brandmarkte, seinen Namen der Verachtung Preis gab, seine liebsten Hoffnungen vernichtete, warf den Greis auf's Todtenbett. Ich kam zwei Tage nach seinem Begräbniß nach Köln. Man wich mir schen aus, mein Schicksal war allen meinen Glaubensbrüdern bekannt! . . .

Ich nahm als Erbe von der ungeheuern Hinterlassenschaft meines Großvaters Besitz. — Mich hielt nun kein Band mehr an dieses Leben, alle die ich

geliebt, mußte ich hassen, was mir wahr und heilig gewesen, erschien mir nun lügenhaft und falsch, ich war der unglücklichste Mensch auf Erden! Ich brach mit meiner ganzen Vergangenheit, nichts von ihr sollte in mir fortleben, als die Erinnerung an meine unverdiente Schmach, die meine Rachegluth mit ungeschwächter Wuth ansachte. — Ich suchte nach einem äußeren Zeichen, daß ich ein Anderer geworden; im Dome zu Aachen schwur ich den alten Glauben ab, in meinem Herzen schwur ich Feindschaft allen Jenen, die ihm anhängen. . . . Als ich aus der Kirche trat, war eine Menge Volks versammelt den Reubekehrten anzugaffen. Ich schlug die Augen nicht auf; aber ich fühlte es, wie die lästigen Blicke Aller auf mir hafteten. Rasch durcheilte ich das Gedränge und suchte eine Nebengasse, die zu meiner Wohnung führte, zu gewinnen. Der Haufe, der mich begleitete, verließ sich nach und nach und ich hörte endlich nur den Fußtritt eines Einzelnen hinter mir, der mir hartnäckig bis zur Thüre meines Hauses folgte. Ich blickte mich nicht um, aber als ich in's Haus treten wollte, fühlte ich mich am Mantel erfaßt. Was willst Du? frug ich den Zudringlichen, einen Bettler in der Tracht der armen Juden. Nichts, entgegnete dieser mit dem irren Blick des Wahnsinns, nichts, als Dir sagen, daß Du Unrecht gethan hast. . . . Du hast Deinen Vater im Himmel verlassen. . . . und ein gutes Kind sucht seinen Vater, auch wenn er ihm Weh bereitet hat, . . . es gibt keinen größern Schmerz, als wenn Vater und Sohn sich suchen und sich nicht finden dürfen! . . . Der Irrsinnige eilte rasch davon; aber seine Worte drangen wie zündende Funken in meine Seele. . . . Ich kannte meinen Vater nicht! meine Mutter war gestorben ohne seinen Namen zu nennen; der hohe Ruf ihrer Tugend, den sie bei ihrem Leben besaßen, hatte nie das leiseste Mißtrauen aufkommen lassen, und auch wenn ich es hätte wagen dürfen meine frühern Glaubensgenossen zu Mittheilungen zu veranlassen, wären meine Nachforschungen vergeblich gewesen. Ich war bisher zu betäubt gewesen, um meines unbekanntn Vaters zu gedenken; aber nun gesellte sich der wilden Rachegluth gegen Euch alle ein Gefühl, so eigenthümlich, so wunderbar, wie ich es nie zu schildern vermöchte. Bald entbrannte ich in namenlosein Hass gegen den unbekanntn Urheber meiner Lage, bald fühlte ich mich milder gestimmt, und tiefes Sehnen erfaßte mein zerrissenes Herz, bald glaubte ich überzeugt zu sein, er hätte mein vergessen und schwelge ungestörten Frohsinns in irdischem Glücke, während sein Sohn dem schmerzreichen Gram erläge, bald hoffte ich, er, der mich nicht verrathen, der jahrelang sein Vaterrecht nicht geltend gemacht, — hätte es mir aus unerschöpflicher Liebe zu mir gethan. Ein qualenreicher, oft rascher Wechsel der Empfindungen erfaßte allgewaltig mein Herz; aber von dem Augenblicke an lebte der Wunsch in mir, meinen Vater zu finden, sei's um ihn zur fürchterlichen Rechenschaft zu fordern, sei's versöhnt in seine Vaterarme zu stürzen!

Drei Tage später ward mir die Nachricht, man hätte Dich mit Deinem Verlobten vermählt. Ihr hattet sehr geeilt, und der Tod des Großvaters

konnte Euch von Euerem raschen Entschlusse nicht abhalten. Du, meine heißgeliebte angebetete Braut, reichtest dem die Hand, der mich schmähtlich mißhandelte, als ich stehend vor Dir auf den Knieen lag! . . . Die Hochzeit wurde in Worms gefeiert, während ich in Aachen im wahnsinnigsten Schmerze verging! — Der Entschluß meiner Rache stand fest und unerschütterlich, aber ich war noch zu schwach, zu ohnmächtig sie auszuführen!

Gawriel hielt inne, er preßte beide Hände an seine glühende Stirne; nach einer langen Pause fuhr er leidenschaftslos, fast ruhig fort:

Ich ward unstät und flüchtig, ich wußte nicht, wohin ich meine Schritte lenken, nicht, was ich beginnen sollte. Der Krieg war in einem Theile Deutschlands entbrannt, aber er kümmerte mich nicht, er war mir gleichgiltig. In wilder Raserei irrte ich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf; ich hatte nirgend Ruh' und Raht. Oft mußte ich mitten in der Nacht aufstehen und weiter ziehen, es riß mich unaufhaltsam fort. In einer stürmischen Winternacht war ich einst in einem Städtchen im Jülich'schen angelangt, und wollte dort übernachten; aber der Schlaf stoh meine müden Augen, um Mitternacht stand ich auf und ließ mein Pferd satteln. Mein Diener weigerte sich entschieden in dem fürchterlichen Sturme fortzuziehen, man rieth mir von der Weiterreise ab, die Straßen waren unsicher, — mich konnte nichts zurückhalten, mich trieb's hinaus! . . . Ich mochte wohl zwei Stunden lang planlos geritten sein, als ich plötzlich Flintenschüsse höre, ich reite in der Richtung des Schalles und erblicke bald beim Lichte der vollen Mondscheibe, die minutenlang durch die windzerrissenen Wolken schien, in einiger Entfernung eine Gruppe von Reitern im heftigen Kampfe begriffen. Fast willenlos sporne ich mein Pferd zum raschern Laufe, und halte erst in der Nähe des erbitterten Kampfes. Dieser war ein ungleicher. Fünf Reiter, offenbar die Angreifenden, schlossen einen Halbkreis um eine hohe ritterliche Gestalt. Der Angegriffene, in einen weißen Mantel gehüllt, den Kopf von einem offenen Dragonerhelm bedeckt, mußte in dem Augenblicke meiner Ankunft der überlegenen Anzahl allein die Spitze bieten, da sein Begleiter kurz vorher von einem Pistolenschusse verwundet zusammengesunken war. Ich blieb einen Augenblick thatloser Zuschauer. Zwei Leichen und zwei herrenlose Pferde auf der Seite der Angreifer ließen keinen Zweifel darüber, daß der Weißmantel und sein Gefährte von ihren Feuerwaffen guten Gebrauch gemacht hatten, aber jetzt, wo dieser kampfsfähig geworden, war jener vollauf beschäftigt, die Hiebe der Andringenden zu pariren. Der Mond warf sein fahles Licht auf den Weißmantel, der, die Lippen fest aufeinander gepreßt mit blinkendem Auge und sicherer Hand, sich gegen jeden Angriff deckte, und mit fast übermenschlicher Kraft sein mächtiges Schwert gebrauchte. Die Waffen klirrten, sonst aber herrschte tiefe Stille. Ich kam im Rücken der Angreifer; als der Bedrängte mich erblickte, schien ein Hoffnungsstrahl seine bleichen edlen Züge zu überfliegen; aber kein Laut entfuhr seinem Munde. Meine Ankunft änderte die Lage der Dinge. Zwei der Reiter warfen ihre Pferde herum, und hielten mir die Pistolen entgegen. Brandenburgisch oder

Kaiserlich? riefen sie. — Gilt mir gleich, war meine aufrichtige Antwort. Einer der Frager wandte sich nun um, und zielte scharf und sicher auf das Gesicht des Weißmantels. In diesem Augenblicke erwachte meine volle Theilnahme für den Bedrohten. Er war verlassen, allein gegen viele; — ohne mir Rechenschaft über mein Thun zu geben, geleitet von einem innern Drange, — ohne auch nur zu wissen, welcher Partei er angehöre, zog ich die Pistole aus dem Halfter, und schoß den Zielenden vom Pferde herab. Habt Dank, Ketter in der Noth! ich will's Euch nie vergessen, rief der Weißmantel sich nun wie neugekräftigt hoch im Sattel aufrichtend, und einen so mächtigen Stoß gegen einen seiner überraschten Gegner führend, daß dieser leblos zu Boden stürzte. Wir waren nun zwei gegen drei, der Weißmantel war gerettet. Mit einer wundervollen unnachahmlichen Schwenkung warf er nun sein Pferd auf meine Seite herüber. Ich hatte nicht Zeit meine zweite Pistole abzufeuern, denn unsere Gegner, in den Waffen wohl geübt, drangen mit gedoppelter Hefstigkeit auf uns ein. Ich riß das Schwert von meiner Seite und kämpfte mit der vollen ungezähmten Wuth, die mein Herz erfüllte. Der heiße Kampf that mir wohl, ich fühlte es nicht, daß Blutstropfen an meinem Arme herabträufelten, aber plötzlich sauste aus dem nächsten Gebüsch eine Kugel an mein Ohr, ich sank verwundet zusammen . . . Der Weißmantel fing mich mit einem Arme auf, mit dem andern noch immer die mächtige Waffe schwingend. In dem Augenblicke hörte ich Hufschläge, aber ich schloß die Augen und verlor die Besinnung. Als ich acht Tage später zum Bewußtsein kam, befand ich mich zu meinem Erstaunen in einem schönen Zimmer in Jülich . . . Ich lag im Bette. Ich erfuhr, daß der Krieger, dem ich das Leben gerettet, der kaiserliche General Graf Ernst von Mannsfeld, Markgraf von Castellnuovo und Bortigliere war. — Brandenburgische Reiter hatten ihm aufgepaßt, als er, tollkühn genug, nur von seinem Lieutenant begleitet, den Weg nach der Stadt zurücklegen wollte. Die Kugel, die mich getroffen, war von Neuenburgischen Schützen geschossen worden, die den brandenburgischen Reitern zu Hilfe kamen; aber gleichzeitig hatten die Flintenschüsse auch kaiserliche Dragoner herbeigeführt, deren Ankunft das kleine Gefecht zu unseren Gunsten entschied. Man sagte mir, Mannsfeld brenne vor Begierde mir seinen Dank für die unerwartete Hilfe abzustatten, und als ich erklärte, daß ich mich nun so wohl und so kräftig fühle, seinen Besuch zu empfangen, trat er einige Augenblicke später in mein Gemach. Mannsfeld stand damals in der Mitte der Zwanzig.<sup>1)</sup> Er war ein hoher kräftiger Mann; sein auffallend bleiches, ernstes Gesicht mit dem spanischen Schnurr- und Knebelbarte war von dunklen Locken umwallt, seine großen Augen blickten innig auf mich, er reichte mir die Hand. Ich dank Dir, Bruder! sprach er gerührt, und jedes seiner Worte drang tief in mein armes liebeleeres Herz . . . Du hast mein Leben gerettet, ich will Dir's nie vergessen, so wahr mir Gott helfe! — Du wußtest nicht, wem Du halfst, nicht dem Grafen.

<sup>1)</sup> Mannsfeld wurde 1585 geboren.

von Mannsfeld, nicht dem kaiserlichen Felbherrn, nein, dem Menschen, dem hartbedrängten ermatteten unbekanntem Krieger botest Du nach guter Soldatenart den rettenden Arm! . . . Dich band kein Eid, was Du für mich gethan, entstammte bloß dem freien Willen Deiner edlen Seele . . .

Blume! Ihr Alle hattet mich verstoßen, ich stand allein auf der weiten Welt, mein Herz, das so glühend, so unendlich lieben konnte, war öde und zerrissen. Jedes Wort Mannsfeld's tränfelte Balsam auf die Wunden meiner Seele; eine Nahrung, so tiefinnig, wie sie nur zur Zeit in mir erstehen konnte, als ich noch gläubig und unenttäuscht dem süßen Wahne leben durfte, durchrieselte mich, mein ganzes Herz erschloß sich seinen Worten, ich drückte die Hand des edlen Kriegers, und heiße Thränen entquollen meinen Augen. Nun, wenn Du kräftig genug bist und Dich das Leben nicht anstrengt, fuhr Mannsfeld fort, so laß' mich den Namen meines Retters wissen, wie ist Dein Wappen? Wo ist Deine Heimat? . . .

Der Augstschweiß trat auf meine Stirne. Die Vergangenheit zog im raschen Fluge nochmals vor meiner Seele vorüber, mir schien alles ein wüster Traum! Ich kämpfte einen heißen Kampf mit mir; der Zufall führte mir einen mächtigen dankbaren Freund entgegen; durfte ich es wagen, ihm offen und unumwunden meine Lebensgeschichte zu erzählen? Mußte ich nicht befürchten, der gefeierte Held, der General, der Günstling des Kaisers würde sich verachtungsvoll von mir wenden? von mir, dem abtrünnigen Juden, dem, von seinen Brüdern Verstoßenen, durch seine Geburt Gebrandmarkten!? — Mannsfeld bemerkte mein Zögern. Ich will nicht in Euch dringen, fuhr er nach einer Pause der Ueberraschung fort; vielleicht schwebt ein Geheimniß über Eurem Namen. . . . es thut mir leid; aber Ihr mögt sein was oder wer Ihr wollt, Ihr werdet mir stets theuer bleiben. . . . Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Ihr seid vielleicht Protestant? vielleicht ein Anhänger der Union? rief er; o! wie kennt Ihr Mannsfeld schlecht! Bei dem allmächtigen Gotte, Ihr mögt sein wer Ihr wollt, — Ihr seid mir werth und theuer . . . Soll ich im Vertrauen mit Euch sprechen? ich bin dem Protestantismus, den ich jetzt unter den Fahnen meines glorreichen kaiserlichen Herrn bekämpfe, im Grunde des Herzens nicht abhold; — aber mich fesselt das Band der Dankbarkeit an das erlauchte Haus Oestreich; ich bin am Hofe meines Taufpaten Erzherzog Ernst erzogen; alles was ich bin, danke ich meinem kaiserlichen Herrn und Gebieter, und warum sollte ich vor Euch, meinem Lebensretter, das verheimlichen, worüber ich schon so oft erröthen mußte und was halb Deutschland weiß . . . ich bin nicht im legitimen Ehebetto geboren<sup>1)</sup>, und nur vor besondern Huld und Gnade des Monarchen habe ich's zu danken, daß er mir den Namen und Rang meines Vaters verlieh, daß er meine Geburt für

<sup>1)</sup> Ernst Graf von Mannsfeld war ein natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernst von Mannsfeld, und einer vornehmen niederländischen unverheirateten Dame. Kaiser Rudolph II. erklärte seine Geburt für legitim.

legitim erklärte, daß er mir sein kaiserliches Wort gab, mich, sobald der Krieg, den wir jetzt führen beendet, mit den sämtlichen Gütern meines Vaters zu belehnen. — Mannsfeld's Worte machten einen erschütternden Eindruck auf mich. Der blinde Zufall hatte mich wunderbar geleitet. Daß die Geburt des Mannes, den ich gerettet, der um meine Freundschaft, um meine Liebe warb, erst durch das Machtwort des Kaisers legitim erklärt wurde, daß ich ihn gerettet, während mein Herz des Hasses übervoll war, daß er, der löwenfähne todesmuthige Held, der sein Leben wohl tausendmal für seinen Kaiser, seine Fahne, seinen Ruhm in die Schanze geschlagen, einen so hohen Werth darauf setzte, das alles wirkte so entscheidend auf mich, daß ich das tiefe Schweigen brach, zu dem ich mich fest entschlossen hatte, daß ich Mannsfeld meine ganze Vergangenheit enthüllte. Mannsfeld hörte mich mit der wärmsten innigsten Theilnahme an. Du bist allein auf der Welt, sprach er, nachdem ich geendet, mit dem vollen Wohlklang seiner kräftigen Stimme, Du hast mir das Leben gerettet, . . . Dein Geheimniß soll ewig in meiner Brust ruhen — Willst Du mein Bruder sein? — Mannsfeld blickte mich mit seinen tiefdunkeln Augen so innig, so liebevoll an. Mein Herz schlug als wollte es die Brust zersprengen. Mannsfeld verachtete mich nicht, Mannsfeld reichte mir nicht, nur das ärmliche alltägliche Almosen des Mitleids; nein, er bot mir sein ganzes großes Herz — durfte ich die überreiche Gabe zurückweisen? Die Thränen, die meinen Augen entrollten, waren meine einzige Antwort, und in einem langen Bruderkusse besiegelten wir den geschlossenen Bund. — Acht Tage später war ich vollkommen genesen, und bei einem Bankette, das dem Retter, Mannsfeld's zu Ehren gegeben wurde, ward ich sämtlichen Offizieren als neugewonnener Waffengefährte vorgestellt. — Sie hatten mich in der Taufe Gottfried genannt, aber Gott war nicht mehr in meinem Herzen, Friede nimmer in meiner Seele, ich haunte die beiden auch aus meinem Namen und nannte mich Otto Bitter, und unter diesem völlig unbekanntem Namen trat ich in die kaiserliche Armee. — Das ererbte ungeheuerere Vermögen meines Großvaters erlaubte es mir, einige Fähnlein Reiter auf meine Kosten auszurüsten, und zum Dank dafür ward ich an ihre Spitze gestellt. Das Glück, das meinen Waffen günstig war, vereint mit der unerschöpflichen Freundschaft Mannsfeld's für mich, hoben mich rasch von Stufe zu Stufe und ließen mich bald einen hervorragenden Rang in der von Erzherzog Leopold geführten Armee einnehmen, die bestimmt war gegen die Uirten in den Jülich-Cleve'schen Landen zu operiren. — Der fortwährende Krieg hatte mich vollauf beschäftigt, aber trotz des Umstandes, daß meine Vergangenheit jedem, Mannsfeld ausgenommen, ein Geheimniß bleiben sollte, war es mir doch gelungen Nachrichten über Dich und die Deinen einzuziehen. Ich war wohl ferne von Euch, aber im Geiste war ich Euch stets nahe, ich verlor Euch keinen Augenblick aus dem Gesichte. — Mit namenloser Sehnsucht erwartete ich das Ende des langwierigen Krieges. Nach vielen Kämpfen schloß die protestantische Union endlich Frieden mit dem Kaiser, um ihre ganze Macht dem neuentstandenen katholischen Bunde, der

Viga entgegenzustellen. Ich war frei, ich wollte nach Worms eilen, vor Dich, vor die Deinen treten, mit Euch abrechnen, — aber eine neue unerwartete Wendung in dem Schicksale meines Freundes Mannsfeld trat mir hindernd entgegen. Mannsfeld hatte mit Gewißheit erwartet, der Kaiser würde ihn nach Beendigung des Feldzuges mit den Gütern seines verstorbenen Vaters, der Statthalter in Luzemburg gewesen, belehnen. Der Jülich-Cleve'sche Erbfolgekrieg war beendet, die Elsaßer Streitigkeiten geordnet; Mannsfeld hatte dem Kaiser die wesentlichsten Dienste geleistet; er hatte sein Blut auf dem Schlachtfelde verspritzt, er hatte das reiche Erbe seiner Mutter für kriegerische Rüstungen aufgewendet, ohne hierfür eine Entschädigung zu verlangen; nur durch Mannsfeld's Eifer, durch seine hohen militärischen Talente, durch seine Aufopferung konnte es dem obersten kaiserlichen Feldherrn Erzherzog Leopold gelingen, den zahlreichen Feinden mit Erfolg die Spitze zu bieten. Mannsfeld suchte nun um die gewünschte Belehnung an, aber er wurde schimpflich zurückgewiesen. Sein stolzer Sinn konnte die erlittene Beleidigung nicht ertragen, er trat aus den kaiserlichen Diensten, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer, seinen siegreichen Degen. Mir war's völlig gleichgültig für wen oder was ich kämpfe, — mich kettete das feste unlösliche Band der Freundschaft an Mannsfeld, ich durfte keinen Augenblick schwanken, ich trat auf Mannsfeld's Seite. Der Sieg heftete sich an Mannsfeld's Fahne. Ich war sein treuester und bester Waffengenosse, das Kriegsglück war mir günstig; geliebt von Mannsfeld, angebetet von den Truppen, ward ich nun der erste Offizier seiner Armee. — Während dieser Zeit waren die Judenverfolgungen der Empörer Bettmilch, Gerngroß und Schopp in Frankfurt ausgebrochen, die Judenstadt ward geplündert und verwüstet, das Leben Deiner Glaubensgenossen bedroht. Der Pöbel in Worms wollte dem Beispiele, das Frankfurt gegeben, folgen, und ein Vorwand war leicht gefunden. Deine Familie, die Familie Rottenberg, hatte eine, ich zweifle nicht daran, wohlbegründete Forderung an einen Patricier in Frankfurt; er starb und sein in Worms eingebürgerter Sohn fand es am bequemsten, sich der von seinem Vater eingegangenen Verpflichtung dadurch zu entledigen, daß er zunächst die Schuld als eine wucherische, später aber sogar den Schuldschein als einen falschen erklärte. Die Ehre, das Vermögen, die Sicherheit Eurer Familie ward gleichzeitig bedroht. Die Gewerke in Worms, Freunde eines raschen Verfahrens, wenn es sich um Gewaltthat gegen die Juden handelte, betrachteten den Privatstreit als eine Gemeindeangelegenheit und verlangten vom kaiserlichen Kammergerichte zu Speier die sofortige Austreibung aller Juden aus Worms. Sie wurden zurück, und in Bezug auf Euer Angelegenheit auf den Rechtsweg gewiesen. Aber die kaiserlichen Richter waren streng und gerecht, und es unterlag daher keinem Zweifel, daß Ihr den Rechtsstreit gewinnen würdet. Die Gewerke, durch das Mißlingen ihrer Absicht auf's höchste gereizt, verlangten, Ihr solltet die Schuldforderung opfern, und überdies zur Ehrenrettung ihres Mitbürgers die Urkunde für unecht erklären. Ihr

entschloß Euch, die hohe Summe zu verlieren, aber zu dem unwahren unehre-  
haften Geständnisse vermochte Euch niemand zu bewegen. Vergebens war das  
Drängen der Gewerke, vergebens die Bitte Guerer Glaubensbrüder in Worms,  
die blind genug waren die plumpe Falle nicht zu bemerken und in ihrer Herzens-  
einfalt glaubten, die Wormser Gewerke würden sich mit dieser Erklärung zufrieden  
stellen, und keine weiteren Feindseligkeiten gegen die Juden unternehmen. Ihr  
bliebt standhaft, und in der Charwoche brach der wilde Sturm los. Der Magistrat,  
beim besten Willen zu schwach, Euch zu schützen, mußte rath- und thatlos zuse-  
hen, wie die Juden vertrieben, ihre uralte Synagoge niedergerissen, ihr Friedhof  
entweiht wurde. Der ungeheueren Anstrengung des Bischofs, der erst spät  
am Abende jenes unheilvollen Tages in Worms anlangte, gelang es die wilde  
Wuth des Böbels zu zähmen; eine allgemeine Plünderung unterblieb, aber  
für Euch, auf die man den Volkshatz zunächst gelenkt hatte, war es zu spät.  
Euer Haus war bis in den Grund zerstört, Ihr wart' beraubt, Dein Vater  
war mißhandelt worden. Ihr hattet Euch nur durch eine rasche Flucht dem  
sichern Tode entziehen können. Dein Vater starb in Folge des Schreckens  
und der erlittenen Mißhandlungen. — Die frankfurter Rebellen wurden mit  
Waffengewalt bezwungen, ein kaiserlicher Kommissär bestrafte die Schuldigen,  
und die Juden zogen im Triumph wieder in ihre Stadt ein.<sup>1)</sup> Auch in  
Worms erlagen die Empörer bald den kaiserlichen Truppen, und die Juden  
wurden zurückgerufen, und mit Ehren in ihre alten Wohnungen eingeführt.<sup>2)</sup>  
Ihr aber kehrtet nimmer zurück. Die Wormser Gemeinde behauptete, Euer  
Halsstarrigkeit wäre schuld an dem Unheil, das noch viel übler hätte aus-  
fallen können, und Ihr hättet Euer Ehre, Eueren Stolz dem Gemeinwohlle  
opfern sollen. Die Gemeinde schloß Euch aus ihrer Mitte, und arm und  
elend, Euer Schmach unter einem fremden Namen bergend, mußtet Ihr den

<sup>1)</sup> Die im Aufstande gegen den Magistrat der Stadt Frankfurt begriffene Bürgerschaft,  
unter Anführung des Pfefferkuchlers Vincenz Wettmilch, des Schneiders Berngroß und des  
Schreibers Schopp stehend, brach am 22. August 1611 in die Judengasse ein. Die erste  
glückliche Gegenwehr der Juden vermehrte die Erbitterung. Die Juden wurden aus der Stadt  
gejagt, ihre Wohnhäuser und Synagogen geplündert. Aber die Frevelthat fand bald ihren  
gebührenden Lohn. Die kaiserlichen Subdelegirten, welche die, gegen die Empörer ausgespro-  
chene Reichsacht zu vollstrecken hatten, kehrten bald mit verstärkter Truppenmacht zurück  
und bezwangen die Rebellen. Der Landgraf von Hessen hielt am 20. März 1615 in Frankfurt  
fürchterlich Gericht. Sieben der Empörer wurden hingerichtet. Vincenz Wettmilch geköpft,  
und die Stücke seines gewiertheilten Reichthums zum abschreckenden Beispiel an den vier Enden  
der Stadt aufgesteckt. Wettmilch's Haus wurde niedergerissen, und eine Schwandfäule bezeich-  
nete die Stelle, wo es gestanden. — Die Juden wurden mit Trompeten und Paukenschall  
feierlich in die Judenstadt eingeführt. Drei Adler wurden an die Pforten derselben geheftet,  
sie trugen als Umschrift die Worte: „Des Kaisers, und des ganzen Reiches Schutz.“  
Den auf 175919 Gulden berechneten Schaden ersetzte die Stadt.

<sup>2)</sup> Der Churfürst von der Pfalz kam selbst dahin, strafte die Räubeführer, und resti-  
tuirte von Reichswegen die Juden, welche am 7. Januar 1616 wieder ihre Wohnsitze bezogen.

Bettelstab zur weiten unbestimmten Wanderung ergreifen. Die Strafe war hart; aber Ihr hättet sie um mich verdient!

Blume hatte Gawriel wieder lautlos ohne ihn zu unterbrechen angehört. Es schien ihr fast, als frene er sich der behaglichen breiten Umständlichkeit seiner Erzählungsweise, als frene er sich, seine ganze Vergangenheit, die er jahrelang im Herzen verschließen mußte, in's lebende tönende Wort zu übertragen. Als er von jener Zeit sprach, wo er ihr ferne war, schien er ruhiger geworden zu sein, ein milder versöhnlicher Geist schien über ihn zu kommen, als er Mannsfeld's, des festen Freundschaftsbandes gedachte, das ihre Herzen aneinander gekettet, als er von den Verfolgungen der unschuldigen Juden in Frankfurt und Worms sprach, schien ihr's, als ob in ihm doch noch nicht alle Liebe zu seinen frühern Glaubensgenossen erstorben wäre, als ob sich in dem Grunde dieser schwer erforschbaren Seele denn doch noch das Gefühl des Mitleids regte. Sie gab sich schon der schmeichlerischen Hoffnung hin, Gawriel wäre nur gekommen ihr zu verzeihen, er hätte sie nur schrecken wollen mit der Erinnerung an die Vergangenheit; die ernste Mahnung sollte nur dazu dienen, sie durch die volle Wucht seiner Großmuth zu vernichten; — aber als er jetzt wieder mit rauher Hand an die blutenden Wunden ihres Herzens tastete, als er wieder von Strafe sprach, an Vergeltung dachte, sank sie neuerdings, ihr schönes Antlitz mit beiden Händen bedeckend, zusammen. Gawriel bemerkte dies nicht.

Von diesem Augenblicke an verlor ich Deine Spur. Ich hatte mein Schicksal an das meines Freundes Mannsfeld gehettet; es warf mich von einem Ende Deutschlands zum andern. Ueberall spähetete ich nach Dir; kam ich in die Nähe einer Judengemeinde, vertauschte ich oft den Harusch und Reiterhelm mit dem Mantel und Brettel, um als reisender Bohrer Eintritt in dieselbe zu haben, um Dich zu suchen. Ein thörichter Liebeshandel mit Judenmädchen galt da, wo meine Vermummung meiner nächsten Umgebung nicht verheimlicht werden konnte, als Grund derselben. Meine Nachforschungen blieben vergeblich, aber ich verzweifelte nicht, ich wußte es, ich mußte Dich einst finden. . . . Wir waren eben bereit, dem Herzog von Savoyen, einem Bundesgenossen der Union zu Hilfe zu eilen, als plötzlich das Kriegesfeuer in Böhmen ausloderte. Der Herzog bedurfte gerade jetzt keiner Verstärkung, Mannsfeld war es gleichgiltig wo er für den Protestantismus, wo er gegen den Kaiser kämpfte; und wir zogen daher auf Ansuchen der böhmischen Stände, die uns in Sold nahmen, nach Böhmen. Unsere Ankunft wurde sogleich durch einen Sieg bezeichnet, wir nahmen die feste und kaiserlich gesinnte Stadt Pilsen ein. Der Kaiser gerieth durch den Verlust dieser treuen Stadt in höchsten Zorn, und Mannsfeld, und ich, sein erster Offizier, wurden in die Reichsacht erklärt. — Indessen hatten die Böhmen den Pfalzgrafen Friedrich zu ihrem Könige gewählt. Die Wahl war eine unglückliche. Friedrich ernannte Anhalt und Hohenlohe zu Oberfeldherren seiner Armee und Mannsfeld blieb vom Hauptlager getrennt in Pilsen, um nicht unter den

Beiden dienen zu müssen. Wir befanden uns in einer schlimmen Lage. Sold und Unterstützung blieben nun sowohl von der Union als vom Pfalzgrafen aus, und Mannsfeld mußte seine Armee ohne Geld auf den Weinen erhalten. Um das Maß des Mißgeschicks voll zu machen, war der Theil des Landes, in dem wir lagen, kaiserlich gesinnt, und wir waren von Spionen umgeben. Es mußte die größte Aufmerksamkeit angewendet werden, und jeder, der sich des Spionirens irgendwie verdächtig machte, mußte festgenommen und streng verhört werden. Einst war ein reisender Jude angehalten worden; man wußte, daß die prager Juden der kaiserlichen Sache mit Treue und Eifer anhängen, es war nicht unmöglich, daß er ein Spion sei. Er wurde mir vorgeführt, ich erkannte ihn sogleich. Er war einst eine Zeit lang mit mir auf der Jeschiwo zu Frankfurt gewesen, und auch in Worms hatte ich ihn mehrmals gesehen. Meine veränderte Stellung machte mich völlig unkenntlich. Zu seinem Erstamen frug ich ihn, ob er nichts von Deinem Aufenthalte wisse, und zögernd gestand er mir, er hätte die längst Verschollene in Prag flüchtig erblickt; aber Du wärst jeder Begegnung schon ausgewichen. Der arme Vochur hatte nicht im entferntesten an's Spioniren gedacht, und wollte bloß nach Fürth reisen. Ich entließ ihn unbehelligt und noch reich beschenkt. — Schon lange vorher war es bestimmt gewesen, daß ich nach Prag reisen, den rückständigen Sold vom Könige verlangen, und mit Anhalt einen gemeinsamen Operationsplan besprechen sollte. Ich hatte mich bisher dem lästigen Geschäfte entzogen, aber als ich erfuhr Du wärst in Prag, erklärte ich mich sogleich zur Reise bereit. Ich langte hier an, und nach dreitägigen erfolglosen Bemühungen beim König und seinen Råthen, entschloß ich mich hier zu bleiben, bis ich dich gefunden. — Ich hatte mein Absteigquartier in dem Hause eines Waffenschmiedes genommen, der einst als Wachtmeister in meinem Regimente gedient hatte. Er war dienstunfähig geworden, und hatte sich dem großen Schwarme Fremder, die mit dem Pfalzgrafen nach Prag gekommen waren, angeschlossen. Er war mir stets ergeben gewesen, und ich konnte auf seine Treue und Verschwiegenheit rechnen. — Wieder war es ein Liebesverhältniß, das ich vor ihm vorschätzte, als ich die Kleidung des Generals mit jener des Vochurs wechselte. Ich ging in die Judenstadt und nahm den Familiennamen Mar<sup>1)</sup> an. Ein glücklicher Zufall ließ mich sogleich eine Wohnung bei dem Schammes der Altschule, Neb Schlome Sachs finden. Diese, außerhalb den Thoren des Ghettos gelegen, war für den doppelten Zweck meines Hierseins besonders geeignet. Ich hatte auch gleich bei meinem Eintritte in das Ghetto die Gunst eines sonst menschen scheuen wahnsinnigen Alten auf eine wahrhaft unerklärliche Weise gewonnen, und ich selbst fühlte mich, ohne mir hierüber einen Grund angeben zu können, zu ungewohnter Theilnahme für ihn angeregt, vielleicht — wie ich später annehmen mußte, aus dem Grunde, weil sein eigenthümlicher Wahnsinn mich an das Unglück mei-

<sup>1)</sup> Mar heißt im hebräischen bitter.

neß eigenen Lebens gemahnte. Ich war fremd in der jüdischen Gemeinde zu Prag; Du lebstest hier stille und eingezogen unter einem fremden angenommenen Namen. Jede Nachforschung bei Deinen Glaubensgenossen gab mich einem begründeten Verdachte Preis, ermöglichte eine Entdeckung der wahren Verhältnisse, und so war es einzig und allein der Wahnsinnige, durch dessen Vermittlung ich hoffen konnte Dich aufzufinden; aber als ich ihn zum zweitenmale in seiner Wohnung aufsuchte, fand ich diese verschlossen; und es war mir seit dem Tage meiner Ankunft nicht mehr gelungen seiner ansichtig zu werden. Aber da ich wußte, daß er mit niemanden verkehre, so konnte ich doch seine Bekanntschaft, die ich auf offener Straße geschlossen, wenigstens als Vorwand für meine oftmalige Abwesenheit vom Hause benützen, und mein Hausherr Neb Schlome Sachs glaubte mich oft theilnahmsvoll an der Seite des Wahnsinnigen, während ich mit dem Könige und dem Feldmarschalle wegen rückständiger Löhnung oder verfehlter Operationspläne unterhandelte. Ich durchstreifte häufig die Straßen der Judenstadt, aber ich erblickte Dich nie. Fast verzweifelte ich schon, Dich hier aufzufinden, als Dich mir ein glücklicher Zufall gestern an der Schwelle des Wadehauses entgegenführte, gerade gestern, wo ich durch ein Zusammentreffen der Ereignisse Herr Deines Schicksals geworden war! Gestern fand ich Dich, nach zehn martervoll verlebten Jahren wieder, und heute steh' ich vor Dir . . .

Blume hatte Gawriel wieder lautlos angehört, er hatte wieder selbstvergeßend, oder mit der ganzen staunenerregenden Kraft seiner Seele die entfesselte Leidenschaft bezwingend, so zu ihr gesprochen wie einst vor Jahren. Blume gab sich von Neuem einer beschwichtigenden Hoffnung hin, aber die letzten Worte Gawriels zerstörten nochmals alle ihre Täuschungen.

Was willst Du von mir? kreischte sie sich wieder erhebend und sich unwillkürlich über die Wiege ihres schlummernden Kindes beugend, — was willst Du von mir? sprich's aus, Gawriel! und martere mich nicht mit langsamer Qual zu Tode . . .

Du fragst was ich will? rief Gawriel mit leuchtendem Blicke und seine Stimme klang wie das Grollen des Gewittersturmes; was ich will? Dich! . . . Du warst mein, Blume! von Deiner Geburt an warst Du mir bestimmt, den Bund, den die Eltern für uns geschlossen, hatten wir gefestigt durch das Band der Liebe — das schöne Band der Liebe hast Du gelöst . . . nun denn, so kettet mich der Haß an Dich! sind's nicht mehr die Bogen Deines üppi-gen Busens, sind es nicht mehr die Wellen Deines schwarzen wundervollen Haares, sind es nicht mehr die Blicke dieser schönen liebentzündenden Augen, sind es nicht mehr die schwellenden Rosenlippen, die mich entzückend zu Dir reißen, . . . nun denn, so ist's das süße betäubende Gift der Rache! . . . Ihr habt mich verstoßen, Ihr habt mich getreten . . . um einer Sünde willen, die nicht ich begangen — lastet nun der Fluch dieser Sünde auf meinem elend' verpesteten Dasein, so will ich denn auch die Süßigkeit dieser Sünde kosten . . . ich will —

Blume war einen Augenblick erstarrt, aber dann ergriff sie rasch ihr Kind, öffnete das Fenster und lehnte sich weit hinaus, als wolle sie um Hilfe rufen. Sawriel faßte sie am Arme.

Sei ruhig, Blume! sprach er, fürchte nichts, ich werde nichts durch rohe Gewalt ertrogen, Du wirst Bedenkzeit haben, und Du wirst Dich mir flehend in die Arme werfen — eine Woche lang geb' ich Dir Bedenkzeit, . . . aber ich glaube, Dein Entschluß wird rascher gefaßt sein. . . . Von heute in acht Tagen, Sonntag den achten November — es ist gerade der Jahrestag unserer Verlobung — bin ich um Mitternacht bei Dir. . . . Willst Du mir angehören?

Gottvergessener! rief Blume außer sich vor Wuth, mit flammendem Aultiz und funkelnden Augen; das verlangst Du von mir, von mir, der Gattin eines Andern, der frommen Jüdin, dem pflichttreuen Weibe, der zärtlichen Mutter? . . . Ja mein Entschluß ist rasch. . . .

Weil Du die Gattin eines Andern bist, unterbrach sie Sawriel, ver-lange ich's. . . . wärst Du frei, und du lägst mit all' dem unendlichen Reize, den nicht Leid, nicht Gram Dir geraubt, zu meinen Füßen, und fleh-test um einen Liebesblick. . . . ich stieße Dich von mir. . . . wie Du mich ver-stoßen — aber Dich hält das Band der Ehe! Du sollst sündigen, Dein sel-senstarrtes marmorhartes Herz soll die bittern Qualen der Reue kennen ler-nen, . . . und weil Du ein pflichttreues Weib bist, weil Du Deinen Gatten lieb-st, weil Du Deinem Kinde den Vater erhalten willst, erwarte ich die Ge-währung meines Wunsches. — Er zog aus der Brusttasche seines Wammes ein Päckchen, es enthielt einige kleine beschriebene Pergamentrollen und ein Blatt Papier; schweigend reichte er es dem vor Zorn und Leid zitternden Weibe.

Das ist die Schrift meines Gatten! schrie Blume, das sind die Mes-ses, die er geschrieben. . . . Gott! da ist ein Brief von mir! Wie kömmt Du zu diesen Schriften? wo ist mein Gatte? sprich!

Lies! antwortete Sawriel und reichte ihr nun auch Mannsfeld's Brief, den er gestern durch den Fähnrich erhalten hatte. Blume durchslog rasch das Schreiben, aber als sie zu den letzten Zeilen gelangte, schwankte sie und mußte sich an der Lehne des Stuhles festhalten. Die Buchstaben flimmerten vor ihren Augen. . . . Ich kann's nicht lesen, sprach sie, lies Du!

Sawriel las:

„Anbelangend den oberwähnten Juden, den meine Vorposten aufgegriffen, halte ich ihn für unschuldig. Ich mußte mein ganzes Ansehen brauchen zu verhindern, daß er nicht von den erbitterten Truppen in Stücke gerissen, oder auf den nächsten Baum gehenkt wurde; und selbst einige Offiziere stimmten für seinen Tod. Da die bei ihm vorgefundenen ihn verdächtigenden Schriften, seiner Aussage nach, hebräische Bibelstellen und Briefe seiner Frau sein sollen, so sende ich sie Dir jedensfalls zur Prüfung, und Dein Wort wird ihm je nach dem Inhalt der Schriften den Tod oder die Freiheit geben. Uebrigens ist die ganze Angelegenheit zu unbedeutend, als daß Du deshalb den Michalowitz auch nur einen Augenblick aufhältst, und nur wenn der Jude ein Spion

und der Inhalt der Schriften daher für uns von Wichtigkeit ist, kannst Du mir's durch einen Deiner Reiter anzeigen; sonst schicke bei der Unsicherheit des Weges nach Willen keinen Boten an mich...."

Nun, rief Blume hastig, Du siehst, es ist keine Geheimschrift, es sind Mesufes und meine Briefe. Hast Du den Boten schon abgefendet, der das unselige Mißverständniß lösen soll?

Nein! — meine Antwort wird von der Deinigen abhängen. — Willst Du von heute in acht Tagen mir angehören?

Und wenn ich nein antwortete, was wirst Du thun? frug Blume in höchster Spannung.

Das wirst Du nicht, entgeguete Gawriel heftig, Du wirst mich nicht zum Aeußersten, zum Alleräußersten zwingen.... ich will mich so, so will ich mich rächen, Blume, zwing mich zu keiner andern, zu keiner blutigen Rache.... Ich will nur Gleiches mit Gleichem vergelten.... Du liehest meine Seele zerreißen, — nun denn, so will ich die lebendige Gewissensqual in Deinem Dasein werden,.... Du liehest mich demüthigen, mich tief, o! unendlich tief erniedrigen — nun denn! so will ich auch Dich erniedrigen. Aber ich, ich hatte Dich geliebt, Dich angebetet, Ihr hattet mir Liebe mit Haß vergolten; ich bin gerechter als Ihr — ich geb' Euch Haß um Haß!.... Mein Entschluß ist unerschütterlich!

Blume stand händeringend und verzweifeln vor Gawriel. — Nein, ich kann's nicht glauben, daß Du den gräßlichen Frevel begehen willst, daß Du Mannsfeld die höllische Lüge schreibst, die meinen Gatten tödtet,.... sieh', Gawriel! fuhr sie, die Hände faltend fast tonlos fort, ich habe Dich ja nicht gekränkt, nicht gedemüthigt, nicht erniedrigt.... es durfste nicht sein, ich durfste nicht Dein Weib werden, eine höhere Macht stellte sich zwischen uns, konnte ich, wer konnte dafür? ich war unschuldig, Du warst unschuldig! — nicht wahr, Gawriel, Du willst mich nur schrecken, Du schreibst die Lüge nicht an Mannsfeld?

Blume! ich bin gewappnet gegen Dein Flehen.... Jahre lang such' ich Dich, zehn Jahre lang brüt' ich den Rachegeanken aus, und nun, da ein wunderbarer Zufall mir die Fügeln Deines Geschickes in die Hände wirft, sollte ich diesen Moment unbenützt vorübergehen lassen? sollten mich Deine Thränen bethören?! Nein, Blume, nein! jedes Menschenleben muß ein erreichbares Ziel haben.... ich hatte kein anderes, als die Rache! — Mein Entschluß bleibt unerschütterlich!

Du läßt mir also nur die Wahl zwischen der Sünde und dem namenlosen Weh? — Du schweigst?... Gawriel, sprach Blume nach einer Pause, plötzlich ihr schönes Haupt erhebend.... Du hast mich einst geliebt, in Deinem Herzen ist nun jedes Fünkchen dieses Gefühles, alle Theilnahme erloschen, aber ich, ich bemitleide Dich doch!.... wie tief bist Du gesunken, armer Gawriel! der stolze seelenstarke Gawriel, der die Venchte seines Volkes werden sollte, ein Riese an Geist, ringt mit einem schwachen, von

Glend tief gebeugten Weibe, das den Säugling am Arme zitternd vor ihm steht . . . und welchen Sieg, welchen Triumph will er erkämpfen? — er will das arme, müdegehegte Weib durch eine freche schamlose Lüge, wie sie niederträchtiger nicht der Menschen Sinn erdenken kann, verderben! — Gavriel, ich bin in diesem Augenblicke elend und unglücklich wie kein zweites Weib auf Erden, — aber — bei dem allmächtigen Gotte! . . . nicht für eine Welt stände ich so vor Dir, wie Du vor mir!

Gavriel stand mit verschränkten Armen vor Blume. Der verzweifelte rücksichtslose Widerstand des hilflosen Weibes, namentlich der letzte schmerzliche Ausschrei ihres gequälten Herzens hatten ihn einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, wankend gemacht; wie ein Lichtstrahl durchzuckte es seine Seele, Gefühle, die er längst erstorben glaubte, wurden rege in ihm, einen Augenblick gab er sich dem Gedanken hin, seiner Rache zu entsagen, seine jüngste Vergangenheit zu vergessen, wieder ein Anderer zu werden — aber er war schon zu weit gegangen, er hatte mit allen Traditionen gebrochen, die Zukunft, wie er sie in seiner Jugend geträumt, schien ihm für ewig verloren . . . er konnte nimmer zurück. Sein besserer Theil unterlag, die böse Leidenschaft siegte.

Mein Entschluß ist fest und unerschütterlich, sprach er rasch sich zum Gehen anschickend, als fürchte er selbst nochmals schwankend zu werden. Von heute in acht Tagen, um Mitternacht bin ich bei Dir, — Deines Gatten Schicksal liegt in Deiner Hand, bedenk's bis dorthin . . . Mein Entschluß ist unerschütterlich!

Er hüllte sich in seinen Mantel und ging. Blume brach laut schluchzend zusammen.

## V.

Das kaiserliche Heer rückte unaufhaltsam, fast ohne Schwertstreich vor, während sich Anhalt mit seinen Truppen bis auf den weißen Berg, hart an Prag zurückzog. Er hatte kaum sein Lager verschauzt, als die Nachricht anlangte, Herzog Maximilian rücke mit seinen Truppen an, und Voucquoi folge mit dem Reste der Kaiserlichen. Anhalt berief einen Kriegsrath. Mathias Thurn rieth, man möge den Herzog gleich bei seiner Ankunft angreifen, bevor sich seine ermüdeten Truppen erholt, und er sich mit Voucquoi vereinigt hätte. Johann Bubna, Schlick, Stryum und Andere, unterstützten seinen Antrag, und schon schien der Obergeneral Prinz Anhalt für diese Ansicht gewonnen, als Hohenlohe sich heftig gegen jeden Angriff aussprach. „Wir müssen,“ meinte er, „jede offene Schlacht gegen die von ausgezeichneten Generalen geführte stärkere Armee zu vermeiden suchen; der Ausgang der Schlachten ist ungewiß, und man darf eine Krone nicht leichtsinnig auf's Spiel setzen. Wir haben eine feste uneinnehmbare Position auf den Höhen,

und der Feind wird es nicht wagen uns anzugreifen.“ — Hohenlohe's Ansicht drang durch, und Mathias Thurn verließ im höchsten Zorne den Kriegsrath. — So brach der Morgen des achten November an, jenes Tages, der für Jahrhunderte entscheidend werden sollte.

In Prag gab man sich ermuthigt durch das Beispiel Friedrich's, der sich nicht im Geringsten in seinen gewohnten Vergnügungen und Lustbarkeiten stören ließ, keinen Befürchtungen hin, und selbst im Lager am weißen Berge glaubte man sich so sicher, und erwartete so wenig einen Angriff, daß an diesem Tage — es war gerade ein Sonntag — viele Offiziere und gemeine Soldaten nach Prag gegangen waren, ihre Familien zu besuchen.

Gawriel hatte die acht Tage, seit jenem nächtlichen Besuche bei Blume in einer fieberhaften Aufregung verlebt. Mit einem eigenthümlichen Gefühle begrüßte er den Morgen dieses Tages, des Jahrestages seiner Verlobung. Nur eine kurze Spanne Zeit trennte ihn jetzt von dem lang ersehnten Momente der Rache!

Es war Vormittag, er saß im Sinnen tief versunken auf seinem Zimmer in Neb Schlome Sachs' Hause, und blickte ernst vor sich hin. Die verschiedenartigsten Gefühle bestürmten ihn allgewaltig. Er ließ seinen Blick, wie er es oft zu seiner eigenen Qual zu thun pflegte, nochmals über seine Vergangenheit schweifen. Er sah sich als Knabe, friedlich und gläubig im Hause seines Großvaters, im Hause seiner Mutter. Er sah sich als Jüngling an der Hand seines Großvaters, vor seiner wunderholden in lieblicher Scham erglühenden Braut, er erinnerte sich der goldenen Träume seiner Jugend, wie er im seligen Hoffen durch ein der Tugend und dem Glauben gewidmetes Leben ein wonnereiches Jenseits erringen wollte... und dann wie das alles plötzlich, urplötzlich anders geworden war, — an die sterbende Mutter, an jenen Jom Kipur, wo er verzweifelt vor Blume stand... und nun, nun sollte er sich rächen, fürchterlich rächen!... Er wußte es, schmerzlicher konnte er Blume, dies keusche seelenreine Weib nicht verwunden, tiefer konnte er sie nicht erniedrigen, — und doch zweifelte er nicht daran, daß das edle treue Weib ihre Ehre, ihre Seelenruhe dem Gatten opfern würde. Zuweilen schien ihm jede Zeitwelle, die ihn von Mitternacht trennte, fast zu rasch, zu eilig vorüberzuhüpfen, als wolle er mehr das Erwarten des nahe bevorstehenden Momentes der Rache, als diese selbst genießen... zumeist aber schien ihm jede Sekunde unendlich lang, und er konnte sich vor Ungeduld nicht fassen. — All' diesen Erinnerungen, all' den ungewöhnlichen Gemüthsbewegungen hatte sich, wie immer wenn er heftig aufgeregt war, auch bald der Gedanke an seinen Vater beigelegt. Die rasch wechselnden Gefühle der Liebe und des Hasses gegen diesen, der natürliche Wunsch ihn kennen zu lernen, vielleicht auch das, was man die Stimme des Blutes nennt, alles das vereint, hatten stets eine nicht zu beschreibende eigenthümliche Sehnsucht in seinem Herzen erweckt. In diesem Augenblicke verzweifelte er daran, ihn zu finden. Eins, das er jahrelang erstrebt, glaubte er erreicht; aber Blume

hatte ihm nicht entgehen können, er hatte es stets gewußt, er müsse sie — wenn auch vielleicht nach jahrelangem Suchen, — denn doch auffinden. Aber seinen Vater? Von dem wußte er gar nichts, er hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt, nicht die leiseste Vermuthung dämmerte in ihm; wo sollte er ihn suchen, wo sollte er ihn finden?

Ein rasches Oeffnen der Thüre weckte Gawriel plötzlich aus seinem wirren Gedankenchaos, er wandte sich um, und vor ihm stand der Knabe, der gewöhnliche Sendlings des Waffenschmiedes aus der Plattnergasse.

Gnädiger Herr! rief der Knabe, der Obrist Schlemmersdorf erwartet Euch daheim, er will Euch dringend und eilends sprechen. Gawriel stuzte.

Sag', Du hättest mich nicht getroffen, Junge! entgegnete er nach kurzem Bedenken; ich will bis morgen ungestört bleiben.

Gnädiger Herr! es muß aber etwas sehr Wichtiges sein, der Obrist war außer sich, Euch nicht zu Hause zu treffen, er wollte mir auf dem Fuße folgen . . . ich soll Euch sagen, es stehe Leben, Ehre, Alles auf dem Spiele . . .

Gawriel erhob sich nun rasch, aber unmuthig und mit sichtlichem Widerwillen. — Kurz darauf war er auf die schon bekannte Weise in seiner Wohnung auf dem Marienplaz angelangt, wo ihn Schlemmersdorf mit der fürchterlichsten Ungeduld erwartete.

Wo bleibt Ihr so lange, General? rief er ihm entgegen, schnell, spaltet Euch, es ist, bei Gott! kein Augenblick zu verlieren, spaltet Euch, uehmt Euerre Waffen, zu Pferd, zu Pferd! . . . Ich bitt' Euch d'rum!

Was gibt es? frug Gawriel.

Nichts Erfreuliches, wenigstens für den Augenblick nicht . . . Heute früh wurde der Vortrab der bairerischen Heeressäule am äußersten Ende der Straße erblickt. Der Prinz ruft nochmals die wenigen im Lager anwesenden Offiziere zusammen, zu berathen, ob es nicht denn doch zweckmäßig wäre, die anrückenden Truppen mit einem Angriffe zu empfangen; aber Hohenlohe will die feste Stellung auf den Höhen durchaus nicht aufgeben, und während er sich in Gründen für seine Ansicht erschöpft, wird gemeldet, daß Tilly mit seinen Baiern über ein Brücklein unbehindert den Fluß passirt hat. — Der zum Angriffe günstige Augenblick ist für uns verloren. Herzog Maximilian entrollt im Centrum seine ganze wohlgeordnete Schlachtordnung; Boucquoi, der dem Herzoge auf dem Fuße gefolgt sein mußte, stellt sich am rechten Flügel auf, und wir haben die ganze Hauptmacht des Feindes uns gegenüber. . . . Der Prinz, der jeden Augenblick den Angriff der Kaiserlichen erwartet, sucht nun in größter Eile die Truppenmassen zu ordnen. Er hat den Habernfeld an den König mit der Bitte gesandt, er möge das unzeitige Gastmal, das er dem englischen Gesandten gibt, aufheben, und in's Lager kommen, um durch seine Gegenwart den gesunkenen Muth der Truppen aufzurichten. Der Styrum sucht den Mathias Thurn und ich bin zu Euch geeilt . . . Aber General! waffnet Euch doch! was zaudert Ihr?

Der General hatte Schlemmersdorf schweigend angehört, ohne sich, trotz dessen Drängen auch nur zu regen. Was soll ich im Lager? frug er jetzt.

Die Frage ist sonderbar, Herr General! entgegnete Schlemmersdorf gereizt; so viel man im Lager in der Eile bestimmen konnte, fügte er dann rasch einlenkend hinzu, sollt Ihr am linken Flügel die ungarischen Reiter, statt Bornemissa, der drauf darnieder liegt . . . .

Nie und nimmer, Herr Obrist! rief der General entrüstet; das Kommando dieser, der Mannszucht entwöhnten Truppe, deren Sprache ich nicht einmal kenne, der ich mich nicht einmal verständlich machen kann, übernehme ich nicht . . . . ich dank' dem Prinzen für die Ehre und den Ruhm, der sich mit dem Kommando erringen läßt . . . . Uebrigens, Herr Obrist, kann ich auch sonst nicht viel im Lager nützen, ich bin den Verhältnissen der hier stehenden Armee fremd, ich kenne weder die Stärke ihrer Abtheilungen, noch die Fähigkeiten ihrer Offiziere; der Plan, nach dem vorgegangen werden soll, ist mir völlig unbekannt, . . . . Herr Obrist, Ihr müßt es selbst gestehen, es wäre beispiellos in der Geschichte der Kriegsführung, es wäre Wahnsinn, wenn ich mich entschloße, unter solchen Umständen zu kommandiren.

Schlemmersdorf konnte die Richtigkeit des Gesagten nicht bestreiten, er schwieg.

Ich kann Euch d'rum, fuhr Gawriel fort, draußen mit nichts, als mit meinem Arme nützen, wie jeder andere gemeine Reitersknecht, . . . . aber da mich der Prinz nicht zum Kriegsrathe, an dem doch alle hier anwesenden höhern Offiziere theilnahmen, berufen, so wird, glaube ich, der einzelne Mannsfeld'sche Offizier auch auf dem Schlachtfelde entbehrlich sein . . . . Entschuldigt mich d'rum beim Prinzen, wenn ich hier bleibe, wo mich gerade heute dringende unabweisliche Geschäfte festhalten.

Es gibt keine dringenderen Pflichten als jene der Ehre! brauste Schlemmersdorf auf. Ich weiß es, Ihr seid beleidigt worden, Herr General! fügte er begütigend hinzu, vielseitig beleidigt worden, es war Unrecht vom Prinzen . . . . aber jetzt braucht man Euch, der Prinz ruft Euch, nach der gewonnenen Schlacht sollt Ihr vollständig Genugthuung erhalten . . . .

Gawriel schritt müßnuthig und tief bewegt im Zimmer auf und ab; ein eigenthümliches, früher nie geahntes Grauen durchzitterte ihn, . . . . daß sie ihn gerade heute auf's Schlachtfeld riefen! gerade heute, an dem Jahrestage seiner Verlobung mit Blume, gerade heute, wo er sich rächen, seinen jahrelang gereiften Plan zu Ausführung bringen wollte! . . . . ✕

Schlemmersdorf war in Verzweiflung, er wollte Alles aufbieten um seinen Zweck zu erreichen. Herr General! sprach er endlich nahe an Gawriel tretend, die Zeit drängt, entschließt Euch rasch, . . . . während wir hier müßig die Zeit verplaudern, greifen die Kaiserlichen vielleicht unsere Linien an; der heutige Tag kann über Friedrich's Krone, über das Schicksal Böhmens entscheiden. Bedenkt's! es wäre ein ew'ger unvertilgbarer Schandfleck auf

Eurem Namen, wenn Ihr Euch dem beginnenden Kampfe entzöget. Was würde die Mitwelt, was würde selbst Euer Freund Mannsfeld sagen? . . .

Schlemmersdorf hatte die verwundbare Stelle Gawriel's getroffen. Seine Soldatenehre und Mannsfeld's Achtung, das waren die höchsten Güter, die er besaß. Die Mahnung an seine Ehre und die wilde Kampfeslust trieben ihn hinaus auf's Schlachtfeld, und doch fühlte er sich wieder wie mit ehernen Banden an Prag festgehalten. Er hatte dem Tode schon tausendmal starr in's Auge geblickt, aber heute, gerade heute, seinem Ziele so nahe — heute auf dem Schlachtfelde verbluten, ungerächt sterben zu können, sterben zu können, ohne das namenlose Weh, das ihn getroffen, vergolten zu haben, sterben zu können, ohne irgend eine Absicht erreicht zu haben, . . . das war ein Gedanke, der ihn mit fürchterlichem, unsäglichem Entsetzen erfüllte. Es schien ihm als müsse er Alles aufbieten, sein Leben für seine Rache, für diese Nacht zu erhalten. Ein qualenreicher Zwiepalt zerriß sein Herz. . . . Einen Augenblick blieb er unschlüssig, als sich aber Schlemmersdorf in seinen Mantel hüllte und ohne ein Wort des Abschieds zu sprechen, ihm verächtlich den Rücken wandte und der Thüre zuschritt, entschied er sich plötzlich. Ich geh' mit Euch, Schlemmersdorf! rief er, ich gehe mit Euch . . . aber heute will ich nicht fallen! — Schlemmersdorf blickte betroffen in Gawriel's Gesicht, er wußte es, es war nicht banges Zagen, das aus ihm sprach; aber zu näheren Erörterungen war die Zeit zu kostbar, er trieb zur größten Eile, und kurz darauf sprengten die Beiden mit verhängten Zügeln durch's Strahower Thor hinaus in's Lager. Vor der Stadt begegneten sie dem Styrum, der den Mathias Thurn vergebens gesucht hatte. Mathias Thurn war an diesem Tage nicht zu finden.

---

Die beiden Heere standen einander gegenüber. Die kaiserlich-bairische Armee, über dreißigtausend Mann stark, war schlagfertig und kampfbereit; die böhmische, kaum zwanzigtausend Mann, war überrascht, und trotz des günstigen Terrains von Anhalt in der größten Eile unzuweckmäßig aufgestellt. Der Prinz hatte alles Geschütz, das er besaß, auf die Höhen, die seinen rechten Flügel deckten, bringen lassen, und so stand dieser, von dem jungen Prinzen Anhalt kommandirt, unter dem Gebiete seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machen sollten. Im Centrum kommandirte Hohenlohe unter Anhalt's Oberbefehl, am linken Flügel Bornemissa, der sich trotz seiner Krankheit auf's Schlachtfeld hatte tragen lassen. In der kaiserlichen Armee befehligte der Herzog selbst, und unter ihm Vichtenstein das Centrum, Tilly den linken, Boucquoi, der ungeachtet seiner bei Rakoniz erhaltenen Wunde zu Pferde saß, den rechten Flügel.

Es war ein schöner frischer Wintertag. Die Kaiserlichen schienen eine Zeit lang unschlüssig, ob sie vorrücken sollten; endlich zwischen zwölf und ein Uhr Mittags setzten sich die beiden Treffen, welche die äußersten Flügel bil-

beten, in Bewegung, und rückten mit klingendem Spiele und großem Geschrei vor. Anhalt ließ alle seine Kanonen auf einmal losbrennen, aber sie waren zu hoch gerichtet, und die Kugeln gingen über die Köpfe der Kaiserlichen weg, ohne ihnen auch nur Einen Mann zu tödten. Der rechte Flügel der Böhmen wurde nun mit Hefigkeit angegriffen und zurückgedrängt; aber der junge Anhalt, von Bubna und dem jungen Thurn unterstützt, brach plötzlich (nach den Worten seiner Feinde) „wie Blitz und Donner“ in die kaiserliche Reiterei, und sein überaus heftiger Angriff brachte diese, trotz des hartnäckigsten heldenmüthigsten Widerstandes, zuletzt zum Weichen. Die Kaiserlichen verloren drei Fahnen, und Obrist Preuner ward gefangen. Der Sieg schien sich auf Friedrich's Seite zu neigen. Aber in dem entscheidenden Momente langte für die bedrängten Kaiserlichen Hilfe an. Gottfried von Pappenheim kam mit seinen Kürassieren gerade rechtzeitig, um das weitere Vordringen des jungen Anhalt zu verhindern. Die Kaiserlichen faßten bei dem Anblicke des jugendlichen glühenden Helden wieder festen Fuß, es entstand ein fürchterliches Handgemenge, und der Kampf wogte eine Viertel Stunde unentschieden auf diesem Theile des Schlachtfeldes. Zu dieser Zeit langten die drei jungen Männer, Gawriel, Schlennersdorf und Styrum am weißen Berge an. Gawriel hatte nur einen einzigen persönlichen Freund auf dem Schlachtfelde, Johann Bubna; dieser stand am rechten Flügel, und dorthin lenkte er seinen feurigen Rappen. Der Anblick des Schlachtfeldes verschönte seinen Mißmuth. Der heiße Kampf, das Schmettern der Trompeten, das Geknatter des Kleingewehrfeuers, der Donner des groben Geschüzes, alles das ließ ihn für den Augenblick seine Entschlüsse vergessen. So war er oft an Mannsfeld's Seite gestanden, auf dem Blachfelde hatte er sich einen neuen, geachteten, gefürchteten Namen errungen. . . . Seine Kampfeslust entbrannte in wilder Blut, er zog sein Schwert, spornte sein Roß zum raschen Laufe an, und durchslog pfeilschnell die Fläche, die ihn von dem Kampfplatze trennte.

Ah! bist Du da, junger Freund! rief der alte Bubna, der sich einen Augenblick aus dem dichten Gedränge zurückgezogen hatte, um das Blut, das ihm aus einer Fleischwunde floß, zu stillen, . . . gut, daß Du kommst, Dein Anblick stärkt mich wunderbar; wie steht's am andern Flügel?

Ich weiß nichts, Bubna, entgegnete Bitter. . . . ich komme so eben, . . . Ihr haltet Euch wacker gegen die Uebermacht. . . .

Wir waren schon Sieger, da kam dieser Pappenheim mit seinen Kürassieren, und der Ausgang des Gefechtes wird wieder zweifelhaft. . . . Siehst Du ihn dort mit dem offenen Helme auf dem Grauschimmel, wie er seine Reiter anfeuert? . . . Er scheint stets neue Massen todesmüthiger Kürassiere aus dem Boden zu stampfen. . . . aber vorwärts Freund!

Gawriel drang mit seinem schwarzen Rosse unaufhaltsam vorwärts. Das Fähnlein Reiter, das seinem wehenden Helmbusche folgte, war am Weitesten voran. Seine riesige, Alle weit überragende Gestalt, und die nie erlahmende Kraft seines Armes, die seine Gegner wie Spreu zerstreute, er-

regte Pappenheim's Aufmerksamkeit. Dieser hatte bisher seine Wallonen bloß durch das Schwenken seines blinkenden Säbels und seine donnerähnliche Stimme, die das Getöse des Kampfes vollkommen zu übertönen vermochte, aufgemuntert; aber bei dem Anblicke dieses kühn vordringenden feindlichen Offizieres entschloß er sich plötzlich, den alten griechischen Helden gleich, die oft erprobte Kraft seines Schwertes nochmals zu versuchen. Seine späterhin weltbekannte jugendliche Raschheit führte ihn in's dichteste Gedränge, und bald stand der geächtete Mannsfeld'sche General dem Grafen Pappenheim, dem eifrigsten Diener seines Kaisers, dem glühendsten Vorsechter seines Glaubens, gegenüber. Beide Männer waren riesengroß, beide fühlten, daß mit einem gut geführten Schwertstreiche der Gegenpartei ein schwer zu ersetzender Verlust zugefügt würde. Gawriel ließ seine festen Vorsätze, Pappenheim die Pflichten eines Führers außer Acht; beide vergaßen alles andere, es schien, als wollten sie bloß den einen nächsten Zweck erreichen oder sterben. Es galt einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Offizieren, einen Kampf, wie er in der neuern Kriegsführung gewiß zu den seltensten Vorkommnissen gehört. Beide blickten einander einige Sekunden lang thatlos in's Gesicht. Pappenheim bemerkte verwundert einen hellen Purpurstreif, einer Opferflamme gleich, auf der Stirne seines Gegners, während Gawriel die gekreuzten Schwerter auf Pappenheim's Stirne auflachte.... Das war der Pappenheim, das war das Maal, von dem jener Bochur vor neun Tagen an dem Tische seines Hausherrn Reb Schlome Sachs gesprochen, jener Bochur, der ihn an seinen Vater, an seine Mutter gemahnt.... die ganze Vergangenheit, die nächste Zukunft, alles das zog wieder mit der unendlichen Schnelligkeit des Gedankens vor seinem geistigen Auge vorüber.... er wollte leben, seiner Rache leben. Das bange Vorgefühl, heute, dem ersehnten Ziele so nahe, sterben zu müssen ohne es erreicht zu haben, das bange Vorgefühl, das heute schon in ihm aufgetaucht war, erstand mit gedoppelter Kraft in ihm. Daß ihn ein feindliches Geschick heute, gerade heute dem ersten Ritter der kaiserlichen Armee entgegenführte!.... Er wäre gerne zurückgetreten, aber wieder war er zu weit gegangen, er konnte nicht mehr zurück. Pappenheim stürmte mit der ganzen Tollkühnheit seines Jugendfeuers auf ihn ein; ein fürchterlicher Kampf begann. Beide waren ungewöhnlich kräftig, beide gewandte Fechter. Pappenheim hatte erwartet, einen ebenbürtigen Gegner zu finden; aber er fand seinen Meister. Die Todesahnung, die Gawriel durchzuckte, hatte ihn nicht muthlos, hatte ihn nur vorsichtig gemacht, er war eine Zeit lang vertheidigungsweise vorgegangen, aber plötzlich erspäht er eine Blöße seines allzuheftigen Gegners, er erhebt sich hoch im Sattel, führt einen meisterhaften Stoß, den sein ritterlicher Gegner nicht schnell genug zu pariren vermag,.... Pappenheim stürzt leblos vom Rosse. — Gawriel athmet tief auf und die böhmischen Reiter dringen herzhaft vorwärts, während die Kürassiere, durch den vermeintlichen Tod

ihrer geliebten Führers entmuthigt, zu weichen beginnen. Aber plötzlich durchfliegt ein Gerücht die Reihen. Der junge Anhalt ist verwundet vom Pferde gestürzt, und in die Hände der Kaiserlichen gefallen; auch Gawriel hört's, und einen Augenblick später ertönt das weiterschallende Kommandowort Bubna's, der an des jungen Anhalt Stelle, schnell die Führung übernommen. — Noch ist Hoffnung zum Siege; aber plötzlich ändert sich die ganze Schlachtszene.

Gleichzeitig mit dem Angriffe auf den rechten Flügel der Böhmen hatte der Herzog auf seinem rechten Flügel einen Scheinangriff auf die gegenüber stehenden ungarischen Reiter durch Polen und Kosaken angeordnet, die aber bald an dem begegneten Widerstande zurückprallen und zerstreuen. Die Ungarn, deren Führer Bornemissa nicht zu Pferde sitzen konnte, lassen sich durch diese List täuschen; sie verfolgen die Flüchtigen, und indem sie sich schon für Herren des Schlachtfeldes halten, lösen sie Bente suchend ihre geschlossenen Reihen. Diesen günstigen Moment erspähend rücken Herzog Maximilian und Lichtenstein mit frischen Kerntruppen gegen die Ungarn. Anhalt ersieht die Gefahr, die seinem linken Flügel droht, und sendet den Bedrängten vom Centrum aus die Hohenlohe'sche Reiterei zu Hilfe. Aber Lichtenstein empfängt sie mit wohlgezielten Kanonen- und Musketenschüssen, die ersten Reihen stürzen nieder, und die Hohenlohe'schen Reiter ergreifen, ohne auch nur das Schwert gebraucht zu haben, eiligst die Flucht. Die Ungarn ergreifen ein panischer Schrecken, sie folgen dem gegebenen üblen Beispiele, wenden dem Feinde den Rücken und durchbrechen die Reihen ihres eigenen Fußvolkes. Jeder Versuch, die Ungarn zum Stehen zu bringen, ist vergeblich, sie werfen sich in das Thal bei Motal und suchen die Moldau zu durchschwimmen, aber der Strom ist angeschwollen, und die Meisten finden in den Wellen ihr Grab. Das Fußvolk, in Unordnung gebracht, von der Reiterei verlassen und ohne Kanonen, muß sich nun auch zum raschen Rückzuge entschließen. — Der linke Flügel und das Centrum der böhmischen Armee waren geschlagen, Lichtenstein und Boucquoi hatten keinen Feind mehr vor sich. Der Herzog machte also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps eine Schwenkung zur Linken und griff die Hügel an, auf die Anhalt all' sein Geschütz gepflanzt hatte, und von dem sich die Truppen zu weit entfernt hatten. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und die Friedrich'schen mußten jetzt das Feuer ihrer eigenen Kanonen erfahren. Dies geschah gerade in dem Momente, wo Pappenheim gestürzt, Anhalt in die Hände der Kaiserlichen gefallen und Bubna das Kommando übernommen hatte. — Bubna ließ zum Rückzug blasen. Die Truppen, im Rücken das Feuer des Geschützes, von vorn den fürchterlichen Andrang der sämmtlichen, an allen andern Punkten nun entbehrlich gewordenen kaiserlichen Reiterei — ziehen sich, so geordnet, als es die ungünstigen Verhältnisse gestatten, zurück. Ein höherer Punkt, an dem sie nun zwischen zwei Feuern kämpfend anlangen, gewährt ihnen den trostlosen Anblick des Schlachtfeldes. . . . Leichen und weggeworfene Waffen decken den weiten Plan, das Mittel und der linke Flügel ist in völliger Flucht begrif-

fen. Es muß ein rascher Entschluß gefaßt werden; man muß sich trennen. Bubna will es versuchen die Reiterei nach Prag zu führen, um Friedrich wenigstens den Rest seiner Kavallerie zu retten. Schlick und sein mährisches Fußvolk ist fest entschlossen lieber zu sterben als zu fliehen, und während Bubna von Gawriel begleitet sich nach Prag wendet, dringen die mährischen Regimenter in geschlossenen Reihen durch das siegreiche kaiserliche Heer, und erreichen fechtend den Stern<sup>1)</sup>, wo sie auf's Neue festen Fuß fassen, aber bald im tapfern Widerstand erliegen. —

Der Sieg der Kaiserlichen war ein vollständiger, und in weniger als einer Stunde erfochten. Viertausend Böhmen, darunter ein Graf und mehrere Edelleute, waren gefallen. Der junge Anhalt, der junge Schlick und andere hohe Offiziere waren gefangen, das ganze Geschütz und das Lager erbeutet worden. Der Verlust der kaiserlich-bairischen Armee war verhältnißmäßig gering. Graf Meggau, Rechberg und vierzehn andere Offiziere waren am Platze geblieben. Gottfried von Pappenheim fand man später lebend, aber schwer verwundet, unter einem Leichenhaufen.

Bei der vollständigen Niederlage der böhmischen Armee hatte der Herzog jede Verfolgung der Fliehenden für unnöthig gehalten, und in der Nähe Prags, auf der Hauptstraße, schlossen sich der geordneten Reitermasse Bubna's mehrere Bataillone Fußvolk an, die Schlemmersdorf nach Prag führte. — Schlemmersdorf reichte Bubna und Gawriel iraurig die Hand, alle drei ritten schweigend durch das Strahower Thor. Beim Eintritt in die Stadt erblickten sie den Pfalzgrafen. Er war festlich, in Sammt gekleidet. Habernfeld war es nicht gelungen ihn zu bewegen, auf's Schlachtfeld zu kommen, er wollte nicht nüchtern ausreiten, hatte sich gerade heute vorgenommen ein Gastmal zu geben, und wollte erst nach aufgehobener Tafel in's Lager. Die Nachricht von der völligen Niederlage seiner Truppen unterbrach das unzeitige Bankett, er eilte zum Thore, wo ihm schon seine Generale Fürst Anhalt und Graf Hohenlohe entgegenkamen. Der erstere war ohne Hut, und in der fürchterlichsten Aufregung.

Gnädiger Herr! Ihr habt die Schlacht, und ich habe meinen einzigen Sohn auf dem Wahlplatze verloren! rief er ihm mit dem erschütternden Schmerze des trostlosen Vaters entgegen; es ist Alles verloren!

Friedrich konnte einen Augenblick nicht antworten, die heftige Gemüthsbewegung raubte ihm die Sprache. — Ich weiß nun wer ich bin, sprach er endlich, es gibt Tugenden, welche uns nur das Unglück lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.

Gnädiger Herr! rief jetzt Schlemmersdorf, der eben durch das Thor eintritt, im schmerzlichen Vorwurf, Ihr saßt fröhlich und wohlgemuth bei der Tafel, während Euere Armee sich vor den Thoren der Stadt für Euch niederschießen ließ!

<sup>1)</sup> Ein Gehölz in der Nähe des weißen Berges.

Und nutzlos habt Ihr Euch geopfert, sprach Friedrich wehmüthig, und eine Thräne füllte sein Auge; — ich bin verloren!

Das wolle Gott verhüten! rief Schlemmersdorf; wir führen Euch den Rest der Armee, etwa siebzehn Bataillons, zu; die Flüchtlinge werden beim ersten Trommelschlage zu ihren Fahnen zurückkehren, Mannsfeld's fliegendes Kommando steht schlagfertig im Rücken des Feindes, achttausend Mann frische Hilfsvölker sind aus Ungarn angelangt und stehen schon bei Brandeis.... Befehlt nur, daß man die Thore schliesse, und daß sich die Bürger waffnen, die Stadt kann eine lange Belagerung aushalten.

Was glaubt Ihr, Prinz? wandte sich Friedrich an Anhalt. Dieser zuckte die Achseln. Rathet, Ihr Herren, rathet, was glaubt Ihr? rief Friedrich fast flehend, was soll geschehen?

Vor allem andern, bemerkte Bubna mit einem Seitenblicke auf Anhalt, muß ein tüchtiger General ernannt werden, die Vertheidigung der Stadt zu leiten....

Ihr habt auch meinen Rath verlangt, gnädiger Herr! fuhr Anhalt jetzt auf, nun denn, die offene Straße ist ein schlechter Ort für eine ernste Verathung; gestattet mir, Euch auf's Schloß zu begleiten, dort wollen wir's bedenken....

Die verlorene Schlacht hatte Anhalt's Einfluß auf den schwachen Friedrich nicht vermindert. Der Pfalzgraf wandte sein Roß und ritt von Anhalt, Hohenlohe und Schlemmersdorf begleitet, auf den Grabschin. Bubna blickte ihnen mit verbissenem Ingrimm nach.

Was gedenkst Du zu thun, Bitter? frug Bubna nach einer langen schmerzlichen Pause.

Jedenfalls bleibe ich heute Nacht in der Stadt, entgegnete Gawriel; morgen wird man hören, was für Pläne Friedrich's Rätthe ausgeheckt haben, und darnach werde ich mich richten.... Es ist ausgemacht, daß unser Mannsfeld den Krieg fortsetzt, auch wenn Friedrich Frieden schließt. In jedem Falle gedenk' ich Mannsfeld's Schicksal zu theilen.

Du bist kein Böhme, Bitter! Du bist frei.... aber ich, ich!.... ich lieb' den Friedrich nicht, ich acht' ihn nicht; — aber der Landtag hat ihn doch gewählt; wenn er Prag flüchtig verlassen muß,.... muß ich mit ihm, ich kann nicht anders. Erst wenn er in Sicherheit geborgen ist, stoße ich zu Mannsfeld.... also Bitter, lebe wohl!

Gawriel drückte Bubna's Hand, aber plötzlich schlang der alte Krieger seine Arme leidenschaftlich um Gawriel's Nacken und küßte ihn mehrmals heftig. Du hast mir beim Treffen von Netolitz das Leben gerettet, sprach er, ich habe Dir noch nie dafür gedankt. Ich glaubte stets Dir einst die alte Schuld abzahlen. Aber unsere Wege trennen sich,.... Bitter! wir gehen einer ungewissen unheilswangern Zeit entgegen;.... die nächste Zukunft kann uns den Tod bringen, ich weiß nicht ob wir uns je wiederse-

hen . . . . Bitter! mir ist's als sollt' ich Dich nie mehr wiedersehen . . .  
ich dank' Dir . . . . leb' wohl!

Bubna riß sich fast gewaltsam los, seine rauhe kräftige Stimme bebte, große Thränen flossen langsam über sein pulvergeschwärztes Antlitz. Ohne Gawriel Zeit zur Entgegnung zu lassen, sprengte er in der Richtung des Gradschins fort. Aber noch einmal hielt er an und mit der Hand winkend, rief er: Leb' wohl, Bitter, für immer!

Gawriel konnte vor Bewegung nicht antworten, und mußte sich fast am Nacken seines Rosses festhalten, um nicht zu schwanken. Das eigenthümliche Aufzucken einer bangen Todesahnung in ihm, als ihn Schlemmersdorf auf's Schlachtfeld rief, war im heißen Gefechte verschwunden, und wieder lebhaft erwacht, als er dem gefürchteten Pappenheim im Zweikampfe gegenüberstand. Einen Augenblick gab er sich sogar rettungslos verloren. Aber er hatte gesiegt, er war ohne Wunde, wohlbehalten in Prag angelangt; es schien ihm, als wenn er sich über sein Geschick erhöhe. Das kühne übermüthige Selbstvertrauen zu seiner Kraft erreichte seinen Höhepunkt, und trotz des bittern Unmuthes über die verlorene Schlacht, belächelte er in seinem Innern doch die kindischen Befürchtungen, denen er sich hingegeben hatte. Aber Bubna's Abschied, die trübe Vorahnung, die der alte schlaggewohnte tapfere Krieger fast zweifellos ausgesprochen, und die Gawriel unwillkürlich auf sich bezog, hatte ihn auf einmal wieder mächtig erschüttert. In raschem Fluge, als wolle er seinen düstern Gedanken entrinnen, sprengte er über die Brücke der Altstadt zu, und hielt erst auf dem Marienplatze vor seiner Wohnung. Sein ergebener Waffenschmied erwartete ihn ungeduldig im Thore.

Gott Lob, gnädiger Herr! Ihr lebt! Ihr seid nicht verwundet . . . Die Schlacht ist verloren, nicht wahr?

Gawriel eilte, ohne der Worte des Waffenschmiedes zu achten, die Treppe hinan und winkte demselben, zu folgen. Gawriel warf sich in einen Lehnstuhl, der Waffenschmied stand kerzengrad vor ihm, seine Befehle erwartend.

Martin! begann der General, nachdem er lange nachgedacht hatte; Du bist mir immer treu gewesen, ich danke Dir herzlich dafür. Du mußt mir nun noch einen Dienst erweisen, vielleicht den letzten. Die heutige Nacht wird das Schicksal Prag's, des ganzen Landes entscheiden. Ich zweifle nicht daran, Friedrich wird den Einsflüsterungen seiner Rätthe folgen, wird fliehen; — und dann darf mich der kommende Morgen nicht in Prag finden . . . lebend darf ich den Kaiserlichen nicht in die Hände fallen . . .

Flieht, gnädiger Herr, flieht! unterbrach ihn Martin, mit dem Rücken der Hand über seine feuchten Augen streichend; verliert keinen Augenblick!

Nein, Martin! heute Nacht muß ich hier bleiben . . . ich muß, Martin! wiederholte er heftig, als wenn ihm dieser widersprochen hätte, . . . dann schritt er lebhaft im Zimmer auf und ab und sprach leise zu sich selbst: Wenn Friedrich feig und schlecht genug wäre, die Thore Prag's jetzt gleich dem eindringenden Feinde zu öffnen — wenn ich, der Geächtete, lebend in die Hände

der Kaiserlichen siele, wenn ich, in Schmach geboren, schmachvoll durch Henders Hand enden sollte, enden sollte ohne mich gerächt zu haben! . . . nein, nein, ich bleibe doch in Prag, ich muß mich rächen . . . und dann? ich hab' ja ein gutes Schwert, lebend fall' ich nicht in die Hände meiner Feinde . . . Martin! sprach er dann laut, jedenfalls läßt Du morgen früh zwei der Dragoner, die mich nach Prag begleitet haben, gut bewaffnet mit einem gesattelten Pferde beim Schweinsthore<sup>1)</sup> auf mich warten. Wird die Stadt im Verlaufe der Nacht in Vertheidigungsstand gesetzt, so muß dies den Bürgern bekannt gegeben werden, und Du wirst's erfahren. Ist dies nicht der Fall, so muß man annehmen, daß Friedrich jeden Widerstand, seine Krone aufgibt. — Am besten ist's, Du gehst auf den Gradschin, und paßt genau auf, ob der Pfalzgraf flieht; unbemerkt kann kein Wagen aus der Stadt. Morgen mit Tagesanbruch kömmt Du an's Thor und erstattest mir Bericht. Wird die Stadt übergeben, geh' ich nach Brandeis den ungarischen Hilfsvölkern entgegen, suche sie mit Mannsfeld zu vereinigen, und der Krieg beginnt von Neuem. — Wenn die Kaiserlichen einrücken, wird man mich suchen; sag' ihnen, ich wäre mit dem Pfalzgrafen geflohen.

Gnädiger Herr! rief Martin, flieht gleich, versäumt keinen Augenblick, ich will mit Euch fliehen, ich will Euch nicht verlassen . . .

Was sichts Dich an? rief Gawriel, trotz seiner Gemüthserschütterung bewegt von dem Antrage des Waffenschmiedes. Du bist jetzt ein ansäßiger prager Bürger, es wird sich niemand um Dich kümmern, und wenn der erste Sturm, der nur hohe Häupter treffen wird, vorübergerast ist, kannst Du ruhig Dein Geschäft fortsetzen. Siehst Du, Alter! Du hast nur einen Fuß, Du bist nicht mehr jung, das Kriegerleben ist nicht mehr für Dich . . . oder fürchtest Du, man wird Dir Deine Treue an mir entgelten lassen? nein, Martin! da ist nichts zu besorgen, sie wissen's nicht, und auch wenn sie's wüßten . . .

Nein, es ist nicht das, gnädiger Herr! entgegnete Martin; ich fürchte nur für Euch. Warum wollt Ihr diese Nacht in Prag verleben? . . . Flieht gleich!

Ich kann nicht, Martin! ich kann nicht, sprach Gawriel; zum Fliehen ist noch morgen Zeit, — es bleibt bei meinen Anordnungen. Laß' mich jetzt allein, ich hab' noch etwas zu überdenken. — Morgen sehen wir uns.

Martin blieb noch einen Augenblick. Gnädiger Herr! sprach er . . .

Willst Du noch etwas? . . . Ja, ich erinnere mich, ich muß Dich noch für Deine treuen Dienste entlohnen, und morgen könnte ich in der Eile d'rau vergessen . . . Gawriel wollte einen Schrank aufschließen.

Um Gotteswillen, gnädiger Herr! wie könnt Ihr mich so mißverstehen? das ist's nicht, was ich verlange, ich bin reich genug; — aber erweist mir die Huld, flieht heute, flieht gleich . . .

<sup>1)</sup> Jetzt Spittel- oder Porziger Thor.

Die Hartnäckigkeit Martin's war auffallend. Was hast Du denn? Weißt Du etwas? Wird vielleicht in der Stadt ein Aufstand zu Gunsten der Kaiserlichen ausbrechen? Sprich!

Nein, beim allmächtigen Gott, ich weiß nichts, gnädiger Herr! . . . aber, setzte er mit leiser unsicherer Stimme hinzu, ich fürchte, ich weiß nicht warum, Guch morgen nimmer lebend wiederzusehen.

Gawriel zuckte unwillkürlich zusammen. Das Wort des schlichten Waffenschmiedes klang dem Abschiedsrufe Bubna's so ähnlich . . .

Martin! sprach er, nachdem er sich wieder gefaßt hatte, Deine Liebe zu mir läßt Dich alles schwarz sehen . . . ich kann heute nicht fort, ich muß hier bleiben . . . Mein Entschluß ist unerschütterlich!

Martin beugte sich über die Hand, die ihm Gawriel reichte, und beugte sie mit Thränen.

Mein Entschluß ist unerschütterlich! wiederholte Gawriel nochmals als er allein war . . . Es war dies auch das letzte Wort, das er zu Blume gesprochen . . . Er maß sein Zimmer mit großen Schritten. Eine leicht erklärliche ungewöhnliche körperliche Ermattung begünstigte die ungeheure Aufregung seines Geistes. Sein bewegtes Leben war stets reich an mannigfaltigen Abwechslungen gewesen, aber heute hatte sich in dem engen Zeitraume weniger Stunden unendlich viel zusammengedrängt. Den einmal wach gewordenen und vielseitig wieder geweckten Gedanken, heute zu sterben, gerade heute, konnte er denn doch nicht ganz aus seiner Seele bannen. Schon oft war er dem Tode nahe gewesen, schon oft hatten ihn feindliche Kugeln umjault, feindliche Degenklingen bedroht, schon oft hatte er fallen können, auch ungerächt, auch ohne sein Ziel erreicht zu haben; — aber er war ihm nie so nahe gewesen. — Bei dem leisesten Zweifel an dem Gelingen eines Planes litt er die Qualen, die die Mythe jenem Tantalus andichtet; aber sie waren schmerzlicher . . . wenn er heute stürbe ohne sich gerächt zu haben, wenn er stürbe, hinter sich ein ödes, leeres, zweckloses Dasein, vor sich eine unbekanntere Zukunft, so gäbe es eine Vorsehung, so hätte er mehr als ein Menschenleben, mehr als ein Dasein verscherzt. — Mit der ganzen Kraft seines Riesengeistes kämpfte er gegen den Gedanken, der in dem Grunde seiner Seele aufstauete. Aber der Gedanke war nicht faßbar, nicht widerlegbar. Er mochte sich's tausendmal versprechen, daß er keinen Grund zu diesen Befürchtungen hätte, aber eben weil er keinen vernünftigen Grund für seine Besorgnisse fand, setzte ihn dieses unerklärliche Zusammentreffen seines eigenen Gefühls mit jenem seines Freundes Bubna, seines ergebenen Martin, in beunruhigendes Staunen. Aber sein starker Geist rang sich nach und nach zur Fassung empor. Er konnte zwar den peinigen Gedanken nicht vernichten, aber er überwältigte ihn . . .

Blume's Schicksal, das Leben ihres Vatten, steht jetzt noch in meiner Hand, sprach er zu sich selbst; die nächste Zukunft kann die Verhältnisse

ändern . . . der graucnde Morgen darf mich nimmer in Prag finden . . . ich weiß nicht, ob ich Blume je wiedersehe — der günstige Moment der Rache muß benützt werden!

Eine Stunde später wollte Gawriel aus der Hintertpforte seines Hauses treten. Er war wieder in der Kleidung des Bohurs, aber er hatte diesmal einen weiten Mantel umgeworfen.

Was willst Du, Martin? frug er überrascht, als er den Waffenschmied erblickte, der hastig seinen Arm erfaßte.

Gnädiger Herr! rief dieser, geht nicht in die Judenstadt, flieht, laßt die thörichte Liebshaft . . . laßt Euch ersehen; was liegt Euch an dem Judenweibe? . . . Geht nicht in die Judenstadt, sie sind dort kaiserlich gesinnt!

Martin, Du meinst es gut; . . . aber ich kann Dir nicht folgen . . . Siehst Du, er schlug den Mantel auf, unter dem eine Scheide und drei Pistolen hervorblickten, ich bin bewaffnet, es ist nichts zu fürchten . . . Laß mich; Du kennst mich, Du weißt's, mein Entschluß ist unerschütterlich — Verzeiß nicht, morgen früh am Schweinsthore.

Gawriel trat hinaus und eilte in die Judengasse. Martin blickte ihm nach so lange als er ihn noch sehen konnte, dann schloß er das Pfortchen und murmelte seufzend: Den seh' ich gewiß nimmer wieder! —

---

Die Nachricht der völligen Niederlage Friedrich's hatte sich schnell in der ganzen Stadt verbreitet, und überall herrschte die größte Spannung. Die Altstädter Bürger hatten auf's Schloß geschickt anzufragen, was sie beginnen sollten, und erbaten sich, Truppen zu werben und die Stadt zu vertheidigen, wenn Friedrich in Prag bleiben wollte. Die Antwort Friedrich's, die er den Bürgern auf Anrathen Anhalt's ertheilte: „sie sollen trachten mit dem Feinde einen Vergleich zu treffen, er für seine Person wolle am anbrechenden Morgen abreisen“, war dazumal noch nicht bekannt. Die Altstädter, Friedrichisch gesinnt, waren bestürzt, die Kleinseitner, zumeist dem Kaiser ergeben, freuten sich des von Herzog Maximilian erfochtenen Sieges. Auch in der Judenstadt herrschte eine starke Aufregung. Zahlreiche Gruppen besprachen auf offener Straße leise die jüngsten Neuigkeiten; alle waren der kaiserlichen Sache zugethan.

Gawriel durcheilte dies Gewoge. Zufällig streifte er an einer Straßenecke an einen Haufen Bohurim. Er erkannte sie, sie besuchten die Schiur-stube des Dajans Reb Lippmann Heller, dieselbe, die auch Gawriel, um wenigstens den Schein des Bohurs zu retten, besucht hatte.

Wie geht's, Reb Gawriel! wandte sich einer der Bohurim rasch um, wie geht's? . . . schade daß Ihr heute Vormittag nicht beim Schiur wart, das war heute ein Schiur! ich sag' Euch, so etwas hört man nur in Prag . . . peli wehaßli. <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Ausgezeichnet, wundervoll —

Der Bochor, der Gawriel angesprochen, war eine eigenthümliche Figur. Er war der Nestor der prager Bochorim. Ein fünfzigjähriger Mann, stets Talmud studirend, hatte er nach fünfundzwanzigjähriger reiflicher Erwägung es am besten gefunden, allen Heiratsplänen zu entsagen. Diese mochten früher wohl zumeist an seinem Aeußern gescheitert sein, welches in der That wenig Liebenswürdigkeit darbot. Seine ungewöhnliche Länge stand nicht im entferntesten Einklange zu seiner auffallenden Magerkeit, die seinem ungeheuren Höcker zur Folie diente. Seine Kleidung war überdies geeignet, den sonderbaren Eindruck seiner Persönlichkeit noch zu erhöhen. Vom Hause aus arm, und dem Studium zu eifrig ergeben um sich durch Unterricht seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, war er stets darauf angewiesen, sich der abgetragenen Kleider seiner Freunde zu bedienen. Er that dies, ohne die körperliche Persönlichkeit derselben zu berücksichtigen, und so kam es, daß ihm der faden-scheinigē seidene Mantel kaum den Höcker überwölbte, daß sich die vielfach gestickten schlotternden Tuchhosen am Knie, wo sie von Rechtswegen den seidenen etwas zerrissenen Strümpfen begegnen sollten, aufwärts stülpten und eine bedenkliche, durch einen Leinwandstreifen sehr unzweckmäßig ausgefüllte Lücke ließen, daß das kleine enge Brettel, dessen ursprüngliches Schwarz nicht unbedeutend in's Röthliche schillerte, nur leicht auf seinem reichbehaarten Haupte ruhte, und bei der leisesten Bewegung des lebhaften Mannes hin und her schwankte. Ein grauer Bart, der ungepflegt auf die Brust niederhing, wurde stets von den Fingern seiner rechten Hand durchfurcht, und mußte sich's bei lebhaften Discussionen seines Trägers gefallen lassen, mit dem untern Ende kunstreich in den Mund empor gestülpt und zerbissen zu werden, und in der That, hatten die Zähne Reb Mordechaj Wag's — so hieß der Bochor — diesen Haarschmuck schon bedeutend gelichtet. Trotz dieses wenig reizenden Aeußern war Reb Mordechaj Wag doch überall wohl gelitten. Er hatte einen scharfen, namentlich das Wesen des Talmuds leicht erfassenden Geist, und ein gutes Herz. Er war seines Wilpuls wegen ein Schrecken aller reisenden Lombim, die in Prag Darshenen<sup>1)</sup> wollten, und ein Gönner aller kleinen Bochorim, die nach Prag auf die Jeschivo kamen. Oft, wenn er nach der Sitte der damaligen Zeit von irgend einem Gemeindegliede zu Tische geladen war, sandte er einen andern, der, weniger glücklich als er, an diesem Tage keinen Gastfreund gefunden hatte, an seiner Stelle, und während er sich krank anjagen ließ, kaute er daheim, seine eigene List belächelnd, ein Stückchen trockenes Brod. — Das Studium des Talmuds war sein einziges, sein höchstes Ziel. Es schien ihm unmöglich, daß ein Bochor sich für etwas anderes als den Schiur interessieren könne, und selbst heute, wo Alles in die größte Aufregung versetzt war, war es ihm ganz gleichgiltig, ob der Pfalzgraf oder ob Herzog Maximilian Sieger blieb, und seine Gedanken bewegten sich nur in dem gewohnten Geleise. — Es war Gawriel sehr unangenehm, gerade in der

<sup>1)</sup> Deseftlichen Vortrag abhalten.

jetzigen Stimmung in die Hände des mittheilsamen Reb Mordechai gefallen zu sein, und doch wollte er nicht durch ein zu auffallendes Davoneilen die Aufmerksamkeit der Bochurim auf sich ziehen. Er hüllte sich daher fester in den Mantel, der seine Waffen verbarg, und sprach seine Ungeduld bekämpfend: Es thut mir leid den heutigen Schur versäumt zu haben, ich werde Euch nächstens, bei Gelegenheit bitten, mir mitzutheilen, was der Rebbe . . .

Zu was nächstens? Gleich will ich's Euch sagen; was haben wir jetzt Besseres zu thun?

Ich meinte, entgegnete Sawriel, sich zu einem Lächeln zwingend, der Augenblick, wo Alles der nächsten Zukunft gespannt entgegensteht, wo es entschieden werden soll, ob der Kaiser oder der Pfalzgraf . . .

Was kümmert das aber uns Bochurim? entgegnete Reb Mordechai durch Sawriel's Widerspruch gereizt . . . der Kaiser soll ein Malchus sel (Hesed<sup>1)</sup>) sein,--der Pfalzgraf und die böhmischen Herren haben uns Juden zwar auch geschützt, aber was hilft's, sie sind doch morib be Malchus gewesen,<sup>2)</sup> und Ihr wißt, das thut nicht gut . . . D'rum überlassen wir das alles hakodosch, boruch hu<sup>3)</sup>, und beschäftigen wir uns nur mit seiner Thoro . . . also der Rebbe . . .

Reb Mordechai! sprach jetzt ein junger Mann mit einem dunklen ausdrucksvollen Gesichte, den die Andern Reb Michoel nannten; laßt das jetzt. Joso Thoro im Derech Erez<sup>4)</sup> . . . Die weltlichen Sachen sind auch wichtig, wenn Ihr das auch nicht so begreifen könnt . . . Ihr kommt von draußen<sup>5)</sup>, fuhr er zu Sawriel gewendet fort, habt Ihr vielleicht etwas Näheres über die Schlacht gehört? Man sagt, die ungarischen Reiter wären zuerst Sieger geblieben, aber das grobe Geschütz der Kaiserlichen hätte das Kleingewehrfeuer . . .

Was kümmert das einen Bochur, frug Reb Mordechai heftig, ob die Reiter auf's Fußvolk, oder ob das Fußvolk auf die Reiter geschossen, ob sie zuerst aus den kleinen Flinten und dann aus den großen Kanonen gefeuert haben oder umgekehrt? . . . welcher rechtschaffene Bochur kümmert sich darum? Ein Bochur kann ein Hof oder ein Schochet<sup>6)</sup>, oder ein friedlicher Balbos werden; habt Ihr schon gesehen, daß ein Bochur ein Baal Milchomo geworden ist?!

Ein dritter junger Mann, der bisher keinen Antheil an dem Gespräche genommen hatte, trat näher. Ich bin erst seit Kurzem in Prag, sprach er, ich habe bisher in Frankfurt am Main gelernt, ich weiß nicht, ob Euch der Name Sawriel Süß bekannt ist . . . der war zuerst ein tüchtiger Bochur, dann ward er ein Kriegermann.

<sup>1)</sup> Ein Regent der Milde, ein milder Fürst. <sup>2)</sup> Sie haben sich gegen die Regierung empört. <sup>3)</sup> Der Heilige gelobt sei er (Gott). <sup>4)</sup> Schön ist's, wenn die (Kenntniß der) Lehre, sich mit Weltkenntniß verbindet. (Birke Aboth Cap. 2.) <sup>5)</sup> Außerhalb der Judenstadt. <sup>6)</sup> Schlächter.

Gawriel zuckte zusammen; er hörte sich so das erste Mal seit langer Zeit nennen, er antwortete nicht, aber Michael schüttelte verneinend das Haupt. Gawriel Süß . . . Süß — wiederholte Reb Mordechai nachdenkend — war er nicht ein Mamser? etwas hab' ich einmal gehört, . . . aber ich habe kein Gedächtniß für solche Dworim betellim<sup>1)</sup>.

Was war's mit dem? frug Michael neugierig; erzählt, ich bitte Euch.

Reb Nochum — so hieß der Frankfurter Vochur — leistete der dringenden Aufforderung Reb Michael's Folge und erzählte Gawriel's Lebensgeschichte, freilich hier und da etwas von der Wahrheit abweichend; aber im Ganzen ziemlich richtig. Seine Erzählung schloß damit: Gawriel sei, nachdem er sich hatte taufen lassen, von frühern Bekannten einmal zu Pferde mit mehreren kaiserlichen Reitern gesehen worden, möge aber, da er seit jener Zeit verschollen sei, im Jülich-Kleve'schen Krieg den Tod gefunden haben.

Ja, so etwas Aehnliches hab' ich gehört, sagte Mordechai, nachdem der Frankfurter geendet; aber daß er ein Baal Milchome geworden, das war hier in Prag nicht bekannt; es hieß, er habe sich ertränkt . . . wer weiß auch ob's wahr ist . . . Uebrigens wißt Ihr, man hätte ihn können metaher sein<sup>2)</sup>! ja wahrhaftig, fügte Mordechai rasch hinzu, sich nun wieder auf festem Boden fühlend, die Aussage der Mutter gilt nichts, Gawriel Süß war gar nicht als Mamser zu betrachten. Seht nach im Rambam<sup>3)</sup> Jfure Viah<sup>4)</sup> . . .

Wohl wahr, Reb Mordechai! entgegnete Michael, aber Ihr vergeßt, es war eine sterbende Mutter, eine sterbende Mutter wird nicht mit einer Lüge von ihrem Kinde scheiden . . . und sie hatte doch früher, wie erzählt wurde, ihren Sohn geliebt — und dann, was nützte es ihm? wird jemand, irgend jemand daran zweifeln, daß er ein Mamser ist? wenn Ihr eine Schwester, eine Tochter hättet, würdet Ihr sie ihm zur Gattin geben? das bedenkt, Reb Mordechai! Vor der inneren Ueberzeugung konnte keine Macht auf Erden die Rechtmäßigkeit seiner Geburt berstellen!

Michael's Blick blieb zufällig auf Gawriel's Gesicht haften, er bemerkte die Purpurgluth und Leichenblässe, die im raschen Wechsel Gawriel's Züge deckte. — Vor der innern Ueberzeugung nicht! wiederholte Gawriel toulou. — Reb Mordechai hatte nichts zu erwidern, und es war eine Pause eingetreten. Gawriel konnte sich jetzt verabschieden, aber er mochte es nicht, das Gespräch war zu interessant für ihn, um es nicht bis zu Ende anzuhören.

Das Gesetz: ein Mamser darf nicht in die Gemeinde des Herrn kommen, begann Reb Nochum wieder, ist ein Chol<sup>5)</sup>. Warum büßt der

<sup>1)</sup> Wichtige Dinge. <sup>2)</sup> Rein sprechen, hier soviel als: legitim erklären. <sup>3)</sup> Eigentlich Zad ha Chasafa von Maimonides, ein Werk, welches alle biblischen und rabbinischen Gesetze und Entscheidungen enthält. Der Ausspruch desselben ist in der Regel endgiltig. <sup>4)</sup> Zad ha Chasafa Jfure Viah Cap. 15, Hal. 19. <sup>5)</sup> So nennt man jene Gesetze, die sich nicht in ter menschlichen Vernunft begründen lassen.

Schuldlose die Sünde der Eltern? warum wird er hinausgestoßen aus dem engsten schönsten Verbande? warum darf er nie ein liebend Weib als Gattin heimführen? warum darf er sich nicht freuen im Kreise seiner Familie? . . . aber seht, auch in diesem Gesetze gibt sich der Geist des Herrn kund, der dem Gläubigen aus jedem Worte unserer heiligen Lehre entgegenweht. Seht diesen Mamser, diesen Sawriel Süß . . . er fluchte der entfesselten Mutter! . . . das konnte nur ein Mamser thun, den Frevel kann kein Mensch begehen, der nicht in Sünde geboren . . . Das Verbrechen, das ihn in's Dasein rief, stößt ihn immer weiter vorwärts, und willenlos betritt er die Bahn der Sünde . . . drum mag der Herr in seiner Weisheit . . .

Ihr seid ein Denker, unterbrach Michael den Sprecher, und mich freut's, Euch gefunden zu haben; man findet das nicht oft unter den Buchurim — der feste Gottesglaube wird nicht erschüttert durch vernünftige Forschung, wenn man nur diese unterordnet . . . Aber Ihr irrt, Freund! Da sei Gott vor, daß irgend ein Mensch eine fest vorgezeichnete Bahn, — den Weg der Sünde betreten müßte, wo bliebe da sein freier Wille? — so ist's nicht. Eine Tochter, eine Schwester dürft Ihr dem Mamser nicht geben, das befiehlt die Thora, aber nur das und nichts weiter, so erklärt's der Talmud . . . das ist ein Gebot, wie es viele andere sind, ein Gebot des Herrn, dem Menschengeniste verhüllt, unerklärt . . . Aber ein Mamser kann edel, groß, kann eine Leuchte seines Volkes werden. Kennt Ihr die Mischna in Horios nicht? „Ein Mamser Talmud Chochom steht über einem hohen Priester, der weniger würdig ist!) — nicht wahr, wandte sich Michael an Mordechai, es steht so? — Sawriel Süß mußte nicht zweifeln, mußte nicht so handeln, wie er gehandelt. Der Herr hatte ihn mit irdischen Glücksgütern gesegnet, er hatte ihm Geisteskraft verliehen; er hätte ein Wohlthäter der Armen, eine Stütze der Bankenden, ein Lehrer seines Volkes, ein Beispiel demuthsvoller Ergebenheit werden können. In dem höchsten geistigen Genusse, dem ungestörten Forschen des Gotteswortes, in dem Ringen nach dem Jenseits hätte er Befriedigung, hätte er auch ein ruhiges Diesseits gewonnen. — Sein Schicksal stand in seiner Hand . . . daß er verdarb, war seine eigene Schuld!

Sawriel war's, als hätte ihn ein zündender Blitz in das Innerste seiner Seele getroffen. Er fuhr sich mit der Hand krampfhaft nach dem Herzen, er schwankte und mußte sich auf den Gastein niederlegen. Mordechai, dem für das eben Gesprochene das höhere Verständniß fehlte, bemerkte dies eben so wenig, als Reb Nochum, dessen Aufmerksamkeit durch Michael's Worte völlig gefesselt blieb, und bloß des Letztern scharfer Blick erkannte die Bewegung Sawriel's, die dieser nicht zu bemestern vermochte. — Der Zustand der fürchterlichsten Aufregung, der fieberhaftesten Spannung, in der er sich befand, hatte den Eindruck dieser Worte

!) Ein Mamser, der ein Schriftgelehrter ist . . . Traktat Horios, letzte Mischna.

nach erhöht, vervielfacht. Er fühlte es in diesem Augenblicke mit der ganzen Kraft seiner Erkenntniß: in den entscheidendsten Momenten seines Lebens hatte ihm nur die Fackel seines wilden Hasses geleuchtet, und in ihrem düstern unheimlichen Scheine hatte ihm alles verzerrt entgegengegrinst. . . . Die Worte, die einst lindernder Balsam für sein blutendes Herz hätten werden können, trafen ihn jetzt mit der ganzen Wucht ihrer überzeugenden Wahrheit. Der Gedanke, der ihn einst hätte retten können, erfüllte ihn nun mit namenlosem unsäglichem Schmerze. Die kühne Zuversicht, mit der er sich für alles das, was er gethan, unverantwortlich gemacht hatte, war gebrochen. Michoel hatte ihm gezeigt, wie er hätte werden können, — wie anders war er geworden!

Es war wieder eine Pause eingetreten. Mordechai bemerkte jetzt mit Schrecken, daß er fast die Zeit des Mariwsgebetes<sup>1)</sup> versäumt hatte, und eilte mit Reb Nachum in die nächstgelegene Synagoge. Michoel blieb vor Gawriel stehen. Dieser sahien fast die Besinnung verloren zu haben. Endlich frug er, sich aufraffend, mit tonloser Stimme: Wer seid Ihr und wie heißt Ihr?

Ich heiße Michoel Ologau, bin in Schlessien geboren, und habe hier meine talmudischen Studien vollendet. Ich bin nach Breslau als Darfschan<sup>2)</sup> berufen — und wie heißt Ihr?

Ich heiße Gawriel Mar. . . . entgegnete der Gefragte mit zitternder unsicherer Stimme.

Gawriel Mar, Mar, Mar,<sup>3)</sup> wiederholte Michoel ganz leise und nachdenklich, sein Auge fest auf Gawriel geheftet; sonderbar! . . . Sei's Ihr unwohl, daß Ihr so erschöpft auf dem Steine da sitzt?

Ja. . . . nein. . . . ein wenig. . . . es wird besser werden. Was blickt Ihr mich so starr an? — geht nur, Reb Michoel, stört Euch um meinethwillen nicht. . . . ich pflege oft. . . . so zu leiden. Gehet, ich bitt' Euch, geht. . . . geht. . . .

Michoel ging, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und sich nach Gawriel umblickend. Dieser saß einige Minuten lang wie versteinert, aber — war es wiedergewonnene Fassung, oder hatte ihn der starke Schnee, der zu fallen begann, aufgerüttelt — er erhob sich plötzlich, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne und blickte starr die Stelle an, wo Michoel gestanden, als ob er sich überzeugen wollte, daß ihn nicht fantastische Träume umschwebten; dann schritt er rasch seiner Wohnung zu. Als er am Ende des engen Gäßchens, das aus der Judenstadt in die Altschul führte, angelangt war, hörte er plötzlich seinen alten Namen „Gawriel Süß“ rufen. Ueberrascht wandte er unwillkürlich den Kopf um — er erblickte niemand und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit nach Hause in die Altschule.

---

<sup>1)</sup> Abendgebet.    <sup>2)</sup> Prediger.    <sup>3)</sup> Es muß hier nochmals in Erinnerung gebracht werden, daß Mar im hebräischen, Bitter bedeutet.

Er ist's! sprach Michael Slogau hinter einer Mauerecke vortretend, die ihn Sawriels Blicken entzogen hatte, meine Vermuthung war richtig, Sawriels Mar — ist Sawriels Süß. Ich muß ihn sprechen . . .

Sawriels trat wieder in sein Zimmer in der Altschul. — Seit wenigen Stunden, seit Vormittag, wo ihn Schlemmersdorf auf's Schlachtfeld gerufen, war unendlich viel in und außer ihm vorgegangen. Friedrich hatte seine Krone verloren, der Kaiser einen weit hinausreichenden Sieg erfochten. Er war bei dieser wichtigen Katastrophe anwesend, war Zeuge, Theilnehmer des heißen Kampfes, sein Leben war vielfach bedroht gewesen. Er war Pappenheim, dem ersten Ritter der kaiserlichen Armee, gegenüber gestanden, und glaubte ihn getödtet zu haben, — und alle diese Vorfälle, deren jeder einzelne genügt hätte den Geisteskräftigsten in die höchste Aufregung zu versetzen, verschwanden spurlos vor Sawriels Seele. Michael's Worte hatten eine neue Fluth von Gefühlen in seiner übervollen Brust hervorgerufen. Ein neues, früher nie geahntes Weh rang mit dem alten Schmerze in seiner Brust. Mit der ganzen Riesenkraft seines Geistes suchte er sich emporzuschwingen aus dem wilden Chaos der Gedanken, die jeden Andern, minder starken, unfehlbar in die grause Nacht des Wahnwizes gestürzt hätten. — Die beiden mächtigen Hände an die hohe purpurn glühende Stirne gepreßt, als wolle er all' sein Denken auf einen Punkt hindrängen, saß er stundenlang in gewaltigem inneren Kampfe an seinem Tische.

Nein, nein, nein! rief er endlich heftig, jetzt ist's zu spät, zu spät! Sawriels, Du bist zu weit, zu weit gegangen, . . . jetzt kannst Du nimmermehr zurück . . . Du gleichst jenem Acher, der da von sich gehört: Kehrt zurück ihr widerspänstigen Söhne, — nur Acher nicht!<sup>1)</sup> . . . Ja Michael, Du Mann der schönen Rede, mit dem milden freundlich glänzenden Auge! wärst Du am Todtenbette meiner Mutter gestanden, hättest Du damals so zu mir gesprochen! . . . aber sie hatten mich alle verstoßen . . . o, Blume! Blume! warum hast Du mir das gethan? hättest Du mir nicht Deine Hand gereicht, nur Dein Mitleid! . . . o! nur ein einziges aufmunterndes Wort an jenem Jom-Kipur, zum heißen Kampfe mit dem namenlosen Schmerze! Warum sprachst Du nicht so wie jener Michael? . . . o! ich wär' ein Anderer geworden, gewiß, gewiß, ich wär' ein Anderer geworden! . . . Blume! Du hättest der rettende Engel meines Daseins werden können, — Du stießest mich von Dir, Du wardst mein Dämon! . . . Sawriels hielt

<sup>1)</sup> Eliska ben Abuja, Rabbi Meir's Lehrer, sagte sich später vom Glauben los. Man nannte ihn dann Acher (ein Anderer). Sein treuer Schüler Rabbi Meir bat ihn, zum Glauben zurückzukehren. Ich kann nicht mehr, entgegnete er, ich habe eine Stimme gehört, die da ausgesprochen: Kehrt zurück ihr widerspänstigen Söhne — nur Acher nicht! Esmud Traktat Ebagiga 15. a.

beide Hände vor sein Antlitz: Ja Ihr, Ihr, rief er jetzt plötzlich, und die wilde Wuth verdrängte alle milden Gefühle, Ihr habt mich auf den Weg gedrängt, den ich betreten, . . . Ihr habt mein Dasein vergiftet, meine Hoffnung vernichtet! . . . Stehe ich nun zwischen einer trostlosen Vergangenheit und einer hoffnungslosen Zukunft, so will ich wenigstens die Gegenwart nutzen, will ich wenigstens mein verpfushtes elendes Leben gleichmäßig beschließen! Ich will mich rächen, süß und fürchterlich . . . die heutige Nacht weih' ich der Rache, — und dann . . . mich selbst dem sichern Tod; die nächste Schlacht will ich mich in die dichtesten Feindeshaufen stürzen, die nackte Brust im heißen Kugelregen baden; eine Klinge, eine Kugel wird wohl den Weg zu meinem schmerzgebroch'nen Herzen finden! . . . Und wenn ich allein, verlassen, von Rosses Huf zerstampft am blut'gen Plan verröthle; — dann will ich noch mein brechend Aug' zu einem letzten trugigen Blick erheben, dann noch will ich ungebeugten Geistes ausrufen: Wo bist Du, den sie allgerecht, allmächtig, allmilde nennen? . . . Siehst Du? ich sterbe einsam, verlassen, unbeweint, — verflucht von dem Weibe, das ich einst wahnsinnig geliebt, verstoßen von dem Vater . . .

Dieser Gedanke, der Gawriel's ganzes Seelenleben wie ein rother Faden durchzogen hatte, dieser Gedanke, der Gawriel stets emporgerissen hatte zur Hoffnung oder zur Verzweiflung, je nachdem die Wogen seines bewegten Geistes strömten, wirkte auch in diesem Momente, nur wo möglich noch heftiger, wo möglich noch tiefer eingreifend auf Gawriel. Mit fast wahnsinniger Hast riß er das Fenster auf und blickte zu dem, zum Theil mit Wolken verhüllten Nachthimmel empor: Gib mir meinen Vater, wenn Du allmächtig bist, laß mich ihn finden, heute, heute finden . . . und ich will Dir das größte Opfer, das allerschmerzreichste Opfer — meine Rache darbringen; laß mich in den Armen meines Vaters sterben . . . und ich will mein Gelübniß halten, ja, ja, ich will sterbend meinen starren Nacken biegen, will bereuen, will sagen, daß ich gefrevelt, daß Du allmilde, allgerecht, daß Du allmächtig bist! — mein letzter Athemzug soll ein Schma Jisroel sein . . . ich will sterben wie ein frommer Jude! — aber meinen Vater mußt Du mir geben, heute geben! Kannst Du das, Allmächtiger?!

Das rasende Hohngelächter Gawriel's, womit er die letzten Worte begleitete, schallte über den menschenleeren Hof, und tönte dumpf und hohl aus dem weiten Raume des naheliegenden gegenüberstehenden Gotteshauses, dessen hohe Fenster zufällig geöffnet waren, zurück.

Körperlich und geistig auf's Höchste angespannt, sank Gawriel auf seinem Stuhl zusammen, der warme Blutstrom, der sich nach Gawriel's Kopf gedrängt hatte und sein Gehirn zu zersprengen drohte, floß wieder langsam in's Herz zurück. Der unbeschreiblichen Aufregung folgte, wie gewöhnlich, eine plötzliche Ermattung, dieser erst später die ruhige Ueberlegung. So fand ihn seine Hausfrau Schöndel, als sie, die Thüre öffnend, fragte: Reb Gawriel, Ihr seid im Finstern, wollt Ihr Licht?

Gawriel's Schweigen als eine Bejahung betrachtend, verschwand sie sogleich, ein Licht zu bringen.

Gawriel hatte bei seiner Heimkunft seine Waffen auf den Tisch gelegt; er wollte sie, bevor Schöndel mit dem Lichte zurückkam, schnell verbergen. Ein alter großer Schrank, seinem Hausherrn gehörend, stand ihm zunächst; aber der Schlüssel stak nicht im Schlosse. Ohne sich zu besinnen, öffnete er mit einem kräftigen Fußstoße das untere Fach desselben, und warf die Waffen in dasselbe. Einen Augenblick später trat Schöndel mit dem Lichte ein. Gawriel lehnte sich hart an den erbrochenen Schrank, um ihn Schöndels Blicken zu entziehen.

Wo wart Ihr heute, Reb Gawriel? frug diese, seit Früh nicht zu sehen! Was sagt Ihr zu den Neuigkeiten des heutigen Tages? . . . Bei uns in der Judenstadt weiß man gar nichts; vielleicht stehen schon morgen früh die Kaiserlichen auf dem altstädter Ring.

Nun, da muß ich mich sputen, sprach Gawriel.

Warum sputen? frug Schöndel befremdet.

Das ist sehr klar, antwortete Gawriel sich fassend, und zu einem Rächeln zwingend. Ich bin nun ziemlich lange in Prag und habe wahrhaftig nicht viel Talmud studirt. Ich muß nun wieder beginnen. Wird die Stadt übergeben, so ist die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt, ich selbst werde zerstreut, und meine guten Vorsätze sind wieder auf einige Tage aufgeschoben . . . Ich will aber schon heute beginnen. Zu Chazos gehe ich in die Klausel, und lerne dann die ganze Nacht durch. Vor Tagesanbruch komme ich dann heraus in die Altschul zu Schomrim<sup>1)</sup>. Das Thor wird wohl so zeitlich geöffnet?

Ja, aber zwei Stunden vor Mitternacht müßt Ihr in die Judenstadt gehen, sonst wird das Thor geschlossen . . . Nun, mich freut's recht herzlich, daß Ihr beginnen wollt, so ein rechter Bochur zu werden . . . aber morgen kommt Ihr nicht zu Schomrim, darauf geb' ich Euch mein Wort?

Warum? frug Gawriel.

Ihr werdet morgen früh einen tiefen Schlaf schlafen, aus dem man nicht leicht erwacht.— Schöndel hörte die Stimme ihres Vatten, der sie rief, sie eilte hinaus. Gawriel hatte die letzten Worte mißverstanden. Gewöhnlich pflegten Bochurim, die die ganze Nacht in der Klausel wachten, in den Morgenstunden einzuschlafen, und dadurch den Frühgottesdienst zu versäumen. Das hatte Schöndel scherzweise andeuten wollen; aber Gawriel war nicht in der Stimmung einen Scherz zu verstehen, und diese Worte klangen ihm düster und unheimlich . . . Sie stimmten so sonderbar zu den Befürchtungen des treuen Waffenschmieds, zu Bubna's erschütterndem Abschiede, zu der bangen Ahnung, die ihn selbst mehrfach im Laufe des heutigen Tages erfaßt hatte!

Die Glockenschläge der Rathhausuhr zeigten jene Zeit an, die der achten Abendstunde entspricht. Vor Thoreschluß, zwei Stunden vor Mitternacht

<sup>1)</sup> Gebete, die vor Tagesanbruch abgehalten werden.

wollte er in die Judenstadt; er hatte daher noch eben so lange Zeit. Die übermenschliche Aufregung des heutigen Tages, die wollustreiche Qual der Erwartung seiner Rache, die seine ganze Mannskraft anspannte, durfte in dieser Stärke nicht lange anhalten. Er fürchtete, das Uebermaß dieser Empfindungen könne ihn wahnsinnig machen, könne ihn tödten. Er strich sich mit der kräftigen Hand über die hohe Stirne und drückte sich krampfhaft die Augen zu, als wolle er alle seine Gedanken vernichten. . . . Er suchte nach einem Gegenstande, der geeignet war, seinen Geist zwei Stunden lang anderweitig zu beschäftigen; — ein solcher bot sich ihm nun plötzlich dar. Bei dem gewaltsamen Erbrechen des Schrankes war ein Manuscript aus demselben gefallen. Er bemerkte dies erst jetzt. Er hob das gesiegelte Schriftstück auf, es war in hebräischer Sprache geschrieben, und ein Umschlag belehrte ihn, daß dieses die Lebensgeschichte, das Vermächtniß Reb Mosche's, des Vaters seiner Hausfrau, sei, welches erst zwanzig Jahre nach dessen Tode geöffnet werden sollte. Er verriegelte die Thüre seines Zimmers, rückte den Stuhl zum Tische, entriegelte die Schriften und las. Der Inhalt derselben war folgender :

„Am 23. Tage des Monats Tischi, das ist der Tag, der dem Sukkoseste<sup>1)</sup> folgt, des Jahres 371 der kleinen jüdischen Zeitrechnung. Heute werden es sieben und dreißig Jahre, daß ich meine Bar Mizwe, meinen dreizehnten Geburtstag gefeiert, und ich habe nun das fünfzigste Jahr erreicht. An eben diesem Tage verließ ich auch die alte ehrwürdige Gemeinde Prag — in der ich meine Jugendzeit verlebte, und wo ich, so Gott will, mein Leben beschließen werde — zu einer weiten mühseligen Wanderung.“

„Ich kann den heutigen Tag nicht wehevoller begehen, als daß ich die Blätter meiner Lebensgeschichte zu schreiben beginne; die Blätter, die ich für Euch, meine Kinder! bestimmt habe. Wenn Jhr das Siegel dieser Schriften löst, bin ich längst nicht mehr unter den Lebenden; aber so wie die unendliche Liebe eines Vaters weit über das Grab hinausreicht, so wird auch in Euch die Erinnerung an mich fortleben, und Jhr werdet mir auch dann die vollste Theilnahme nicht versagen. — Ich habe die Erzählung meines Lebens niedergeschrieben, damit wenigstens nach meinem Tode kein Geheimniß zwischen Euch und mir obwalte.“

„Mein Vater — jecher Zadik Livrocho — war der überaus gelehrte Talmudist und Kabbalist Rabbi Jizchok Meduro. Er entstammte einer uralten Familie, die Jahrhunderte lang in Spanien geblüht, und seine Ahnen hatten sich stets durch Gelehrsamkeit und Liebe zu ihrem Glauben ausgezeichnet. — Die fürchterlichen blutigen Judenverfolgungen hatten seinen Vater, als kleinen verwaissten Knaben, gezwungen zum Scheine seinen Glauben zu wechseln. Zum Manne herangereift, bereuete er, auch nur äußerlich den Glauben seiner Väter

<sup>1)</sup> Laubhüttenfest.

abgelegt zu haben, und als ihn die Diener der Inquisition bei der Feier des Befachfestes betrafen und ihn vor das Tribunale führten, gestand er offen, mit ganzer Seele Jude zu sein. In Sevilla bestieg er den Scheiterhaufen. Mit gottergebenem Sinne sang er Psalmen und Loblieder, während die Flamme mit tausend zierigen Zungen an seinem blutigen Körper hinauf leckte. Ein Flammenstrahl schoß ihm endlich in's Antlitz und verlöschte sein Augenlicht. Ein „Schma Jisroel!“ entrang sich mit ersticker Stimme der gequälten Brust des Sterbenden. Gleichzeitig ertönte ein herzzerreißender, markerschütternder Schrei vom Domplatz her, und ein Weib sank leblos nieder. Es war die Gattin des Sterbenden; unter ihrem Herzen trug sie seinen Sohn, meinen Vater. Zwei Stunden später, erblickte dieser in einem dumpfen Kellerloche das Licht der Welt. Seine Mutter erlag gleich nach der Entbindung dem wahnsinnigsten Schmerz. Der Geburtstag meines Vaters war der Todestag seiner Eltern. Auf der Stirne des Neugeborenen bemerkte man ein rothes Flämmchen, eine Wirkung der fürchterlichen Qual, die der grauenhafte Anblick des Scheiterhaufens auf die zu Tode erschreckte Mutter hervorgerufen hatte. — Fromme Juden, selbst der größten Hilfe bedürftig, nahmen sich des ganz verwaisten hilflosen Säuglings an, und edle Mütter reichten ihm die Brust. — Aber der Glaubenshaß begnügte sich mit den blutigen Opfern nicht. Es war wieder eine jener, auf den pyrenäischen Halbinseln oft wiederkehrenden Judenverfolgungen ausgebrochen; die Juden sollten aufhören in Spanien. Wer nicht den alten Glauben abschwor, mußte das Land binnen vier Wochen verlassen, ohne Silber und Gold mitzunehmen. Hunderttausende verließen Habe und Gut, um nur ihr Heiligthum weit hin zu retten, um aus einem Lande zu fliehen, wo ihr Gebet zum einzigen Gotte zum Verbrechen gestempelt ward. — Eine Anzahl edler Männer, die über's Meer nach der Verberei zogen, nahmen den Säugling mit, um den Sprossen einer so erlauchten Familie seinem Glauben zu erhalten. Aber die Armen, ohne Geld und ohne Schutz, wurden zurückgewiesen. Ein Theil der Fliehenden erlag der Pest, ein Theil fiel in die Hände von Seeräubern, die sie in die Sklaverei führten, einige aber waren so glücklich, nach fürchterlichen Drangsalen in Portugal eine Zufluchtsstätte zu finden. Unter diesen befand sich mein Vater. — Er war während dieser Zeit zu einem herrlichen Knaben herangewachsen. Er hatte bisher nichts als Leiden kennen gelernt. Das grenzenlose erschütternde Unglück, das den Tag seiner Geburt bezeichnete, hatte seinem Geiste und sogar seinen Zügen unverilgbare Spuren aufgedrückt. Eine tiefe, nie zu bannende Schwermuth lag auf dem denkenden Gesichte des Knaben, und das rothe Feuermaal, das auf seiner Stirne prangte, ließ ihn auch keinen Augenblick jenes flammenden Scheiterhaufens vergessen, der den Leib des geliebten angebeteten Vaters verzehrt, dessen Anblick die Mutter getödtet hatte.“ —

„Der junge Jizchok Meduro entwickelte bald eine fast salomonische Weisheit und eine glühende Liebe zu seinem Glauben. Er war seiner berühmten

Ahnen würdig. Abgeschieden von aller Welt, fand er nur Beruhigung in religiösen Studien und in dem Forschen der Naturkräfte, und gab sich diesen Beschäftigungen mit dem wärmsten Eifer hin. Sein Riesenfleiß, unterstützt von ungewöhnlichen Geistesgaben, ließ ihn die schönsten Ergebnisse erringen, und bald galt der junge Tizhof Meduro für eine Leuchte der portugiesischen Judenheit.“

„Mein Vater hatte das Alter erreicht, in dem er eine Lebensgefährtin wählen sollte. Seine Wahl fiel auf eine spanische Waise, deren Vater auch, glaubensstark und gottergeben, sein Leben auf dem Scheiterhaufen ausgehaucht hatte. — Im ersten Jahre einer zufriedenen Ehe ward ihm ein Zwillingpaar, ich und mein Bruder, geboren. Der enge trauliche Kreis der Familie schien den Geist der Schwermuth von meinem Vater zu bannen, und die schmerzlichen Erinnerungen zwar nicht zu verlöschen, aber doch zu mildern. Aber auch dieses häusliche Glück sollte bald zerstört werden. Auch in Portugal brachen Judenverfolgungen aus, denen bald ein königliches Edikt folgte, das die Juden zum Religionswechsel oder zur Auswanderung zwang. Mein Vater floh mit seinem Weibe und den beiden im zartesten Alter stehenden Kindern. Gehegt wie das Thier des Waldes, durchzogen wir die pyrenäische Halbinsel und einen Theil von Frankreich. Kein Haus, keine Hütte wollte uns gastlich aufnehmen; des Nachts mußten wir auf offener Haide schlafen; den Verschmachtenden ward oft ein Trunk Wasser versagt; und nur dem sichtbaren Schutze Gottes hatten wir es zu danken, daß wir nach unsäglichen Drangsalen den deutschen Boden erreichten. In einer Stadt am Rheine erlag die theuere Mutter den ungewohnten Leiden der weiten Reise; — in Köln liegt sie begraben. . . . Mein Vater stand allein in fremdem Lande mit zwei kleinen Knaben. Auch im Glend der Verbannung zu stolz um seinen mildthätigen Glaubensbrüdern zur Last zu fallen, durchirrte er ganz Deutschland, und als er endlich in Prag anlangte, betrachtete er es als eine Fügung Gottes, daß in der Altschul, wo die Gebräuche der Portugiesen gelten, die Stelle eines Oberschammes erledigt war. Er bewarb sich um diese Stelle, und als er dem Gabbe der Altschul seinen Namen, dessen Ruf weit hin bis nach Deutschland gedrunken war, nannte, bedauerte es dieser tief, daß mein Vater nicht lieber den Rabbinerstuhl einer Gemeinde oder eines ganzen Landes annehmen wollte. Aber mein Vater war von den Schlägen des Unglücks zu hart getroffen worden, er wollte in völliger Abgeschiedenheit, ungekannt nur seinem Glauben, seinen religiösen Studien, seinen Söhnen leben. Einem so ausgezeichneten Manne durfte nichts verweigert werden; seine Wünsche wurden von den Schulgabboim vollständig erfüllt. Reb Tizhof Meduro ward Oberschammes, aber es blieb für alle Uebrigen ein Geheimniß, daß der Schammes Reb Tizhof der große Lehrer aus Portugal sei. — Hier also, wo ich als kleiner Knabe und später als Mann gelebt, und wo ich, so Gott will, das müde Auge schließen werde, hier in dieser Wohnung, die Ihr, meine theuern Kinder! jetzt bewohnt, hatte auch mein verewigter Va-

ter gelebt und geforscht. — Sein ungeheures Wissen, seine Weisheit, sein ascetischer Lebenswandel flößten Allen die tiefste Ehrfurcht ein, die durch sein mildes und doch menschenheues Wesen wo möglich noch erhöht ward.“

„Es war natürlich, daß die Gefühle der ehrfurchtsvollen Verehrung auch mich und meinen Bruder im höchsten Grade befeelten. Wir kamen, außer beim Gebete, mit keinem Menschen zusammen. Der Vater empfing nie Besuche, und da wir Kinder auch nicht in das Gheer gingen, so hatten wir auch keine Gespielen. Der Vater war uns Alles. In unserem zartesten Alter hatte er uns alle die mühseligen und kleinlichen Dienste einer weiblichen Wärterin erwiesen; als wir größer wurden, war er unser Lehrer; waren wir krank, war er unser Arzt und Pfleger. Der tiefe Ernst, der in seinen Zügen ruhte, wich nur dann einem leisen milden Lächeln, wenn wir, mein Bruder und ich, unten in der Schule zu seinen Füßen sitzend seinem wundervollen Vortrage lauschten, einem Vortrage, wie ich ihn seit jener Zeit nie so hinreißend, nie so begeisternd gehört, — wenn er erkannte, wie das Feuerwort seiner mächtigen Rede zündend in unsere jugendliche Gemüther drang. — Er liebte seine Kinder unendlich, aber er vermied es, dies zu zeigen. Er küßte uns nie, und nur einmal, wo er mich schlafend glaubte, drückte er seine Lippen auf meine Stirne, und eine heiße Thräne rollte auf mein Antlitz nieder. . . . Ein süßer wonniger Schauer durchrieselte mich, aber ich wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.“ —

Gawriel hielt bei dieser Stelle inne. Das Bild jenes bleichen großen Mannes, der einst die glühenden Lippen auf seine kindliche Stirne gedrückt, dessen Thränen einst sein Antlitz genetzt hatten, trat jetzt lebhaft, lebhafter denn je, vor seine Seele. Jetzt schien es ihm gewiß, daß dieses Bild aus seiner Jugend kein Traum gewesen, und er glaubte überzeugt zu sein, daß er den, den er für seinen Vater hielt, wieder erkennen würde, wenn er jetzt vor ihn träte. . . .

Gawriel las weiter.

„Dieser Beweis seiner Zärtlichkeit ermutigte mich an diesem Tage zu der schüchternen Frage, was der Purpurstreif auf seiner Stirne bedeute, ein Zeichen, das auch bei uns Kindern zuweilen, wenn wir heftig erregt waren, auftauchte. Ich hatte von dem schweigenden Vater eine einsilbige Antwort erwartet, aber gegen seine Gewohnheit erzählte er uns mit der ganzen Macht der schmerzlichen Erinnerung die erschütternden Begebenheiten seines Lebens. Wir erfuhren diese erst jetzt, wir erfuhren erst jetzt, wo das Grab unserer Mutter liegt. . . .“

„Das Maal, das auf meiner, auf Gueers Stirne prangt, schloß mein Vater, ist eine Erinnerung an den Mann, von dem wir abstammen, der im gläubigen Gottvertrauen den martervollsten Tod erduldet. . . . Möge es Euch stets eine Mahnung sein, Gueers Ahnen würdig zu werden.“ —

Gawriel legte die Schrift aus der Hand. Das Flammenzeichen auf seiner eigenen Stirne schien ihn jetzt schmerzlich zu brennen. . . . Sollte er

gerade in dem Momente, wo er den gewaltjamen Bruch mit seiner frühern Vergangenheit vollständig beschließen wollte, sollte er in dem Momente, wo er alle Hoffnung, das edlere Ziel seines Lebens, seinen Vater zu finden, aufgab, sollte er gerade in diesem Momente einen Fingerzeig finden? Sollte das Erinnerungzeichen nicht auch ein Erkennungszeichen sein? — Mit fieberhafter Hast ergriff er nach kurzem Sinnen wieder die Schrift und las weiter:

„Diese Mittheilungen machten einen ungeheueren Eindruck auf uns Kinder, und oft, wenn wir in der Abenddämmerung müßig vor der Schulkthüre saßen, besprachen wir mit wehmüthiger Rührung die Erzählung des Vaters, stets zu dem Beschlusse gelangend, alle unsere Kräfte aufzubieten, das Leben unseres Vaters zu verjüßen, und einst, wenn wir groß geworden, nach Köln zu wandern, um am Grabe der Mutter zu beten. . . . Ich habe schon erzwähnt, daß wir, ich und mein Bruder, keine Gespielen hatten; aber wir wünschten gar nicht mit andern Kindern zu verkehren; die innige brüderliche Liebe, die wir gegenseitig zu einander empfanden, füllte unsere kindlichen Gemüther vollkommen aus. Ein Zufall oder vielmehr eine göttliche Fügung führte mir denn doch einen jungen Freund zu, einen Freund, der die Stütze meines Lebens ward. — Ich war einst im Auftrage meines Vaters zu einem Handwerker gegangen, der eine Arbeit für das Gotteshaus liefern sollte. Der Heimweg führte mich über das Moldauufer. Eine Rotte wilder Lehrjungen verhöhnte und mißhandelte einen schwächlichen Judenknaben, der etwa mein Altersgenosse sein mochte. Sein Hilferuf erregt meine innigste Theilnahme. Geboren unter der heißen Sonne des Südens, bedenke ich nicht, daß ich erst zehn Jahre und allein bin, werfe mich in den dichten Haufen, und komme dem armen Bedrängten in dem Augenblicke zu Hilfe, wo ihn zwei der Boshaftesten, von seinem ohnmächtigen Widerstand gereizt, in den Fluß stürzen wollen. Wollt Ihr den Knaben tödten?! rief ich mit der ganzen Kraft meiner jugendlichen Stimme, der Fluß ist tief, er müßte ja ertrinken! — wer ihn berührt, der ist des Todes!“

„Einen Augenblick machte meine Ankunft, der entschiedene Ton meiner Sprache den wilden Haufen stuhig; aber gleich darauf tönt ein wieherndes Hohngelächter. Von Natur aus ungewöhnlich kräftig, verdoppelt die Entzürstung meine Stärke. Mit einem gewaltigen Faustschlage zwingte ich den Größten unter ihnen, der den armen Gemarteten festhielt, diesen los zu lassen. Ich entreiße ihnen den kleinen bleichen Judenknaben, der aus Mund und Nase heftig blutet, und während ich ihn mit dem linken Arme umschlinge, drohe ich, mit dem rechten jeden, der es wagt uns feindselig näher zu kommen, in den Fluß zu stürzen. Zwanzig geballte nervige Fäuste streckten sich mir entgegen. Ich nehme den ungleichen Kampf mit der Ueberzahl an, und sie erkennen bald, daß sie es mit einem Gegner zu thun haben, der wenigstens jedem Einzelnen von ihnen an Kraft bedeutend überlegen ist. — Ich leistete so lange Widerstand, bis mein Hilferuf einige Juden herbeiführt, die die Schaar-

wache holen. Der wilde Haufe zerstiebt bei ihrer Ankunft mit lautem Geschrei, und ich trage, obwohl selbst aus mehreren Wunden blutend, den ohnmächtigen Knaben zur Thüre seines Hauses. Der Knabe war Dein Vater, theurer Schlome! Karpel Sachs, der Sohn des reichen Beer Sachs. — In meiner Wohnung angelangt, sank ich, nachdem ich meinem Vater den Vorgang erzählt, ermattet zusammen. . . . Der Vater trüffelste mir aus einem Fläschchen einige Tropfen auf meine Wunden, küßte mir die Blutstropfen aus meinem Gesichte und lächelte milde. . . . Ich war wieder wohl, ich war glücklich! — Den nächsten Grew Schabbos<sup>1)</sup> sandte mir der reiche Reb Beer Sachs einen neuen schönen Samstaganzug und drei Goldstücke; aber das Geschenk wurde entschieden zurückgewiesen. Der kleine Karpel hatte in Folge des Schreckens und der erlittenen Mißhandlungen eine Woche lang das Bett hüten müssen. Als er das erstemal das Haus verlassen durfte, kam er, mir zu danken. Die Thränen in seinen Augen, die tiefgefühlte Dankbarkeit, die schönen Worte, mit denen der liebe Knabe dieses Gefühl so warm und wahr auszudrücken wußte, gewannen mein Herz. Karpel bat, uns oft besuchen zu dürfen, und da mein Vater nichts dagegen einzuwenden hatte, kam Karpel so oft er nur Zeit hatte zu uns, und es knüpfte sich ein fester Liebes- und Freundschaftsbund zwischen uns, an dem auch mein Bruder, damals auch ein herrlicher edler Knabe, den innigsten Antheil nahm. Karpel betrachtete mich, nicht mit Unrecht, als seinen Lebensretter, und sein gewissermaßen ehrerbietiges Benehmen gegen mich, das er bis in's späteste Alter bewahrte, bildete fast den einzigen Streitpunkt in unserem gemüthlichen Verkehre. Bei seinen öftern Besuchen nahm er nicht selten Theil an unserem Unterrichte, und er bedauerte seinerseits nur, daß wir, mein Bruder und ich, uns nicht entschließen konnten, in seine Wohnung zu kommen; aber das Geschenk des reichen Reb Beer Sachs, der es nicht einmal für nöthig gefunden, mir für den wesentlichen Dienst, den ich seinem einzigen Sohne erwiesen, persönlich zu danken, hatte uns zu tief verleßt, und so kam es, daß dieser den Lebensretter seines Sohnes kaum vom Sehen kannte.“ —

„Wir Knaben lebten einförmig und ruhig, unser Leben ward jetzt auch durch die Liebe unseres kleinen Freundes Karpel verschönt. Aber plötzlich zerstörte der härteste Schlag, der uns treffen konnte, unser stilles Glück. Es war jener Jom Kipur, wo ich und mein Bruder, da uns nur noch wenige Tage zur Bar Mizwe fehlten, das Erstemal fasteten. Der Tag neigte sich zu Ende, die scheidenden Sonnenstrahlen warfen durch die hohen schmalen Fenster der Mitschul ihr röthliches Licht, das nach und nach dem wachsenden Dunkel wich, und auch die Wachskerzen brannten schon trübe. Eine tiefe Stille herrschte im weiten menschen erfüllten Raume, als mein Vater an's Dmed<sup>2)</sup> trat, das Nisegebet<sup>3)</sup> vorzutragen. Auch ich, obwohl ermüdet und

<sup>1)</sup> Rüstung des Sabbaths, Freitag. <sup>2)</sup> Vorbeterpult. <sup>3)</sup> Ein Gebet am Versöhnungstage, das bei ankretender Abenddämmerung begonnen wird.

abgespaunt, lehnte mich an die mit Marmor belegte Wand, welche die zum Aron hakobesch hinanföhrnden Stufen einschließt, um meinem Vater laufchend in's Antlitz zu blicken. Er war ein wunderherrlicher Mann und in diesem Momente glich er einem Engel. So hatte sich mein kindlicher Geist den Propheten Elias gedacht! — Er war eine hohe ungebeugte Gestalt. Der dunkle, nur wenig mit Weiß gemischte Bart wallte auf seine Brust nieder und hob sich auffallend gegen das lange, weiße Sterbegewand ab, während die Locken seines Hauptes, die unter dem Häubel<sup>1)</sup> emporquollen, schon im Silberschimmer glänzten. Sein edles Gesicht trug jetzt den Stempel der tiefsten Andacht, und über seinen leuchtenden Augen, deren Blick Begeisterung entzünden mußte, glühte auf der Mitte der Stirne eine dunkle Purpurflamme. Das Nisegebet ist ergreifend, aber in dem Munde meines Vaters wirkte es fast wundervoll. Er blickte nicht hinein in das Nachsor<sup>2)</sup>, das vor ihm aufgeschlagen lag, und wandte den Blick aufwärts, es schien, als wäre das, was er sprach, Eingebung des Augenblicks, als wäre er ein gottbegeisterter Seher. Jedes Wort, das mit dem vollen Wohlklange seiner Stimme von seinen Lippen tönte, brang siegreich und unwiderstehlich in das Herz aller Anwesenden. Wenn er das Sündenbekenntniß mit erschütterndem Ausdrucke sprach, zerfloß alles in Thränen, und wenn er im Gebete wieder die fromme Hoffnung auf Gottes Milde aussprach, fühlten sich Alle erhoben und gekräftigt. Endlich gelangte er zum Schluffe. Mit gottgläubiger Zuversicht jubelte er siebenmal „haschem hu hoelokim!“<sup>3)</sup> aus voller Brust hervor, und als sich der tausendstimmige laute Chor der Anwesenden prachtvoll an der Decke des Gotteshauses brach, sank mein Vater plötzlich zusammen; — ich fing ihn in meinen Armen auf . . .“

„Ich sterbe! sprach er mit schwacher, aber vernehmlicher Stimme. Herr der Welt! mein Vater durfte sein Leben zur Verherrlichung Deines geheiligten Namens auf dem Scheiterhaufen verhauchen, — mich hast Du dieser Gnade nicht gewürdigt . . . aber Du läßt mich hier, an heiliger Stätte, verjöhnt am Schluffe des Jom Kipur's sterben, — Allvater ich danke Dir! . . . dann winkte er auch meinen Bruder zu sich, und sprach mit leiser, immer schwächer werdender, ersterbender Stimme: Meine Kinder, die Zeit drängt . . . Euere Mutter ruht im Grabe zu Köln . . . In Prag, als Diener dieses gottgeweihten Hauses, habe ich die schönsten, ruhigsten Jahre meines Daseins verlebt . . . Liebt Euch! . . . Jammert nicht, verzweifelt nicht! . . . Was Gott thut, ist wohl gethan. Diese Welt ist nur eine Vorhalle des Jenseits, bedenkt dies stets, und prägt dies einst auch auf Euerm Sterbebette Eueren Kindern ein . . . Ein Segenspruch, ein leiser Schma Jisroel-Ruf, — und der herrliche Mann war nicht mehr! . . .“

„Am andern Morgen standen wir weinend an seinem Grabe . . .“

<sup>1)</sup> Kopfbedeckung, die jeder verheiratete Jude am Verfühnungstrage trägt

<sup>2)</sup> Gebetbuch. <sup>3)</sup> Der Ewige der ist unser Gott.

„Als wir in unsere nun verödete Wohnung heimkamen, frug ich meinen Bruder: Was werden wir nun beginnen? Der kluge Knabe heftete sein glänzendes Auge auf mich. Hast Du nicht gehört, was der Vater im Scheiden gesprochen? In Köln liegt Euere Mutter begraben. . . Wir haben heute am Grabe unseres Vaters gebetet, wollen wir nicht auch die letzte Stätte der guten verlassenen Mutter besuchen?“

„Ja, ja, du theurer Bruder, rief ich, mich laut schluchzend an seine Brust werfend, nach Köln, nach Köln, zum Grabe der Mutter! . . .“

„In der Schiwo<sup>1)</sup> setzten wir den Plan fest, gleich Ihre Hag schel Sufos<sup>2)</sup> die weite Wanderung anzutreten. Unserem einzigen Freunde, dem kleinen Karpel, theilten wir zu seinem tief innigen Bedauern unser Vorhaben mit. Die Thränen traten dem armen Knaben in die Augen, aber er zerdrückte sie männlich, um uns nicht noch mehr zu betrüben. Ihre Hag schel Sufos feierten wir beide, mein Bruder und ich, unsern dreizehnten Geburtstag. Es war gerade Krias ha Thoro<sup>3)</sup>; wir besuchten die Haschkomo<sup>4)</sup>, und ließen uns zur Thora rufen. Dann gingen wir auf das Bes ha Kworos<sup>5)</sup>, wo die Gabboim der Altschul meinem Vater einen herrlichen Grabstein, auf dem eine Weintraube<sup>6)</sup> und das Zeichen der Lewiim<sup>7)</sup> ausgemesselt waren, hatten bauen lassen. . . . und dann zogen wir, das magere Bündel am Rücken, den Wanderstab in der Hand, vor's Thor. Karpel begleitete uns eine Stunde weit. Er drückte uns jedem eine kleine Börse in die Hand, und versicherte uns, daß es bloß seine eigenen Ersparnisse wären, und daß er nicht seinen Vater um diese Gabe angesprochen. Dann erneuerten wir nochmals unsern Freundschaftsbund für ewig. . . .“

„Vergeßt mein nicht, Ihr theuern Freunde! sprach Karpel beim Abschied. — Ich danke Dir nochmals, Mosche! Wir sind jetzt noch Knaben, aber wir werden einst zu Männern reifen, vergiß nie, Mosche! daß Du in Prag einen Freund hast, dem Du das Leben gerettet, der für ewig Dein Schuldner, der jeden Augenblick seines Lebens bereit ist, die hohe Schuld zu zahlen. . . . vergiß mich nicht, wie ich nie Dein vergessen will! Karpel küßte mich, meinen Bruder, dann stürzte er nochmals laut schluchzend an meine Brust. Mit der ganzen Kraft meiner Seele riß ich mich endlich los. . . . wir schieden. Karpel setzte sich auf einen Hügel und blickte uns weinend nach. . . . Es war recht traurig für uns. . . . Wir waren so einsam, so verlassen, Vater und Mutter lagen im Grabe, und der einzige, treue kleine Freund blieb

<sup>1)</sup> Die sieben Trauertage um einen verstorbenen nahen Anverwandten. <sup>2)</sup> Der Tag, der dem Lauderhüttenfeste folgt. <sup>3)</sup> Verlesung der Thora, ein Tag, an welchem aus der Thora vorgelesen wird. <sup>4)</sup> Ein Gottesdienst, der etwas früher als der gewöhnliche für jene, die später zu kommen verhindert sind, abgehalten wird. <sup>5)</sup> Friedhof. <sup>6)</sup> Eine Weintraube wurde, wenigstens in den Zeiten des Talmuds, als das Sinnbild eines ganz vollkommenen Menschen betrachtet. (Talm. Tract. Sota 47. b.) <sup>7)</sup> Eine Kanne und ein Waschbecken; eil die Lewiim (vom Stamme Lewi) den Kohanim (Priestern, Abkömmlingen Arons) bei nungstage, riebenen Waschungen behilflich sind.

verzweifeln zurück! — Des Weges unkundig, durchirrten wir ganz Deutschland. Wir erfuhren manches Leid, manchen Schmerz, aber zuweilen wurden wir auch mittheilnehmend aufgenommen. Nach einer mehrmonatlichen beschwerlichen Wanderung langten wir endlich am Ziele unserer Reise, in Köln, an. Hochklopfenden Herzens zogen wir durch das Stadthor. Aber die ungewohnten Mühseligkeiten des weiten Weges hatten die Kräfte meines Bruders erschöpft, und der arme Knabe brach auf offener Straße krank zusammen. Ich war allein mit ihm in einer fremden Stadt, verzweifeln suchte mein brennendes Auge Hilfe — da sandte uns Gott einen Retter. Ein ältlicher Herr trat aus dem Hause, an dessen Schwelle mein Bruder bewußtlos lag.

„Ein krankes Kind auf offener Straße?! frug er, wer ist der Knabe?“

„Es ist mein Bruder, antwortete ich schüchtern, wir sind Waisen, wir kommen weit her aus Böhmen, um das Grab der Mutter zu besuchen...“

„Schafft den Knaben hinauf in's Zimmer, befahl der Herr, legt ihn in's Bett, laßt ihm Suppe geben, ich will gleich nachsehen...“

„Wir sind Judentknaben, gnädiger Herr! rief ich schnell...“

„Ich bin ja auch ein Jude, lächelte der würdige Mann, ich bin Baruch Süß, der Leibarzt unseres gnädigen Churfürsten, des Erzbischofs von Köln.“  
Sawriel zuckte zusammen, aber er las weiter.

„Geschäftige Diener trugen meinen kranken Bruder die breite Treppe hinauf in ein herrlich eingerichtetes Zimmer und legten ihn in's Bett. Ich blieb bei meinem Bruder. Der edle Menschenfreund Baruch Süß untersuchte ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und fand, daß er an einem hitzigen Fieber krank darnieder läge, daß er vorläufig nichts als tiefer Ruhe bedürfe, und daß sich erst genau nach einundzwanzig Tagen eine Entscheidung über den weitem Verlauf der Krankheit ergeben würde. — Plötzlich hörte man frische Kinderstimmen vor der Thüre, diese ward aufgerissen, und zwei liebe Mädchen blickten in das Zimmer. Das schelmische Lächeln in ihren Zügen wich schnell der tiefsten Rührung, als ihnen der Vater mit einem Wink Schweigen gebot und ihnen leise mittheilte, daß sie ihr Zimmer vorläufig einem armen elternlosen Knaben, der plötzlich auf offener Straße erkrankt sei, abtreten müßten. Die beiden Mädchen waren Baruch Süß' Töchter, Miriam und Perl.“

Sawriel's krampfhaft zitternder Hand entfiel das Manuskript. Mußte gerade heute, in der Stunde, wo er im beharrlichen Vorgehen jede, auch die letzte Möglichkeit einer Rückkehr abschneiden wollte, mußte gerade heute die Erinnerung an seinen Großvater, an seine Mutter auf eine so eigenthümliche, unerwartete, er mochte sich's nur ugerne gestehen, fast wunderbare Weise geweckt werden?! Sollte er vielleicht in dieser Schrift, die ihm ein sonderbarer Zufall in einem entscheidenden Momente in die Hand gespielt, Aufschluß über das Geheimniß seiner Geburt finden? — und fand er diesen, sollte all' dies merkwürdige Uebereinstimmen nichts als Zufall, — nicht denn

doch ein wunderbares Zeichen jener allgewaltigen Vorsehung sein, die er so oft trotzig herausgefordert hatte? . . . Diese Gedanken bestürmten Sawriel mit dem ganzen Umfange ihres fürchterlichen Ernstes, und mußten um so erschütternder auf ihn einwirken, als die rasch aufeinander fluthenden Begebenheiten des heutigen Tages geeignet waren, auch die Entschlüsse des Kräftigsten wankend zu machen. Er ging heftig im Zimmer auf und ab. Ich mag nicht weiter lesen, murmelte er vor sich hin, bis ich einen Entschluß gefaßt. Wenn ich, — wenn ich in dieser Schrift Aufschluß über meinen Vater fände, wenn ich hoffen dürfte, daß er mich in seine Arme schließt, daß er mich liebevoll an seine Brust drückt, Sawriel! was liegt Dir dann an der ganzen Vergangenheit, was an der Zukunft? . . . wenn ich meinen Vater fände, so fände, wie ich ihn mir immer in den kurzen Momenten befehlender Träume gedacht, wenn ich ihn so in meine Arme schloße, — und wär's auch nur der kürzeste Zeittheil, den sich der Menschen Sinn nur zu denken vermag — Gott!!

Die leidenschaftliche Erregtheit Sawriel's hatte eine leicht zu begreifende Höhe erreicht. In dem stärksten Uebermaße einer, nach einer Richtung hindrängenden Empfindung hatte er das Wort ausgesprochen, das er, wenigstens in seinen Selbstgesprächen, seit einer langen Reihe von Jahren nicht über die Lippen gebracht hatte, und er schauerte fast zusammen, als das ihm fremdgewordene Wort wieder einmal, wenn auch willenlos, fast gläubig aus seinem Munde tönte . . .

Aber wenn er todt, verschollen wäre, rief er, sich plötzlich fast freudig aufrichtend, wenn ich gerade aus dieser Schrift erführe, daß er für mich unwiederbringlich verloren ist . . . wenn mich dann kein Band mehr an dieses Dasein knüpft, als die Rache, dann, dann, . . . bleibt mein Vorsatz unererschütterlich! . . .

Er setzte sich nieder, und seine Augen konnten die schon etwas verblassten Schriftzüge nicht rasch genug überfliegen. Er las weiter:

„Mein Bruder genoß die beste Pflege. Unserem Wohlthäter Baruch Süß hatte der Tod einst zwei hoffnungsvolle Knaben in einer Woche entzissen. Die Knaben mochten in unserem Alter gewesen sein, und dieser Umstand erhöhte noch die Theilnahme, die sein edles Herz für uns, namentlich für meinen kranken Bruder, empfand. — Genau wie es Baruch Süß vorausgesagt, traf es ein. Drei Wochen lang lag mein Bruder im Fieber und sprach irre; am einundzwanzigsten Tage verfiel er das Erstmal in einen tiefen, ruhigen Schlaf. Mit fast väterlicher Theilnahme wollte Süß das Erwachen des Kranken abwarten. Endlich schlug mein armer Bruder zu meinem namenlosen Entzücken sein schönes dunkles Auge auf, erhob sich in seinem Bette und blickte erstaunt umher. Wo sind wir, Mosche? frug er mit schwacher, zitternder Stimme. Ich warf mich leidenschaftlich an seinen Hals, und meine Thränen neßten seine bleichen eingefallenen Wangen.“

„Du bist krank gewesen, armes Kind, sprach Süß, Gott ließ Dich genesen. Du mußt ihm dankbar sein.“

„Ich erzählte im überfluthenden Gefühle der Dankbarkeit, wie gütig sich unser Wohlthäter benommen, und als mein Bruder in tiefer Bewegung die Hand des edlen Mannes erfaßte, an seine bebenden Lippen drückte und vergebens nach Worten rang, seinen innigen Dank auszusprechen, da juckte es eigenthümlich über Süß' Gesicht, und sein Auge füllte sich mit Thränen. — Ihr seid gute liebe Knaben! sprach er tief ergriffen. — Der warmen Theilnahme seines großen Herzens mochte sich die Erinnerung an die zwei früh verlorenen Söhne beigefellt haben. Er eilte aus dem Zimmer, um nicht durch seine ungewöhnliche Nührung das Gemüth des Genesenden zu erschüttern. Wir blieben allein. In diesem Augenblicke fühlten wir uns unendlich beruhigt, wir standen nicht mehr so ganz allein, so ganz verlassen! — Süß gestattete dem Genesenden in dem Garten seines Hauses frische Luft zu schöpfen, und da war es, wo wir seine Töchter näher kennen lernten. Sie mochten nur etwas jünger sein als wir. Beide, besonders aber Miriam die ältere, waren von der Natur mit den schönsten Gaben beschenkt worden. Ihre außerordentliche und besonders bei Mädchen ihres Alters fast beispiellose Schönheit stand nur im vollkommensten Einklange mit einem scharfen, alles rasch erfassenden, tief eindringenden Geiste, mit einem Gemüthe, das geschaffen schien, der weiblichen Jugend als Muster voranzuleuchten. Das freundliche zutrauliche, fast schwesterliche Benehmen der Mädchen, das der gute Vater augenscheinlich begünstigte, machte einen tiefen unverlöschlichen Eindruck auf uns.“

„So lange mein Bruder nicht vollständig genesen war, durften wir nicht daran denken, den Zweck unserer Reise zu erfüllen, das Grab der Mutter zu besuchen. Es kostete mich einen schweren Kampf, nicht allein hinaus zu eilen auf den Friedhof, aber dies hätte meinen armen Bruder betrübt, und ich liebte ihn so innig!“

„Endlich war er stark genug, — wir gingen hinaus auf den Friedhof. Der Vater hatte uns den Stein, der das Grab der Mutter deckte, genau beschrieben, wir fanden ihn leicht, und das lang ersehnte Ziel war erreicht. Die Gemüthsstimmung, in der wir uns befanden, kann ich Euch, meine Lieben! nicht schildern. Die ehrfurchtsvollste Scheu, die wehmuthreichste Nührung erfaßte allgewaltig unsere jugendlichen Gemüther. . . . Wir beteten lange leise, und als wir uns endlich losreißen mußten um heim zu gehen, stürzten wir uns laut schluchzend in die Arme. Wir haben keinen Vater, wir haben keine Mutter, . . . sprach mein Bruder tief bewegt, ich hab' nur Dich, Du hast nur mich! — Ich will Dich ewig, ewig lieben, ich will Dich nie verlassen, nie! — Bruder! lieb' mich auch so, wie ich Dich liebe! . . .“

„Ich konnte vor Aufregung nicht antworten, ich drückte ihn heftig an meine hochklopfende Brust, und presste meine glühenden Lippen auf seine blasse Stirne, auf der in diesem Augenblicke ein helles Flämmchen brannte. Das feste Band der Bruderliebe sollte, wenn möglich noch enger geknüpft werden

der schöne Bund ward neuerdings geschlossen, in einer weisevollen Stunde, an einer Stätte, die uns Kindern unendlich heilig war!“

„Was werdet Ihr jetzt beginnen? frug uns Süß, als wir ernst bewegt in seinem Hause anlangten. Diese Frage überraschte uns. Wir hatten seit dem Tode des Vaters keinen andern Gedanken erfassen, keinen andern Gedanken festhalten können, als den, am Grabe der Mutter zu beten. Er hatte unsere jugendlichen Gemüther so vollständig ausgefüllt, unseren Geist in einer so fortwährenden Spannung erhalten, daß wir der weitem Zukunft auch nicht einen Augenblick gedacht hatten, daß wir erst in diesem Momente einen prüfenden Blick über unsere Zukunft gleiten ließen. Mit gesenkten Augen standen wir eine Weile schweigend vor Süß. Mein Bruder faßte sich zuerst. Was wir thun werden? wiederholte er, — vor allem Andern, Euch, theurer Wohlthäter! danken für Euer namenlose Güte, für die Milde, für die väterliche Liebe, die Ihr den armen verlassenen Waisen in so reichem Maße zugewendet habt, — Euch danken dafür, daß Ihr mich armen Knaben gepflegt und mit Gottes Hilfe geheilt habt von schwerer Krankheit . . . Euch, Ihr guten, lieben Mädchen! danken für Euer Mitleid, — dafür, daß Ihr nicht stolz wart gegen die armen fremden Knaben, daß Ihr geweint habt, als ich krank war, und Euch gefreut habt, als mich der gütige Gott genesen ließ! . . . dafür, daß Ihr gut wart gegen uns, wie Schwestern, Ihr reichen schönen Mädchen gegen uns arme, arme Knaben! — — und dann, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er seine tiefe Rührung zu bewältigen suchte, und mühsam seine heißen Thränen niederschluckte, dann wollen wir weiter ziehen, auf eine Jeschiwo gehen, das Wort Gottes forschen, und uns bemühen unseres Vaters Reh Jizchok Meduro würdig zu werden — würdig zu werden unseres Großvaters, der sein Leben heldenmüthig auf dem Scheiterhaufen endete, zu dessen Erinnerung das Fenermaal in geweihten Augenblicken auf unserer Stirne prangt!“

„Mein Bruder hielt inne; er war wunderherrlich anzusehen, sein seelenvolles Auge leuchtete, und das feurige Maal, von dem er sprach, hob sich eben jetzt prachtvoll ab gegen das noch immer etwas krankhaft blasse Kinder Gesicht, gegen die reine alabasterweiße Stirne. Ich blickte mit einem wehmüthigen brüderlichen Stolze auf meinen Zwilling Bruder, der seine Worte wunderbar aus meiner Brust zu schöpfen schien. Die beiden Mädchen schluchzten leise, und auch Baruch Süß bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln.“

„Ich laß Euch nicht fort, Ihr lieben herrlichen Knaben! rief er, nie und nimmer. — Da sei Gott vor, daß ich Euch allein, verlassen, verwaist, hinausziehen ließe in die weite Welt. Da eine glückliche Fügung Euch über meine Schwelle führte, müßt Ihr jetzt bei mir bleiben. Ich hatte einst auch zwei schöne gute Knaben . . . der Herr hat mir sie genommen; wollt Ihr mir sie ersetzen? wollt Ihr meine Söhne, wollt Ihr die Brüder dieser Mädchen sein?“

„Dieser unerwartete Antrag überraschte uns. Das beseligende Gefühl,

plötzlich, unverhofft eine neue Heimat gefunden zu haben, kämpfte mit dem uns angeborenen Stolze eine Wohlthat anzunehmen, für die wir nichts, als unsere unbegrenzte Dankbarkeit bieten konnten. — Wir schwankten einen Augenblick und wußten nicht, was wir antworten sollten; als aber Miriam unsere Hände erfassend mit thränenfeuchten Auge und zitternder Stimme uns bat nicht fort zu gehen, bei ihrem Vater zu bleiben, — da schien uns Beiden kein Widerspruch denkbar, wir blieben.“

„Baruch Süß behandelte uns stets mit väterlichem Wohlwollen, und es gelang uns immer seine Gunst zu erhalten. Unser verewigter Vater hatte uns schon eingeführt in die Forschung des Gotteswortes, und so kam es, daß wir, trotz unserer Jugend schon weit vorgeschritten waren. In Süß' Hause konnten wir nun mit voller Ruhe den gewohnten Beschäftigungen nachhängen. Für alle unsere Bedürfnisse wurde auf das Lieblichste gesorgt, und wir fühlten uns bald so heimisch wie im elterlichen Hause. — Baruch Süß war überdies so gütig uns auch in jenen Wissenschaften unterrichten zu lassen, von denen uns der Vater in unserem zartesten Knabenalter nur die ersten Anweisungen geben mochte. Seine Bemühungen um uns hatten die schönsten Erfolge. Die Vorbilder unserer Väter schwebten stets vor unserer Seele, und eiferten uns zu dem angestrengtesten Fleiße, zu den höchsten Aufopferungen an. Wir galten bald der jüdischen Jugend, nicht nur in Köln, sondern im ganzen Rheinlande als glänzendes Beispiel; unsere Namen wurden überall mit Auszeichnung genannt, und Baruch Süß fühlte sich hierdurch hinreichend belohnt. Wir lebten glücklich und zufrieden, und reiften — ich mag es jetzt, wo alles das vorüber ist, aussprechen — zu zwei herrlichen, an Geist und Körper gleich entwickelten Jünglingen heran, während Miriam und Perl zu wunderholden Jungfrauen erblühten.“

„Ich war in das Alter gelangt, wo sich das Herz willig der Liebe erschließt. Miriam's unendlicher Liebreiz, die entzückende Anmuth ihres Wesens, ihr edles Herz, ihr bewundernswerther tiefer Geist, hatten einen unverlöschlichen, mächtigen Eindruck auf mich gemacht, einen Eindruck, der sich bis zur höchsten Liebe steigerte. Ich machte nicht den leisesten Versuch diese schöne Regung niederzukämpfen. Die freundlichste wohlwollendste Theilnahme Miriam's ließ meine kühnen Hoffnungen um so weniger unerreichbar erscheinen, als Baruch Süß, auch als wir in's Jünglingsalter traten, keine Veränderung in seinem Haushalte einführte, uns gegen seine Töchter das trauliche Du gestattete, und unsere Verdienste mit fast väterlicher Liebe anerkannte. Baruch Süß' ungeheurer Reichthum, sein Einfluß, seine Stellung am churfürstlichen Hofe, machten es ihm überdies möglich, bei der Wahl seines Sidams alle die kleinsten Rücksichten fallen zu lassen, die so oft den liebsten Wünschen hindernd entgegenreten. — Ich träumte mich hinein in eine glückliche seelenfrohe Zukunft, aber ich scheuete mich diese süßen Träume auszusprechen, und selbst meinem theuern unendlich geliebten Bruder blieben meine Hoffnungen monatelang ein Geheimniß; meinem Bruder, den ich in der That mehr als

mich selbst liebte! — Endlich schien mir's ein Verrath an meiner Bruderliebe, wenn ich länger über ein Gefühl schwiege, das mit jedem Tage fester Wurzel in meiner Seele schlug. Wir bewohnten ein Zimmer gemeinschaftlich und in der Dämmerung eines scheidenden Sommertages erschloß ich ihm mein Herz. Ich hielt meinen Arm um seinen Nacken geschlungen, und lehnte meinen Kopf an seine Wange. Mir schien's, als ob er plötzlich zusammenzuckte und zu zittern begänne; aber ich überredete mich, daß es Täuschung sei, und als er längere Zeit vor sich hinstarrte, glaubte ich, daß die lebhafteste Theilnahme für mich ihn in tiefe Träume versenkt hätte. Ich suchte in seinen Zügen zu lesen, aber die wachsende Dunkelheit machte dies unmöglich. Bist Du denn überzeugt, daß Dich Miriam liebt? frag er endlich mit tonloser Stimme. Ich hatte mir schon oft selbst diese Frage gestellt, und hatte sie stets günstig für mich beantwortet, und das Benehmen Miriam's berechtigte mich hierzu; aber ich vergaß, daß sie sich auch gegen meinen Bruder so benahm, und erst die spätere ungünstige Wendung, die dieses anfänglich mich so beglückende Verhältniß nahm, machte mich hierauf aufmerksam, ohne daß ich aber je die wahre Sachlage völlig ergründen konnte, und selbst jetzt, wo mannigfache Erfahrungen meine Menschenkenntniß geläutert haben, kann ich es nicht bestimmen, ob Miriam damals mich oder meinen Bruder geliebt, oder ob ihr jungfräuliches Herz in bangem Zagen zwischen uns Beiden schwankte. — Damals glaubte ich, die Frage meines Bruders mit einem aufrichtigen Ja beantworten zu können. Das mißmuthige Schweigen, in das mein Bruder neuerdings versank, wurde von mir ebenfalls mißdeutet, ich glaubte hierin nur die zu weit getriebene Befürchtung zu erblicken, Baruch Süß werde mir die Hand seiner Tochter verweigern. Ich blieb nur kurze Zeit in diesem Irrthume befangen; plötzlich wurde ich bitter enttäuscht. Einige Tage später erwache ich in der Nacht und höre in meinem Zimmer laut und heftig sprechen und weinen. Ich springe rasch von meinem Lager auf. Es ist eine sternhelle Nacht, und der fahle Mondschein fällt gerade auf das Bett meines Bruders, der, wie es ihm oft zu geschehen pflegt, im Traume spricht. Der Schmerz, der sich in den Zügen des Schlafenden ausdrückt, die großen Thränen, die aus den geschlossenen Augenwimpern hervorquellen und über seine bleichen Wangen rollen, erfüllen mich einen Augenblick mit einem eigenthümlichen tiefinnigen Schmerze; aber schon im nächsten Augenblicke belächle ich mein kindisches Mitgefühl, ich will ihn wecken, den bösen Traum verschrecken, der seinen Geist umstrickt — aber als ich ihn rufen will, fährt es wie zuckender Bliß, dem grollender Donnerschlag folgt, in meine Seele, und die Worte, die sich langsam von seinen Lippen lösen, werden mir urplötzlich klar und helle; — mit verhaltenem Athem lauschte ich. "

„Ich liebe meinen theuern Bruder mehr als mein Leben, sprach er, und er, er liebt Miriam! . . . Stille, stille! niemand soll's erfahren, als Du, mein Gott und Herr! der Du mein zuckendes, zerrissenes Herz siehst . . . Ich will schweigen, ewig schweigen wie das Grab, . . . nicht Miriam, nicht mein

Bruder — kein Mensch soll's erfahren . . . . . o! ich bin ja heiter, Bruder! guter Bruder nimm Du Miriam als Ehegema! — ich, ich kann ja sterben! . . . Ich will Euch nicht die Freuden des Hochzeitstages trüben, ich werde nicht weinen . . . nein! ich will mich Eueres Glückes freuen und lachen, so recht herzlich lachen, wie am Freudentage meines Bruders, am Hochzeitstage meiner Innigstgeliebten . . . o! ich lache nicht erzwungen, ich lache ja so recht von ganzem Herzen, seht Ihr? . . . ha, ha ha! . . .“

„Aber mein Bruder lachte nicht, sondern schluchzte krampfhaft. Mein Herz zog sich fürchterlich zusammen; ein unennbares, fast körperlich fühlbares Weh durchzitterte mich. Ich konnte im ersten Augenblicke vor wahnsinnigem Schmerz nicht sprechen, dann aber rief ich laut, mich auf das Bett des schlafenden Bruders werfend: Nein, Theurer! nein, Du sollst nicht entsagen . . . Miriam soll Dein sein, — Dein, Dein für ewig!“

„Mein Bruder erwachte. Was ich sprach, zeigte ihm deutlich, daß ich das Geheimniß seines Herzens kannte, laut schluchzend lag ich an seiner Brust.“

„Ein Weib, theurer Bruder! begann er endlich mit zitternder Stimme, vergebens nach Fassung ringend, — ein Weib, und sei es auch die herrliche Miriam, soll unsere Herzen nicht trennen. Ich hatte Dich allein auf der weiten Welt, Du warst mein Alles, Bruder! . . . Gedenkst Du noch, wie Du selbst krank und müde mich auf Deinem Arme trugst, als ich mir auf unserer Reise zum Grab der Mutter den Fuß verwundet hatte? Gedenkst Du's noch, wie Du drei Wochen lang gewacht an meinem Krankenlager und fast nicht geschlafen? Gedenkst Du's noch, wie der Vater uns sterbend ermahnt uns zu lieben? Gedenkst Du's noch, wie wir den Bund erneuet am Grabe der Mutter? . . . und ich, ich sollte alles das, alles das vergessen haben? — Nein, Bruder! nimm Du Miriam zur Gattin und — sei glücklich!“

„Es entstand ein edler Streit zwischen uns. Jeder wollte mit blutendem Herzen entsagen, und keiner von uns Beiden wollte das Opfer der Bruderliebe annehmen. — Die eigenthümlichsten sonderbarsten Gedanken, wie sie nur eine so verzweifelte Lage hervorzurufen vermag, tauchten im raschen Wechsel vor uns auf — das Loos, Miriam selbst sollte entscheiden; — aber sie wurden eben so schnell wieder verworfen. Endlich reifte in einem langen qualvollen Kampfe ein männlicher Entschluß in uns: Wir wollen Beide entsagen, keiner sollte Miriam besitzen und unsere Liebe sollte ein ewiges Geheimniß bleiben. In unserer gegenseitigen tiefinnigen Bruderliebe wollten wir den unendlichen Schmerz, der uns erfüllte, vergessen. —“

„Wir wollten, wir mußten mit dem anbrechenden Morgen das Haus verlassen, an das uns die mächtigsten Bande fesselten. Am andern Tage standen wir bleich, verstört, die Thränen in den Augen vor unserem väterlichen Freunde Süß, und erklärten ihm mit stockender Stimme unseren plötzlich gefaßten Entschluß, sein Haus zu verlassen, weiter zu ziehen. Süß erschrak, er starrte uns sprachlos an. Unser fester Vorsatz schien einen seiner

Lieblingspläne zerstört zu haben. Er suchte vergebens uns zurückzuhalten, forschte vergebens nach einem Grunde, der uns zu diesem unerwarteten Schritte veranlassen mochte. Bleibt bei mir, ich hab' es gut mit Euch vor, . . . wiederholte Süß mehrmals schmerzlich, und als er sah wie unerschütterlich wir unserem Vorsatze treu blieben, sprach er endlich mühsam seinen Stolz niederringend: Bleibt bei mir, seid meine Söhne . . . ich habe nur Töchter, zwei schöne herrliche Töchter, . . . aber ich wollte auch zwei Söhne haben, . . . wollt Ihr nicht meine Söhne werden? Meine Töchter, so hab' ich guten Grund zu glauben, sind Euch gewogen . . . Süß sprach nicht weiter, sein väterlicher Stolz kämpfte mit seiner väterlichen Liebe. — Uns ward es klar, Süß hatte die Absicht gehabt, uns zu seinen Schwiegersöhnen zu wählen, und seine Töchter hatten diesen Wunsch vollkommen getheilt. Ich und mein Bruder waren, wie es Zwillingenbrüder in der Regel zu sein pflegen, einander fast vollkommen ähnlich, für wen mochte sich Miriam entschieden haben? — Es trat eine peinliche qualenreiche Pause ein. Süß konnte die wahre Ursache nicht errathen, weshalb wir, die wir als arme Waisenknaaben sein Haus betreten hatten, seine wunderholden Töchter, die schönsten, reichsten, edelsten Mädchen der deutschen Judenheit, verschmähten. — Wir, mein Bruder und ich, bedurften unserer ganzen Manneskraft, um nicht dem unsäglichen Schmerze der Verzweiflung zu erliegen. Einer von uns Beiden mußte nothwendigerweise dem heißersehten Ziele, das wir Beide — jeder mit der vollsten Macht seines Willens — anstrebten, nahe stehen, — und jetzt zurücktreten zu müssen, schweigend zurücktreten zu müssen, und hierdurch diejenigen, die wir am meisten liebten, vielleicht tödtlich zu kränken — das vernichtete uns!“

„Süß, an der empfindlichsten Stelle seines Herzens, an seinem Vaterstolze verletzt, war tief gebeugt. Ich kann und mag Euch nun nicht länger zurückhalten, sprach er mit herbem Schmerze. Geh! . . . mögt Ihr es nie bereuen, so geschieden zu sein. Dann schritt er rasch der Thüre zu und sprach in einem Tone, der uns das Herz zerriß: O! hättet Ihr nie die Schwelle meines Hauses betreten! . . .“

„Wir wollten so nicht von unserem Wohlthäter scheiden. Wir eilten ihm auf sein Zimmer nach, — es war für uns verschlossen; wir ließen durch einen alten Diener des Hauses um die Vergunst bitten, von seinen Töchtern Abschied nehmen zu dürfen, sie wurde uns versagt. Wir erlagen fast dem unsäglichen Schmerze der Verzweiflung. . . . Noch am Abende desselben Tages wollten wir Köln verlassen, Süß nimmer endende Güte stattete uns noch reich zur Weiterreise aus; — aber er mochte uns nie mehr sehen.“

„Bei anbrechender Dämmerung stiegen wir in den Reisewagen, der unserer an der Hinterthüre des Hauses wartete. Wir warfen einen schmerzlichen Blick auf die Fenster jenes Zimmers, das Miriam bewohnte; . . . zwei Mädchengestalten blickten in die beginnende Dämmerung hinaus, und

das heftige Zittern der einen, die ihr Tuch an die Augen drückte, bewies, daß sie heftig schluchzte . . . es war Miriam!"

"Unsere Herzen schlugen hörbar, die schönen Züge meines Bruders waren furchtbar entstellt, er mußte eben so wie ich, unsäglich leiden. — Ich blickte in sein Antlitz, über das der Schmerz sichtbarlich zuckte. Bruder! sprach ich, noch ist's Zeit . . . ich kann entsagen . . . kehre Du zurück zu Miriam. Wenn Miriam zwischen uns Beiden schwankt, oder wenn sie auch nur einen von uns liebt, wird Deine Rückkehr zu deinen Gunsten entscheiden . . . Du, Miriam, unser Wohlthäter Süß . . . Ihr alle werdet glücklich sein . . ."

"Und Du? — frug mein Bruder im Tone des wehmuthreichsten Vorwurfs."

"Ich geh' in die Ferne und suche zu vergessen. — Ich hatte mich bemüht fest zu antworten, aber meine Stimme schwankte und die Thränen rollten unaufhaltsam über meine Wangen. Mein Bruder stürzte laut schluchzend in meine Arme. — Ich verlaß' Dich nie, Bruder! rief er, — guter Bruder! stoß' mich nicht weg von Deinem edlen Herzen!" —

"Wir zogen von einer Jeschiwo zur andern; unser Name war schon weit und breit bekannt, wir wurden überall freundlich aufgenommen; aber wir fühlten uns nirgend heimisch. — Wir sprachen nie von Miriam, aber die Erinnerung an diese unglückliche Liebe trübte unser Leben. Wir versenkten uns mit dem angestrengtesten Fleiße in das Studium des Gotteswortes, wir bereicherten unser Wissen, aber der Stachel in unserem blutenden Herzen schmerzte d'rum nicht weniger. . . . Wir hatten in der talmudischen Welt eine für Bosphurim unerhörte Berühmtheit erlangt, wir wurden sogar oft mit Zuschriften von angesehenen Rabbinern beehrt, die unsern Rath, unsern Ausspruch in religiös wissenschaftlichen Fragen verlangten, man trug uns die bedeutendsten Rabbinat an, — wir hätten das höchste Ziel eines Talmudjägers erreichen können; aber wir mochten Beide nicht, uns trieb's noch immer ruhelos umher . . ."

"Es war ein Jahr seit unserer Abreise von Köln verfloßen, als wir auf unserer Wanderung zufällig erzählen hörten, die jüngere Tochter des reichen kurfürstlichen Leibarztes Süß hätte ihrem Vetter Joel Rottenberg aus Worms die Hand gereicht, während die ältere sich vorläufig entschieden weigerte in den Bund der Ehe zu treten. Uns Beiden erfüllte diese Nachricht mit einem eigenthümlichen Gefühle der Wehmuth. Jedem von uns schien — ohne daß er sich's selbst zu gestehen wagte — ein Hoffnungsstrahl aufzudämmern; — und doch hätte keiner von uns Beiden glücklich werden mögen ohne den Andern. Noch Einmal, das Letztemal, frug ich meinen Bruder, ob er zu Miriam zurückkehren wolle; aber er sah den unendlichen Schmerz meiner Seele, nach kurzem heftigen Kampfe siegte seine Bruderliebe, er blieb bei mir, wir wollten uns nie trennen!" —

"Wieder war ein Jahr vergangen, wir lebten damals in Germersheim,

einer Gemeinde unweit von Speier. Wir hatten während der kurzen Zeit unseres dortigen Aufenthaltes die Zuneigung und Achtung des Rabbiners erworben, und als dieser bald nach unserer Ankunft starb, empfahl er der Gemeinde auf seinem Todtenbette, einen von uns zu seinem Nachfolger zu wählen, und diese bestürmte uns nun mit Bitten, einer von uns möge den erledigten Rabbinerstuhl einnehmen, und die Tochter des Verstorbenen, die bei ihrer nunmehr verwitweten Mutter lebte, ehelichen. Ich war noch immer nicht in der Verfassung, diese Anträge, so schmeichelhaft und ehrenvoll sie auch sein mochten, anzunehmen, und auch mein Bruder wies dieselben entschieden zurück. Wir faßten daher den Entschluß, uns durch eine Weiterreise allen ferneren Erörterungen zu entziehen. Ich war eben in meinem Kämmerchen im Hause der Rabbinerswitwe beschäftigt, meine Sachen zur Reise zu packen, als plötzlich mein Bruder leichenblaß mit verstörter Miene in mein Zimmer tritt.“

„Weißt Du, was soeben ein fremder Bohrer im Bes hamidrosch erzählt?“

„Was?“

„Miriam Süß hat endlich den Bitten ihres Vaters nachgegeben, und ihre Hand ihrem Vetter Josef Süß aus Speier gereicht. Die Trauung wurde prunkvoll in Köln gefeiert. . . .“

„Ich hatte inniges Mitleid mit meinem Bruder, in diesem Augenblicke erkannte ich es erst, er war leidenschaftlicher als ich. Der harte Schlag, den ich jahrelang erwartet, schien ihm ein Donnerschlag aus blauem Himmel. Er sank auf einen Stuhl, vergebens presste er seine Hände auf sein Antlitz, die Thränen quollen doch zwischen den Fingern hervor.“

„Aber Bruder, Bruder! rief ich, selbst alle die Erinnerungen und Gedanken, die in mir emporstiegen, niederkämpfend, hattest Du denn etwas anderes erwarten können? Was betrübst Du Dich? Was liegt Dir nun daran? . . . Sei ein Mann, Bruder, sei kräftig!“

„Gott! schluchzte mein Bruder, hätte ich das gewußt! . . . hätte ich gewußt, daß Miriam schwach genug sein könnte, mich zu vergessen! o! Bruder, Bruder, glaub' mir's, Miriam hat nur mich geliebt, mich und niemand andern, sie konnte niemand so lieben, wie mich! . . . o! ich habe Dir viel, unendlich viel geopfert, als ich entsagte, Dir nutzlos entsagte! . . . o! warum warst Du nicht großmüthig, warum nahmst Du dies Opfer an?“

„Ich blickte mit dem tiefsten Schmerze in das Gesicht meines Bruders, so leidenschaftlich, so erregt hatte ich ihn noch nie gesehen, und ich glaubte doch ihn so genau zu kennen wie mich selbst, war er doch mein Zwillingbruder! Mir schien es fast, als verhülle in diesem Augenblicke die dunkle Nacht des Wahnsinns seinen lichten Geist, das Feuer seiner Augen leuchtete wild und unheimlich. . . .“

„Du hast Dich mir nutzlos geopfert? wiederholte ich schmerzlich bewegt; hab' ich's verlaugt? hab' ich's gewollt? . . . und ich, ich!? glaubst Du, mein Herz ist von Stein? Glaubst Du, ich habe weniger gelitten als

Du, weil ich geschwiegen? ich habe auch aufgeschrieben vor heißen Seelenschmerz, wenn ich oft verzweifelnd lange bange Nächte durchwachte, . . . Siehst Du, Bruder! ich, ich mache Dir keinen Vorwurf! . . .“

„Ich litt unsäglich; die Nachricht, die wieder alle Wunden meines Herzens schmerzvoll aufriß, vereint mit den ungestümen ungerechten Vorwürfen meines Bruders, den ich so innig geliebt, von dem ich mich so innig geliebt glaubte, erschütterten mein Gemüth so heftig, daß ich lebensgefährlich erkrankte. Acht Wochen lang kämpfte ich mit dem Todesengel. In den wirren wüsten Fieberträumen meiner Krankheit schien mir's zuweilen, als wenn ein Engel an mein Lager träte, als wenn eine weiße Mädchenhand meine glühende Stirne berührte, — einmal schien mir's, als wenn eine schöne weibliche Gestalt sich über mein Lager beugte und eine Thräne auf mein Antlitz niederrollte. — Gott, gelobt sei er! ließ mich genesen. Er erfrischte mich mit dem Borne seiner unendlichen Gnade. Die Krankheit hatte den wohlthätigsten unerklärbarsten Einfluß auf mein Leben ausgeübt. Ein neuer frischer Blutstrom schien durch meine Adern zu rollen. Ich war nicht nur körperlich, sondern auch geistig gesundet. Die Liebe zu Miriam — nunmehr das Weib eines Andern — die ich gewaltsam hätte aus meinem Herzen reißen müssen, war wunderbarer Weise verschwunden. O! es war ein Wunder! und ich dankte Gott für diese Huld! . . . Das edle herrliche Mädchen, das mich mit mehr als schweesterlicher Sorgfalt gepflegt, Nächte lang theilnehmend und mitleidsvoll an meinem Bette gewacht hatte, war Deine Mutter, gute Schöndel, — Lea, die Tochter der Rabbinerswitwe. — Deine Mutter war schön und gut. So lange Miriam in meinem Herzen geherrscht, hatte ich die wunderliche Jungfrau nicht bemerkt, aber jetzt, wo ich wieder frei war, konnte meine tiefgefühlte Dankbarkeit leicht in eine innige, warme, treu erwiederte Liebe übergehen. — Ein halbes Jahr nach meiner Genesung ward Lea mein Weib und ich bestieg den Rabbinerstuhl in Germersheim.“

„Mein Bruder hatte mir während meiner Krankheit die aufopferndeste Liebe bewiesen, und schloß sich wieder — als wolle er mich den unseligen Vorwurf, der meinem Herzen so wehe gethan, vergessen machen — mit der größten Innuigkeit an mich. Ich hatte ihm nie gegrollt, wohl hatte er mit frevelnder Hand an dem festen Bande gerüttelt, das unsere Herzen umschlungen hielt, das vorschnelle Wort, das er gesprochen, hatte mich schmerzlich berührt; — aber theuere Kinder! Ihr kennt die Geschwisterliebe nicht, Ihr wißt nicht, wie man einen Bruder liebt, und nun gar einen Zwilling Bruder! . . . Von unserem Entstehen, vom Mutterschoße an waren wir durch die süßesten heiligsten Bande aneinander gekettet. Ein Pulsschlag hatte unsere Herzen bewegt, an einer Mutterbrust hatten wir gelegen, alles Leid und alle Freuden hatten wir blos herredlich und gleich getheilt. . . . ich konnte nicht anders, ich mußte meinen Bruder mit ungeschwächter Innuigkeit lieben!“

„In dem ersten Jahre einer glücklichen zufriedenen Ehe beschenkte mich

Deine Mutter, mit einem wunderherrlichen Mädchen, mit Dir, theuere Schön-  
del; — ich war glücklich, aber mein Glück währte nur kurze Zeit; acht Tage  
nach Deiner Geburt starb Deine gute unvergeßliche Mutter! . . . Ihr könnt  
Euch meinen tiefen Schmerz denken! Ich faßte den festen unerschütterlichen  
Entschluß, nie mehr zu ehelichen, und dem erhabenen Beispiele meines Vaters  
folgend, mein ganzes Leben der Forschung des Gotteswortes, der religiösen  
Pflege meiner Gemeinde, der Erziehung meines einzigen geliebten Kindes zu  
weihen. — In der redlichen Erfüllung meiner Pflichten fand ich endlich Be-  
ruhigung, und wenn Du, Schön-  
del! mich mit Deinem süßen kindlichen Lächeln  
anblicktest, wenn Du mir Dein kleines feines Händchen entgegenstrecktest,  
fühlte ich mich sogar glücklich!“

„Mein Bruder war mir ein treuer Gefährte. Er bewohnte ein Kam-  
merchen in meinem Hause, und studirte fast den ganzen Tag bei mir. Mein  
Herz war erfüllt von der schmerzlichen Erinnerung an meine verewigte, früh  
hingeschiedene Gattin. Miriam's gedachte ich bloß in freundschaftlicher Dank-  
barkeit; aber jedes Gefühl der Liebe für sie war — ich habe es schon er-  
zählt — völlig erstorben in mir. Ich hätte ruhig von ihrem Vater, ihrer  
Schwester zu meinem Bruder sprechen können; aber ich mochte dies nicht,  
weil das tiefe Schweigen, das er beobachtete, mir ein untrügliches Zeichen  
dafür war, daß er die einst so tief gefühlte Liebe noch nicht bekämpft, daß  
sie noch mit voller Kraft in seiner Seele wucherte; Miriam's Name kam da-  
her wieder nicht über unsere Lippen. — Meinem Bruder wurden viele günstige  
Heirathsanträge gestellt, er wurde von mehreren bedeutenden deutschen Ge-  
meinden zum Rabbiner gewählt; aber er wies alles entschieden zurück und  
meine wohlmeinende Zusprache wurde nicht gehört . . . Wir saßen oft tage-  
lang beisammen, versenkt in das Studium der Talmude. Einst waren wir  
vertieft in der Lösung einer Schaille<sup>1)</sup>, die mir von zwei Rabbinern, welche  
sich hierüber nicht einigen konnten, zur Entscheidung vorgelegt worden war.  
Wir waren lange geseßen, waren dann im Eifer des Gespräches herumge-  
gangen, und blieben endlich zufällig, wie es oft zu geschehen pflegte, vor dem  
geöffneten Fenster stehen. Mein Bruder war eben im Begriffe, eine Ansicht,  
die ich aufgestellt hatte, zu bekämpfen, als er einen Blick durch das Fenster  
warf . . . er verstummte plötzlich, seine Arme sanken schlaff am Körper her-  
unter, seine Lippen bewegten sich krampfhaft, ohne einen Laut hervorzubringen.“

„Was hast Du, Bruder? frug ich erschrocken.“

„Er antwortete nicht, aber er streckte den Arm aus, und deutete auf die  
Straße; ich erblickte eine Frau, die aus einem Reisewagen stieg.“

„Was hast Du, Bruder? frug ich wiederholt dringend; ich sehe nichts,  
das Dich so sehr beunruhigen könnte.“

„Mein Bruder blickte mich starr an, als fände er meine Frage unbe-  
greiflich, er deutete nochmals auf die Frau und dann alle seine Kräfte

<sup>1)</sup> Anfrage (in religiösen Sachen).

sammelnd, rief er unwillkürlich mit lauter gellender Stimme: Miriam Süß! und brach leichenblaß, zuckend zusammen.“

„Mein Bruder erholte sich erst spät am Abende. Er hatte recht gehabt, es war Miriam. Josef Süß, ihr Gatte, hatte einen Proceß mit dem Magistrate der Stadt Speier, und wollte die Entscheidung desselben in dem nahegelegenen Germersheim abwarten. Seine Frau war ihm gefolgt. Mir that es leid, daß Josef Süß gerade Germersheim zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, nicht um meines, blos um meines Bruders willen.—“

„Ich wagte es nicht, mit meinem Bruder über Miriam's Anwesenheit zu sprechen; ihr Anblick hatte ihn zu mächtig erschüttert. — Ich machte den leisen Versuch, ihm eine Reise während der Dauer ihrer Anwesenheit in Germersheim anzurathen; aber sein Auge blißte, als er mir antwortete: Bruder, ich habe niemand auf der weiten Welt als Dich! . . . ich habe Dir alles, das Theuerste auf Erden geopfert, stoß' mich nicht weg von Dir!“

„Erst später war er nach und nach ruhiger geworden, und schon gab ich mich der Hoffnung hin, er hätte sich in sein unabänderliches Geschick ergeben, als sich nach Verfluß einiger Monate sein Benehmen wieder auf eine auffallende fremdartige Weise änderte. Mein Bruder zog sich von mir zurück, kam immer seltener zu mir, bis er sich endlich wochenlang in sein Stübchen einschloß, ohne mich sehen, mich sprechen zu wollen. Ich wußte mir dies nicht zu erklären, und wartete nur eine passende Gelegenheit ab, ihn zufällig allein zu sprechen. Diese fand sich endlich. Ich war gewöhnlich der erste im Gotteshause, das ich auch in der Regel aufschloß. Eines Morgens, es war im Winter, trat ich in den dunklen völlig menschenleeren Raum, kurz darauf knarrten die eisernen Thüren nochmals und eine Gestalt erschien an der Stufe, die in das Innere der Synagoge führte. Das blasse zitternde Licht des Ner Tomids ließ mich meinen Bruder erkennen. Er blieb unschlüssig stehen, als wolle er eine Zusammenkunft mit mir allein vermeiden. Ich ließ ihm nicht Zeit einen Entschluß zu fassen, trat rasch an ihn heran und reichte ihm meine Hand. Aber seine Hand zuckte in der meinigen, er konnte meinen Blick nicht ertragen, sein Auge, das mir sonst treu und bieder in's Antlitz geleuchtet, haftete am Boden, und auch seine sonst so schönen edlen Züge schienen mir entstellt und verzerrt. Der rothe Flammenstreif an seiner Stirne brannte in einem früher an ihm nie gesehenen tiefen Dunkel, um die glänzenden Augen waren weite violette Ringe gezeichnet, seine bläulichen Lippen zitterten fortwährend, — es war klar, mein armer Bruder konnte meinen Anblick nicht ertragen. Ich starrte in sein Antlitz, ein tiefes namenloses Weh, eine unaussprechbare Theilnahme erfaßte mein Herz; — danu aber durchzuckte es mich plötzlich mit dem Strahle der Wahrheit, die brüderliche Liebe schärfte mein geistiges Auge; — Miriam war in Germersheim, ihr Gatte war abwesend, mein Bruder liebte sie mit rasender Leidenschaft . . . sein Antlitz trug das Reinszeichen der Schuld, es war kein Zweifel, mein armer Bruder hatte schwer gesündigt! Ich ließ seine Hand los. Ich war zu gewaltig

erschüttert, und rang eine geraume Zeit vergebens nach einem Worte . . . Mein Bruder unterbrach die peinliche Todtenstille, die im weiten Raume herrschte, mit keinem Laute — mir war's ein schweigendes Geständniß seiner Schuld!“

„Es kamen jetzt fromme Väter in's Gotteshaus, und ich mochte nun nicht mehr mit ihm sprechen; in der tiefen Stille der Nacht, allein, sollte er das mahnende Wort seines Bruders vernehmen. . . .“

„Ich verbrachte den Tag in der qualenreichsten Aufregung. Wäre der blutige Leichnam meines Bruders entstellt, zerrissen zu meinen Füßen gelegen, ich hätte ihn nicht so tiefinnig bedauert! — hätte ich mit dem letzten Tropfen meines Herzblutes das ungeschöhen machen können, was ich jetzt als gewiß zu nehmen mich gedrängt fühlte, — ich hätte ihn gerne vergossen. — Ich mußte meinen Bruder, den armen Gefallenen, den unendlich tief Gesunkenen wieder aufrichten, ich mußte ihn dem starken Arm der Sünde entreißen; — ich wußte es, es konnte nur ein heißer Kampf gewesen sein, in dem mein Bruder unterlegen. . . .“

„Nach Mitternacht — alles um mich war in tiefem Schlaf versunken — schlich ich an die Thüre seines Zimmers. Ich klopfte zuerst leise, dann stärker, es erfolgte keine Antwort. — Der Schlüssel meines Zimmers öffnete auch diese Thüre. Erst nach längerem Harren betrat ich mit hochklopfendem Herzen die Schwelle. Die kleine Lampe, die ich mitgebracht, warf ihr mattes Licht rings umher; ich trat an das Bett meines Bruders, es war leer — mein Bruder war nicht in seinem Zimmer. Ich sank vernichtet zusammen; wohl war ich schon früher von der Schuld meines Bruders überzeugt gewesen; aber diese Gewißheit, diese grausame Gewißheit, die mir jeden, auch den leisesten Hoffnungsschimmer raubte, erfaßte mein Herz von neuem mit einem so gräßlichen Schmerze, als hätte ich früher nicht die leiseste Ahnung gehabt! In dem Momente, wo mein brüderliches Herz vor tiefinnigem Schmerze aufschrie, in dem Momente, wo ich alles aufbieten wollte, meinen Bruder zu retten, in dem Momente schwelgte mein Bruder, mein Bruder! mein zweites Ich — o nein, mehr, mehr! ich hatte ihn mehr geliebt als mich, ich hätte mich für ihn tausendfach geopfert! — in dem Momente schwelgte mein Bruder in den Armen eines ehebrecherischen Weibes, jenes Weibes, das ich einst in reiner, keuscher, inniger Liebe angebetet hatte! —“

„Was sollte ich thun? Ich mußte bleiben, ich mußte ihn erwarten, und wäre darob mein armes Herz gebrochen. Ich setzte mich zu dem Tische, und versuchte es beim Scheine der Lampe in einer Bibel zu lesen; aber ich vermochte es nicht; ich starrte gedankenlos hinaus durch das geöffnete Fenster, und machte mehrmals den nutzlosen Versuch mich zu sammeln, die Ansprache zu überdenken, mit der ich meinen Bruder empfangen wollte. — Jede Sekunde schien mir ein Jahrhundert, und doch, doch hätte ich wieder gerne den peinlichen Moment seiner Ankunft hinausgeschoben, und doch zuckte

ich schmerzlich zusammen bei dem leisesten Geräusche, das der Wind in dem Gange verursachte. Ich mochte drei lange uimmer enden wollende Stunden so geseffen haben, als ich ein leises Geräusch vernahm, und kurz darauf schwang sich eine kräftige Gestalt durch das Fenster, — es war mein Bruder. — Er blieb regungslos wie ein Marmorbild aufrecht vor mir stehen. Bei seinem Anblick zog sich all' mein Blut so rasch und mächtig in mein Herz zurück, daß ich in der That glaubte meine Brust würde zerspringen; ein kalter Schauer durchrieselte mein Mark, ich hatte mich halb erhoben, die eine Hand auf die geöffnete Bibel haltend, als wollte ich aus derselben meine Kraft, meine Zuversicht schöpfen. Es trat eine lange bange Pause ein, sie uagte mehr an meinem Lebensnerv, als zehn kummervoll verlebte Jahre!“

„Ich hatte mit Gewißheit darauf gerechnet, mein Bruder würde mir zerknirscht in die Arme fallen, mein Anblick zu dieser Stunde würde ihn an alles das gemahnen, woran er vergessen, — ich glaubte, er würde mir entgegenkommen; aber ich hatte mich getäuscht, mein Bruder blieb starr und unbeweglich und senkte nicht einmal sein Auge . . .“

„Trotz der ungeheuern Aufgeregtheit, in der ich mich in diesem verhängnisreichen Augenblicke befand, hat sich doch der ganze Eindruck desselben unverwischt in mir erhalten, und noch jetzt, da ich dies schreibe — es sind nun fast zwanzig Jahre verflossen — steht das Bild meines armen Bruders mit voller Klarheit vor meiner Seele, das Bild meines Bruders, wie ich ihn damals das letzte Mal gesehen. Er war groß, genau so groß wie ich, seine Augen leuchteten unheimlich unter buschigen zusammengewachsenen Brauen hervor, auf seiner Stirne glühte im tiefsten Purpur das Flammenzeichen unserer Familie, sein dunkler Bart hob die furchtbare Leichenblässe seines Gesichtes noch hervor, seine bebenden Lippen zuckten so heftig, daß sein starker Lippenbart fortwährend zitterte, sein langes reiches Haar fiel wirr auf seine Schultern herab.“

Gawriel hielt wieder inne. In dem Grunde seiner Seele tauchten urplötzlich dunkle Erinnerungen auf, die immer klarer und deutlicher wurden. Jene Gestalt, die einst ihre glühenden Lippen auf das Gesicht des erschrocken Kindes gedrückt hatte, trat lebendig vor seine Seele . . . eine halb verschwommene Mahnung an einen Bettler, der ihn einst in Nachen von der Kirchenthüre bis zu seinem Hause verfolgt hatte, ward wieder lebendig und rege in ihm. — Sonderbarer Weise erschien es ihm erst jetzt, nachdem eine lange Reihe von Jahren den Eindruck dieser Gestalten geschwächt und verwischt hatte, daß die beiden einander gleichen, — daß beide, Gawriel glaubte sich nicht zu täuschen, dem Bilde seines Vaters entsprachen. Vergebens suchte er auch nach einer andern Verkörperung dieses Bildes, die er in der jüngsten Vergangenheit gesehen zu haben glaubte; aber das menschliche Gedächtniß besitzt die eigenthümliche Eigenschaft, daß gerade die Eindrücke der fernsten Vergangenheit, und namentlich Jugendindrücke lebendiger und klarer in uns erblehen, als jene, die wir später empfingen, und so wie der beste Schütze in

der Hitze des Kampfes oft das nächste Ziel verfehlt, so rang Gawriel, sonst so geisteskräftig, in seiner fast wahnsinnigen Aufregung vergebens darnach, diese Erinnerung heraufzubeschwören . . . er hoffte vielleicht aus dem Folgenden nähere Aufschlüsse über seinen Vater zu erhalten und las weiter.

„Ich war entschlossen zu schweigen, und überließ es meinem Bruder die tiefe Stille zu brechen, die ihm nicht weniger peinlich sein mochte als mir . . . Mein Bruder schwieg lange, in seiner Brust arbeitete es fürchterlich, er athmete in tiefen Stößen und auch über sein Gesicht zuckte es wunderbar, wie ich es früher noch nie an ihm gesehen. Seine Stirnadern schwellen an, daß sie zu bersten drohten, die Unterlippe sank schlaff herab, der Schaum trat ihm vor den Mund, bevor er noch ein Wort gesprochen. — Ich sah, er suchte einen Gedanken, ein Wort, das mich niederschmettern, mich vernichten sollte. Mir graute vor ihm; aber ich blickte ihn doch starr und unverwandt an. Endlich lösten sich nach schwerem Kampfe einige Worte von seinen Lippen, aber seine Stimme klang hohl und dumpf: Was suchst Du hier in tiefer Nacht? Warum spähest Du mir nach? Bist Du mein Wächter? Was willst Du von mir?“

„Einen solchen starren ungebeugten Troß hatte ich nicht erwartet. Ich blieb zuerst wie versteinert stehen, aber schon in dem nächsten Augenblicke überschäumte mein heißes spanisches Blut; mit jener wilden leidenschaftlichen Erregtheit, wie man sie nur in einem solchen Momente, nur unter solchen Umständen empfindet, antwortete ich meinem Bruder:“

„Was ich von Dir will, fragst Du? Du kannst fragen? kannst mir in's Auge blicken, als wärst Du frei und schuldlos? Du sinkst nicht ein vor Scham? Greif' in Deine Brust! . . . Sieh'! Dein Antlitz zeigt ja Deine böse, böse That . . . Du fragst, was ich von Dir will? — ich will Dich retten, dem starken Arm der Sünde entreißen, aber siehe, sie hält Dich fest mit ehernen Banden! . . . Ich hielt inne, meine Worte schienen wirkungslos. In den Zügen meines Bruders sprach sich der wildeste Grimm aus, er knirschte mit den Zähnen, aber er antwortete nicht.“

„Bruder! begann ich wieder nach einer kurzen schmerzlichen Pause, Bruder! Hast Du denn alles, alles vergessen? Hast Du kein Erinnern mehr für die Vergangenheit, keinen Blick für die Zukunft? . . . O! sieh' mich nicht so starr an, als verständest Du mich nicht . . . Bruder, bei der unendlichen Liebe, die ich für Dich empfunden, bei der Erinnerung an unseren verewigten Vater, bei dem Andenken an unsere frühverstorbene Mutter fleh' ich auf meinen Knien zu Dir, bedenke, bedenke es nur, was Du verbrochen! . . . Ja, blick' mich nur an mit zornfunkelnden Augen, knirsche mit den Zähnen, balle die Faust, ich zittere nicht, ja! Du hast fürchterlich gefrevelt, ja, ja! hörst Du?! . . .“

„Ich war von dem hartnäckigen unerwarteten Widerstande meines Bruders so maßlos erschüttert, daß ich nicht weiter sprechen konnte. Ich griff nach

der auf dem Tische liegenden Bibel, schlug die Zehn Gebote auf und deutete schweigend auf das siebente . . . .“

„Wo Sinow! Du sollst nicht ehebrechen! begann ich wieder nach einer tiefen Pause, während welcher wir unsere Herzen schlagen hörten . . . . Dich soll nicht gelüsten das Eheweib Deines Nächsten . . . . Siehst Du, so steht geschrieben, so wurde es der lauschenden Menschheit am flammenden Sinai verkündet! — Nun denn, das Wort Gottes, das Wort Gottes, das Deinem Volke eine leuchtende Feuer säule war in dem Dunkel der Nacht, und ein ewig frischer Quell in der Hitze des Tages, das Wort Gottes, für das Dein Großvater den Flammentod erlitten, das Wort Gottes, dessen ewige Wahrheit Dein Vater, ich, jeder gläubige Jude mit seinem Herzblute besiegelt hätte, das Wort Gottes hast Du verachtet, von Dir gestoßen, mit Füßen getreten! . . . . Kennst Du nicht den Ausspruch unserer Weisen: Alle werden des Jenseits theilhaftig, nur drei nicht, der Ehebrecher, der . . . .<sup>1)</sup>“

„Ich konnte nicht weiter sprechen, mit meinem Bruder war eine furchtbare Veränderung vorgegangen. Seine Züge, schon früher verzerrt und entstellt, nahmen jetzt einen so fürchterlichen Ausdruck an, daß sie fast keinem menschlichen Wesen anzugehören schienen, alles Blut seines Antlitzes schien sich in zwei dunkelrothen Rändern um die Augen herum angesammelt zu haben, diese selbst traten in unnatürlicher Größe weit aus ihren Höhlen hervor, sein Mund stand weit geöffnet, und ließ seine schönen weißen Zähne sehen, — er glich in diesem Augenblicke einem wilden blutdürstenden Thiere.“

„Du hast mir das Diesseits geraubt, willst Du mir nun auch das Jenseits rauben!/? rief er nach einer langen Pause mit einem lauten Geheule, wüthend auf mich losstürzend. Ich erkannte zu meinem namenlosen Schmerze, daß mein wohlgemeintes, aber scharfes Wort den innersten Kern seiner Seele getroffen, daß das Bewußtsein seiner Schuld übermächtig in ihm wach geworden, daß es urplötzlich die Nacht des Wahnsinns über seinen sonst so klaren hellen Geist heraufbeschworen . . . . Vergebens blieb nun meine freundliche Ansprache; mit der wilden Raserei des Wahnwizes stürmte er auf mich ein. — Bruder! laß ab, laß ab, zwing' mich nicht meine Kraft zu gebrauchen, rief ich, wir sind ja Brüder, Zwilling Brüder, ich bin ja Dein Rosche! — Aber mein Bruder hörte mich nicht, er faßte mich mit kräftiger Faust am Halse. Mein Leben war ernstlich bedroht. Mir selbst lag nicht viel am Leben; aber ich wollte Dir, theuere Schöndel! die Du nun niemand auf der weiten Welt hattest als mich, den Vater erhalten, und der Gedanke an Dich verlieh mir Riesenstärke. Ich hatte es zuerst mehrmals vergebens versucht, meinen Bruder, dessen Hand meine Kehle krampfhaft zusammenpreßte, wegzudrängen, aber es gelang mir nicht . . . . ich konnte nur mühsam athmen, das Blut trat mir in den Kopf, es flimmerte mir vor den Augen, es schwindelte mir, ich fühlte es, es mußte etwas Entscheidendes geschehen, ich mußte

<sup>1)</sup> Talmud. Tract. Bawa Mezia, 58. b.

mich meines fürchterlichen Gegners entledigen. Ich sammle alle meine Kraft und drückte ihn mit der ganzen Wucht meines Körpers zu Boden. Friede! Friede! sprach mein Bruder endlich zähneknirschend, nach nutzlosen Anstrengungen sich meinem Arme zu entwinden, . . . laß mich, ich will ruhig sein —“

„Ich traue seinem Versprechen, aber in dem nächsten Augenblicke springt er mit der Wuth und der Schnelligkeit einer Tigerkatze auf mich los, schlägt seine spitzen Zähne in meine nackte Brust, und macht die verzweifeltsten Anstrengungen mich zu erdrosseln. Ich schreie laut auf vor heißen Schmerz, und fasse ihn, dem dunkeln Triebe der Selbsterhaltung folgend, am Halse . . . ein krampfhaftes Zucken meiner nervigen Faust, — und mein Bruder stürzt mit einem dumpfen Gemurmel verzerrten Antlitzes leblos nieder! . . . Einen Augenblick stand ich verzweifelt da, dann warf ich mich wahnsinnig vor Schmerz auf den Boden und versuchte es, meinen Bruder in's Leben zurückzurufen. Meine Bemühungen blieben erfolglos . . .“

„Ich fand meine Fassung erstaunlich schnell, und wieder war es der Gedanke an Dich, meine theure Tochter! der mich aus dem wilden Sturme der Verzweiflung emporriß . . . Ich öffnete das Fenster und rief laut zum sternbesäeten Himmel empor: Herr der Welt! Du hast es gesehen, Dein Vaterauge wachte . . . ich bin nicht schuld an seinem Tode, ich bin kein Kain, meine Hand hat dieses Blut nicht vergossen!“ —

Gawriel hielt erschöpft, fast ohnmächtig inne im Lesen, und warf die verhängnißvolle Schrift weit weg von sich . . . Die übermenschliche Kraft, mit der er bisher den vergilbten Zeichen aufmerksam und gierig gefolgt, war gebrochen. Die Hoffnung, seinen Vater kennen zu lernen, ihn auffuchen, an seine pochende zerspringende Brust drücken zu können, hatte ihn mit dem wildesten, dem wunnigsten Entzücken erfüllt, — und nun, nun waren alle diese Hoffnungen zerstört, vernichtet; — sogar der Name seines Vaters, der in der ganzen Schrift — als wäre es absichtlich — nicht genannt war, blieb ihm unbekannt — das schönere edlere Ziel seines Lebens blieb ihm unerreichbar! . . . Was lag ihm nun an dem weitem Inhalt der Schrift? Was lag ihm daran zu erfahren, wie Rabbi Mosche noch in derselben Nacht mit seinem Töchterchen die Flucht ergriffen, um dem rächenden Arme der menschlichen Gerechtigkeit zu entgehen? Was lag ihm daran, zu erfahren, wie Reb Karpel Sachs den alten Jugendfreund mit inniger Liebe aufgenommen, was lag ihm daran zu erfahren, wie Reb Mosche als Schammes der Altschul ein ruhiges beschauliches Leben geführt, wie er den festen Entschluß gefaßt, die Hand seiner Tochter nur dem zu geben, der gleich ihm, gleich seinem verewigten Vater die bescheidene Stelle eines Schammes in der Altschul übernehmen wolle, wo er ferne vom Treiben der Welt, ruhig seinem Glauben, seinen Pflichten leben könne, ruhig und abgeschlossen, wie sein Vater, wie er selbst, ein sturmbewegtes Leben erst schließen durfte . . . Was lag Gawriel an allem dem, an allem Anderen? Hatte er doch erfahren, daß

sein Vater todt sei — verloren für ihn, für ewig — wußte er doch, daß das heiße ungestillte Sehnen seiner Seele ewig und immerdar ungestillt bleiben sollte, waren doch die tausend Fäden, mit denen sein Herz an der süßesten Hoffnung seines Lebens hing, plötzlich schmerzlich zerrissen! . . . . . Gawriel laß nicht weiter. Er saß eine Weile bewegungslos in seinem Stuhle. Die Sprache hat keinen Ausdruck für den Gefühlssturm, der seine Brust durchwühlte, und es bedarf des kühnsten Aufschwungs der Fantasie, um sich denselben auch nur in blassen Farben auszumalen. —

Also damit ist's aus! sprach er endlich nach langem Schweigen, die Hand krampfhaft an's Herz drückend, damit ist's aus! . . . es bleibt mir also nur das eine, das einzige Ziel meines Lebens — die Rache! . . . Noch steht Mannsfeld in Pilsen, noch ist Blume's Schicksal in meiner Hand! . . . Ich dank' Dir, Zufall, Du hast mich wunderbar geleitet, Du hast mir in dem entscheidendsten Augenblicke die qualvollen Zweifel gelöst! . . . Es bleibt mir nur die Rache, — mein Vorsatz bleibt unerschütterlich!

Die Glockenschläge der Rathhausuhr verkündeten, daß nur noch zwei Stunden zur Mitternacht fehlten. Um diese Zeit wurden die Thore der Judenstadt geschlossen. Gawriel erhob sich rasch, bewaffnete sich und hüllte sich in seinen Mantel, dann strich er sich langsam über die hohe marmorweiße Stirne, als wolle er jeden neuerstehenden Gedanken gewaltsam niederbeugen, und schritt zur Thüre. An der Schwelle blieb er nochmals in einer Ueberfülle von Gedanken versunken stehen und warf einen Blick in das Stübchen, das er für immer verlassen sollte. Es schien, als könne er sich denn doch nicht so leicht losreißen von der Wohnung, in der sein Großvater ein reich bewegtes Leben beschloß, wo sein Vater die schöne Zeit der unschuldreichen Jugend verlebt hatte. — Plötzlich ermannte er sich und eilte beflügelten Schrittes der Judenstadt zu. — Auf dem kurzen Wege dahin begegnete er einem, tief in einen Mantel gehüllten Manne; es war Michael Glogau; aber Beide waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, und keiner bemerkte den Andern.

Gawriel kam gerade zur rechten Zeit; gleich nach seinem Eintritte in die Judenstadt wurden die Thore derselben geschlossen.

## VI.

Der Winter hatte sich im Jahre 1620 zeitlich eingestellt, es war eine rauhe kalte Nacht. Der Himmel war von einem grauen Wolkenschleier verhüllt, der bald vor dem Hauche des eisigen Nordwindes zerriß, bald sich wieder eben so schnell von Neuem verdichtete. Die Dächer waren von hohem Schnee bedeckt, der Boden war hart gefroren und knisterte unter den Fußtritten. Es war schon stille geworden, die zahlreichen Verkäufer, die ihre Waaren bis zur späten Abendstunde auf offener Straße feilboten, und deren

Richter und Lämpchen der Judenstadt einen eigenthümlich freundlichen Anblick verliehen, waren verschwunden, die Straßen waren fast menschenleer, und nur hier und da sah man Einzelne sich fest in ihre Mäntel hüllend nach Hause, oder in's Bes-hamidrosch eilen.

Sawriel schritt langsam, fast jeden Augenblick stille haltend durch die Straßen. Er hatte in seinem reichbewegten Leben unendlich vielen Seelenschmerz erfahren. Seit jenem Tage, wo er verzweifelnd an dem Sterbette seiner Mutter gestanden, seit jenem Tage, wo Blume seine heiße innige keusche Jugendliebe schmachvoll zurückgewiesen, war sein ganzes Leben ein schmerzreiches qualerfülltes gewesen — und doch schien es ihm, als wäre er nie so unglücklich, nie so unaussprechlich elend gewesen, als jetzt. Seine Zukunft startete ihm furchtbarer, grauenhafter als je entgegen. Das Kriegsglück, das sich bisher an seine, an seines Freundes Mannsfeld's Fahne geheftet hatte, schien ihm mit der heutigen Niederlage Friedrich's verschwunden . . . . Die kühne Zuversicht, mit der er sich unverantwortlich gemacht hatte dafür, daß er sich losgerissen von Allem, was ihm früher theuer und heilig gewesen, war durch die glühenden Worte Michael's, die ihn zur entscheidendsten Stunde mit der vollen bewältigenden Kraft der Wahrheit getroffen, gebrochen . . . . Seine einzige Hoffnung, seinen Vater wiederzufinden, ihn an sein Herz zu drücken, sich mit ihm, mit seinem Schicksale, — vielleicht mit Gott zu versöhnen, — die kühne Hoffnung, die ihn oft emporgerissen aus dem bodenlosen Abgrund der Verzweiflung; — diese einzige, süße Hoffnung, die stets, selbst dann, wenn er sich's nicht zu gestehen wagte, in seiner Seele dämmerte — war zerstört, war vernichtet worden! . . .

Namentlich war es die erschütternde Kunde von dem frühen Tode seines Vaters, die ihn jetzt mit unendlichem Schmerze niederbeugte und fast alle frühern Eindrücke verwischte . . . Sein Vater hatte ihn nicht verstoßen, wie er so oft in Momenten wilder Aufregung gefürchtet — sein Vater war vielleicht geschieden aus diesem Leben ohne zu ahnen, daß sein Kind einst verzweifelnd die Spur seines Weges suchen würde . . . und er hatte diesen Vater nie gekannt, und sollte diesen Vater, den er nur deshalb so wahnsinnig haßte, weil er ihn so gerne mit der ganzen Riesenkraft seiner Seele geliebt hätte — diesen Vater sollte er nie, nie erblicken!

Sawriel stand gedankenschwer in der Mitte der Straße. Mit jenem eigenthümlich herben Wehe, das sich selbstquälerisch die schmerzendesten Herzenswunden aufreißt, suchte er sich nochmals die Züge seines Vaters, die sein Ohm so lebhaft geschildert, vor sein inneres Auge zu führen; . . . aber er rang vergebens darnach, es tauchten nur Herrbilder auf in seiner Seele, bleiche Männer mit purpurnen Feuermaalen an der Stirne; und alle diese Herrbilder erstanden und zerslossen mit der Schnelligkeit des Gedankens; alle glichen einander — und doch war nicht eines das wahre echte Bild . . . So wie sich der Mensch zuweilen eines Wortes, das er sprechen will, nicht erinnern kann, und es liegt ihm doch so unendlich nahe, daß er glaubt, er dürfe

nur die Zunge regen, um es auszusprechen, so spähte Gawriel nach diesem Bilde, es schien ihm so nahe, es umschwebte ihn fast . . . und doch fand er es nicht.

Damit ist's aus, sprach er endlich leise, sich mit der Hand über die hohe Stirne streichend,—richte den Blick nach etwas Anderem . . . Die Vergangenheit läßt sich nimmer ändern — wer todt ist, ist todt . . . Das Grab gibt der Erde nichts wieder, die Todten werden nimmer lebend . . . Dein Vater ist todt, er ist unwiederbringlich verloren . . . . . aber meine Rache lebt, in mir . . . in meiner Brust, mit wildem Höllebrand . . . Vergiß des Todten und gedenk' der Rache!

Gawriel versuchte es wieder mit jener bewundernswürdigen Geistesgeschmeidigkeit, die den herben Schlägen, die ihn getroffen, einen fast unglaublichen Widerstand entgegenzusetzen vermocht hatte, sich dem vernichtenden Einflusse dieses Gedankenwirbels zu entziehen, seinen Sinn davon abzulenken . . . Wieder suchte er — wie er es stets in den Momenten der höchsten Aufregung zu thun pflegte — nach einem Gegenstande außer ihm, der seine Aufmerksamkeit, sei's auch nur auf kurze Zeit, zu fesseln vermöchte, und er fühlte sich fast glücklich, als er in einem eilig an ihm Vorüberschreitenden den frankfurter Nothum erkannte.

Guten Abend, sprach er, seine Gemüthsstimmung beherrschend und den Groll mühsam niederringend, den er im Grunde seines Herzens gegen Nothum fühlen mußte — woher des Weges?

Ich war beim Barneß Reb Gadel, entgegnete Nothum, ich bin an ihn empfohlen worden, und pflege des Nachts mit seinen Söhnen zu lernen; aber eben jetzt wurde ihnen mitgetheilt, daß der Pfalzgraf auf die Altstadt herübergekommen ist, die Krone und die Reichskleinodien mitgebracht, und den Altstädtern bedeutet hat, daß er mit dem grauen Morgen die Stadt verlasse, und dem siegreichen Gegner das Feld räume . . . Ihr könnt Euch denken, daß nun vom Lernen weiter keine Rede sein mochte.

Ist diese Nachricht gewiß? frug Gawriel nach einer längeren Pause des Nachdenkens.

Sie ist dem Barneß, wie er sagte, aus der verlässlichsten Quelle gekommen, und es kann darüber nicht der leiseste Zweifel obwalten . . . übrigens ersuche ich Euch, die Sache denn doch bis morgen geheim zu halten; sie ist es bis jetzt jedem andern in der Judenstadt, und dürfte es wohl bis morgen bleiben.

Gawriel schwieg gedankenvoll. Jetzt bin ich noch Herr über Blume's Schicksal, dachte er, jetzt glaubt sie ihren Gatten noch in meiner Macht . . . ich muß mich sputen . . . Verliere ich die günstige Zeit zur Rache, so ist sie vielleicht unwiederbringlich, für immer verloren!

Nothum mißdeutete Gawriel's Schweigen. Freilich konnte er nicht vermuthen, welche wichtige Kunde er ihm mitgetheilt, er konnte nicht ahnen, daß er einem Menschen gegenüberstehe, dem kurz vorher die einzige Hoffnung

seines Lebens vernichtet worden, der sich in der nächsten Zukunft mit der vollsten Kraft seines Hasses für das namenlose Weh seiner ganzen qualenreichen Vergangenheit rächen wollte.

Ihr nehmt warmen Antheil an den Weltereignissen, begann Nothum endlich, und es freut mich dies recht herzlich, man findet dies bei Bochorim nicht leicht; . . . aber hier in Prag, auf dieser altehrwürdigen Jeschiwo trifft man Bochorim, wie selten anderswo . . . erst heute lernte ich einen Bochorim kennen, Michael Ologau; ich bedauere nur, daß er jetzt schon Prag verläßt . . . ich versichere Euch, noch nie hat ein junger Mann einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht als er. . . . Wir sprachen zufällig von einem Mauerer, ich sprach eine Ansicht aus, die ich — ich gestehe es gerne — zurücknahm, als mir sie Neb Michael widerlegte; . . . aber wie er sie mir widerlegte, so klar, so warm, so überzeugend — doch was erzähle ich Euch, ich erinnere mich, daß Ihr bei diesem Gespräche anwesend wart, und daß Ihr's mit angehört haben müßt. Nicht wahr, Michael fand die wahre, richtige Anschauung?

Gawriel's Herz zuckte auf. Seine Seele war tausendfach zerrissen und die frischgeweckte Erinnerung an die erschütternden Worte Michael's goß siedendes Del in alle diese offenen unvernarbten Wunden.

Auch ich bedauere es, Michael Ologau erst so spät getroffen zu haben, sprach Gawriel mit tiefer Bewegung; . . . aber es war schon zu spät, zu spät!

Nothum blickte forschend in Gawriel's Antlitz. Die innige Betrübniß, die sich in seinen Zügen und Worten ausdrückte, schien ihm unbegreiflich. Gawriel bemerkte dies, er schrak zusammen, als fürchte er seine geheimsten Gedanken verrathen zu haben . . . Leb wohl! rief er nach einer kurzen Pause plötzlich abbrechend, und eilte so schnell er konnte, durch die engen winklichten Gassen. — Nothum sah ihm eine Weile verwundert nach, dann ging er ruhig seines Weges weiter.

Gawriel hielt erst am Bahnpasse vor Blume's Hause. Er blickte zu den Fenstern der Dachwohnung empor, eines war trotz der rauhen Winterkälte geöffnet, und er glaubte in der Dunkelheit die Umrisse einer weiblichen Gestalt zu erkennen . . . Sein Herz schlug hörbar; er legte die Hand auf die Thürklinke; aber er blieb nochmals gedankenschwer stehen.

So steh' ich hier am Ziele! begann er, zuerst leise, dann immer lauter zu sich selbst sprechend . . . Ein qualenreiches Leben lang lechzte ich dem Momente der Rache entgegen . . . nun ist er da, keine Macht auf Erden kann sich nun zwischen mich und meine Rache stellen . . . ich werde mich rächen . . . und dann? . . . dann einsam, verlassen, unbeweint und unbedauert — am nächsten Blachfelde verbluten . . . . . Es hätte anders werden können! . . . Hätte ich jenen Michael, den ich jetzt am Schlusse meiner weiten, weiten Irrfahrt fand, hätte ich jenen Michael an jenem Jom Kipur getroffen, . . . hätte er damals jene Worte gesprochen, die heute meine Seele schonungslos zerfleischten, . . . hätte er damals so zu mir gesprochen . . . es wäre anders worden! Gawriel Süß, Gawriel Süß, der Arme, Mißhandelte, Verstoßene,

Verbannte, mit Füßen Getretene — Gawriel Süß, der sich losgerissen vom befehlenden Glauben seiner Kindheit, Gawriel Süß, der im Donner des Geschüßes, im Gewühle der Schlachten, Vergessenheit für die Vergangenheit suchte und nicht fand — Gawriel Süß hätte eine Stütze der Schwankenden, ein Lehrer seines Volkes, ein hohes Beispiel demuthsvoller Gottergebenheit werden können.... Sein Schicksal stand in seiner Hand, daß er verbarb war seine eig'ne Schuld!.... So sprachst Du, Michoel; aber es war zu spät!.... aber nein! nein! ich bin nicht Schuld daran.... das ist eine Erfindung von Euch, Ihr Gottgläubigen!.... mich beherrschte nichts als ein tückischer böser Zufall, und selbst in diesem entscheidenden Momente will er mir den süßen Augenblick der Rache durch das trügerische Bild, wie ich hätte werden können, vergällen — kurz bevor ich der langersehnten Rache entgegenstehe, läßt er mich Michoel Slogau begegnen! — o! es ist nichts als tückischer böser Zufall!.... in dem Momente, wo ich das Letztemal noch schwankend Dich — den sie allmächtig, allerbarmend nennen, — mit dem tiefsten Schmerze, der je eine Menschenseele vernichtete, aufordere, mir meinen Vater wiederzugeben, einen Vater! eine Wohlthat, die dem Niedrigsten auf Erden nicht versagt ist.... in dem Momente, wo ich Dich anrufe mir meinen Vater — und sei's auch für den kürzesten Zeittheil, den der Menschenfuss nur erdenken kann — wiederzugeben.... mich in seinen Armen — und sei's unter namenloser körperlicher Qual — sterben zu lassen!.... in dem Momente erfahre ich, daß er todt ist!.... Wo ist Deine Allmacht?! Wo?! Beuge meinen starren Nacken! zertrümmere meinen Troß! Führ' mir den Vater entgegen! — und ich, Gawriel Süß will zurückkehren zu Dir — hörst Du!? zu Dir, zu Deinem Glauben — ich will bereuen, und will sterbend Deinen Namen verherrlichen!.... aber es wird nicht so sein.... das Grab gibt seine Todten nimmer wieder.... ich war nur namenlos unglücklich — und ich ruf' es laut: es gibt keinen....

Gawriel unterbrach sich. Es hatte rings um ihn auf dem damals fast unbewohnten, von dem weiten Friedhofs begrenzten Hahnpfasse eine Todtenfülle geherrscht, aber plötzlich klangen vom Friedhofs herüber Töne an sein Ohr, Töne, die schon einmal sein Herzblut zu Eis erstarren gemacht hatten, und die er damals für Ausgeburten seiner erhitzten, überreizten Phantasie gehalten hatte;.... aber die Töne klangen diesmal noch deutlicher; diesmal konnte es keine Täuschung sein.

Mein Sohn! mein Sohn! — Du Armer, Verlassener, in Sünde Gebohrner, wo bist Du? — Wo soll ich Dich suchen?! o! daß meine Stimme thäte mit der Kraft' des Donners, daß sie reichte von einem Ende des Erd-

balls zum andern . . . vielleicht würde mein armer Sohn die Stimme seines Vaters hören, und ihm verzeihen! . . .

So klang an Gawriel's Ohr. Ein dumpfer Schrei entrang sich seiner Brust, er ließ die Thürklinke des Hauses, die er krampfhaft in der Hand fest hielt, los . . . er blickte herum, eine ziemlich hohe Mauer trennte ihn von dem Gottesacker. Plötzlich erblickte er eine kleine geschlossene Thüre in der Mauer, die gesteigerte Aufregung verlieh dem ohnehin kräftigen Manne Riesenstärke, mit einem einzigen Stoße brachen die Planken der Thüre krachend auseinander — und Gawriel befand sich am Friedhofs . . .

Er ließ sein brennend Auge über den weiten schneebedeckten Raum fliegen. Es war tiefdunkel, der Himmel war von dichten Wolken verhüllt, die verwitterten Leichensteine stachen eigenthümlich ab gegen die glitzernde Schneefläche; die alten Bäume, mit ihren beeisten Ästen greisenhaften Wächtern dieser Ruhestätten gleichend, verschwammen in dem blaugrauen Lufthintergrunde . . .

Gawriel legte seine ganze Seele in's Ohr und Auge; — aber eine Weile sah er nichts, hörte er nichts, es rauschte kein Blatt . . .

Plötzlich begann sich's in einer ihm nahegelegenen Baumgruppe zu regen. Eine Fiebergluth durchschauerte Gawriel; er schwankte, aber er faßte sich mit übermenschlicher Kraft, und die Lippen fest übereinandergepreßt, die Hände krampfhaft an die übervolle zerspringende Brust gedrückt, näherte er sich dem Gehölze . . . er bog zitternd die Zweige auseinander, er beachtete es nicht, daß er sich die Hände blutig riß; er drang immer vorwärts, endlich hatte er das Gehölz durchbrochen . . . Genau in demselben Augenblicke trat der Mond aus den dunklen Wolken, die ihn bisher verhüllt hatten, und warf sein volles Licht auf die von Bäumen umfriedete Stelle . . .

Gawriel erkannte drei Leichensteine, einen größern, und zwei kleinere gleiche. Der größere trug eine Weintraube und das Zeichen der Lewiim . . . Vor dem Leichensteinen war eine hohe Gestalt, ein Greis, hingefunken. . . .

Gawriel wollte vorwärts, die Gestalt ansprechen, sie von Angesicht zu Angesicht schauen — und wenn es tausendfach sein Leben kosten sollte; — aber in diesem Augenblicke ertönte die bebende Stimme des Greises von Neuem . . . Gawriel blieb wie festgebannt.

Mein Gott! mein Herr! allerbarmender gnadenreicher Gott! . . . Habe ich noch nicht gesühnt den Frevel meiner Jugend? . . . hab' ich nicht jahrelang gebüßt, gelitten, wie kein zweiter Mensch auf Erden?! . . . Hier am Grabe meines verewigten früh dahingeshiedenen Vaters . . . hier am Grabe meines theuern Zwillingsbruders, der mich so innig, so unendlich tief geliebt hatte, meines Bruders, der in jener verhängnißvollen Nacht wachgerufen den unsäglich bitteren Schmerz der reuevollen Verzweiflung . . . o! wäre ich da-

mals, als Du den Abtrünnigen, — den bösen schändlichen Bruder von Dir stießest mit mächtiger Faust, o! wäre ich damals von Deiner lieben Bruderhand gestorben! — aber nein, Du Theuerer! Du solltest kein Kain werden, Du solltest einst rein und selig in Frieden entschlummern . . . ich aber; ich erwachte aus scheinbarem Todeschlaf zu nimmerendender namenloser Qual! . . . An dem Grabe meines unvergeßlichen süßen Jugendgespielen Karpel, den ich so gerne noch in meine Arme geschlossen hätte . . . und der friedlich unter diesem Rasen schlummerte als ich verzweifelnd nach Prag, der Stadt meiner seligen unschuldreichen Jugend zurückkehrte . . . an diesen Gräbern habe ich jahrelang zu Dir, Allerbarmer, geklagt! . . . Du, Allwissender, der Du in die Tiefen meiner Seele blicktest, Du weißt, was ich gelitten! . . . und doch ist die Wolke Deines Zornes noch nicht vorübergezogen . . . So Sinow steht noch immer in meiner Bibel . . . . und mein Sohn ist noch immer nicht in meine Arme geeilt!

Gawriel athmete fast nicht. Jedes dieser Worte drang wie ein Flammenschwert in sein Herz. In seiner Brust wogten Gefühle, die sich nicht schildern, nicht beschreiben, nicht ahnen lassen. In dem innersten Kern seines Wesens ging eine unendliche allgewaltig erschütternde Veränderung vor . . . plötzlich war es licht geworden in seiner Seele, und so wie sich das an tiefe Dunkelheit gewohnte blöde Körperauge schmerzhaft schließt, wenn es urplötzlich zu dem glühenden Feuerstrome eines mächtigen Vulkans ausblickt; so schloß sich sein geistiges Auge einen Augenblick vor dem Eindrucke dieses erschütternden Momentes. Er stand seinem unglücklichen Vater gegenüber! diese vom Grame, vom Glende tief gebeugte Gestalt war sein armer verzweifelnder Vater . . . der wahnsinnige Jakow! . . . Der glühendste Wunsch seiner Seele, das tiefste Sehnen seines qualenreichen Lebens war gestillt worden — war gestillt worden in dem Momente, wo er sich mit wildem gottesläugnerischem Troste der bodenlosesten Verzweiflung ergeben . . . das war kein blinder Zufall! . . . . Gawriel wollte sprechen, aber sein Geist fand keinen Ausdruck, seine Lippe keinen Laut.

Allvater! vergib mir endlich, begann Jakow wieder mit dem herzzerreißenden Ausdrucke der tiefsten Verzweiflung; und sein Körper schien unter der Wucht seines Seelenschmerzes zusammenzubrechen — vergib mir, Allvater! . . . ich habe gesündigt, ich habe gefrevelt, aber ich habe unendlich viel gelitten, und Du, Vater! bist allmilde . . . Laß mich endlich sterben, Allvater . . . laß mich hier neben meinen Lieben ruhen . . . und vergib auch ihr, der Mutter meines Sohnes . . . und zum Zeichen, daß Du mir vergeben, gib mir meinen Sohn, meinen Sohn! bevor ich sterbe . . . Laß' mich an seinem Herzen sterben . . . Ich will ja nur an seinem Herzen sterben, ich will nichts mehr! . . . Gott!! gib mir meinen Sohn! . . . o! komm zu mir, mein Sohn! . . . mein Sohn, wo bist Du?!

Es herrschte einen Augenblick die tiefste Grabesstille; dann rief Gawriel: Hier bin ich, Vater!

Die Beiden, Vater und Sohn, starrten sich eine geraume Weile sprachlos an. . . . Das war das Bild, das Gawriel seit einigen Stunden vergebens heraufbeschworen, sein Vater, der wandernde Jude in Nachen, jene Gestalt, die einst ihre glühenden Lippen auf seine jugendliche Stirne gedrückt, sie waren alle dieselbe. . . .

In Jakob's Antlitz spiegelte sich einen Augenblick der höchste Grad des Wahnsinns ab; . . . aber nach und nach schien die ungeheuere überwältigende Macht der freudigen Ueberraschung den bösen Geist, der über seine Seele schwebte, zu bannen. Sein brennend Auge, aus dem der Wahnmog geleuchtet hatte, ward feucht. . . . eine warme Thräne löste sich von seiner Wimper und floß langsam die bleiche Wange herab. . . .

Urpötzlich, als hätte ihn erst jetzt der Strahl der Erkenntniß getroffen, rief er: Er trägt das Flammenzeichen an seiner Stirne! . . . mein Gott! es ist mein Sohn!!

Mein Vater! . . . . Schma Jisroel! ha schem<sup>1)</sup>. . . .

Gawriel stürzte in die weitgeöffneten Arme seines Vaters. . . . Sie hielten sich fest umschlungen. . . . die Lippen Beider zuckten, als wollten sie sprechen; . . . aber sie sprachen nicht mehr. . . . der rascheste Gemüthswechsel hatte das leichte Band, das den Geist an den Körper fesselt, gelöst; die fürchterlichste Aufregung, die je ein Menschenherz erfasste, hatte sie getödtet!

Sie hielten sich sterbend noch fest umschlungen. . . . Im Leben getrennt, vereinsamt, wollten sie im Tode nicht von einander lassen.

Die erschütternde Scene war nicht zeugenlos geblieben. Blume war in banger angstvoller Erwartung an dem Fenster ihrer Wohnung gestanden. . . . Das, was sie gesehen und gehört, hatte sie mit namenlosem Schauer erfüllt. . . . aber sie war gerettet! — Von dieser wunderbaren Fügung unendlich tief ergriffen, sank sie mit unfäglicher Rührung betend auf die Kniee.

## VII.

Der Pfalzgraf floh am kommenden Morgen in der Richtung von Breslau. Anhalt, Hohenlohe, der alte Thurn, der alte Bubna, Bohuslaw Werka, Raupowa und Andere begleiteten ihn. — Die Kleinseitner, dem Kaiser stets

<sup>1)</sup> Höre Jisrael der Ewige . . . . . unser Gott ist ein einig einziger Gott. —

zugethan, sandten gleich, nachdem Friedrich die Stadt verlassen, Boten an den Herzog Maximilian und baten ihn, er möge in die Stadt kommen. Mittags zog der Herzog von Voucouoi und Lilln begleitet durch das Strahower Thor auf den Grabschin. Wilhelm von Lobkowitz und fünf andere böhmische Herren kamen ihm entgegen, wünschten ihm zu dem erfolgten Siege Glück und baten, wie die Chronisten schreiben, „in einer langen mit Thränen vermischten Rede“ um Vergebung ihrer Empörung, Erhaltung ihrer Freiheiten und Schonung der Stadt. Maximilian antwortete ihnen milde, er wolle thun, was in seinen Kräften stehe und die Stadt solle nicht geschädigt werden; was aber die übrigen Punkte beträfe, wäre er zu nichts bevollmächtigt. Er für seine Person rieth ihnen, sich dem Kaiser ohne alle Bedingungen zu unterwerfen. — Die Alt- und Neustädter hatten ebenfalls eine Deputation an den Herzog gesandt, mit der Bitte, er möge ihnen drei Tage Zeit gönnen, um die Bedingnisse, unter welchen sie sich unterwerfen sollten, aufzusetzen. Maximilian verweigerte diese Frist, und sie schwuren dem Kaiser sogleich Gehorsam und Treue und lieferten auch dem Herzoge ihre Waffen aus. — Die Nachricht von dem erfolgten Einzuge des Herzogs hatte in der Judenstadt, die eben so wie die Kleinseite stets kaiserlich gesinnt war, die freudigste Aufregung hervorgerufen. Der Barneß ließ die Gemeindeältesten und Mitglieder des Bes Dins<sup>1)</sup> zu einer außerordentlichen Besprechung auf das Rathhaus laden und es wurde einstimmig beschlossen, den Herzog Maximilian auch im Namen der prager Judengemeinde als Sieger zu begrüßen. Die Sitzung sollte eben geschlossen werden, als die Todtengräber von Awrohom Schuster begleitet dringend um Einlaß baten. Des Morgens bei einem Begräbniße hatte man am Friedhose zwei Leichen, die sich noch im Tode fest umschlungen hielten, gefunden. Die beiden Leichen hatten im Tode eine überraschende Aehnlichkeit angenommen, eine Aehnlichkeit, wie man sie nur zwischen Vater und Sohn trifft, namentlich trugen beide einen gleichen bläulichen Streifen an der Stirne. Der wahnsinnige Jakob war allen bekannt gewesen, bezüglich der andern Leiche aber konnte nur einer der beim Leichenbegängniße Anwesenden nähere Aufschlüsse geben. Awrohom Schuster nämlich erklärte, den jungen Mann gekannt zu haben, er sei erst seit kurzem in Prag, und er hätte ihm gleich bei seiner Ankunft eine Wohnung bei Reb Schlome Sachs, dem Oberschammes der Altschul zugewiesen. Auf späteres Nachfragen bei dem Letzteren hätte er erfahren, daß der Fremde Gawriel Mar hieße und ein tüchtiger Bochur aus Nischenes sei. Die Todtengräber hielten es für ihre Pflicht, dem Bes Din und dem Gemeindevorstande von diesem eigenthümlichen Vorfalle die Anzeige zu machen, und Awrohom Schuster wiederholte nochmals seine Aussagen bezüglich der Leiche des jungen Mannes . . . .

<sup>1)</sup> Rabbiner-Collegium.

Die Versammelten hielten dieses Ereigniß für wichtig genug, um einen Blick in die Brieffschaften zu werfen, die man in den Kleidern des Verstorbenen gefunden. Schon die Aufschrift erregte allgemeines Erstaunen, die Briefe waren an „General-Major Otto Bitter“ gerichtet und „Ernst Graf von Mannsfeld, Generalfeldzeugmeister“ unterfertigt; der Inhalt bezog sich auf Kriegsoperationen und geheime Pläne. — Man wußte nicht, was man annehmen sollte. Einige waren geneigt zu glauben, daß Gawriel Mar ein Bote Mannsfeld's war, Andere bezweifelten dies, da sich sonst Mannsfeld nicht mit vollem Namen gezeichnet hätte, und hielten Gawriel für einen Spion der Kaiserlichen, der sich der Briefe auf irgend eine Weise bemächtigt hatte; wieder Andere glaubten ganz einfach, Gawriel Mar und General-Major Otto Bitter seien ein und dieselbe Person. Man war eben in der lebhaftesten Debatte hierüber begriffen, als sich die Thüre des Sitzungssaales rasch öffnete und Reb Schlome Sachs von Reb Michael Ologau begleitet unangemeldet eintrat.

Ihr kommt gerade recht, rief ihm der Parneß entgegen . . . Ihr könnt uns vielleicht Aufschluß über Eueren Miethsmann geben, der . . .

Wir kommen eben deshalb, Meßß Reb Gadel! unterbrach ihn Reb Schlome; — aber ich bin zu erschöpft von dem, was ich eben erlebt; spricht Ihr, Reb Michael! ich bitt' Euch, Ihr seid gefasster.

Die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung richtete sich nun auf Michael Ologau.

Ich hatte gestern, begann dieser in gedrängter Kürze, den heute Morgens als Leiche am Friedhofe gefundenen Gawriel Mar das Erstmal gesehen und gesprochen. Durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen war die Vermuthung in mir rege geworden, Gawriel Mar möge mit Gawriel Süß, der seit Jahren verschollen sein sollte, ein und dieselbe Person sein. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als ich kurz darauf hinter einer Mauerecke versteckt seinen frühern Namen rief, und er zunächst einer alten Gewohnheit folgend seinen Kopf wandte, Hähend umherblickte, als suche er den Rufenden; dann aber, als fürchte er sich zu verrathen, eiligt davon schritt. Seine Verkleidung, seine Anwesenheit in der Judenstadt konnte entweder den Zweck haben seinen früheren Glaubensgenossen irgend eine Unbill anzuthun, oder sich ihnen wieder anzuschließen, reuig zu dem Glauben seiner Kindheit zurückzukehren. Ich faßte den Entschluß, Gawriel Mar vor meiner baldigen Abreise zu sprechen. Meine Worte hatten — ich weiß nicht warum — einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; ich wollte es versuchen seine Absichten zu erfahren; waren sie böß, sie zu erschüttern, waren sie gut, sie mit meiner schwachen Kraft zu unterstützen. —

Ich erfrug seine Wohnung, und einige Stunden später befand ich mich bei Reb Schlome Sachs. Dieser nahm meine Mittheilungen zuerst sehr un-

gläubig auf; aber nach und nach erinnerte er sich mehrerer Ungewöhnlichkeiten, die ihm bei seinem Gaste gleich anfänglich aufgefallen waren. . . . Seine Frau hatte ihn einige Tage nach seiner Ankunft im Nachdenken vertieft vor einer Landkarte gefunden; sie hatte an demselben Tage einen Offizier, der die sprechendste Ähnlichkeit mit Gawriel hatte, mit dem jungen Grafen Thurn ausreiten sehen; er selbst hatte ihn auf eine so eigenthümliche Weise aus dem Schlafe sprechen hören, daß er sich's damals gar nicht zu erklären vermochte; sein ganzes Benehmen war räthselhaft gewesen. . . . Reb Schlome Sachs war außerordentlich bestürzt, und fragte mich, was ich beginnen wollte. — Ich ersuchte ihn, mich auf Gawriel's Zimmer zu begleiten; ich wollte ihn gleich sprechen. Ohne zu wissen warum, schien mir's als wäre jeder verlorene Augenblick auch unwiederbringlich verloren. . . . Wir gingen auf sein Zimmer; es war geöffnet, aber Gawriel war nicht zu Hause. Bei dem Scheine einer langsam erlöschenden Lampe, die er auf dem Tische hatte stehen lassen, erblickten wir einen gewaltsam erbrochenen Schrank, in demselben Waffen; auf dem Boden umhergestreute vergilbte Papiere. Reb Schlome schrak heftig zusammen, als er diese zur Hand nahm. . . . sie bildeten den Nachlaß seines Schwiegervaters, dessen Lebensgeschichte. — Wir bemerkten an einigen Stellen frische Thränen Spuren. . . . die Schriften waren jahrelang im Schranke verschlossen gelegen, es konnte nicht der leiseste Zweifel obwalten, durch ein außergewöhnliches Ereigniß war Gawriel in deren Besitz gelangt, Gawriel, niemand Anderer konnte diese Schriften gelesen haben; ihr Inhalt mußte ihn zu Thränen gerührt, erschüttert. . . . bei einer Stelle sogar mußte er die Papiere weit weg von sich geschleudert haben; so schien es uns Beiden, und aus dem Inhalt der Schrift ergab sich, daß wir uns nicht getäuscht. Die Schrift, die wir Beide, Reb Schlome Sachs und ich, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit durchlasen, lieferte uns staunenswerthe Ergebnisse. . . . Der wahnsinnige Jakow war Gawriel Süß' Vater, war ein Bruder Rabbi Mosche's, war ein Sohn des großen Rabbi Jizchok Meduro, war ein Ohm von Rabbi Schlomes Ehegattin. . . . Eine wunderbare Fügung Gottes hatte Gawriel Süß in das Haus geführt, wo er die Geschichte seines Vaters kennen lernen sollte — eine wunderbare unerforschliche Fügung Gottes ließ ihn in derselben Nacht in den Armen seines Vaters, am Grabe seines Großvaters sterben! . . .

Michael schwieg tief bewegt, und überreichte der Versammlung die Lebensgeschichte Rabbi Mosche's.

Mees haschem hoifo soß, hi Riflos beenenu<sup>1)</sup>. . . sprach Rabbi Lippmann Heller, der als Assessor des Rabbinerkollegiums an der Sitzung theilgenommen hatte, endlich nach einer langen Pause. . . .

<sup>1)</sup> Das ist vom Herrn geschehen, wunderbar ist's in unsern Augen! Psalmen. Cap. 118, V. 23.

Aber wißt Ihr auch, daß Sawriel Süß und General-Major Otto Bitter ein und dieselbe Person ist? frug er dann . . .

Ja, — antwortete Michael; während Reb Schlome Sachs tief bewegt sich nicht von der Handschrift seines Schwiegervaters loszureißen vermochte; spähte er sorgsam im Zimmer herum. Ich fand mehrere Briefe des Grafen Mannsfeld an General-Major Otto Bitter, in einem derselben schrieb er ihm, er sende ihm hebräische Schriften zur Durchsicht . . . unter diesen fand ich auch mehrere Briefe in deutscher Sprache, aber mit hebräischen Schriftzeichen geschrieben. Diese Briefe sind aus Prag von Blume Rottenberg unterschrieben und an ihren Gatten gerichtet . . . Wenn ich mich recht erinnere und mir Sawriel Süß' Lebensgeschichte recht erzählt wurde, hieß seine ehemalige Braut Blume Rottenberg und heiratete ihren Vetter, den Brudersohn ihres Vaters . . . Blume Rottenberg muß sich in Prag befinden; wenn es Euch Morai we Kobosai! <sup>1)</sup> beliebte, könnte man Blume Rottenberg rufen lassen, vielleicht wüßte sie das geheimnißvolle Dunkel, das über Sawriel Süß' Leben, und namentlich über seinem Tode schwebt, zu lösen; vielleicht vermag sie über den Zweck seiner Anwesenheit in Prag, seiner Verkleidung Aufschluß zu geben.

Michael's Vorschlag fand allgemeine Beistimmung. — Blume Rottenberg hatte in Prag zurückgezogen und unter einem fremden Namen gelebt, und nur ein Einziger, der Besitzer jenes zum Umbau bestimmten Hauses, das sie bewohnte, kannte ihren wahren Namen und wußte über ihre Wohnung Aufschluß zu geben. Er befand sich zufällig unter den Anwesenden. Blume Rottenberg ward ersucht, sich in die Wohnung des Dajan Reb Lippmann Heller zu verfügen, der in Gegenwart des Parneß ihre Mittheilungen entgegennehmen sollte . . .

Erschüttert kehrten die Beiden zwei Stunden später in den Schooß der Versammlung zurück. Sawriel Süß' ganzes Leben, seine ganze Vergangenheit lag jetzt klar vor ihren Augen — und Sawriel Süß war reuig in den Armen seines Vaters gestorben!

Es ward einstimmig beschlossen, die Beiden, Vater und Sohn, nebeneinander bei den Gräbern ihrer Angehörigen zu bestatten.

Es war früher Sitte <sup>2)</sup> in Israel, die Todten möglichst bald zu begraben. Jakow und sein Sohn sollten sogleich bestattet werden. Alle Anwesenden, tief bewegt von der sichtbaren Fügung, die alles so wunderbar geleitet, beschlossen dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, und wollten sich auf den Friedhof begeben. Sie traten eben aus dem Rathhause, als zwei Reiter mit schaumbedeckten Rossen heransprengten und vor demselben hielten. Es war ein kaiserlicher Feldobrist von einem jüngern Offizier begleitet.

<sup>1)</sup> Meine Weisen und Lehrer! <sup>2)</sup> Auch rabbinische Bestimmung.

Könnte ich den Vorsteher Euerer Gemeinde sprechen? frug der Obrist. Erschreckt nicht, sprach er zu den erbleichenden Männern freundlich weiter, es soll der prager Judengemeinde keine Unbill widerfahren; wir wissen, daß Ihr gut kaiserlich gesinnt seid, und mit fester unwandelbarer Treue an Euerem Kaiser und Herrn hangt<sup>1)</sup>; — aber unter Euch, in der Judenstadt lebt seit Kurzem, Euch selbst unbekannt, ein Abtrünniger Eueres Glaubens, ein Geächteter, ein Feind des Kaisers und des Reichs, der Mannsfeld'sche General Otto Bitter. Er ist nicht mit dem Pfalzgrafen geflohen . . . wir haben allen Grund zu glauben, daß er sich hier in Euerer Stadt befindet. Er ist Mannsfeld's rechte Hand und weiß von allen seinen Plänen. — Ich bitt' Euch, wendet alles auf, ihn lebend in unsere Hände zu liefern.

Das ist unmöglich, erwiederte der Parneß nach einer kurzen Pause. Der, den ihr sucht, ist durch eine wunderbare Fügung heute um Mitternacht reuig in den Armen seines wiedergefundenen Vaters gestorben. Wir wollen ihn eben zu Grabe bestatten; wenn's Euch gefällig ist, Herr Obrist! bemüht Euch mit auf den Friedhof; — Euch zu überzeugen, daß Otto Bitter nimmer gegen seinen kaiserlichen Herrn kämpfen wird . . . Ihr kennt ihn doch von Person?

Wie sollte ich nicht? stand ich ihm doch gestern gegenüber, als der erste Ritter unseres Heeres, Graf Pappenheim von seinem Schwerte schwer verwundet zu Boden stürzte . . .

Auf dem kurzen Wege nach dem Friedhofs erzählte der Parneß dem Obristen die erschütternde Lebensgeschichte Gawriels und die wunderbaren Begebenheiten, die plötzlich den geheimnißvollen Schleier, die sein Leben verhüllte, zerrissen hatten. . . .

Die beiden Leichen lagen einander noch fest umschlingend auf einer Bahre. Es war dies ein tief ergreifender Anblick. Die beiden Offiziere entblößten ihre Häupter. — Der Obrist warf einen prüfenden Blick auf die Leiche Gawriels. Es ist kein Zweifel, er ist's, sprach er; dann zog er aus seiner Brusttasche ein Papier, das er sorgsam überlas und von Zeit zu Zeit die Leiche nochmals mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete . . .

Ich hab's gesagt, wiederholte er, es ist kein Zweifel, der Todte ist Otto Bitter . . .

---

<sup>1)</sup> Die prager Juden hatten eben so wie die Kleinseitner Bürger fest an der kaiserlichen Sache gehalten, und hatten sich in der That nach der Ankunft des Herzogs von Baiern auch eines besondern Schutzes zu erfreuen. Es wurde sogar für die Judenstadt eine eigene Schutzwache errichtet, und so kam es, daß dieselbe von allen Ausschweifungen, die sich die spanischen und niederländischen Soldaten gegen die altstädter Bürgerschaft erlaubten, verschont blieb.

Was befehlt Ihr, daß mit der Leiche geschehe? frug der jüngere Offizier, soll sie auf's Schloß geschafft werden, damit der Herzog . . .

Wir kämpfen nur mit Lebenden, der Todte gehört nicht mehr dieser Welt an, antwortete der Obrist ernst. Otto Bitter war ein Rebell, ein Feind des Kaisers und des Reichs — aber er war ein tapferer Held . . . Möge Gott ihm seine Sünde verzeihen . . . . . Vorsteher! gibt mir die bei ihm vorgefundenen Brieffschaften und bestattet Eueren Todten!

An demselben Tage in der anbrechenden Dämmerung beteten zwei Frauen milden Engeln gleichend an Sawriel's Grabe. Beide waren dem Verschiedenen gleich verwandt. Die eine war Blume Rottenberg, das Weib, das er einst wahnsinnig geliebt, die Tochter seiner Muttergeschwester, die andere Schöndel Sachs, die Tochter seines Ohms . . .

---

Blume Rottenberg hatte acht Tage lang furchtbar gelitten. Sie war fest entschlossen, lieber ihr Leben, als ihre Pflicht zu opfern . . . Sie war durch ein Wunder gerettet worden. Ihre gläubige Zuversicht war hierdurch noch erhöht worden. Vier Monate lang war sie ohne Nachricht von ihrem Gatten geblieben, und doch blickte sie gottvertrauend und hoffend der Zukunft entgegen. — Sie hatte sich nicht getäuscht. Am 26. März 1621 übergaben die Maunsfeld'schen Kriegsbedienten die Stadt Pilsen dem General Tilly, und acht Tage später kehrte Aron Rottenberg glücklich und unverfehrt in die Arme seines Weibes zurück . . .

Er wurde bei seiner Ankunft von einer freudigen Kunde überrascht. Aus Worms waren wichtige Nachrichten für ihn eingelaufen. Der Patricier, der mit der Familie Rottenberg den bekannten folgenschweren Rechtsstreit gehabt hatte, war gestorben. Von Gewissensbissen schwer gequält, hatte er am Todtenbette, in Gegenwart seines Beichtvaters und einer Gerichtsperson erklärt, daß die Forderung der Rottenberge an ihn vollkommen begründet, und die Schuldburkunde, die er für falsch erklärt hatte, echt gewesen sei. Er gestand weiter, daß die Häupter der Gewerke beabsichtigt hatten, die Rottenberge um jeden Preis zu der Erklärung zu zwingen, die Schuldschreibung sei verfälscht. Dieses Geständniß wäre die Lösung zu einer allgemeinen blutigen Judenverfolgung und Plünderung gewesen. — An der edlen Festigkeit der Rottenberge war das ruchlose Unternehmen gescheitert. Der Vorwand zu einer, wenn auch verbotenen, so doch scheinbar gemeinnützigen Selbststrafe war genommen, und wenn es auch den Empörern gelungen war die wilde Wuth des plünderungslustigen Pöbels für einen Tag aufzustacheln, so konnten die schuldlosen Juden wenigstens auf die Hilfe der Fürsten, auf die Theilnahme jedes rechtlich Denkenden rechnen. — Nachdem der Sterbende noch

mals feierlichst erklärt hatte, daß sein ganzer Besitzstand rechtmäßiges Eigenthum des Aron Rottenberg sei, bat er die Anwesenden unter heißen Thränen in den rührendsten Ausdrücken, die Spuren Aron Rottenbergs aufzufuchen, sowohl um ihn in den Besitz seines Eigenthums zu setzen; als auch um ihm zu sagen, daß sie Zeugen der tiefen Zerknirschung und der innigen Reue gewesen, die seine letzte Lebensstunde verbitterten; er hoffe hierdurch die Verzerrung der Rottenberge, die seine Habgier in namenloses Elend gestürzt, zu erlangen. . . .

Die am Todtenbette des Patriciers Anwesenden theilten sein Geständniß sogleich dem Vorstande der jüdischen Gemeinde in Worms mit. Dieser Vorfall erregte bei dieser das ungeheuerste Aufsehen, und erst jetzt sah sie ein, wie falsch, wie ungerecht sie die edle Handlungsweise der Rottenberge beurtheilt hatte, welches schwere Unrecht sie ihnen abzubitten habe. In einer Versammlung der Gemeindegältesten ward einstimmig beschlossen, Aron Rottenberg aufzufuchen, ihm namens der Gemeinde für die ihm zugefügte Beleidigung Abbitte zu thun, und ihn dringend aufzufordern, in seine Vaterstadt zurückzukehren und das Amt eines Gemeindevorstehers, das früher sein Vater, dann er selbst verwaltet hatte, wieder zu übernehmen.

Der Brief der Wormser Gemeinde, der ihn von allen diesen Ereignissen in Kenntniß setzte, machte einen unendlich wohlthuenden Eindruck auf Rottenberg. Das tiefinnige Bedauern, die schmerzliche Reue, welche die Gemeinde in herzlichen Worten aussprach, machte es ihm unmöglich ihrem Ansinnen zu widerstehen. Dankerfüllten Herzens trat er mit seiner Familie die Reise nach Worms an. Er wurde in seiner Vaterstadt, die er mit Thränen der Nührung betrat, unter lautem Jubel empfangen. . . .

Eine lange Reihe glücklich verlebter Jahre ließ die Familie Rottenberg die Leiden ihrer Vergangenheit, aber nicht die Wunder vergessen, deren sie der Herr gewürdigt. . . .

Avrohom Schuster betrachtete sich mit nicht geringem Stolze als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Er war es, der Sawriel Süß bei seiner Ankunft in der Judenstadt zuerst angesprochen; er war es, der ihn zu Reb Schlome Sachs gewiesen, wo Sawriel endlich die Lösung seines räthselhaften Lebens fand, eine Lösung, die so unendlich tief erschütternd auf ihn eingewirkt hatte. —

Noch fünfzig Jahre später war der steinalte aber noch rüstige Avrohom Schuster bereit, jedem, der es wünschte, Sawriel Süß' Geschichte zu erzählen, und bedauerte es dann nur, seine beiden ehemaligen Nachbarn, Hirsch Backfischhändler und Mindel Leberbraterin, die ihm mit dem Tode vorangegangen waren, nicht mehr als Zeugen für die Genauigkeit und Wahrheit, mit der er seine erste Zusammenkunft mit Süß schilderte, aufführen zu können.

Reb Schlome Sachs und seine Gattin lebten wie früher ruhig und zufrieden, und als Schönbel im zehnten Jahre einer kinderlosen Ehe von einem Knaben genas und so der tiefinnigste, wenn auch nie ausgesprochene Wunsch ihrer Herzen erhört wurde; fehlte nichts zu ihrem Glücke . . .

Michael Glogau ging nach Breslau und lehrte dort das Wort Gottes.



## Vor einem halben Jahrhundert.

Skizzen aus meiner frühesten Jugend

von

J. M. Jost Dr.

Ich lese in diesen Blättern so manches aus dem Mittelalter, was der jüngern Welt, namentlich im westlichen Europa, fast unglaublich erscheinen möchte. Mir selbst würde aus den Kreisen, in welchen ich seit vierzig Jahren mich bewege, die Schilderung innerer Verhältnisse öfters nur als ein bloßes Phantasiebild vorkommen, das ein dichterischer Kopf etwa nach irgend einer in entfernten Winkeln der Erde einmal beobachteten Ausartung zu dem Zwecke skizzirt habe, um die Gegenwart desto erfreulicher hervorzuheben; wenn nicht Erinnerungen in mir lebten, welche die traurige Wahrheit bestätigten. Wahrlich, es bedarf nicht eines Blickes in die finstern Jahrhunderte, welche längst dahin geschwunden sind, um uns über manche unbefriedigenden Verhältnisse unsrer Zeit zu trösten, und unser Herz zu erheben; eine sehr nahe Vergangenheit bietet uns reichen Stoff dazu dar, und zwar aus Gegenden, welche ein helles Licht lange vorher schon bestrahlte, nur daß die an stetes Dunkel gewöhnte, auch zum Theil absichtlich von innen und außen dem Lichte entrückte Synagoge, dieses nicht vertrug und lieber die Augen schloß, um nicht aus dem trägen Schlummer gerüttelt zu werden. Wäre indeß der Rückblick nur deshalb angenehm, weil er eine freudige Vergleichung gewährt, so könnte er im Stillen seine Wirkung üben, und viele unsrer ältern Zeitgenossen verdanken gewiß ihren unerquicklichen Erinnerungen wahre Freuden einer gereiften Erfahrung. Ich halte aber ein schärferes Eingehen in die Verhältnisse, wie sie noch zu Anfange unsres Jahrhunderts waren, für überaus lehrreich und für das beste Mittel, Ausartungen, welche sich aus denselben entwickelt haben, und welche noch heute die besten Bestrebungen hemmen, zu beleuchten, und wo möglich mit Erfolg zu bekämpfen. Ohne Zweifel haben unendlich viele Zeitgenossen mit mir gleiche Erfahrungen gemacht, und was ich erlebte ebenfalls erlebt, wenn auch manches sich nach Verschiedenheit der Umgebung anders gestaltete. Es ist daher nicht eine Eingebung der Selbstliebe, wenn jemand sich zum Mittelpunkt einer Darstellung wählt, die eigentlich eine Schilderung sittlicher Zustände darbieten soll, auf daß man deren Früchte besser erkenne. In dem ich eine solche hier zu liefern versuche, ist meine Absicht keinesweges, eine Lebensbeschreibung zu verfassen, oder überhaupt eine zusammenhängende Entwicklungsgeschichte zu schreiben, sondern nur einzelne Momente, wie sie in der Reihe der Jahre auftauchen, herauszuheben, und daran meine Betrachtungen zu knüpfen. Ich stelle mir vor, und von einigen Gegenden ist die Wichtigkeit meiner Wahrnehmung anerkannt, daß die Veränderungen, welche das halbe 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, noch lange nicht überall verspürt worden, vielmehr die Zustände, wie sie damals waren,

an vielen Orten noch jetzt herrschen, und daß deren Besprechung in einem Volksbuche um so wichtiger sei, als sie nach und nach die Aufmerksamkeit weckt, und das Bestreben erzeugt, die Lebensverhältnisse nach Kräften umzugestalten.

In einer kleinen Gemeinde (Bamberg), die damals etwa 25 Familien zählte, 1793 geboren, betrat ich als Kind von 7 Jahren die Schwelle unsres Jahrhunderts. Damals waren die Unterrichtsanstalten im Anhaltischen, wie in der weiten Umgegend, bereits ziemlich gut eingerichtet, selbst die Aermsten im Volke konnten das Nöthige erlernen; und in meiner Geburtsstadt herrschte bereits im Allgemeinen eine Höhe der Bildung, welche der größerer Städte nichts nachgab. Wie sah es in dem engen Kreise unsrer Glaubensverwandten aus? Kein Gedanke an Benutzung der zugänglichen Bildungsmittel bahnte sich dahin ihren Weg; sie waren ein abgeschiedenes Häuflein, mit der Außenwelt, d. h. selbst mit den nächsten Nachbarn nur in Beziehung durch Kleinhandel, Lottolose, und Messen oder Märkte. Kein Ghetto sperrte sie örtlich ab, kein inneres Bedürfnis, den Gottesdienst und den Friedhof abgerechnet, fettete sie aneinander, keine allzuschroffe Gesetzgebung drängte sie zu gemeinschaftlichem Troste, vielmehr trennte sie der Eigennuß und oft wichen selbst die Familienbände den häuslichen Sorgen. Dennoch zogen sie alle nach einer Richtung hin, und zwar so, daß sie augenscheinlich der Zeit und ihrer raschen Entwicklung den Rücken fehrten. Zwei Ursachen dieses seltsamen Zustandes lassen sich mit Bestimmtheit ermitteln: die stumpfe Gewohnheit im Innern, und die feindliche Stimmung von außen. Man wurde von der Muttermilch an mit dem Gedanken vertraut, daß es nicht anders sein könne, daß man beim Erwachen der ersten Kräfte anfangen müsse Brod zu erwerben, und feindliche Angriffe entweder durch demüthige Erduldung zu entkräften, oder ihnen durch Besonnenheit im Benehmen vorzubeugen. Die dazu gehörige Bildung verschaffte die häusliche Erziehung allein. Zum damaligen Wandel bedurfte es nur einer Kunde der Dinge, die man leicht an den Mann brachte, und einer geringen Fertigkeit im Rechnen und Schreiben, und zum Verhalten nur einige Biegsamkeit. Die Fremdartigkeit der Mundart machte keine große Sorge; man ließ sich allenfalls ein wenig necken um nur etwas zu verdienen, und eignete sich auch wohl einige Brocken gutes Deutsch an, um gebildeter zu erscheinen. Im Uebrigen entsagte man der Welt und ihren Genüssen gern, und fand in der Geseßübung seine eigentliche Bestimmung. Allein diese erfordert einige Gelehrsamkeit, und hier war ein Feld für höhere Geistesbildung. Zwar strebte kein Vater darnach, einen Sohn zum Rabbiner steigen zu sehen, — die Rabbiner hatten eine kümmerliche Stellung — aber man sah es doch gern, daß die Söhne einiges aus der Bibel und den Commentaren, so wie ein wenig vom Talmud wußten. Da man einen Vorsänger in der Synagoge und einen Schlächter haben mußte, so hatte man an diesem immer zugleich einen Lehrer und Schulmann; ob er dazu Fähigkeit besaß, konnte niemand beurtheilen; die Regierung kümmerete

sich gar nicht darum, und die Gewohnheit machte stets den Vorsänger und Schächter zum Erzieher und Schulmeister. Man glaubte, wie noch jetzt häufig auch in größeren Gemeinden, zu letztem gehöre nur eine starke Brust, ein Stock, und ein Raum für Kinder. Die erstere war beim Vorsänger vorauszusetzen, der zweite war leicht anzuschaffen, den dritten mußte er als Beamter haben, wemgleich er mit Familie in demselben auch sein Nachtlager hielt. So war es in meiner Geburtsstadt und dies war die erste Erde, in die der Keim unsers Geistes gelegt wurde. Vom vierten Jahre an ging man dahin, und manche blieben bis zum vierzehnten in dieser Schule. Dieselbe hatte, einer spätern Messung zufolge, außer den zwei Himmelbetten, und einem hohen Schrank, ungefähr 6—7 Fuß tiefe und etwa 10—11 Fensterbreite, in welchem Raume der Ofen stand, außerdem ein runder Tisch, und eine Menge kleiner Bänke, für etwa 15—18 Schüler und Schülerinnen, vom frühesten Alter an, bis zu einiger Reife. Die Fensterscheiben waren sechseckig wie Bienenzellen, in Blei gefaßt, undurchsichtig und versteht sich ohne Glasmalerei bunt gefärbt. Das eigentliche Unterrichtswesen bestand in einem Wellenkastere'schen Verfahren, einer Erfindung, welche die jüdischen Vorsänger schon frühzeitig gemacht haben müssen, indem sie erstens sich nicht gern übermäßig anstrengen wollten, zweitens öfters aus der Schule gerufen wurden, um ein Kalb, einen Ochsen, eine Gans, ein Huhn zu schlachten, was nebenher noch Versäumnisse veranlaßte. Jeder Schüler lernte Buchstaben oder Uebersetzen (versteht sich, alles nur aus hebräischen Büchern, und Schreiben nur mit hebräischen Lettern) ungefähr täglich 2—3 Mal 5 Minuten und hatte dann einige Schüler unter sich. Die kleine Schule machte natürlich einen entsetzlichen Lärm, den nur der Stock auf Augenblicke zum Schweigen brachte. — Dennoch gab es immer ein Paar Knaben, (die Mädchen zählten fast gar nicht, und waren mehr zum Sitzen da) die sich ein wenig hervorthaten. An solche wendete dann ein Vater wohl einige Ersparnisse, um sie zu fördern. Worin aber ließ man sie weiter unterrichten? Höchstens im Talmud, aus zwei Gründen, einmal weil der Lehrer selbst nichts anderes, und kaum den, verstand; zweitens aber weil man meinte, der Talmud schärfe die Geisteskräfte und mache im Leben geschickt.

Hier können wir nicht umhin eine Bemerkung zu machen, selbst auf die Gefahr hin, gegen ein noch heute tief eingewurzeltcs Vorurtheil zu verstoßen. Die Erfahrung ist nicht zu läugnen, daß die Israeliten, welche in ihrer Jugend mit dem Talmud beschäftigt werden, eine starke geistige Regsamkeit gewonnen haben, die sie befähigt, (wenn ihnen sonst die Lust innewohnt sich in Wissenschaften zu versenken,) in die tiefsten Verschlingungen derselben einzudringen, und sich namentlich in denjenigen Zweigen menschlicher Erkenntniß zu vervollkommen, welche die Denkkraft vorzugsweise ansprechen; eine natürliche Wirkung der Uebung im Verfolgen gegebener Lehrsätze und der Meinungen über deren Sinn und Auslegung, wie der dabei vorkommenden Mißverständnisse und deren Lösung. Insofern der Talmud außer den reli-

giößen Vorwürfen auch Rechtsfachen, die im Verkehr vorkommen und die aus Familienverhältnissen sich ergeben, behandelt, tritt auch eine Gewandtheit, ähnliche Fragen des täglichen Lebens nach dem Verhältnisse der Gegenwart zu beurtheilen, ein, welche allerdings im Geschäftsverkehr sich als nützlich erweist.

Was aber durch die Uebertreibung der vom Talmudunterricht erfaßten Vortheile verloren ging, hat man ganz außer Acht gelassen, weil der Verlust durch das bisher abgeforderte Leben der Israeliten nicht empfunden ward. Sprechen wir es mit einem Worte aus: Für den Talmudisten war in der langen Reihe der Jahrhunderte die ganze Natur und die Welt der Kunst gar nicht vorhanden. Seine Sinuenanschauung wurde weder geübt noch überhaupt angeregt, alle Theilnahme für die Außenwelt wird durch die einzige Beschäftigung mit Büchergelehrsamkeit, und auch diese vollkommen einseitig vermißt. Mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen, wird man beim Talmudisten weder die einfachsten Kenntnisse der Naturgeschichte, noch der Naturkunde, weder Sinn für Bekanntschaft mit der Erde, noch mit deren Bewohnern, noch für Geschichte, noch für dichterische Darstellungen, außer der religiösen Anschauungen und allenfalls Fabeln und Allegorien, wahrnehmen. Die ganze Welt der nützlichen Betriebsamkeit, die im Selbstschaffen besteht, und des Schönen und Erhabenen, welches den Lebensgenuß erhöht und die Sittlichkeit veredelt, ist ihm ein unbekanntes Land. Dies Alles erschien allerdings einer gedrückten Masse entbehrlich, welche nur danach strebte, mittelst religiöser Festigkeit und streng sittlicher Haltung die Widerwärtigkeiten zu bekämpfen und der äußern Gewalt unerschütterlich zu widerstehen; mit dem Eintritt milderer Behandlung aber, fordert auch das Leben sein Recht.

Hier aber zeigt sich ein Mißstand, welcher die Aufmerksamkeit des Erziehungswesens in hohem Grade in Anspruch nimmt. Wir lassen die Einwendungen, die man gegen den Talmudunterricht macht, und die von der sittlichen Seite hergenommen sind, indem jenes weitfichtige Werk viele für die Jugend gänzlich ungeeignete Vorwürfe behandelt, auf sich beruhen; wir sprechen nur von der Einseitigkeit der Geistesrichtung. Die ganze scholastische Denkweise, welche in den alten Schulen vorherrschte, ergibt eine Art, Aufgaben zu lösen, welche mehr den Scharfsinn und den Wis als die eigentliche einfache Betrachtung anspricht, so daß sie mit dem Erwerbe derjenigen Erkenntnisse, welche nur durch diese erzielt werden, unverträglich ist. Wer jene Richtung einmal eingeschlagen hat, und darin vielfältige Freuden genießt, den langweilen die einfachen Anschauungen, welche weder den Scharfsinn noch den Wis zu beschäftigen versprechen, und es leidet keinen Zweifel, daß die beiden Richtungen geistiger Bewegung schnurstracks auseinandergehen. Die Folge davon ist, daß der Talmudist, wenn er doch gern die Welt, die Natur oder Kunst kennen lernt, sie nur mit talmudischer Brille anschaut, und sich der gefärbten Ansichten nicht entschlagen kann. Ich selbst habe einen sonst sehr geistreichen Talmudisten, der einen hohen Grad von Scharfsinn entfaltete, im

Leben für überaus klug und erfahren galt, und in seiner Muße auch den bessern Erzeugnissen deutschen und französischen Schriftthums seine Aufmerksamkeit zuwendete, sagen hören: „Was hat man an Göthe? einen angenehmen Schwäger!“ — Ich hege die Ueberzeugung, daß dies Urtheil nicht etwa persönlicher Verschrobenheit beizumessen ist, sondern daß alle Talmudisten vom Fach, wenn sie wirklich etwas von Göthe lesen, dasselbe unterschreiben.

Ohne diese Frage weiter auszuspinnen, möchte ich nur darauf hinweisen, daß hiernach sich die Nothwendigkeit ergibt, den Talmudunterricht, so fern man ihn noch in Schulen für wesentlich hält, gänzlich umzugestalten. Zunächst würde dies am zweckmäßigsten dadurch geschehen, daß man jede Gelegenheit, die er darbietet, zu Anregung klarer Anschauungen der Naturgegenstände und Beibringung richtiger Geschichtskenntnisse benutze, damit die Jugend vor jeder Einseitigkeit bewahrt werde; dann aber, daß die Jugend daneben in allen Elementarkenntnissen gründlich unterrichtet werde. Dazu aber sind echt gebildete Lehrer erforderlich, welche bereits an sich erfahren haben, wie sehr die andern Schulwissenschaften nicht nur die Denkkraft üben, sondern weit gedeihlicher und fruchtbarer üben, als die abgeschlossene und abgeschiedene Beschäftigung mit dem Talmud, dessen sonstiger Werth hier gar nicht erörtert werden soll.

Unser Lehrer war selbst in seinem Fache nicht tüchtig. Was er mittheilte, war rein maschinenmäßige Einbläunung, seine Mittel grobe Worte und der Stock. Ich schaudere, wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, und zwar nicht sowohl über die grausame Behandlung und die schändliche Vernachlässigung der Jugend, als über die unbegreifliche Gleichgiltigkeit der Behörden, welche dem Schulwesen sonst so ernste Sorgfalt widmeten, und gerade da, wo sie Verwahrlosung voraussetzen mußten, auch nicht die geringste Untersuchung eintreten ließen, als ob es dem Staate oder dem Orte selbst gleichgiltig sein dürfe, wenn ein Theil der Mitbürger geradezu dem geistigen und sittlichen Elende überwiesen wird. — Auch das hat sich nach und nach — dem Himmel sei Dank! — geändert.

Mein Vater war aus Polen und nannte sich — wie damals alle Juden — nach der Stadt seiner Herkunft, Baroslaw; wieso er, etwa um's Jahr 1780, Schutzjude in Vernburg geworden war, ist mir unbekannt. Nach einer kurzen Ehe heiratete er<sup>2</sup> nochmals, nämlich meine Mutter, die er wahrscheinlich auf der Braunschweiger Messe kennen gelernt hatte. Sie war aus Wolfenbüttel, wo ihr Vater lebte, und sich eines mäßigen Wohlstandes erfreuete. — Mit der Zeit hatte er eine zahlreiche Familie; außer einer Tochter erster Ehe, noch elf Kinder aus der zweiten. Sein Schwiegervater hatte jene zu sich genommen, und als mein Vater, gerade in meinem Geburtsjahre, erblindete und sich mit seinem Kleinhandel nicht gehörig ernähren konnte, nahm er noch einen Sohn desselben zu sich, der in der Wolfenbüttel'schen Stiftung für

Thalmudunterricht Wunder geleistet haben soll, aber zwölf Jahre alt starb. So unbedeutend diese Umstände scheinen mögen, so wesentlich wirkten sie auf meine Erziehung ein, wenn man überhaupt von Erziehung reden kann, da, wo niemand einen Plan verfolgt. Ich mußte schon vom fünften Jahre an meinen Vater führen, erhielt bald einige Einsicht in seine Geschäfte, kann aber nicht umhin, mich des Einflusses zu erfreuen, den seine Rechtlichkeit und seine liebenswürdige Heiterkeit, welche ihm die Zuneigung aller Bernburger erwarben, auf mich übte. In seiner Blindheit wußte er doch nach Kräften seiner Familie das Nöthigste zu verschaffen, und fremde Unterstützung sprach er niemals an. Den größten Theil seiner Kinder verlor er durch den Tod, — dabei sah ich seine fromme Ergebung und die Wirkung seines echt religiösen Sinnes.

Als er 1803 starb, waren kaum die Kosten für den elenden Leichentasten da. Er hinterließ den noch vorhandenen vier Kindern, unter denen ich der älteste war, nichts, außer daß ich seine Gesinnung und ganz besonders sein Streben nach Selbstständigkeit erbt. Er hatte mir außerdem eine Liebe zu den hebräischen Studien eingepflanzt, und besonders meinen verstorbenen Bruder mir immer so sehr gerühmt, daß mein Ehrgeiz in dieser Hinsicht angestachelt wurde. Schon als Knabe von acht Jahren genügt mir der Vorsänger nicht mehr. Man hatte zwar bereits angefangen die Mosaischen Schriften nach Mendelssohn zu übersetzen, aber wir verstanden selbst das Deutsch nicht gehörig. Mein Vater nahm daher das Anerbieten eines Arztes, Dr. Mathis, welcher etwas von den Bestrebungen der Mendelssohn = Friedländer = Guchel = schen Schule aus den achtziger Jahren in sich aufgenommen hatte, und nun die Kinder seiner Gemeinde weiter bilden wollte, mit Dank an. Derselbe ließ mich und noch Drei oder Vier, jede Woche dreimal des Abends zu sich kommen, um uns hebräische Grammatik zu lehren und uns mit machen einschlägigen Elementarbegriffen bekannt zu machen. So viel ich mich erinnere, war ich der Einzige, der davon Nutzen zog. Ich las nebenher andere hebräische Grammatiken, außer der unbedeutenden, die er zum Grunde legte, und ward deshalb sehr bewundert, während der Vorsänger und ein alter Rabbiner über dergleichen Poffen lachten, denn sie hielten die Grammatik für ein Spiel, und sogar für schädlich, weil sie vom Thalmud ablenkte. — Merkwürdig bleibt mir immer der Umstand, daß der Vorsänger selbst, trotz seiner Verstortheit, sich nach und nach von den Fortschritten der Zeit mit hingerissen fühlte; denn als ich 1817 von Berlin aus meine erkrankte Mutter, und zugleich meinen barbarischen Lehrer besuchte, prüfte er selbst seine Schüler in meiner Gegenwart im Dekliniren und Conjugiren, um mir zu zeigen, daß er nicht stehen geblieben sei; alles Uebrige war freilich noch beim Alten geblieben, denn er bat mich, seinem sehr talentvollen Enkel eine Stelle zu verschaffen, welcher eine schöne jüdische Handschrift habe; zum Deutschschreiben hatte er es noch nicht gebracht. — Wie weit ich Andern voraus war, ersieht man aus der im neunten Bande meines Geschichtswerkes gemachten Mittheilung, betreffend den rothen Brief der Offenbacher Frankianer (von den Resten

der Schabbathsal Zwi), der mir vorgehalten worden, dem einzigen Knaben dort, der von dem Inhalte etwas entziffern konnte.

Mein Vater ließ mich ein wenig im Deutsch-Lesen und Schreiben unterrichten. Dies ward aber durch die Leiden, welche seinen Tod herbeiführten, unterbrochen. Meine Gedanken standen immer nach Wolfenbüttel, wo mein Bruder sich so sehr ausgezeichnet hatte. Kaum war mein Vater gestorben, so ließ mein Großvater mich hinkommen, wie er denn später auch die andern Kinder zu sich nahm, von denen nur noch mein Bruder Dr. Simon Jost in Paris am Leben ist, als Sprachlehrer und Schriftsteller seines Faches rühmlichst bekannt.

Hier muß ich eines Auftrittes gedenken, welcher den Charakter jener Zeit recht in's Licht stellt. Damals war das Schutzjuden-Wesen noch im ganzen Vaterlande herrschend, und die Plackereien, denen ein Jude auf der Reise unterworfen war, überstiegen alles Maß. Wie sehr auch die Juden daran von Jugend auf gewöhnt waren, so fühlten sie doch tief die Bitterkeit, welche sie jeden Augenblick kosten mußten. Ich selbst mußte in Halberstadt, als Knabe von zehn Jahren, einen Leibzoll entrichten. In den meisten Städten erhielt ein durchreisender Jude eine Geleitperson, öfters nur ein altes Weib, um ihn durch die Stadt zu führen, wofür gezahlt wurde. Wie entsetzlich dieser Druck auf den Juden lastete, empfand ich damals freilich nicht, aber ich habe es später kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Ich bin im Besitz eines weitläufigen Briefwechsels der bedeutendsten Gemeinden Deutschlands und Hollands, — denn obwohl die Holländer bereits frei waren, so lag ihnen doch das Schicksal ihrer deutschen Brüder am Herzen — worin sie alles aufboten, um bei dem Regensburger Reichstage 1803 durch Fürsprache der Großen Abänderungen der bestehenden Polizei-Gesetze zu erzielen. Die nachmaligen Staats-Veränderungen durch die Napoleon'schen Kriege hatten indeß stärkern Einfluß als die ohnmächtigen Verwendungen.

Ich kam im April 1803 an einem Freitag des Morgens um fünf Uhr vor Wolfenbüttel an. Ein wahrhaft Grausenerregender Anblick zeigte sich hier meinen Augen. Vom Gotteslager, einem kleinen Weiler etwa zehn Minuten von der Stadt, an, bis an's Thor lagen gegen zwanzig arme jüdische Familien, zigeunerartig wandernd, mit schmutzigen Betten, alten Kleidern, Kisten und Kasten, sie selbst in zerrissenen Gewändern, Männer, Frauen und Kinder, zum Theil krank und abgezehrt, im Freien, wartend auf den Glockenschlag neun, bei welchem der Vorsänger ankommen sollte, um ihnen im Namen des einzigen reichen Mannes, der in Wolfenbüttel wohnte, Almosen zu verabreichen, damit sie vor Eintritt des Sabbath noch einen Ruhepunkt erreichen könnten. Keiner dieser Unglücklichen durfte die Stadt betreten. Dergleichen Schauspiel sah man damals oft viele Wochen nacheinander, bisweilen täglich. — Auch ich mußte mit meinem Begleiter, welcher unterdeß mit einigen andern Landstreichern Würfeln spielte, draußen bleiben. — Endlich erschien der Erlöser

ein lebenswürdiger Mann von etwa fünfzig Jahren, schön von Gesicht, das ein rundgeschnittener schneeweißer Bart zierte; er erquidte die Armen mehr noch durch seine Freundlichkeit, als durch seine Gaben. Als ich diese Letztern ablehnte, und ihm sagte, ich wolle zu meinem Großvater (dort Herrle, wie noch in vielen Gegenden genannt), so forschte er mich aus, unterhandelte dann mit der Thorwache, und ich ward eingelassen. Hier war ich nun in einer neuen Welt, und zugleich am Ziel meiner Wünsche. Mein Großvater verschaffte mir erst freien Zutritt zu der Samson'schen Stiftung und vier Monate später gänzliche Aufnahme als Bögling.

In Wolfenbüttel waren damals zwei Talmudstiftungen, begründet durch große Summen von zwei Zweigen derselben Familie, von denen ein Bruder in Braunschweig Rabbiner und Hoffaktor, dabei ein Millionär, gewesen war, der Zweite, ebenfalls sehr reich, in W. lebte, und über eine derselben die Aufsicht hatte (ich weiß nicht mehr, ob auch über die andere). Beide waren in zwei Klassen getheilt, deren jede einen rabbinischen Lehrer hatte; jede dieser Stiftungen erzog 7—8 Talmudschüler, welche verköstigt und gekleidet wurden, und meist sechs Jahre darin verblieben.

Wenn ich aber daran zurückdenke, wie die edle Wohlthätigkeit der Stifter, und zwar unter den Augen des einen Vorstehers, auf schändliche Weise gemißbraucht wurde, so blutet mir das Herz, und ich kann nicht umhin abermals darüber zu erstaunen, wie die überaus aufgeklärte und in Erziehungssachen schon damals sehr sorgsame Braunschweigische Regierung gegen das, was in Wolfenbüttel offenkundig vorging, so gleichgiltig sein konnte. In keiner Klosterschule des Mittelalters konnte es schlimmer aussehen, als bei uns. Beide Häuser standen, obwohl etwa dreihundert Schritte von einander, doch durch die Synagoge, die wir täglich zwei-, auch dreimal besuchten, in enger Verbindung, und in beiden war alles ziemlich gleich, nur daß das eine, wobei die Synagoge war, etwas höhere Ansprüche machte. Ich kam in das andere. Die zwei Lehrer in diesem Hause waren sehr verschiedener Art, und einander bittere Feinde. Der der obern Klasse war ein Pole von edler Gestalt und Haltung, und galt für einen großen Talmudisten und sanften Mann; der andere, dem ich überwiesen ward, war ein Deutscher aus Hildesheim, ein mürrischer, trotz seiner sorgenfreien Lage höchst unzufriedener Mann, der seine Kinderlosigkeit an den Kindern ausließ, und der, wie ich nachmals einsah, eben so wenig wußte, als er sich viel auf seine Kenntnisse — denn er las manchmal einen deutschen Roman — einbildete. Beide sprachen übrigens ein furchtbares Kauderwälsch, und Fluchen und Schimpfen waren ihre wichtigsten Erziehungsmittel; unser Professor der untern Klasse handhabte auch den Schjenziemer sehr fleißig.

Wir waren unser vier unter seiner Leitung. Unser Lehrzimmer bestand in einer Dachkammer, neben der Schlafkammer der Hausmagd. Die Wände waren, zum Theil durch den Uebermuth der studirenden Jugend, so weit man reichen konnte, ihres Kalkputzes entkleidet, so daß das Rohr überall heraus sah,

der Boden mit Gyps gepflastert, vielfach aufgesprungen, ein langer Anrichtentisch und eine Bank machten die Möblirung aus; an einer Seite stand der Bücherschatz in zerrissenen und zerschliffenen Einbänden und Hüllen. In diesem Raume waren wir nach dem elenden Frühstück, bestehend aus wässeriger Milch und einem Luffen (Bröbchen), beisammen, jeder angethau mit einer Jacke, einer Weste, die nicht mehr als vier Groschen kosten durfte, einer kurzen lebernen Buchs (Hose), die nicht genug hinaufreichte, um das Hanf-Hemde bis zur Weste zu bedecken, schwarzen wollenen Strümpfen, fast immer durchlöchert, und Schuhen mit Schnallen, eine leberne Mütze auf dem Kopfe. Um acht Uhr oder etwas später erschien Herr Bär in einem abgeschabten Schlafrocke, mit einer weißen Nachtmütze auf dem Haupte. Dann ging's an den Thalmud. Er forderte jedenn ach der Reihe auf, aber keinen bei seinem wirklichen Namen, das hielt er für ungemäß seiner Ehre, sondern mit stehenden Spitznamen; einer hieß Dohs, einer Chamer (Esel), einer Fresser, (weil er diese Eigenschaft besonders hatte) und so noch anders, denn jeder neu eintretende Schüler erhielt bald einen solchen Eigenschaftsnamen.

Wir waren daran so gewöhnt, daß wir nur auf diese Namen hörten, und unsere eigenen nicht verstanden hätten. — Um elf Uhr mußte einer von uns hinunter gehen, und eine Flasche Anis-Aqua-Vita heraufholen, aus welcher unser Lehrer ein Glas zu sich nahm. Dann pflegte er lustig zu werden, und wenn er nicht gerade wüthend gewesen war, uns allerlei Geschichten zu erzählen, um uns aufzuheitern. Darunter waren manche von der aller-schmügigsten Natur, was uns nur um so mehr ergözte. Nachmittags war es zwei ein halb Uhr bis gegen sechs, oder bis zum Gebete, eben so. Zwei Tage in der Woche wurde der Pentateuch durchgenommen; die übrigen Bücher konnte jeder lesen oder nicht. Moralische, besonders abergläubische Schriften standen uns viele zu Gebote.

Uebrigens hatten wir wöchentlich bei einem Romanschreiber (Bertrand), der zugleich Uhrmacher war, vier Stunden im Lesen, Schreiben und Rechnen; die meisten wurden versäumt, die übrigen halb gegeben. Wir lernten so gut wie nichts. Keiner sah darnach.

In körperlicher Hinsicht wurden wir im höchsten Grade verwahrlost. Wir erhielten sehr dürftige Kost, und mußten von Verwandten uns Geld schaffen, um den Hunger zu stillen. Zu diesem Zwecke wurde sogar bisweilen die Kiste der Magd in der benachbarten Kammer geöffnet, um Geld zu erlangen. — Von Sauberkeit in Wäsche, von Bädern, und was dahin gehört, fast keine Spur. Ein Kamm oder eine Zahnbürste war eine Seltenheit; die Schubbürste diente, wenn die Federn gar zu dicht sich angelegt hatten, für die Kleider, nämlich die Jacken und den Sabbathrock. — Im Freien bewegten wir uns bisweilen, aber die Knaben anderer Schulen verfolgten uns, und es setzte sehr oft blutige Händel.

Zwischen den zwei Klassen jeder Stiftung herrschte zugleich ein Pennalismus, der die untern Klassen schwer drückte; die jüngern Schüler waren

fast zu dienenden Burschen der ältern geworden. Waren nun auch die Verhältnisse nicht bei allen Lehrern gleich betrübend, so waren sie doch im Allgemeinen gleich schlecht in Betreff des Zweckes der Stiftung, und da die jüngern Schüler dieses noch nicht erkannten, wohl aber die traurige Lage empfanden, so trat ihr Unmuth auf andere Weise heraus, indem sich die Gleichgesinnten zu gemeinsamer Tröstung, oft zum Widerstande verbanden. Dadurch entstanden Feindseligkeiten mit mannigfach verbrießlichen Folgen, namentlich wenn ein Verbrechen vorlag, welches die richterliche Entscheidung des Lehrers erheischte. Noch lebhaft schwebt mir ein furchtbares Ereigniß vor, welches das Haus ärger aufregte, als vielleicht ein Erdbeben es vermocht hätte. Bei einer 1805 im Sommer einmal unerläßlich gewordenen Säuberung fand sich nämlich im Gewahrsam eines Schülers ein deutsches Buch! Die größern Schüler, schon dem Ungehorsamen auffäßig, erhoben jetzt ein entsetzliches Geschrei, und der arme Bursche fühlte nicht bloß augenblicklich die schweren Leiden seiner geheimen Genüsse, sondern blieb lange nachher der Gegenstand des bittersten Hohnes.

Zwei aus unserm Hause, und zwei aus dem andern waren verbundene Freunde. Unter diesen waren, die einzigen noch lebenden, Z u n z und i c h; die andern beiden starben frühzeitig. Z u n z war bald nach mir im andern Hause eingetreten. Er entwickelte schon damals eine Geistesstärke, welche den künftigen Kritiker ahnen ließ, und war bald die Seele des Widerspruchs. Wir beide trieben heimlich Grammatik, und seinem Scharfsinne verdankte ich manchen Fortschritt. Er war schon damals sehr witzig, und schrieb in hebräischer Sprache eine weitläufige Satyre gegen unsere Tyrannen, welche uns, so oft ein Stück fertig war, sehr belustigte. Leider wurde nachher auch dies Verbrechen entdeckt, und das corpus delicti den Flammen übergeben. Dafür behielt er den Namen eines Chozoph (Verwegenen!). — Uebrigens entwickelten sich seine Fähigkeiten zusehends und er überragte alle übrigen bei weitem, namentlich im Auflösen räthselhafter Rechnungsaufgaben des alten Hemeling, den ich von meinem Großvater erhielt.

Die bisherige Schilderung muß den Eindruck einer auch in sittlicher Hinsicht sehr verderblichen Erziehung machen. Es wird daher nöthig sein, darüber ein Wort zu sagen. Was eigentlich den Namen Erziehung verdiente, bestand in den täglichen, zum Theil stündlichen, religiösen Uebungen, den Gebeten Morgens, Mittags, Abends, bei Tisch, bei jedem Genuß, jeder Verrichtung, ferner in den Beobachtungen aller der Gebräuche an Festtagen, und bei Familienfeierlichkeiten (Beschneidungen, Sterbefällen, u. a.) und überhaupt in einer die Aufmerksamkeit fortwährend beschäftigenden Pünktlichkeit, welche durch die Lust einander in Befolgung aller Vorschriften zu überbieten, noch erhöht ward. Man sah hierin nichts Absichtliches, Planmäßiges, sondern lediglich die natürliche Pflicht des Judenthums in den Jüngern der Wissenschaft, die dereinst Andern als Vorbilder dienen sollten; und wenn sich ein Schüler vermaß, über einzelne Gebräuche sich hinweg zu setzen, oder gar

Bedenken zu äußern, so beklagte man ihn als einen Abtrünnigen oder Leichtsinrigen.

Der Sinn für die religiösen Uebungen fand besondere Nahrung, äußerlich durch Belobungen abseiten des reichen Vorstehers, der die bessern Schüler damit belohnte, daß er einmal ein freundliches Wort mit ihnen sprach, besonders aber sie damit beehrte, seine Gebete immer mit ihrem lauten Amen zu begleiten; innerlich, durch die Moralbücher, in welchen das Geisteswesen eine große Rolle spielte. Der Schüler war überzeugt, daß jeder gut ausgesprochene Laut im Gebete einen guten Engel erzeuge, und jede Pflichterfüllung einen Fürsprecher schaffe; so wie anderseits, daß unzählig viele böse Geister uns fortwährend umschwirrten, deren Einfluß man zu lähmen bemüht sein müsse, und daß insbesondere der Satan lauere, um jeden vor Gottes Throne anzuschwärzen. Diese mystische Seite der Religion zog die jugendliche Einbildungskraft sehr an, und förderte die Sorgfalt in den Uebungen.

Frage ich nun heute, da mir eine durchaus verschiedene Ansicht vom Religionswesen eigen geworden ist, welche sittliche Wirkung jene ascetische Erziehung gehabt habe? so muß ich mir gestehen, daß sie zum großen Theile die unverzeihlichen Fehler der Anstalten und ihrer Vorsteher, wieder gut machte. Einmal abgeschlossen von der Außenwelt, und sogar körperlich abgeschwächt durch Mangel an Bewegung, guter Nahrung und gesunder Luft (denn selbst die Schlafzimmer wurden wenig gelüftet), hätte Geist und Gemüth verkümmern müssen, wenn nicht die Religionsübungen das innere Leben in Spannung versetzt hätten. Was diesem am Erdengenuß abging, fand es in seinem Himmel und in den heiligen Büchern und den Ausflüssen derselben, als welche wir jedes hebräische Buch ansahen. Eine grenzenlose Ehrfurcht vor dem gesammten hebräischen Schriftthum beseelte uns; es war unsere Vermittelung mit der Gottheit. Kleine sittliche Fehler, ja sogar Vergehungen, verloren ihre Bedeutung, bei dem sichtlichen Streben, Gottesfurcht darzulegen und Gottes Gnade zu verdienen. Die angeregte Phantasie stimmte die Seele zu einer Zartheit und Weichheit, welche sich allen edeln Eindrücken fügte, und es fehlte nicht an innern Freuden durch Wohlgefallen an schönen Zügen von Tugenden, und durch Thaten der Selbstbeherrschung und der liebevollsten Aufmerksamkeit für Andere.

Jede neue Erscheinung auf diesem Gebiete machte um so mehr Eindruck, als im Allgemeinen die kleine Stadt und unser eng gezogener Kreis selten etwas Ansprechendes darbot. Zu den sittlich anregenden Vorkommnissen gehörten insbesondere wandernde Gelehrte, meist Polen, die der Vorsänger und nachmals der gelüftete Schlagbaum am Freitage einließ, damit sie sabbathliche Gastfreundschaft genößen. Diese pflegten dann ihre thalmudische Gelehrsamkeit zu zeigen, welche wir anstaunten, und welche uns anreizerte, dereinst auch solche Höhe zu erreichen. Wir hörten dann mancherlei Disputationen des Rabbiner oder eines der Lehrer mit solchen Fremden am Sabbath Nachmittag bevor man zum Gebete ging, öfters auch einen kleinen

Vortrag in der Synagoge, der durch Fragen und Einwendungen abseits der größern Schüler unterbrochen werden durfte. — Einen noch lebhaftern Eindruck machte auf uns, wenigstens auf mich, ein Morgenländer in seiner besondern Tracht, und mit seinem hebräischen Sprachausdruck. Einigemal sahen wir auch Chassidim (Fromme), welche sich aller von lebenden Wesen entnommenen Nahrung enthielten, und Andere, welche am Wochentage, außer des Abends, gar keine Nahrung zu sich nahmen. Das waren für uns bewundernswürdige Selben, eine Art Heilige. — Nach solchen Erscheinungen lasen wir die frommen Bücher mit desto ernsterer Andacht.

Man kann hiernach wohl sagen, daß wir auf sittlichem Boden uns bewegten, wenn uns auch nicht nur die feinere Weltfittte ganz abging, sondern nebenher manche durch die Abgeschiedenheit zur Gewohnheit gewordene Unart anklebte. — Selbst unsre Spiele standen unter dem religiösen Einflusse, in so fern uns nur zu gewissen Zeiten gestattet war zu spielen, als: nach dem Schluß des Sabbaths, am Weihnachtsabend, am Chanukafest jeden Abend, meist auch am Neumond, und endlich am Purimfest. Karten wurden nicht geduldet, wohl aber Lottospiel, mehrere Spiele mit Rüssen, und der Kreisel auf dem Tisch (Trändel, mit hebräischen Buchstaben) so wie Verkleidung am Purim. Unsere Lehrer kümmerten sich übrigens um unsre Spiele nicht, außer wenn wir zu laut wurden; wie sie denn überhaupt, die Lehrzeit abgerechnet, kein Wort mit uns sprachen, es wäre denn, daß etwas zu befehlen war. — Unsere Unterhaltungen betrafen meist kleine Schülerhändel oder auch Gebräuche. Junz und ich, wir fanden besondere Lust an geistigen Entdeckungen, und öfters trieben wir hebräische Grammatik zum Verdruß der Lehrer. Die hebräische Sprache war unser Lieblingselement, und wir spielten öfters ein lexikalisches Spiel, welches darin bestand, daß einer ein zweiconsonantiges Wort aussprach, worauf der andere eins nennen mußte, welches mit dem Endconsonanten des vorigen anfang, und so fort, bis der Vorrath erschöpft war; derjenige war Sieger, der das letzte ausgesprochen hatte. Der Witz bestand darin, alle Wörter zu meiden, die mit einem *Bav* endigen, weil es nur ein Wort gibt, das mit solchem beginnt, nämlich das Wort *Bav* (Haken), so daß nach diesem nichts weiter gebildet werden kann. — Ich weiß nicht, ob dies Spiel sonst noch bekannt ist. Uns erzögte es im Alter von 10—11 Jahren.

Anderseits darf ich nicht unerwähnt lassen, daß unsre Phantasie auch auf verderbliche Wege gerieth. Wenigstens kann ich von mir selbst sagen, daß mich Jahrelang eine entsetzliche Angst plagte, so oft ich allein war, und daß ich im Dunkeln es gradezu nicht aushielt, auch nur Augenblicke einsam zu bleiben. Geister und Gespenster umgaben mich überall und jede finstere Wolke jagte mir namenlose Besorgniß ein, Donner und Blitz waren mir schreckliche Ereignisse. Noch lange nachdem ich durch bessere Erkenntniß frei war von dem Glauben an die Wirklichkeit solcher Geister, suchten sie mich noch im Traume aus der Erinnerung heim, und störten meine Ruhe. —

Uebrigens war in unserer Geistesrichtung etwas Poetisches, das auf

Nebenbeschäftigungen einwirkte. Wir lasen z. B. die Märchen der 1001 Nacht, die wir in jüdischer Schrift vorfanden, mit großem Wohlgefallen, und eben so verschlangen wir die nach arabischem Geschmacke gebichteten hebräischen Fabeln und Märchen, wie die Parabeln der Midraschim, und bald fanden wir Freude an den in reinem Styl geschriebenen Werken eines Friedländer, Guchel und Wessely, die uns gewissermaßen mustergiltig wurden. Fast vier Jahre vergingen so, ohne sonderliche Veränderung der Verhältnisse, außer daß innerhalb der letzten dieser Jahre drei der Lehrer, auch der Rabbiner, und endlich der reiche Vorsteher starben, folglich eine Epoche für die Stiftung eintrat, die um so entscheidender wurde, als auch die Weltverhältnisse sich umgestaltet hatten, und die neue Zeit neue Bedürfnisse hervorrief. — Die Ereignisse hatten schon so stark auch auf unsere rabbinischen Lehrer eingewirkt, daß sie mit Begierde die Zeitungen lasen, und Abends sich von Politik und Ländervertheilung unterhielten, obgleich keiner von der Geographie mehr wußte, als die Namen einiger Städte, wo sich jüdische Gemeinden befanden, und die vier Weltgegenden, weil man stets uach Morgen gewendet das Hauptgebet verrichtet. Derjenige unsrer Lehrer, welcher die andern überlebte, bemerkte, als er von der Veränderung des Schulplanes hörte, in welchem auch Geographie eine Stelle fand, gegen uns: Wozu Geographie? Wenn ihr einmal schnorren geht, werdet ihr schon genug davon lernen! —

Man wäre berechtigt zu erwarten, daß wir mindestens durch die vielen sächlichen Vorstellungen, welche in Bibel und Thalmud vorkommen, einen Vorrath von nützlichen Anschauungen gesammelt hätten, welche zum Verständniß der Bücher ganz unentbehrlich sind, — aber keine Spur davon kam beim Unterricht vor, und nur einige mathematische Messungen wurden allenfalls annähernd anschaulich vorgestellt, z. B. daß die Peripherie des Kreises  $3\frac{1}{7}$  Mal der Durchmesser ist, was man an einem Trinkglase mit einem Schnürchen zeigte. Anderes entdeckten wir durch eigenen Scharfsinn. Mein Lehrer z. B. konnte mir nicht recht begreiflich machen, wieso 10 Reihen Äffer à 10 Stück zusammen 100 ausmachten, bis ich mit Kreide 10 Reihen Ringe auf den Tisch zeichnete; was er als äußerst sinnreich allenthalben rühmte. Naturgeschichte, Alterthümer, Geographie, Geschichte, alle durch jene Bücher leicht belebt und befruchtet, blieben unbebaut. Wir gingen, wie unsre Lehrer, gleichgiltig darüber hinweg. — Nur der Josippon (falsche Josephus) weckte in Junz und mir etwas Sinn für Geschichte, und manche im Thalmud vorkommende Bauten suchten wir uns zu entziffern.

Die Wirkung dieser Beschränktheit ist späterhin nur zu fühlbar geworden. Nicht nur war das Gebiet unsrer Anschauungen so dürftig besetzt, daß wir von täglich vorkommenden Gegenständen gar keinen Begriff hatten, weil uns eigentlich nichts ansprach, als was unserm Lebenskreise angehörte, sondern wir hielten es auch nicht der Mühe werth, unsre Aufmerksamkeit von den erfreulichen scharfsinnigen Erklärungen der Schriften ab und auf die sich immer gleichbleibende kalte Natur hin zu lenken. Ich wüßte nicht, daß je einer

von uns Unterschiede der Bäume und anderer Gewächse oder der Vögel und ihrer Stimmen, oder der Steine, auch nur bemerkt hätte. Wir hätten solche Betrachtung für unbedeutend gehalten, nur denen zusagend, die nicht für höhere Gedanken Sinn haben. — Diesen Fehler in der ganzen Anlage einer Stiftung für Jugendbildung muß ich um so mehr hervorheben, als er leider fast überall begangen, zum Charakterzug derer wurde, die sich zu jüdischen Volksschulern bestimmten; und erst in neuerer Zeit hat der Besuch der Landeschulen den Mißstand abgestellt. Unter hundert Rabbinen und Religionslehrern war bis 1820 sicherlich nicht einer, welcher von Natur oder Kunst etwas wußte, oder auch nur darnach gestrebt hätte, sich klare Begriffe davon zu verschaffen; das war aber nicht Folge des Stumpfsinnes, denn Viele, sehr Viele waren ungemein fleißig in Verfolgung aller Systeme der Philosophie, verwendeten eine natürliche Dialektik auf die gesuchtesten thalmudischen Fragen und waren ungemein sorgfältig im Ergründen der Grammatik der heiligen Schriften, mit ihren bis zur Verzweiflung schwierigen Punkten und Accenten; es war vielmehr eine verderbliche Einseitigkeit, die sehr oft in einen tadelnswerthen Hochmuth umschlug, welcher alle Naturforschung verachtete. Die Spuren dieses beklagenswerthen Erziehungsfehlers zeigen sich bis in die neuesten Schriften von Schülern aus jener Zeit, indem selbst tüchtige und in vielen Beziehungen wohlverdiente Männer bisweilen die einfachsten Elementarbegriffe unrichtig auffassen und darauf die seltsamsten Schlüsse gründen. Es ist nicht unfres Amtes, hier Belege zu dieser Behauptung nachzuweisen; da sie gedruckt sind, mag sie jeder finden. Eine nicht minder bedauerliche Wirkung ist die Unachtsamkeit in Betreff alles dessen, was mehr zur Form als zum Wesen gehört, als: der Schreibung geschichtlicher oder geographischer Namen, der Unterscheidung der Zeiten, der Ordnung des Stoffes und was sonst die schriftstellerische Thätigkeit fordert. Wir sprechen uns selbst nicht frei von dergleichen Flüchtigkeiten, die uns manche schmerzliche Reue bereitet haben, und wir fanden immer nur einen sehr schlechten Trost darin, daß wir Gefährten hatten. Wir würden die Sache sogar mit Stillschweigen übergehen, wenn wir nicht beabsichtigten, auf die Mängel einer verkehrten Erziehung aufmerksam zu machen, welche wohlgar ihre Lobredner gefunden hat, weil sich Viele aus jener alten Schule nachmals sonst hervorgethan haben.

Die Summe der Kenntnisse, welcher damals die vierjährigen Böglinge, etwa im Alter von vierzehn Jahren, sich rühmen durften, bestand in einer ziemlichen Fertigkeit thalmudische Stücke von verwickeltem Inhalt zu verstehen, die Commentare und andere einschlägige Schriften zu benutzen, ferner eine ausreichende Kenntniß der religiösen Gebräuche nach dem System des Joseph Caro, eine Bekanntschaft mit Maimuni's Gesefssystem und einige Einsicht in seine philosophischen Ansichten, einige Kunde von philosophisch-theologischen Werken der spanischen Schule, und einige Uebung im hebräischen Ausdruck mit ziemlicher Beobachtung der grammatischen Regeln, wie sie von jüdischen Grammatikern aufgestellt waren. Die Bibel hatte jeder für sich durchgenommen,

doch wurden die schwierigen Stellen der Propheten und selbst der geschichtlichen Bücher nicht mit gehöriger Sorgfalt studirt; man begnügte sich mit oberflächlicher Kenntniß, und dachte dabei fast so wenig wie bei den oft geistreich gebichteten aber sehr schwierigen Festgebeten, in denen freilich die hebräische Sprache sich gar häufig der dichterischen Freiheit oder Kunst fügen muß. Das Gedächtniß war angefüllt mit unendlich vielen thalmudischen allgemeinen Sätzen, insbesondere Weisheits- und Sittenlehren, und der Wig erfreute sich in Anwendung der im Gedächtniß lebenden Vorstellungen auf tägliche Vorkommnisse. Im Rechnen waren mehrere sehr gewandt, deutsch lesen und schreiben war unsre Sache nicht, doch bemühten sich schon Einige, in ihren jüdisch geschriebenen deutschen Briefen gewählte Ausdrücke zu gebrauchen, die man aus der Bibelübersetzung aus einigen neuern jüdisch-deutschen Schriften kannte. Ich selbst erinnere mich nicht, vor zurückgelegtem sechzehnten Jahre einen deutschen Brief geschrieben zu haben.

Vielleicht ist nichts geeigneter die Bildungsstufe unsrer Anstalt zu charakterisiren, als eine Leichenrede, die unser Lehrer (der einzige, welcher alle übrigen lange überlebt hat) am Grabe des Vorstehers hielt, und die er vorher uns, seinen Schülern, vortrug, noch ehe jener gestorben war. Sie enthielt eine genaue Schilderung der Mühen und Beschwerden, welche ihm, dem Lehrer, oblagen, und der dürftigen Belohnung, die er dafür empfing; worauf er das Andenken des frommen Mannes segnete. Die anwesenden Verwandten aus Braunschweig, bereits etwas weltlicher gebildet, konnten mitten unter ihren Thränen sich des Lachens nicht erwehren.

Auf diese Verwandten, und namentlich einen Neffen des Vorstehers ging jetzt die Verwaltung der Anstalt über. Derselbe beschloß alsbald beide Stiftungen in ein Haus zu bringen, und dem Ganzen eine zeitgemäße Richtung zu geben. Man schuf die Anstalt in eine Elementarschule um, deren Leitung S. M. Ehrenberg aus Braunschweig erhielt, ein Mann von schöner Gestalt, feinen und anmuthigen Gesichtszügen, edler Haltung und lebenswürdigen Sitten. Er stand damals im vierunddreißigsten Lebensjahre, und besaß die erforderliche Vorbildung, die er ebenfalls sich erst spät erworben, denn er hatte seine Jugend in derselben Anstalt zugebracht.\*)

Ich gedenke noch mit lebhafter Freude des mächtigen Eindruckes, den die erste Erscheinung dieses Mannes (den ich bis heute in dem Zeitraum von sechsundvierzig Jahren als meinen Lehrer verehrte und meinen treuesten Freund nennen darf) im Winter 1806 auf mich machte. Ich war gerade unwohl, als er unsern Lehrer besuchte und über die Fähigkeiten seiner Schüler befragte. Ueber mich äußerte sich dieser, einen verben Fluch einmischend,

\*) Diese Worte sind an demselben Tage (21. Oct. 1853) niedergeschrieben, an welchem, wie wir bald zu unserem Schmerz erfahren, die edle Seele von der Erde schied. Er stand am Schlusse seines achtzigsten Jahres. Eine Woche vorher hatte er dem Verfasser einen schönen Brief geschrieben, mit fester Hand und jugendlicher Frische, so daß niemand sein Ende so nahe glauben konnte.

ich sei zwar nicht ohne Anlagen, wolle aber nichts lernen. Die tiefe Kränkung, die ich darüber empfand, ward nur geheilt durch einen Blick des Erlösers, welcher mich beruhigte. — Im April 1807 wanderte ich mit einem unaussprechlichen Gefühl des Entzückens, in dem oben beschriebenen Aufzuge, mit einem Paar Schuhen und einer Schuhbürste unter dem Arm, in das andere Haus, wo eine bessere Einkleidung und Haltung meiner harrete. Dort waren bereits Klassen eingerichtet, alle Stuben gebielt und angemessen hergestellt worden. Acht Schüler waren noch vorhanden, jeder erhielt seinen Bedarf und eine untadelige Ordnung herrschte im ganzen Hauswesen, erst unter der Leitung der Mutter G.'s, dann einer wackern, nun schon verewigten Hausfrau.

Wenn ich die Empfindungen des Behagens, welches mich in den zwei Jahren erfüllte, da ich unter dieser Leitung stand, schildern sollte, wäre ich in Verlegenheit. Von solcher Güte und Nachsicht bei strenger Innehaltung der festgestellten Ordnung, hatte ich nie einen Begriff gehabt. Es bedurfte fast nur dieser liebevollen Behandlung, um uns zum Fortschreiten zu begeistern. Aber was wir jetzt zu lernen hatten, war ganz anderer Natur, als alles bisherige. Die ersten Elemente waren uns fremd. Wir mußten, obwohl einige schon 15—16 Jahre alt waren (ich 14, Junz 13), vom ABC anfangen, Lesen und Schreiben war indeß bald überwunden. Schwieriger war es, unsern Sinn für schöne Form auszubilden, und eine Gellert'sche Fabel gut herzusagen, wollte uns lange nicht gelingen. G. verstand es aber, den vorgefundenen Boden zu benutzen. Selbst im Hebräischen sehr geschmackvoll sich ausdrückend, weckte er unsere Anlagen durch die hebräischen Schriften der Berliner Schule, die wir bald in Erholungsstunden verschlangen; und je weiter wir im Deutschen vorrückten, gab er uns Campe's Kinderbibliothek und andere Jugendschriften in die Hand und zog uns so nach und nach heran. Thalmud lernten wir noch bei unserm alten Lehrer in beschränkter Stundenzahl; auch dieser mußte sich jetzt zu mildern Sitten bequemen. Wir erhielten auch einigen Unterricht im Französischen, doch mußte man sich mit einem kranken Mann behelfen, bei dem wir nichts lernten, außer daß die Fleißigern sich selbst beschäftigten.

Man fing damals an, die Zukunft der jungen Leute in's Auge zu fassen. Die bürgerlichen Beschränkungen waren durch den Eintritt der französischen Herrschaft aufgehoben. Viele suchten für ihre Söhne und Zöglinge Werkstätten der Handwerker auf, ein ganz neues Gebiet für Juden, denen bis dahin nur das Handelswesen Nahrung in Aussicht stellte. Auch mich bestimmte mein Großvater dem Handwerk, und schloß deshalb mit einem Buchbinder ab. In den 1½ Jahren seit dem Beginn meiner neuen Laufbahn hatte ich so ziemlich die Elementarbildung inne, und es war mir schon ganz recht, bald als Lehrbursche einzutreten. Da erschien im September 1808 der Vorsteher der Anstalt, und äußerte den Wunsch, einen der fähigern Schüler zum Gesellschafter seiner Kinder nach Braunschweig zu nehmen. Die Wahl schwankte nur zwischen Junz und mir, und ich erhielt den Vorzug, wahrscheinlich als

der ältere, denn fähiger war Junz in jeder Hinsicht. — Nun bedurfte es zu diesem Zwecke einer starken Vorbereitung im Lateinischen und Griechischen. Wir erhielten diesen Unterricht Beide. Mit welchem Eifer wir diese neue Wohlthat benutzten, kann ich nicht beschreiben. Ganze Nächte hindurch arbeiteten wir in dem kalten Winter 1808—1809 heimlich bei Kerzen, die wir aus dem Wachs, welches in der Synagoge von den großen Wachslichtern heruntertroff, uns selbst verfertigten, studirend, gelang es uns im Laufe der sechs Monate bis zum April 1809 es dahin zu bringen, daß man uns dann, Junz in Wolfenbüttel, mich in Braunschweig, freilich mit einiger Rücksicht, in Prima des Gymnasiums setzte. Wir hatten nun ganz neue Gebiete für unsere Bildung, und außer dem geregelten Gange, auch recht Gelegenheit, eine Menge Schroffheiten der frühern Erziehung abzuschleifen, namentlich eine ganz neue Sprache und Betonung anzunehmen.

Damals begannen überhaupt erst jüdische Jünglinge die öffentlichen Schulen zu besuchen. Junz war in W. der erste, ich in B. der dritte oder vierte, nachdem meine Vorgänger ein gutes Vorurtheil hervorgerufen hatten. Der Besuch der Schulen, namentlich der Gymnasien, bewirkte in wenigen Jahren eine unberechenbare Veränderung, nicht sowohl in Betreff der Kenntnisse, die allenfalls auch aus Büchern geschöpft werden können, als vielmehr der Form im ganzen Verhalten. Mit einem Worte: das Autodidakturwesen ward dadurch so ziemlich beendet. Wer von diesem verderblichen, oft genug mit Recht von der Satyre gegeißelten Treiben einen Begriff haben wollte, durfte nur einige Zeit in Berlin zubringen. Seit dem bescheidenen und liebenswürdigen Mendelssohn waren immer mehr die Thalmudisten bemüht, auch in den Wissenschaften sich auszubilden. Die Gewohnheit, ihre Weisheit nur aus Büchern zu schöpfen, drängte sie dazu, überall lediglich Bücher zu Rathe zu ziehen, und Viele machten gute Fortschritte, und erwarben zum Theil bewundernswürdige Kenntnisse. Aber das Bewußtsein, sich alles selbst zu verdanken, und der Mangel an Umgang mit andern tüchtigen Gelehrten, dabei noch die Ueberlegenheit im jüdischen Schriftthum, erweckte fast in allen Autodidakten ein Selbstgefühl, das sich in geselligen Kreisen und bei allen öffentlichen Angelegenheiten, wo öfters ein erfahrener Blick viel mehr leistet, als Büchergelehrsamkeit, auf höchst widrige Weise kund gab. Verband sich damit noch Wohlhabenheit und Unabhängigkeit, so war mit dergleichen Autodidakten nicht auszukommen. Sie trauten sich alles zu, sie sprachen über alles ab, sie belächelten und bespöttelten jede einfach wahre Aeußerung, sie ließen nichts gelten, was nicht thalmudischen Scharfsinn an den Tag legte, und alle ihre Unterhaltungen strebten nach Witzfunken und beißenden Bemerkungen, während das Nützliche und Schöne sie nicht ansprach. Eine große Zahl solcher, als höchst talentvoll verschrieener, oft die ersten Elemente verachtender, und in Sprache und Benehmen jede Form verletzender junger Männer wurden Hauslehrer, bei Reichen auch Hausfremde und Rathgeber in Erziehungssachen, und die Unabhängigern gebahrten sich als Mäcene der Wissenschaft,

späterhin auch der Kunst. Wir wollen dem Andenken keines Dahingeshiedenen zu nahe treten; aber bekennen müssen wir jetzt, daß die endliche Schulung unsrer jüdischen Gelehrten sehr wohlthätig geworden ist, und dem Volke müssen wir es nahe legen, daß es nur mit großem Mißtrauen sich an Autodidakten halte, so lange gut geschulte Männer sich ihm darbieten. — Ausnahmen machten allerdings alle diejenigen, welche durch gefellige Verhältnisse dahin gelangten, sich selbst zu erkennen und die Unarten abzulegen.

Es hat einiger Jahrzehnte bedurft, ehe die Gesellschaft sich daran gewöhnte, die Vorzüge der guten Schule zu würdigen, und es mußte erst ein neues Geschlecht heranwachsen, um sie zur Geltung zu bringen. Wer sich eine Vorstellung von den Zuständen jener Zeit machen will, darf sich nur befragen, was für Männer im Anfange dieses Jahrhunderts in Berlin jüdischen Privat-Schulen vorstanden, und zwar solchen, denen die gebildetsten Gemeindeglieder ihre Kinder anvertrauten, und was für jüdische Lehrer in denselben angestellt waren. \*)

Sogar das Cassel'sche Consistorium bestand aus lauter Autodidakten, und, wenngleich die Mitglieder schon gebildeter waren, auch eigentlich nur eine Geschäftsbehörde bildeten, so vermischte man doch in allen ihren Akten jene Klarheit und Ordnung, welche nur eine gute Schule aneignet. Ja, als ich mich auf Anrathen des Präsidenten Jakobson selbst, um Unterstützung zur Universität an das Consistorium wandte, schrieb mir einer der Herren Räte, er begreife nicht, was mir die Universität nützen solle, und mein Besuch sei

---

\*) Der berühmte Eduard Gans (gest. 1840), welcher in seiner Kindheit eine derartige Schule (deren Vorsteher war noch viele Jahre später in Berlin allgemein bekannt) besucht hatte, pflegte gern einen drolligen Ausruf zu erzählen, der bei Gelegenheit einer öffentlichen Schulprüfung vorkam. Alle Behörden waren zu dieser eingeladen und viele Beamte und insbesondere Schulmänner und Mitglieder der Behörden waren erschienen. Der ältere Bellermann, als Freund der hebräischen Studien, von Amtswegen zum Aufseher der Schule bestellt, forderte den Vorsteher auf, zunächst über Religionslehre zu prüfen. Der Lehrer richtete hierauf die Frage an seine Schüler: In wie viel Tagen Gott die Welt beschaffen (erschaffen) habe? Sie antworteten richtig in sechs. Darauf fragte er, warum denn Gott bei seiner Allmacht dazu sechs Tage gebraucht habe, da er es ja in einem Augenblicke hätte vollbringen können? Die Kinder schwiegen. — Bellermann bemerkte dem Lehrer, die Frage sei wohl sehr schwierig, und er selbst wüßte darauf keine Antwort. Der Lehrer erwiderte hierauf, an die Kinder sich wendend: Ihr seid sehr Thömm! Gott hätte freilich dazu nicht einer langen Zeit bedurft, aber die Welt wäre zu schwach gewesen, um es auszuhalten! — Bellermann fand lächelnd diese Erklärung äußerst sinnreich. Darf man sich wohl wundern, wenn die hochgebildeten Beamten Berlins nach solchen Beispielen an die jüdischen Jugendlehrer sehr geringe Ansprüche machten, und schon zufrieden waren, wenn einer nicht gar zu albern erschien? — Ich habe von dieser Nachsicht ein lebendiges Beispiel gehabt. Im Jahre 1816 ward ich geprüft, um die Genehmigung zur Errichtung einer Erziehungsanstalt zu erlangen. Mit mir war noch ein Bewerber, der von Studien auch nicht den entferntesten Begriff hatte. Was uns vorgelegt wurde, überstieg nicht die Stufe eines Quintaners. Mein Mitgeprüfter stand aber noch weit unter dieser, dennoch erhielten wir beide die beanspruchte Erlaubniß.

mit Recht bei Seite gelegt. Jakobson war damals nicht in Cassel. Er unterstützte mich aber aus eigenen Mitteln reichlich.

Bei weitem besser bestellt war bereits das öffentliche Elementarschulwesen für Arme, und zwar, weil man sich da überall der vorhandenen Elementarlehrer bedienen konnte. Juden bildeten sich als solche nicht aus. Es bestanden nach Verhältniß ziemlich gute Anstalten, in Oesterreich mehrere, in Dessau, in Breslau, in Berlin und einigen andern Orten; der edle Jakobson hatte in Seesen eine Anstalt auf eigene Kosten mittelst einer Summe von mehr als 100,000 Rthlr. gegründet, und die zu Wolfenbüttel blüthete auf. Allein sämmtliche von Juden aus jener Zeit verfaßten Religions- und Lehrbücher tragen das Gepräge jenes Autodidaktenwesens, und geben ein trauriges Bild vom Zustande der höheren Bildung.

Eine natürliche Folge dieser Wahrnehmung, welche den studirenden Jünglingen nicht entging, war die wachsende Sehnsucht der Wenigen, die noch innerhalb ihrer Gemeinden dereinst etwas leisten wollten, nach einer allseitigen Umgestaltung. Die meisten der Studirenden wählten freilich die Arzneikunde oder bereiteten sich andere Fächer wählend zum Staatsdienst vor; die Andern lagen vorläufig ihren Studien ob, welche zunächst von der frühern Grundlage ablenkten. Die bei weitem größere Mehrzahl gab bald alle Hoffnung im Judenthum zu wirken auf, und ging zum Christenthume, oder zu weltlichen Geschäften über. — Ich widmete mich geradezu dem Schulfache, Junz ward nach beendetem Schulbesuch auf dasselbe hingewiesen, indem er in Wolfenbüttel selbst eine Lehrstelle erhielt, wodurch er seinen Lieblingsstudien näher stand.

In der Zeit der Fremdherrschaft, die ich meist in Braunschweig verlebte, war dort alle Theilnahme für Religionsangelegenheiten gänzlich erloschen. Die vollkommene Befreiung von allen frühern Bedrückungen hatte die Aufmerksamkeit auf weltliche Bildung hingewiesen, und man sah im Königreich Westphalen bald die Jugend der israelitischen Bevölkerung freudig fortschreiten im nützlichen Streben. Die Werkstätten der Handwerker hatten jüdische Lehrklinge; die höheren Schulen brave Schüler, das Heer recht gute Soldaten, unter denen eine angemessene Zahl bis zum Rittmeister und Hauptmann vorrückten, einige widmeten sich dem Landbau, einige dem Schulwesen, — der Synagoge, so viel ich weiß, gar keiner; die dahin gehörigen Stellen überließ man gern den Fremden; die gesellige Bildung erschien vor allem wünschenswerth, und in Braunschweig war sie bereits so weit erreicht, daß eine ganze Anzahl jüdischer Jünglinge und Haustöchter öffentlich Lustspiele auführten, die großen Beifall ernteten. Der Ertrag war für die Armen bestimmt. Für die Künste des geselligen Umgangs, Musik, Tanz, Vortrag, war man besonders eingenommen, und das Leben gewann dadurch ein heiteres Ansehen. Neuzerliche Genüsse, Ueppigkeit, zum Theil Brunk weit über Vermögen, waren an der Tagesordnung, und die kleine Zahl der Israeliten ahmte alles nach. Die französischen Offiziere trugen das Ihrige bei, und

manches Románchen ward gespielt. (Der Berichterstatter, in der ganzen Zeit Gymnasiast, und im Allgemeinen sehr unerfahren, stand dem geselligen Wesen fern, war aber doch als Zuschauer mit dem Geiste des Ganzen, wie mit einigen Persönlichkeiten näher bekannt, und die vorgekommenen Ausartungen einiger, nunmehr längst Dahingeshiedenen, [die achtbarsten sind noch am Leben] erweckten ihn, ein Lustspiel in fünf Akten zu schreiben, welches ein Mitglied der Schauspieler an sich nahm, und einem andern ohne Namen zusandte. Dasselbe ward vielen derselben mitgetheilt und als ein treues Lebensbild der betreffenden Personen betrachtet. Das weitere Schicksal dieses Erstlings ist ihm unbekannt geblieben. Er soll aber noch vorhanden sein.) In Gesellschaften ward aller Ernst vermieden, und wer von Religion gesprochen hätte, wäre ausgelacht worden. Was aus diesem Treiben sich entwickelt hätte, ist schwer zu sagen. Der Ernst kam indeß bald mit dem Umschwung der Verhältnisse, der sich schon 1809 durch Dels angekündigt hatte, aber erst drei Jahre später mit dem Durchzug der Franzosen nach Rußland zu reisen begann.

Wir erwähnen dieser Vertlichkeiten nur, in so weit sie die Gegenden und die Zeit charakterisiren; wenn wir nicht irren, herrschte derselbe Geist auch in der Hauptstadt, dem Sitze des Consistoriums, welches zwar etwas zu reformiren versuchte, aber im Allgemeinen zu wenig Kraft oder Geist entfaltete, um Anklang zu finden. Die Seele desselben war Jakobson, ein überaus lebenswürdiger, und da wo es Opfer galt, energisch thätiger Mann, der aber in Religionsfachen selbst kein klares Urtheil hatte, und sich von fremden Einflüssen leiten ließ. Im übrigen war er für die Wohlfahrt seiner Glaubensgenossen begeistert, und abgesehen von einigen Schwankungen, einer der edelsten Menschen, die wir gekannt haben. Wir sprechen noch von ihm. Er ließ sich's damals sehr angelegen sein, in allen etwas zahlreichern Gemeinden Elementarschulen anzulegen. Bei Eröffnung der Braunschweigischen waren wir zugegen. Sie ward einem alten, gutmüthigen Lehrer übergeben, der aber vom Lehrfache nichts verstand. Um ihm ein Vorbild zu geben, führte man einen andern Lehrer herein, welcher ihm die damals beliebte sokratische Lehrweise in nuce zeigen sollte. Er machte ihm vor, wie man Religion lehren müsse, und begann mit dem Beweise, daß die Sinne der Tauschung unterworfen sind, was er an zwei Aepfeln, deren einer von Stein war, aber sehr lockend aussah, zunächst darstellte. Die Anwesenden fanden das sehr sinnig, und man ging mit der Ueberzeugung, einen neuen Weg betreten zu haben, nach Hause. Das Schulchen hat indeß nicht lange gelebt. — Die Cassel'sche Schule haben wir 1813 besucht, sie war eben im Untergange begriffen, wie König Jerome, unter dessen Schutz sie stand, und wie der versuchte neue Gottesdienst, den der König keinesweges mit günstigen Augen ansah, weil man sie ihm als Sektirerei beschrieben hatte.

Mit der Fremdherrschaft zerfiel alles, was ihr seinen Ursprung verdankt hatte, und man fand so zu sagen eine tabula rasa vor. Wir lagen unterdessen unsern Studien ob, und gingen 1813 im Frühjahr nach Göttingen,

dem Schulwesen uns widmend, obwohl ohne alle Aussicht auf dereinstige Anstellung; denn es gab keine wünschenswerthe Stelle. Die Wissenschaft allein übte ihre Gewalt, und je neuer alles erschien, was wir von unserm vornehmsten Lehrer, J. G. Eichhorn, und seinen theologischen Amtsgenossen hörten, desto lebhafter ward das Streben, weiter vorzudringen. Die Sprachstudien bildeten den Mittelpunkt, doch liebten wir auch theologische Vorlesungen, und von den philosophischen besuchten wir die wesentlichsten. Der Geist der Georgia Augusta war damals fast auf dem freiesten Standpunkt, bisweilen fanden wir sogar, daß einige Lehrer die Schranken zu weit öffneten, indem sie Bigeleien bei biblischen Erklärungen mit einfließen zu lassen sich nicht scheuten, und dadurch eine gewisse Leichtfertigkeit in der Behandlung darthaten. Die ernstern Jünger wußten dies indeß zu würdigen, und es waren deren so viele strebsame vorhanden, daß der Eindruck solcher Ausartungen sich bald verwischte, während man sich des bessern Lehrstoffs durch Austausch der Gedanken stärker bemächtigte. Für mich war die Zeit von 1½ Jahren, die ich dort verlebte, die einer gänzlichen Abwerfung alter Schlacken, und der völligen Einbürgerung in deutscher Denkart und vaterländischem Streben. Ich dachte mir keinen edlern Beruf, als die künftige Einwirkung auf unsre Glaubensgenossen in demselben Sinn, und die Befreiung derselben von aller Einseitigkeit der abgeschiedenen Erziehung.

Die wenigen Berührungen, welche ich noch mit Glaubensgenossen hatte, die dem Judenthume mehr zugethan waren, — die Mitstudirenden standen, wie gesagt, schon an der Schwelle der Kirche, — konnten mich nur darin bestärken. Als Beleg dazu wollen wir nur einer Unterhaltung erwähnen, die wir mit einem sonst sehr geachteten Rabbinen hatten, dem Vater einer in Staatsämtern ausgezeichneten Nachkommenschaft. Derselbe war ein Mann von Geist und feiner Lebenssitte. Er hatte seine Gemeinde im Harz, und kam einst nach Göttingen, wo sein Sohn studirte. Er hat den Schreiber dieses, eine Rede, die er gegen den Meineid gehalten hatte, in gutes Deutsch zu übertragen. Bei dieser Gelegenheit gab es natürlich allerlei Gespräche über die Nothwendigkeit, das unwissende Volk zu belehren und ihm klare Begriffe einzulösen. Unter andern wurde darauf hingewiesen, daß die jüdischen Kinder daran gewöhnt werden, ihre Gebete in einer Sprache herzuleitern, die sie nicht verstehen, und daß folglich auch die Herangewachsenen von der Wirkung eines solchen Formelwesens nichts empfänden; es sei daher wünschenswerth, deutsche Gebete einzuführen. Was erwiderte er darauf? Die Wirkung werde nicht verfehlt; es sei dies ganz dasselbe, wie jeder Kranke vom Doctor ein Recept sich verschreiben lasse, und, ohne dessen Inhalt zu verstehen, nach der Apotheke sende, und den Trank einnehme. — Damit war die Unterhaltung zu Ende. —

In den Ferien war ich einmal in Braunschweig, wo der zeitige Rabbiner im Rufe stand, dem Fortschritte zu huldigen, wie er denn in der That

deutsche Reden hielt. Ich verehrte ihn, als einen sehr edlen Mann, der auch entgegenstehende Meinungen achtete. Am Sabbath hörte ich seinen Vortrag. Zum Text hatte er den Vers: denn so hoch die Himmel sind über der Erde, u. s. w. Hier leitete er mit der Betrachtung ein, daß ein Mensch, der auf einem Berge stehe, augenscheinlich dem Himmel näher sei, als der im Thale. — Mir ist nur diese eine Bemerkung im Gedächtniß geblieben!

Dergleichen Verschrobenheiten standen nicht etwa vereinzelt, sondern sie zeigten sich fast in allen Vorträgen derer, welche gern ein wenig Bildung hervortreten ließen. Sie sah überall aus, wie ein angekaufter Flecken, der nicht zum Kleide paßte, und der Sprachausdruck selbst that dar, wie wenig die Redner noch von Sprachkenntniß sich angeeignet hatten. Es sind aus jener Zeit eine Menge Reden vorhanden, welche man der Berewigung werth hielt, oder womit junge Männer sich empfehlen wollten. Sie bezeugen, was wir sagen, auf's Unzweideutigste. Eine derselben liegt uns vor, sie ist dem wackern Jakobson, freilich auch dem reichen Beförderer alles guten Strebens, gewidmet, als dem größten Gelehrten und Redner Deutschlands, was sicherlich im ganzen Ernst so gemeint war.

Alle diejenigen, welche sich der Wissenschaft zuwendeten, seufzten über diese traurigen Erscheinungen, welche vieles dazu beitrugen, daß der größere Theil mit Widerwillen sich abwendete. Dazu kam noch ein Umstand, der in andern Kreisen nicht minder niederschlagend einwirkte. Im Laufe der Kriegesjahre hatten manche unternehmende Leute sich emporgeschwungen, zum Theil waren aus der Hefe des Volkes, aus der bittersten Armuth Einzelne reich geworden, weil sie bei wichtigen Staatsbedürfnissen begünstigt worden. Man hätte erwarten müssen, daß solche Emporkömmlinge sich der Gemeindeangelegenheiten annähmen, und, wie sie bald ihren eigenen Familien eine zeitgemäße Erziehung zu geben suchten, auch für's Allgemeine einige Theilnahme zeigten. Nur selten sah man Beispiele davon. Die Mehrzahl suchte nur den Reichthum mit dem Glanze großer Sterne auszuschnücken, man gab Gesellschaften und Gastgelage für alle Großen, und ließ sich deren Lobhudeleien gern gefallen, ohne zu ahnen, daß hierin mehr Geringschätzung als Achtung lag; und freueten sich über einen Vorzug, den das Gold allein gewährte. Ja, so eifersüchtig bewahrte man diese Errungenschaft, daß kein Jünger der Wissenschaft zu dergleichen geselligen Kreisen gebeten ward, so daß die Staatsmänner kaum ahneten, daß noch edlere Elemente in der jüdischen Gemeinde sich entwickelten. — Jeder strebsame Jüngling fühlte, wie sehr solcher Zustand die irrige Meinung von dem sittlichen Zustande der Juden bestärken mußte, die sich nachher in Schriften, nicht nur armseliger Literaten, sondern sogar hochgestellter und im Ganzen wohlwollender Staatsmänner kund gab. Wir haben das Verhältniß jener Zeit im Eingange zum 10. Bande unsres Geschichtswerkes mit scharfen Zügen angedeutet, wir gedenken dessen hier nur, um auf die erstaunlichen Veränderungen hinzuweisen, welche die verstrichenen 40 Jahre hervorgebracht haben.

Unerwähnt bleiben darf auch nicht ein anderer Umstand, welcher ein schmerzliches Gefühl erzeugte, und der leider bis in die neuere Zeit anhielt, nämlich die geringen Ansprüche, welche auch die Gelehrten-Welt an jüdische Jünger machte. Die schwächsten Beweise eines guten Willens, oft von der Verschämtheit gut herausgestellt, genügten, um den ausgezeichneten Männern Zeugnisse über vorzügliche Kenntnisse und Erwartungen zu entlocken, so daß oft die feste Unwissenheit sich breit machte, und die wenigen Gelegenheiten nützlich zu wirken in Anspruch nahm, während die Bescheidenern, welche ihre eigenen Mängel besser erkannten, zurückstehen mußten. Wir lasen Urtheile bedeutender Gelehrten über Männer, die nicht aufzutreten wagen durften, ohne sich lächerlich zu machen, sie seien große Gelehrte, Sterne erster Größe u. c. in der jüdischen Gelehrsamkeit; — wer sollte nicht durch die Namen der Aussteller solcher Zeugnisse geblendet worden? — Wir nennen hier keinen Namen, um nicht bei Lebenden oder Verwandten Dahingeshiedener anzustoßen. Die Thatfache aber wiederholte sich so häufig, daß sie einen betrübenden Einfluß übte. Sie ward mitunter zu einem großartigen Aufsehen benutzt. Wir haben härtige und unbärtige Polen gekannt, die alle auf Reisen nach und nach erhaltenen Zeugnisse gedruckt vertheilten, damit sie recht verbreitet würden, und darauf Ansprüche gründeten, die von gutmüthigen Menschenfreunden befriedigt wurden, aber auch zum Theil ganzen wissenschaftlichen Behörden der Hochschulen imponirten. Wir erinnern an einen Abenteurer, der im J. 1817 schon die Erlaubniß, an der Berliner Universität eine Vorlesung zu halten, in der Tasche hatte. Ich denke noch mit Befriedigung daran, daß es mir gelang, ihn dahin zu bestimmen, daß er eine Probe-Vorlesung in meiner Wohnung hielt. Die angesehensten Männer der Gemeinde wurden dazu eingeladen. Es erfolgte ein furchtbares Fiasco; alle Zuhörer schlichen sich, beschämt über die thörichte Erwartung fort. Der von so vielen Gelehrten gepriesene Gelehrte blieb zuletzt mit seinem Unsinn allein; und so war dem Scandal ein Ziel gesetzt.

Dergleichen Beispiele von allerdings anerkennenswerther Rücksicht derer, welche gern jedes aufkeimende Talent ermuntern, ohne an den argen Mißbrauch zu denken, der davon gemacht wird, kommen uns noch jetzt vor, und sie zeigen sich fast immer an unwürdigen Subjekten. Sind diese auch nicht allesammt schlaue Müßiggänger, die auf fremde Unkosten leben wollen, so nährt eine derartige Rücksicht doch den Hochmuth und die irrige Meinung von dem eigenen Verdienste, und verschafft öfters den geistlosen Halbwissern einen Einfluß auf öffentliches Urtheil. Am meisten hat die Literatur darunter gelitten. Ein ungeheurer Wust von Schriften ist in der jüdischen Welt unter jenem Einfluß an's Licht getreten, und bietet ein trauriges Bild von dem, was in unserer Zeit hat Beförderung finden können.

Doch wir haben jetzt von den Bestrebungen einer bedeutungsvollen Zeit zu berichten.

Im Jahre 1814, im Anfange des October ging ich nach Berlin ab, um dort meine Studien fortzusetzen. Ich fand da Jakobson, dessen Glanzrolle in Westphalen abge spielt war, vor, und der mich auch in den zwei Jahren meiner fernern Universitätszeit für meine bescheidenen Wünsche reichlich unterstützte. Berlin zeigte mir eine neue, schöne und vielseitig anziehende Welt. Bald ward ich mit allen hervorragenden Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde bekannt. Diese waren im Verhältniß zur Zahl der Mitglieder (damals etwa 2—3000 Seelen) nicht eben sehr zahlreich, aber sehr verschiedener Art. Einige der Begüterten entwickelten ernste Theilnahme für Reformen, darunter mehrere, die noch alte talmudische Kenntnisse in sich trugen, mit etwas französischer Philosophie und deutscher Schöngesterei verseht, meist gebieterische Autodidakten, welche auf die jungen Studenten mit Geringschätzung herabsahen, aber doch sie an sich zogen, um für deren Beschützer und Gönner zu gelten. Andere standen durch frühere Verhältnisse großer Häuser, denen sie entstammten, den Staatsmännern näher, hatten feine Sitten und gönnten der heranreifenden Jugend eine freiere Entfaltung zeitgemäßer Bildung, die sie auch durch Opfer gerne förderten, — man kann als den Mittelpunkt dieser Partei David Friedländer nennen, welcher bereits im höhern Alter stehend, von der Welt zurückgezogen lebte, aber von Männern und Frauen der gebildeten Kreise verehrt ward. Eine dritte Partei bestand aus literarisch beschäftigten, meist von außerhalb gekommenen jungen Männern, theils Schöngestern, theils Studirenden, und unter denselben einige, die sich Theologen nannten, andere, die verschiedenen andern Fächern angehörten, Kaufleute, Mathematiker, Juristen und Privatlehrer, ohne bestimmte Berufswissenschaft; alle aber sehr strebsam, und im Allgemeinen wohlwollende Aufnahme findend. Vereinzelt standen einige sehr bemerkenswerthe Erscheinungen, als: Lazarus Bendavid, damals noch in den besten Jahren, ein Szniker im Leben, obgleich wohlhabend, aber von wackerem Charakter, ein tiefer Denker, dabei von Witz und Geist sprudelnd, weniger zugänglich für die Jugend, jedoch stets lehrreich, wenn man ihm näher stand, und mit jedem Worte anregend; ferner ein Simon Veit, Schwiegersohn des alten Mendelssohn, und Vater des berühmten Malers, damals einsam lebend, — seine Frau hatte bekanntlich, von ihm geschieden, sich mit Friedrich Schlegel verheiratet. — Der edle Mann fand seine Freude und seinen einzigen Trost darin, die studirende Jugend um sich zu versammeln, und die Wissenschaft auf alle Weise zu unterstützen. Verschiedene spielten auch die Mäcene, waren aber nur Caricaturen. So wie die Kriegesstürme ruheten, zeigte sich in der jüdischen Gemeinde, welche nach dem Edikt von 1812 Ausichten hatte, ihre Söhne auch im Staatsdienste jeder Art beschäftigt zu wissen, ein ungemein reges Leben, und die gesellige, wie die wissenschaftliche Bildung nahm sichtlich zu. Erstere Seite wurde besonders günstig entwickelt durch einige ältere Frauen aus den vom Staate bevorzugten Häusern, von denen wir die hochverehrte Levy, bis in's 94. Jahre immer gleich rüstig (st. 1854), nennen dürfen, und durch

die heranwachsenden Haustöchter, welche sehr gut unterrichtet, die jugendlichen Kreise der Studirenden, die in den besten Häusern Zutritt hatten, belebten. Es öffnete sich hierdurch eine große Anzahl wahrer Bildungsschulen, von denen man früher kaum eine Ahnung hatte, und die auch anderswo noch lange zu den Seltenheiten gehörten.

In solchen Elementen bewegte sich die heraufziehende Jugend. Da wir aber nicht eine allgemeine Charakteristik der verschiedenen Richtungen, die bald weit auseinander gingen, zu schreiben beabsichtigten, sondern lediglich auf dem religiösen Gebiete verweilen wollen, so lenken wir hier wieder ein, nachdem wir die nöthigen Voraussetzungen gegeben haben. Die geselligen Kreise als solche waren durchweg von allem religiösen Sonderwesen fern; sie strebten vielmehr offen dahin, es aus ihrer Mitte zu verbannen, und der feinen Weltbildung allen Einfluß einzuräumen, wie denn auch zu solchen Kreisen bald alle Bekenntnisse untermischt zugezogen wurden. Wiesern hier immer das Rechte erzielt ward, lassen wir auf sich beruhen, wiewohl uns oft bedünken wollte, daß die Aufmerksamkeit sich mehr auf läppische Alltäglichkeiten und Berliner Wiße, oder auf Schauspiel und Schauspieler, die oft auch in den Gesellschaften ihre Kunst entfalteten, einseitig beschränkte. Wir persönlich sagten solche Unterhaltungen nicht zu, und ich zog diejenigen vor, welche mehr den Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sich zuwendeten. Es wäre auch diese Ausartung nicht des Erwähnens werth, hätte sie nicht auf die Gestaltung der ernstern Bestrebungen einen Einfluß geübt, wie wir sehen werden.

Alles, was Beziehung hatte auf religiöse Angelegenheiten, insbesondere die allgemein gefühlte Wichtigkeit nöthiger Reformen, suchte seinen Schwerpunkt in Jakobson, in und bei welchem sich alle dazu erforderlichen Bedingungen vereinigt fanden: Lebhaftigkeit des Strebens, Thatkraft zur Ausführung, Mittel und Unabhängigkeit, befreundete Gleichgesinnte, bereitwillige Jünger, genügende Talente, und das Beispiel einiger gelungenen Versuche; alles zugleich angeregt durch die begründete Besorgniß eines gänzlichen innern Verfalls.

Unsre bisherigen Skizzen reichen bereits über die Grenzen eines Jahrzehents hinaus, und wir schließen hiermit die Reihe der im Ganzen nicht erfreulichen Ansichten aus jener Zeit um so lieber, als mit den Veränderungen im Vaterlande auch in der Entwicklung unsrer Zustände sich nach und nach ein neues, wenn auch nicht überall glückliches, doch jedenfalls regsameres Leben entfaltete. Das ganze Gebiet war weit und breit von Unkraut überwuchert, und die wenigen Keime einer zeitgemäßen Durchbildung konnten noch lange nicht aufblühen. Aber mannigfache Elemente wirkten ein, um die Hindernisse hinwegzuräumen, und neue Saaten kamen dazu, um wohlbegründete Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zu nähren. Die meisten Anschauungen, welche sich im nächsten Jahrzehent, namentlich zwischen 1815—25 darbieten, und allerdings reichen Stoff zum Nachdenken und zur Erkenntniß

vielfältiger Täuschungen enthalten, leben noch in der Erinnerung unsrer und einer großen Zahl jüngerer Zeitgenossen. Wir behalten uns vor, dieselben von unserm Standpunkte aus, der in so fern ein besonderer ist, als wir öfters persönlich mitwirkten, an seinem Orte getreulich darzustellen.

---

## Jude und Prinzessin.

Erzählt von

**Moriz Popper.**

---

Jenseits des Meeres liegt ein Wunderland mit ewigem Sommer, mit Bäumen, die gebratene Kastanien tragen, und Kirschen, wie die Kinderköpfe, kurz ein Schlaraffenland. Aber die Menschen, die dort wohnen, haben keine Industrie, sie bezahlen für eine bloße Stecknadel einen halben Zentner Gold, und für einen eisernen Nagel eine Hand voll Diamanten. Man kann sich daher leicht denken, daß dort von jeher viele Juden hausirt haben, und wenn die Gelehrten über die Lage dieses Landes Auskunft geben wollten, so würde heutzutage gar mancher dorthin reisen. Nun aber gab es in Prag einen armen Hausirer, der viel von diesen einträglichen Geschäften gehört hatte. Sein eigener Vater hatte sich in dem herrlichen Lande große Reichthümer gesammelt, und wenn es auf der Rückreise keinen Sturm gegeben und das Schiff kein Loch bekommen hätte, so ist gar kein Zweifel, daß die Firma: „Finkels und Compagnie“ noch heutzutage in großer Achtung stände. Dieses Unglück jedoch brach dem alten Manne das Herz, und er starb. Aber auf dem Totenbette liegend, ließ er seinen Sohn schwören, niemals eine Reise auf das Meer zu machen. Dieser Sohn hatte außer den angeborenen Talenten eines Hausirers zwei merkwürdige Eigenschaften: Er konnte stundenlang über seinem Mischnajes sitzen ohne Langweile zu bekommen, und beim Beten wackelte er so schön und regelmäßig hin und her, wie das Perpendikel einer Uhr. Da er nun drei Viertel des Tags durchwackelte und durchstudirte blieb ihm bloß ein Viertel zum Hausiren, und in Folge dessen ein ganzer Tag zum Hungern.

Mit ihm aber hungerten seine Ehehälfte und zwei Kinder, die keinen geringeren Appetit hatten als die sieben mageren Kühe Egyptens.

Da geschah eines Tages ein Wunder. Das Mischnajes, welches in ein Fell des unreinen Thieres gebunden war, blieb unberührt und unaufgeschlagen, einige wenige Habseligkeiten wurden verpackt, und nach genommenem Abschied trat der Hausirer eine Reise in das Wunderland an, um seinen Kindern Brod zu verschaffen. Ein guter Kapitän nahm ihn unentgeltlich auf, die Anker wurden gelichtet, und das Schiff gewann die hohe See. Einen Monat lang hatten sie das günstigste Wetter von der Welt, aber wie einem Pechvogel das Huhn wegfliegt, wenn er es schon im Topfe hat, so ging das Schiff zu eben der Zeit mit Mann und Maus zu Grunde, als man schon

die Küste mit ihren blauen Bergen von ferne erblickte. Da die Geschichte noch nicht zu Ende sein kann, so begreift jeder, daß der Held der Erzählung auf eine wüste und unfruchtbare Insel hinausgeschleudert wurde, ohne Baum, oder Grashalm, ohne Quelle oder Lache.

Seinen schrecklichen Hunger stillte er nur mit etwas Hoffnung, und als diese schlechte Magenessenz ausgegangen war, mit gar nichts. Da kam just zur rechten Zeit ein ungeheurer Vogel auf den Entkräfteten heruntergestoßen, da er sich gerade in's Meer stürzen wollte, faßte ihn, und trug ihn so reißend-schnell durch die Lüfte, daß dieser erst auf der Terrasse eines prächtigen Palastes wieder zur Besinnung kam. Dieser Palast war aus diamantenen Quadern gebaut, und trug goldene Thürme, gerade so hoch wie der prager Laurenziberg, die Thurmnöpfe waren von Elfenbein, das Dach aus schwarzem Marmor und Rubinen, die Thore eitel Silber und blanker Stahl, Schwelle und Treppe aus funkelndem Smaragd und mit Teppichen von Purpur und Pfauenfedern belegt. Was soll ich erst lange erzählen, daß dieser Palast einer wunderschönen Prinzessin gehörte?

Ihr goldenes Haar floß lockig über den Nacken hinunter, und ihr blaues Auge hatte einen Blick, daß man die Besinnung verlieren konnte, wenn sie einen ansah. Denkt man sich noch ein Gesicht so blaß und sanft wie Mondschein, und ein paar Lippen wie Abendroth hinzu, so kann man sich ordentlich Glück wünschen, daß sie heutzutage nicht mehr lebt, denn wer müßte sich nicht in sie verlieben? Diese herrliche Prinzessin und Besitzerin eines so merkwürdigen Palastes, wie man ihn in keiner Güterlotterie gewinnen kann, ging gerade auf der Terrasse auf und ab, als der bereits erwähnte Vogel den Hausirer dort fallen ließ. Ich weiß zwar nicht, ob aus Verwunderung über diese Lustreise, oder ob aus Furcht, daß sich der arme Mann eine Beule gefallen hätte, genug die Prinzessin erschrak und stieß einen so lauten Schrei aus, daß der Jude seine Augen aufschlug. Er sah, und konnte vor Staunen gar nicht sprechen. Was waren seine Großmutter, seine Mutter, seine Frau und seine alte Magd, die vier Personen des schönen Geschlechts, die er am besten gekannt hatte, was waren sie alle gegen diese wunderjame Prinzessin aus Schneeglöckchen und Lilien, mit dem Flachshaar und dem Kirschmunde, mit den Augen wie blauer Himmel und Augensternen wie Himmelssterne? Da sie den guten Mann so verduzt sah, nahm die Prinzessin das Wort und sprach oder vielmehr sang mit Nachtigallentönen: Wer bist Du, unglückliche Fremdling, den das Schicksal auf sonderbare Weise hierher führt, und dem Tode entgegen? Nie ist noch ein Sterblicher in die Gegend dieses Schlosses gedrungen, wo ein strenges Gesetz meines Vaters jedem Ankömmling den Tod droht. Denn wisse, dieses Land ist ein Land der bösen Geister, der Schedim, und mein Vater ist ihr König.

Gnädigste Prinzessin! stammelte der Jude erschrocken, helft mir armen unglücklichen Mann, helft mir um meines Weibes und meiner Kinder willen, daß ich nur nicht um's Leben komme; helft mir um der Ehre willen Eure eigenen königlichen Vaters. Denn so wenig ein Löwe Ehre davon hat, wenn

er eine Maus tödtet, und der Wallfisch, wenn er einen Haring verschlingt, ebensowenig Ruhm bringt es Seiner Majestät, einen verhungerten prager Hausfirtir umgebracht zu haben. Gnade, Prinzessin, Gnade!

Stehe auf, sagte die Wunderschöne, höre meine eigene Geschichte, vielleicht kann ich Dich retten. Es gibt Menschenweiber, die mit den Schedim im Bunde stehen, die neugeborenen Kinder stehlen, und Wechselbälge unterschieben, und die man Benemmerinnen heißt. Daß solche Benemmerinnen wirklich existiren, davon kann ich Dich dadurch überzeugen, daß meine eigene Mutter von ihnen gestohlen wurde. Sie wurde als ein sehr schönes Kind für meines Vaters Serail aufgezogen, und übertraf, als sie herangewachsen war, alle frühere Erwartung. Ihre Gestalt war gehauener Stein, ihr Antlitz Malerei, ihr Auge Poesie, ihr Gang Tanz, und ihre Stimme Musik. Wo sie hinging, wuchsen freiwillig die schönsten Wunderblumen auf, und die Lüfte zankten um die Ehre mit ihren Locken spielen zu dürfen. Aber sie starb als sie mich der Welt vermachte, und ihre Schönheit vermachte sie Niemand. Mein Vater war damals außer sich, und ließ, um sich zu trösten, allen seinen Sklaven die Köpfe abschlagen; gegen mich aber faßte er eine unüberwindliche Abneigung, und sperrte mich hierher in dieses einsame Schloß, das er bloß einmal des Jahres besucht. Der schändlichen Langeweile, die mich hier seit Jahren quält, ein Ende zu machen, habe ich nun plötzlich beschlossen, mir einen Mann zu nehmen, und zwar keinen andern als Dich, liebenswürdiger Sterblicher. Ich bin, wie ich aus meinem Spiegel sehen kann, von einer außerordentlichen und hinreißenden Schönheit und nicht minder wigig als schön, Du wirst daher eine ganz ausgezeichnete Partie machen und zugleich dadurch Dein Leben erretten. Deine früheren Verhältnisse auf der Oberwelt sind als aufgelöst zu betrachten, und ich will Dir das durch ein ganzes Doktorenkollegium von Geistern beweisen lassen.

Angebetete Prinzessin! versetzte entzückt der Angeredete, hättet Ihr auch keine andere Beredsamkeit, als die Eurer blauen Augen, so wäre ich schon unwiderruflich Euer; da Ihr aber noch so einleuchtende Gründe anführt, bin ich von heute an Euer Sklave. Auch zweifle ich nicht, daß die hiesigen Doktoren die Rechtmäßigkeit unserer Verbindung beweisen werden. Denn wenn schon die Doctores juris auf der Oberwelt beweisen können, daß gerade krumm, und krumm gerade ist, was müssen nicht erst Doktoren beweisen können, die zugleich Geister sind?

Die Prinzessin war über den hellen Verstand und den Scharfsinn ihres Mannes, welchen dieser vermuthlich durch anhaltendes Talmudstudium sich angeeignet hatte, hoch erfreut, und sie sprach zu sich selbst: Die Frauen auf der Oberwelt haben doch nicht ganz Unrecht, wenn sie gewöhnlich die geistreichen Männer den schönen vorziehen. Mein Mann ist zwar ziemlich garstig, aber sicher ist er ein Genie.

Da hier einige Tagebücher fehlen, welche bei der Abfassung dieser wahrhaftiglichen Historie dem Verfasser vorlagen, kann er das darauf folgende nur in Kürze, jedoch aus einer sehr verlässlichen Quelle ergänzen.

Die Liebenden vermählten sich, wobei die Festlichkeiten sieben Tage lang dauerten, liebten darauf einander noch fernere drei Wochen, dann aber fügten sie sich einer Nothwendigkeit, welcher selbst die Geister nach der Verheirathung unterliegen, sie bekamen Langweile. Die Langweile aber und das brennende Verlangen nach einem Honorar sind eigentlich die Erzeuger der Gedanken, und wirklich fingen beide Theile zu denken an: Die Prinzessin, an die Ankunft des Geisterkönigs, der Hausirer aber an seine ferne Heimat. Er bekam das Heimweh wie ein Schweizer, der in der Fremde den Kuhreigen blasen hört, dazu hatte er noch einen gar wunderlichen Traum. — Da kam's ihm vor, als stände er am Freitag Abende wie ehemals in der Altmenschule zu Prag, und der Vorbeter sang das Lied, das den Sabbath begrüßt, nach einer polnischen oder Zigeunermelodie, gurgelte und näselte, hielt beide Hände an den Kopf gestemmt, und schüttelte sich dabei nach allen vier Weltgegenden. Und zu dem Träumenden sprach ein behaglicher Nachbar schmunzelnd: Es geht doch nichts über unsern Chasan; er hat eine Stimme wie ein Glöckle. Um das Glöckle aber standen noch zwei kleine und ein paar große Glocken, die man im Judenthüm Singer und Baj heißt. So oft der Vorbeter einen Triller schlug, da zwitscherten die „Singerlech“, als ob man sie gekneipt hätte, und die Bassisten grunzten dazwischen wie gewisse gemästete Thiere, die zwar gespaltene Klauen haben, aber nicht zu den Wiederkauern gehören. Die Stimmen der Kinder schienen dem Träumenden bekannt, es waren die seiner Knaben, und sie sangen und sahen zeitweilig nach dem Vater hin, als wollten sie ihn fragen, ob sie denn ihre Sache verstünden. Der aber wandte kein Auge von ihnen bis selbst das letzte Lied gesungen war, dann legte er die Hände auf ihr Haupt und segnete sie. Ein „Gut Schabbes“ nach dem andern riesen sich die Andächtigen zu und die Treppen hinauf wälzte sich der Strom nach der Straße. Dann sah er die erleuchtete Stube mit der zackigen Schabbeslampe, sein grüßendes festlich geschmücktes Weib, und er sang das „Friede mit euch“ und das Lied vom Weibe, welches köstlicher als Perlen ist. — Da aber erwachte er. An seinem Bette stand die schöne Prinzessin und sah ihn mitleidig an.

Du träumtest, begann sie, ohne Zweifel von Deiner Vergangenheit. Ich bemerke schon seit einiger Zeit, wie überhaupt alle Deine Gedanken nicht mehr hier sind, und will Dir aus besonderer Liebe erlauben ein Jahr auf der Oberwelt zuzubringen, wosern Du versprichst, wieder zurückzukommen.

Ich verspreche es, sagte er.

Die Prinzessin sprach einige unverständliche Worte aus, und sogleich erschien ein Postillon mit zwei Flügeln am Rücken und knallte mit der Peitsche zur Abfahrt. Da die Postillone jener Gegend nur höchst selten betrunken sind und niemals Trinkgelder verlangen, so war gewiß diese Reisegelegenheit eine sehr angenehme. Der Jude nahm unter Thränen Abschied, wobei er nach Verlauf eines Jahres wiederkommen versprach, dann aber bestieg er keine Kutsche, sondern den Rücken des wunderseltenen Postillons.

Der gute Schwager blies lustig auf seinem Posthorne, und dann jausten

sie so schnell und unaufhaltsam durch die Luft, daß der Reisende nicht einmal die Aushängeschilder der Wirthshäuser lesen konnte, die er auf verschiedenen vorübergehenden Wolken zu seinem großen Erstaunen entdeckte. Wunder Gottes! sagte er zu sich selbst, was man nicht alles erleben kann! Postillone die nicht betrunken sind, und Wolken mit Wirthshäusern darauf! Er machte noch einige andere interessante Bemerkungen, welche aber leider für die Nachwelt verloren gegangen sind, z. B. über Weilenzeiger im Monde, eine Thatsache, über die er sich ungemein verwunderte, da diese damals noch nicht durch die Astronomie als ausgemacht festgestellt worden war. Die Charaktere der Landschaften wechselten immer schneller, die fantastischen Bäume der Geistergegenden mit morgenländischen Palmen, und diese mit den Laubwäldungen Europas, und die südliche Hälfte dieses Welttheils zog wie in einer bekannten Wiener Lokalposse als Dekoration vor dem Auge vorüber. Endlich lag der böhmische Kessel da, die Moldau und Prag, das vielthürmige, und das alles nach einer Fahrt von 12 Stunden, 23 Minuten und 36 Sekunden (mittlere, pariser Zeit).

Von Stationen, Heu für die Pferde, Steinkohlen für den Dampfwagen, Reisepässen und andern solchen Dingen, war hier natürlich gar keine Rede gewesen. Nun schwebten sie immer langsamer herab und der in geographischen und topographischen Dingen sehr bewanderte Kutscher lenkte nach der Judenstadt und dem sogenannten Gampasse zu, wo ein gerade nicht im elegantesten Styl gebautes Haus die Ehre hatte, die Familie des Hausfirsers zu beherbergen. Da aber unweit der Hausthüre etwa ein Duzend bärtiger Leute stand, welche beim Scheine einer Laterne jene astronomischen Studien betrieben, welche man das *Levanah-Mekadesch-Sein* heißt, das im Ablefen eines Segenspruches über den Mond besteht, so konnte der Reisende nicht auf natürlichem Wege in's Haus gelangen, ohne sammt seiner wunderlichen Equipage gesehen zu werden. Der Geist flog daher mit ihm auf das Dach, machte eine kunstvolle Wendung wie eine Ballet-Tänzerin, und ließ den Hausfirsers in den Schornstein hinabgleiten, worauf er verschwand. Der Gestürzte machte nun, mit dem Kopfe voran, eine wenig unterhaltende Reise durch den Kamin, bis er etwas unsanft niederfiel. Zugleich entstand ein furchtbares Krachen. Denn da von jeher die Häuser der prager Judenstadt sich durch Solidität der Bauart ausgezeichnet haben, fiel wie leicht begreiflich ist, bei dieser Einfahrt ein Theil des Kamins mit Gepolster zusammen. Mit einem freischwebenden „*Wel geschrieen! Wel geschrieen!*“ stürzte die Frau des Hausfirsers in die Küche, ganz leichenblaß vor Angst und sah die ruhigen Trümmer und unter den Trümmern, zwei nach vorn ausgestreckte Hände und ein etwas unregelmäßig tättowirtes Gesicht, welche Inventarien ihrem Ehegemale erb- und eigenthümlich zugehörten. Man erlasse mir die Scene des Wiedersehens zu schildern, denn Jedermann begreift, daß ein bloßer Gänsekiel unmöglich die erhabenen Gefühle eines prager Hausfirsers schildern kann, der seine wohlbeleibte Ehehälfte nach so langer Trennung kerngesund wiedersieht, eines Mannes, der sich auf Talmud und Mishnajes versteht, den ein Vogel

auf eine Terrasse, und ein Postillon in den Schornstein fallen lassen hat, ohne daß selber eine Beule davon getragen?

Nach der mir erlassenen poetischen Schilderung der ersten Freuden des Wiedersehens aber tritt die treue geschichtliche Erzählung wieder in ihre Rechte ein und berichtet in ihrer Wahrhaftigkeit wie folgt: Da nach einem bekannten Philosophen Ich gleich Ich ist, und eine Frau nichts anderes als eine Frau, folglich die Frau des gedachten Hausirers ebenfalls eine Frau, so folgt daraus unwiderleglich, daß sie neugierig war, woraus wieder folgt, daß sie die Abenteuer ihres Mannes wissen wollte, woraus endlich die Schlußfolge zu ziehen ist, daß er eine erdichtete Geschichte zum Besten gab. Zufolge dieser einfach und glaubwürdig scheinenden Geschichte, wäre der gute Mann anfangs hausiren gegangen, später aber zu einem Könige gekommen, der seine Prinzen, die er zu Rabbinern bestimmte, von ihm in den Anfangsgründen des Hebräischen unterrichten ließ. Für diese Bemühungen nun habe er einen großen Klumpen Gold erhalten, so groß als ihn einst Robinsohn auf seiner Insel gefunden, und sei damit nach Prag gereist. — Um nun dem Leser klaren Wein einzuschenken, damit er sich über die leichtgläubige Frau lustig machen könne, bemerke ich, daß der in Rede stehende Klumpen ein Goldquader aus dem Palaste der Prinzessin war, den ihm diese mitgegeben hatte.

Damit lebte von jetzt an der Hausirer wie ein König, das heißt er ging dreimal täglich in die Synagoge, las die übrige Zeit hindurch in hebräischen Folianten, aß fleißig Gerichte mit Zwiebeln, und hatte drei Röcke: einen für Werkeltag, einen für Sabbath und Festtage, und einen für Neumonde und Halbfeiertage. Da er jetzt Geld hatte, beehrte ihn die ganze Judenstadt mit ihrer Achtung und der Rabbiner mit dem Ehrentitel Morenu, und mit der Versicherung, ihm einst eine Leichenrede zu halten. (Denn damals hielt man bloß dann Leichenreden, wenn dafür brav bezahlt wurde.) Zugleich wurde er Vorstand in der Synagoge, Präsident eines Andachtsvereines, den man die Stiko-Jose Chewere heißt, und war folglich ein höchst nützlichcs Glied der menschlichen Gesellschaft.

Mittlerweile aber verfloß ein Jahr und die Zeit der Rückkehr zur Prinzessin war gekommen, ohne daß der Held der Erzählung im mindesten daran gedacht hätte. Er hatte längst die goldhaarige Prinzessin vergessen, ihre wasserblauen Augen, ihre abendröthlichen Lippen und ihr sanftes Mondscheingeficht. Nur ihres Palastes gedachte er zuweilen, und berechnete dann, wie viel durchschnittlich die Diamanten- und Goldquadern und die übrigen Seltenheiten werth sein könnten, und er freute sich, daß er in der Jugend etwas gelernt hatte, nämlich das Abschätzen aller im Hausirhandel vorkommenden Dinge, vom alten Eisen bis zum goldenen Quader, und vom See gras bis zum Kopshaar. Die Prinzessin dagegen zählte jeden Tag bis das Jahr abgelaufen war mit höchlicher Ungeduld, und als sie im Leitmeritzer Kalender für das damals laufende Jahr blättern sah, daß der rothangestrichene Tag der Wiederkunft gekommen war, schickte sie jenen Kurier, dessen Bekanntschaft zu machen, wir bereits die Ehre hatten, um ihren Ehemann nach Prag auf

den Hampaß. Dieser Kurier eilte so schnell, daß selbst ein kleines Liebesverhältniß, welches er unterwegs mit einer Kellnerin angesponnen hatte, ihn nicht verhinderte noch am selben Tage in Prag anzukommen. Er traf gerade seinen Mann im Nachhausegehen vom Abendgebete und ging geradezu auf ihn los. Als ihn der ehemalige Hausfrier erblickte, spielte er vor Schrecken alle Farben, und hatte ebensowenig Lust mit ihm eine Landpartie oder vielmehr Lustpartie anzutreten, als Glöckner zu Notre-Dame in Paris zu werden. Jetzt, wo die Geschichte sich dem Ende zu nähern anfängt, kann ich es freilich insgeheim dem Leser vertrauen, daß unser Hausfrier eigentlich nicht so recht geschickt war, seine häßliche Gehälfte einer so herrlichen Prinzessin vorzuziehen; bedenkt man indeß, welche wichtigen Gemeindeämter er bekleidete, daß er ein Morenu war, und in einer „Gallerie berühmter Zeitgenossen“, welche als Supplement eines damaligen Conversations-Lexikons erschien, in einem Artikel von zwölf gespaltenen Zeilen angeführt wurde, so findet man seine Weigerung mindestens nicht unsinnig. Kurz und gut, der Geist zog mit langer Nase ab, und schon glaubte der Synagogen- und Andachtsvereinsvorstand seine Ruhe für immer gesichert, als er des Morgens auf dem Wege zur Synagoge der Prinzessin selbst begegnete. Sie war schöner als jemals, und für einen der schwermuthsvollen Blick ihres Auges würde mancher Besucher der letzten Theatergallerie bis in's Pfefferland gelaufen sein. Traurig sagte sie zu ihm: Wohlan, da du mir nicht auf mein Schloß folgen willst, komm zum Rabbi, er mag entscheiden zwischen uns beiden. Sie gingen darauf hin. Der in Rede stehende Rabbi, ein großer Gelehrter, beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaft, und war gerade in eine Abhandlung über den Salamander vertieft, welcher nach dem Talmud durch siebenjähriges Heizen eines Backofens erzeugt wird. Er hörte mit vieler Aufmerksamkeit diesen in seiner geistlichen Criminal-Praxis noch nicht dagewesenen Fall an, und es versteht sich von selbst, daß dabei das Sammtkappchen gar oft hin- und hergerückt und zeitweilig der Bart gezupft wurde. Er schlug mehrere berühmte Werke nach, als: den Magen-Adam, die Divre-schof und die von der Akademie zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift: Japiri-Defusal-Schnack, welche letztere im chaldäischen Dialekt geschrieben ist. Endlich kam er zu folgender Entscheidung:

Sintemalen und alldieweilen die Trauung weder von einem Kreis- oder Ortsrabbinen oder sonst einer befugten Person vorgenommen worden ist, als auch insbesondere Klägerin weder einen Trauschein noch Beglaubigungen durch Zeugen aufweisen kann, item die Heirat zwischen einer Geisterprinzessin und einem prager Hausfrier nach mosaischen Gesetzen nicht zu Recht bestehen kann, so wird Klägerin hiermit bedeutet, daß ihre Ehe aufgelöst sei, und selbe sich wohin es beliebt verfügen könne.

Beim Anhören dieses Salomonischen Spruches brach die schöne Prinzessin in Thränen aus und wandte sich; dann aber kehrte sie um und bat, ihren ehemaligen Mann noch zum Abschiede küssen zu dürfen. Dies geschah — und der Arme sank todt von dem Kuße hin. Von der schönen Prinzessin aber hat man seitdem weder etwas gesehen, noch gehört.

## Der Besuch in der Synagoge.

„Aus der Tiefe rufe ich Dich, o Gott.“ An diesen Vers gemahnend führt auch in der alten Synagoge zu Posen eine große Treppe aus der Flur in den innern Raum hinab, der eingeschlossen von vier kahlen, weißen Wänden und mit einem wunderbarlich geschnörkelten Gewölbe bedeckt durch sein kellerartiges Aussehen einen düstern Eindruck macht, der die Andacht wohl heben kann in dem trauererfüllten Gemüthe, das in dem Gebäude einen Abdruck seines tiefsten Innern sieht, nicht aber wecken in einem muntern, freien Naturkinder. Aber seit wann sind denn die Juden freie, muntere Naturkinder? Zur Zeit unserer Erzählung \*) waren sie noch in das finstere Ghetto gebannt, traurig blickte die Sonne sie an und beleuchtete nur gram- und trauergefurchte Gesichter, und hätte sie ihre Strahlen auch in die Herzen schicken können, sie hätte Angst und Grauen, die Geschwister ihrer Feindin Nacht darinnen gesehen. Kein Wunder also, daß auch das Gotteshaus trüb und düster ausjah, und daß auch nur gebrochene Lichtstrahlen dorthin fielen, wo gebrochene Herzen Seufzer ausstießen. Aber heute Abend glänzt es dort von tausend Kerzen, die den Seelen der Verstorbenen angezündet sind, und die knistern und flüstern leise sich zu, daß bald der große Tag beginnt, an dem der Jude nicht blos seinen „Pact“ vom Nacken wirft, wie am Sabbat, sondern auch, wie an einem gedoppelten Ruhetag, alle die Lasten und Sorgen, alle die Schwächen und Leidenschaften, die das menschliche Herz drücken und plagen, treiben und durchwühlen, der Tag, an dem man in das Todtengewand gehüllt von der sterblichen Hülle schon sich befreit glaubt und sich mit den Dahingeshiedenen dort trifft, wo ewiger Frieden, der Tag, wo die Seele ihren größten Sieg feiert über den irdischen Leib und hinauf sich schwingt in den Aether zu dem Throne des Allmächtigen, um von dort sich zu holen das große Wort: Veröhnung. Leises Murmeln und Schluchzen geht durch die Gemeinde, der Eine sagt aus dem dicken Gebetbuch Psalmen her, die er nicht versteht, und er weint doch; denn ein Wort daraus, das ihm verständlich ist, weckt Gedanken in ihm, die ihn mit Allgewalt erfassen. Der Andere sucht sich im „Schaare Zion“, dem Hilfsgebetbuch der Frömmern, ein Gebet auf, das mit seinen großen kabbalistischen Zeichen gar wundersam zum Herzen spricht. Ein Dritter liest den Traktat Jomach, der über den Tempeldienst des Hohenpriesters am Veröhnungstage handelt, und Wehmuth beschleicht ihn, wenn er den Glanz der Vergangenheit vergleicht mit der trostlosen öden Gegenwart. Kurz, ein Jeder hat, wie's bei den Juden immer ist, trotz der Einheit doch seine eigenen Gedanken. Da auf einmal gebietet ein dreimaliger Schlag auf das Pult des Amemor Ruhe, und wie ein mächtiges Schiff die Wellen durchschneidet, die scheu sich zurückdrängen vor dem majestätischen

\*) Der hundert Jahren.

Thurme und sich ehrerbietig erheben, so schreitet auch jetzt mitten durch die sich erhebende Menge der Rabbiner. Das weiße Haupthaar wallt in langen Locken die Schläfe hinab und vermischt sich mit dem das bleiche tief durchfurchte Gesicht umrahmenden Silberbarte. Der Gebetmantel mit seinen blauen Streifen und den langen Zizis schleppt sich matt ihm nach, und Alles an ihm scheint einem wandelnden Gespenst anzugehören, außer dem blizenden Augenpaare, das den blendenden Scharfsinn des Talmud ausstrahlen scheint. Rabbi Joseph der Fromme heißt er, und wenn der, welcher trotz der angestrengtesten Thätigkeit im Studium, trotz der tiefen Gelehrsamkeit, doch in das Treiben der Welt seine Blicke wirft, die Gemeinde vor Zerwürfnißen wahrt, Frieden stiftet zwischen Mann und Weib, zwischen Feind und Feind, wenn der, sage ich, den Namen eines Frommen verdient, so gebührt unserem Rabbi Joseph dieser Name. Jetzt schreitet er die Stufen zur heiligen Tabe hinauf, küßt von der Gemeinde abgewendet den weißen golddurchwirkten Vorhang, leise Worte murmelnd, und jetzt wendet er sich um. Noch einmal überschaut er auf den „Ständer“ gelehnt die hange, todtenstille Gemeinde, und auch ihn überkommt's wie Todesgrauen. Er gedenkt der Leiden Israels, wie es getrieben von Ort zu Ort nirgends Ruhe hat gefunden, wie es so oft seine Besten verloren, die sich geopfert der Feindeswuth für ihr Volk; er gedenkt, wie noch in den letzten Jahren die Gemeinde, zur Feier versammelt wie heute, überfallen wurde und manches theure Haupt eingebüßt hat. Dies Alles gedenkt er und fängt seine Rede an. Er spricht von des Tages heiliger Sendung und wie er auch Israels Sendung in ihrer Reinheit darstelle. Denn wie man am Jom Kippur dem Irdischen abgewendet Engeln gleich dastehe vor Gott, so müsse auch Israel im Leben fest stehen und nicht wanken, wenn auch der Sturm rase und die besten Stämme aus seiner Mitte erfasse. Er spricht von den Entbehrungen und den Opfern dieses Tages, und wie schon Vater Abraham den Opfermuth seinem Volke als seiner Pflichten höchste hat vorgezeichnet, wie seitdem so viele Altäre Israel schon hat erbaut und seinem Gotte darauf geopfert die Frömmsten, und wie auch diese Gemeinde schon so Viele hat sterben sehen für Kibbush Haschem. Und mit wihvoller Auslegung fährt er fort: „Die da angenehm und geliebt von uns waren im Leben, sie haben sich auch im Tode nicht von uns getrennt. Ihr Geist umschwebt uns noch und diese Lichter mahnen uns auch an ihre Seelen.“

Und wie er spricht, da geschicht es Allen, als ob sie erschienen aus den Gräbern Alle, deren Andenken und Beispiel heute war angerufen worden, und immer bänger wird's in den Herzen der Hörenden, und immer enger in dem großen Gebäude; bis zum Gewölbe scheint es sich zu füllen, die Flammen der Leuchter an den dicken Eisenstangen scheinen erlöschen zu wollen und die Eisenstäbe zu senkzen unter der schweren Last. Und es wallt und wogt in der Gemeinde, man will sich Luft machen, man dreht und wendet sich, aber nirgends Raum. — Dem Rabbiner selbst erstirbt das Wort auf der Lippe

und Angst und Schauer sind Aller Herzen voll. Da ermannt sich Rabbi Joseph noch einmal und gebietet, daß man die Gebetmäntel ablege. Aber trotz seines Gebotes stehen noch Viele da in den Mänteln, und nun wird's ihm klar, daß er die Todten hat heraufbeschworen, die nicht ablegen dürfen das Gewand, das man in das Grab ihnen hat gegeben. Da hebt er mit lauter Stimme an:

„Bei dem Gotte, dem ihr euch habt geopfert und dem auch wir uns zu opfern bereit sind, bei dem Gotte Abraham's, Isak's und Jakob's beschwöre ich euch, daß ihr verlasset das Haus der Lebenden, auf daß wir dienen können unserem Gotte, wie ihr's habt gethan bei eurem Leben.“ Und als er mit zitternder Stimme die Worte gesprochen, da knisterten auf die tausend Flammen, wie ein leiser Windhauch fuhr's durch die Synagoge und wieder wird es hell und frei und geräumig.

Haß und Mordeswuth lauern nicht mehr vor Israels Gotteshäusern, der tausendjährige Schmerz rieselt jetzt gelind aus unserem Herzen in Wort und Schrift, aus dem Ghetto entlassen, tummeln wir lustig uns in der Natur und in dem Lebensgewühle, der Bande vergessend, die uns noch immer beengen. Aber das Bethaus in Posen hat noch nicht vergessen den alten Druck, athmen noch immer so schwer und gepreßt, wie damals, und todesschaurig erinnert Jeder sich noch zu Kol-Nidre jener Sage, wenn er die weißen Strebegewänder mit den silbernen Treffen vom Tallis unbedeckt glänzen sieht.

M. Jastrow.

## Der Fluch des Rabbi. \*)

Eine poetische Erzählung

von

Moritz Stöfel, Religions-Professor.

### 1. Ein Testament.

Zur Sterbestunde liegt ein alter Mann,  
Die Todeszeichen schon im Angesichte,  
Der weder sterben doch, noch leben kann;  
Bald bricht sein Aug', und bald wird's wieder lichte;  
Bald sperrt die Mundesangeln ihm der Todeskrampf,  
Und bald er wieder los sich ringt in hartem Kampf.

Er ringt den dritten Tag, die dritte Nacht,  
Es muß auf Erden ihn was Schweres binden;  
Doch endlich scheint's der ihm gestellten Wacht<sup>1)</sup>,

\*) Diese in Rhythmen abgefaßte Erzählung ist ihres geistvollen Verfassers und gediegenen Inhalts wegen aufgenommen worden.

<sup>1)</sup> Die bei dem Sterbenden steht, daß er in der letzten Stunde nicht allein sei.

Als sollt' der Tod ihn jezund überwinden,  
Und schnelle weckt sie auf die ganze Nachbarschaft,  
Die mit Gebet geleit' die Seel' aus ihrer Haft.

„Zieh hin in Frieden! Gott ja ruft dich hin!“<sup>1)</sup>  
So ruft der Väter Chor mit heißen Zähren;  
Da stürzt herein mit schmerzverwirrtem Sinn  
Des Mannes Tochter; niemand konnt' ihr's wehren,  
Sie stürzt auf's Bett sich hin, umschlingt den Vater fest:  
„Verlaß mich Vater nicht, wenn Alles mich verläßt.“

Und neuerweckt von ihrem Angstgeschrei,  
Entrastt er nochmals sich dem Todesarme,  
Die Züge werden von Verzückung frei,  
Sein Auge blickt die Tochter an, die arme,  
Nach sichtlich langem Mühen öffnet er den Mund:  
„Den Rabbi holt, ich bitt' euch, gleich zu dieser Stund'.“

Wie dieser kommt, erfaßt er dessen Hand,  
Und sagt: „Ich kann von dieser Welt nicht scheiden,  
Die Tochter lassend Preis der Schmach und Schand';  
Ihr Bräutigam will trotz den höchsten Eiden  
Sie jetzt verlassen. Nehmt euch's an! Sie steht allein!  
Versprecht mir, Schützer ihr und Vater stets zu sein!“

Der Rabbi gibt ihm willig Wort und Hand.  
Er ruft nun freudig: „Dank für euer Versprechen!  
Nun fahr' ich ruhig hin in's sel'ge Land!“  
Und kürzer wird der Athem, die Augen brechen,  
Die Väter beten vor, er lispelt nach das Schma,<sup>2)</sup>  
Und mit dem letzten Wort entfleucht die Seel' von da.

## 2. Ein Schwur.

„Sag's mein Kind vor mir und diesen Alten,  
Die da sitzen zu Gericht,  
Sag' es unerschrocken, unverhalten,  
Berg' uns das Geringsste nicht!“  
So zur Maid, die zitternd stand und bebend,  
Spricht der Rabbi, sich vom Sitz' erhebend.

„Denk' zurück doch bis zu jenen Stunden,  
Als du wurdest seine Braut.  
Hast du stets auch zärtlich ihn gefunden?

<sup>1)</sup> Der Vers, welcher von den Lebenden bei dem Sterbebette nach dem vorgeschriebenen Ritus gesagt wird.

<sup>2)</sup> Die Anrufung und Bekennung des Einzigen, welche zur Morgen-, Abend- und Sterbestunde geschieht.

Hast du stets ihn treu geschaut?  
Denn ich kann's noch immer nicht erfassen,  
Wie er denn auf einmal dich verlassen."

"Ach, mein Rabbi!" sagt die Maid entgegen,  
"Drei der Jahre sind's zur Stund',  
Seit mein Vater mit dem Vatersegen,  
Weihte unsern Liebesbund.  
Zwei davon in Treu' und Liebeswonnen,  
Sind wie ein'ge Tage uns verronnen.

Doch im letzten ist mein Glück verklommen.  
Ach, ein böser Nachbar strebt,  
Ihn für seine Tochter zu bekommen,  
Und so lang er Ränke webt',  
Bis das böse Werk ihm ist gelungen,  
Und der Bräutigam mir abgerungen."

Hier ersticht ein Thränenstrom ihr Sprechen.  
Stille herrscht nun in der Stub',  
Bis die Richter dann ihr Schweigen brechen:

"Ja, der feile falsche Bub!  
Rabbi, kann's denn bleiben ungerochen,  
Daß er Wort und Schwur so leicht gebrochen?"

Doch des Rabbi Blick gebietet Stille,  
Sinnend, sprach er noch kein Wort.  
Jetzt erhebt in Tallis und Tefille<sup>1)</sup>  
Schnell er sich von seinem Ort,  
Führt die Jungfrau hin zu jener Zelle,  
Wo der heil'gen Lora Ruhestelle.

Reißt den Vorhang weg, und auf die Thüren,  
Nimmt die Lora schnell heraus,  
Heißt die Maid, sie küssend zu berühren;  
Diese thut's mit Furcht und Graus,  
Dann die Stimme mächtiglich erhoben,  
Ruft er auf zu Gott im Himmel droben:

"Der du Alles sehen kannst und hören,  
Dich zum Zeugen ruf' ich an!  
Vor ihm, Jungfrau! sollst du nun beschwören,  
Ob du nie so was gethan,  
Was zum Rücktritt hätt' ihn dann bewogen?  
Hast du niemals seinen Sinn betrogen?"

<sup>1)</sup> Betmantel und Betriemen, welche von den alten Rabbinen oft beim Studium des Talmuds und bei vorzüglich heiligen Handlungen, wie die der Gerichtspflege, getragen wurden. Google

„Niemaß,“ schluchzt sie, hab' ich abgelaßen  
Von der ihm geschwor'nen Treu';  
Selbst als seinen Trug ich konnt' erfassen,  
Als er sich verlobt auf's Neu,  
Hab' ich nicht den Schwur der Treu' gebrochen.  
Gott, du weißt es, ob ich wahr gesprochen.

Lüg' ich, mögst auf ewig mich verbammen  
Du aus deinem Angesicht!  
Qual, die härter denn Gehinnom's Flammen,  
Gönne Raß und Ruh' mir nicht,  
Daß zum Schreckensbeispiel ich soll werden,  
Ich zur Warnung jedem Weib' auf Erden.“

„Gut, mein Kind, und Gott hat dich vernommen!“  
Tröstend nun der Rabbi sagt,  
„Er, der nie verlassen seine Frommen,  
Stets für sie auch Sorge tragt,  
Wird auch deiner jetzt in Lieb' gedenken,  
Wird auch deine Sach' zum Besten lenken.“

### 3. Der Fluß.

Zimmer noch mit seinen Amts-Collegen  
Bleibt der Rabbi hier beisamm.  
Ihn zur Neu' und Rückkehr zu bewegen,  
Schickt er um den Bräutigam.  
Dieser aber hat zur Antwort geben:  
„Kann nicht kommen, bin erkrankt so eben.“  
„Ausflucht!“ Ruft der Rabbi. „Kann nicht kommen?  
Wollen wir zu ihm denn seh'n!“  
Nüz' und Oberkleid er bald genommen,  
Und das span'sche Rohr zum Geh'n.  
„Führt mich, Schammes <sup>1)</sup>, wo die Straß' entlegen;  
Denn ich will kein Aufseh'n noch erregen.“  
„Gottes Willkomm!“ rief der Mann verlegen,  
„Kommt der Rabbi gar zu mir?“  
„Bist krank, kommt der Arzt nicht ungelegen,  
Dich zu heilen bin ich hier;  
O, mein Sohn, was mußt' ich von dir hören!  
Dinge, die das ärgste Herz empören!

<sup>1)</sup> Ein Gemeindediener, der den größern Rabbinen zur beständigen Disposition gestellt war.

Hat sie das verdient um dich, die treue Seele?  
Hast auf Trug du sie ertappt?  
Hat sie jemals vor dir Schlich' und Hehle  
Ober Heimlichkeit gehabt?  
Kannst du so für ihre Lieb' sie hassen,  
Lieb- und treulos jetzt die Braut verlassen?  
Lockt dich ab der Glanz vom gold'nen Gözen?  
Lockt der Reichthum dich nur an?  
O, wie kannst dein Glück und Heil du setzen  
Auf den eitlen, falschen Wahn,  
Der vielleicht schon über kurzen Stunden  
Wie ein Adler, deinem Blick' entschwunden?  
Ober ist's die Schönheit, ist's die Jugend,  
Du dich lockt zur Andern hin?  
Mehr als alle beide gilt die Tugend,  
Die dich sollt zur Ersten zieh'n!  
Tugend ist an Freuden überschwänglich,  
Alles And're ist, wie Traum, vergänglich."

"Hab' genug gehört der leeren Worte!"  
Fällt er fest dem Rabbi ein,  
"Nichts bewegt mich mehr von meinem Orte,  
Mischt euch lieber gar nicht drein!  
Wißt denn, kam' herab in mich zu bringen  
Moscheh selber, nimmer soll's gelingen."  
"Gottvergeßner Bößwicht! Sollst es büßen!"  
Ruft der Rabbi nun in Wuth,  
"Daß du so die Unschuld trat'st mit Füßen,  
Zählst du mit dem Herzensblut!  
So es lebt ein Gott, der ewig wahre,  
Liegst am Hochzeitstag du auf der Bahre!"

#### A. Die Erfüllung.

Rauschend aus dem hochzeitlichen Zimmer  
Schallet weit Trompetenton,  
Gäste, reich geschmückt, in Glanz und Schimmer,  
Sammeln sich zur Trauung schon;  
Doch sie beten erst beim Bräutigame,  
Wie die Sitt' es heischt bei uns'rem Stamme.  
Angethan im Sterbekleid, im weißen,  
Kommt er zum Gebet herein,  
Welches, wie die Alten schon geheßen,

Vom Versöhnungstag soll sein.  
Gott bestimmt ja heute seine Tage,  
Ob zur Freude, ob zu Leid und Plage.

Wie er betend mit gekrümmtem Rücken  
Hingelehnt am Stuhle steht,  
Fängt die Musik an mit Trauerstücken  
Zu begleiten sein Gebet.  
Auch der Narr,<sup>1)</sup> der reimt so Manches passend,  
Viel des weisen Sinnes in sich fassend.

Doch inmitten aus dem Sang und Klange  
Hört zuweilen man hervor,  
Wie der Bräutigam im Herzensdrange  
Hebt zu Gott die Stimm' empor.  
Hört die Hand an Brust und Herz ihn schlagen!  
Er bekennt die Schuld von frühern Tagen.

Horch! „O Gott, verzeih' mir all' die Sünden,  
Die ich dir begangen hab',  
Ach, durch Lagersinnen, Lügverkünden,  
Und durch Schwüre, die ich gab.“<sup>2)</sup>  
Wehe! plötzlich stürzt er hin zur Erde  
Mit verzerrter, blasser Todgeberde!

Schnell verstummen Sang und Musiklänge,  
Alles rennt verwirrt umher.  
Nach und nach verliert sich all' die Menge,  
Stille wird es, öd und leer.  
Wie des Rabbi Wort, das echt' und wahre,  
Liegt am Hochzeitstag er auf der Bahre.

---

<sup>1)</sup> Wer erinnert sich nicht, in seiner Kindheit noch die letzten Exemplare jener bei den Hochzeiten auftretenden Stegreiffänger gehört zu haben? Sie wußten nicht nur mit Scherzen und derlei Wigen die Leute während des Mahles zu erheitern, sondern auch durch ernste Betrachtungen während der Betstunde Aller Augen weinen zu machen.

<sup>2)</sup> Stelle aus dem für Versöhnungs- und Hochzeitstage bestimmten Sündenregister.

## Reb Abraham, der Grünzeughändler.

Eine Skizze von .Sch.

Man fragte einen weisen Mann:  
Wodurch bist weiser du geworden  
Als deine Freunde? sage an. —  
Drauf er: „Weil ich für Del mehr ausgegeben,  
Als sie für Wein in ihrem Leben.“ —

(Mibchar peninim I, 17.)

Die Leser der „Sippurim“ haben wohl schon Manches von dem berühmten jüdischen Marschall gehört; ein tapferer Krieger das, nicht auf den Gefilden, wo Kanonen bröhlen und Blut in Strömen fließt, sondern wo man mit Federn kämpft, wo Scharfsinn gegen Scharfsinn zu Felde zieht, und wo statt Blut nur Tinte vergossen wird. — War eigentlich ein Seeheld, nicht auf der See, wo Stürme toben, und Wellen in die Höhe geschleudert werden, aber doch eine hohe See, unter deren Befahrern es oft stürmisch hergeht, wo die Geister gegen einander brausen, und deren tiefen Grund das Sentblei keines Forschers noch erreicht hat. Hat von seinen Seegefechten der Rachwelt auch ein hübsches Denkmahl hinterlassen — „Meer des Schelomo“ genannt. — Unser Marschall trug wohl keine schimmernden Orden und Medaillen auf der Brust, aber um so hellere Sterne strahlten in seinem Herzen. Hat auch keinen glänzenden Generalstab um sich gehabt, dafür aber eine große Schaar wohl ärmlich gekleideter Scholaren, aber mit blanken Waffen des Scharfsinns angethan. Auch hatten die Könige der Erde keine Adelsdiplome ihm zugesandt — es wäre denn, die Könige des Wissens und Genie's — dafür aber ragte sein Stammbaum gar hoch hinauf; denn für seinen Urahn galt der Fürst des Sinedriums, R. Gamaliel der ältere, ferner R. Jochanan ha-Sandler, und der gefeierte Rabbi Salomo ben Jsaak, bekannter unter dem Namen Raschi. — Dieser berühmte Marschall war — um es endlich heraus zu sagen — nur ganz einfach — ein jüdischer Volkslehrer, der um 1570 der üblichen Zeitrechnung, auf dem Rabbinatsstuhl zu Ostria saß. Hieß eigentlich Rabbi Salomon Luria, doch in der üblichen Namens-Abbréviation wurde er Marschall (eigentl. Meharschal) genannt. —

Die Rabbinen der Neuzeit bewohnen selten Paläste, bei den Rabbinen des Mittelalters war dies gewiß noch um so weniger der Fall. Und so hatte auch Rabbi Salomo nur ein kleines schlichtes Häuschen, in einem kleinen engen Gäßchen inne. Ebenerdig war ein finsterner kellerartiger Laden, darin ein armes, sehr armes, bescheidenes Männchen Grünzeug feilbot, darum Reb Abraham der Grünzeughändler genannt. Und oberhalb dieses Ladens befand sich die Studierstube unseres Marschalls, darin von Morgen früh bis Abend spät, von Abend spät bis Morgen früh die Bücher von aller Form und Größe, in Folio und Quart, in Klein- und Großoktav, nicht geschlossen wurden. — Die Nachtwachen des Rabbi Salomon Luria sind be-

rühmt. Es knüpft sich manche Sage daran. So hatte z. B. eines Abends sein Famulus vergessen, den Rabbi mit Kerzen für die nächtlichen Studien zu versehen; spät in der Nacht wird der Rabbi plötzlich gewahr, daß das Stümpchen auf seinem Leuchter das einzige in seinem Hause ist. Doch was geschieht? Das makabäische Wunder wiederholt sich; denn das Stückchen Kerze reicht für die ganze lange Winternacht aus, da es wie der Dornbusch in der Wüste brennt und immer nicht ver brennt. —

Eines Abends, nicht weit von Mitternacht, da fährt der Rabbi plötzlich aus seinen tiefen Studien auf. Was gibt's? — In seiner unmittelbaren Nähe hört er eine bei den Talmudjüngern heute noch übliche Melodie ertönen. — Wir wollen hier nicht den Streit zu schlichten suchen, ob etwa der bekannte Singsang bereits von unsern Ahnen aus dem Oriente mitgebracht ward, oder ob ihn erst der berühmte Zeitgenosse des Reharschal, Rabbi Jakob Falk aus Prag — zugleich Schöpfer und Erfinder des Hilpuls — zu mnemonischen Zwecken erfunden hat. Genug unsern Rabbi störte es aus seinem tiefen Sinnen auf, als er so urplötzlich in der stillen Nacht und in seinem einsamen Hause, ohne zu wissen woher, den kräftigen Gesang ertönen hörte, der die ganze Tonleiter durchging, bald in Moll, bald in Dur, bald in tiefem Bass und bald in hohen Fiskelstönen.

Rabbalisten sind freilich auf Alles gefaßt — und Rabbi Salomo trieb nebenbei auch ziemlich stark Kabbala. — So saß auch einst ein Rabbalist, Rabbi Salomo ha = Kohen mutterseel' (mit der Seel') allein im Bet ha = Midrasch, und grübelte über einen schweren Satz im Talmud, darin er sich durchaus nicht zu Rechte finden konnte; da wird plötzlich hinter seinem Rücken eine Stimme laut, die die Schwierigkeit ihm auflöst. Ueberrascht wendet der Mann sich um, siehe da steht an seiner Seite sein Freund Rabbi Jeschiel — Vater des Rabbenu Ascher — wie er lebte und lebte, obgleich ihn seit 24 Stunden schon die Erde zudeckt. — Darum hätte es wohl auch den Rabbi Salomon Luria nicht gar hoch gewundert, wenn aus höheren Regionen eine heimgegangene Seele zu ihm auf Besuch gekommen wäre, um mit ihm zu disputiren. Doch die Stimme, die er hörte, die hatte durchaus nichts Geisterhaftes an sich, es mußte eine leibliche Stimme sein. Nur konnte der Rabbi sich lange nicht vergewissern, woher sie eigentlich komme, bis er endlich die Thüre seiner Studierstube öffnete, da erkannte er, daß sie eben-erdig, aus dem Grünzeugladen hervortöne. Und es lag solch' ein Enthusiasmus in diesem didaktischen Gesang, solch' eine Hingebung für seinen Gegenstand bekundete die Stimme des Lernenden, daß es den Rabbi unwillkürlich über die Treppe hinab, in die Hausflur zog; und da die Thüre des Ladens nur angelehnt war, konnte er deutlich nicht nur die Stimme, sondern auch die Worte vernehmen.

Die Stimme des Lernenden war bald wimmernd und gedehnt, wie wenn die Seele unter der Last von schweren Problemen eine steile Anhöhe im Gebiete der Erkenntniß nur mühsam hinaufklimmt, bald wieder in raschem

und freudigem Tempo, wie wenn plötzlich die Höhe erreicht ist, wo das Auge die Nebel durchdringt und die Landschaft sonnig und malerisch vor den Augen liegt; bald endlich glich sie einer siegverkündenden Fanfare, ein schwerer verzweifelter Kampf war beendet, denn der arme Rambah, von seinem erbitterten Gegner R. Abraham ben David heftig angegriffen, schien lange Zeit verloren und besiegt, bis es endlich nach schwerem Ringen dem Reb Abraham, dem Grünzeughändler gelungen war den Feind abzuwehren, ihn total zu schlagen und so den Sieg des belagerten Feldherrn zu proklamiren. — Und so ging's viele Stunden fort, die ganze Nacht hindurch, die Stimme stieg unermüdet von der Höhe zur Tiefe, von der Tiefe zur Höhe hinan — bis endlich die Nacht zu weichen, und der Morgen zu grauen anfing, so daß man aus einer Entfernung von vier Ellen einen Bekannten auszunehmen im Stande war — da endlich beruhigte sich die Stimme des Reb Abraham, weil er sich nun ansahnte, mit den Schaufäden und Denkriemen geschmückt, das Haus des Herrn aufzusuchen. —

Rabbi Salomon hatte voll Staunen zugehört, und den ausgezeichneten Scharfsinn und die seltene talmudische Belesenheit des armen schlichten Grünzeughändlers, von dem er kaum geahnt, daß er „Zwri in der Gemara weiß“, bewundert. Darum kaum war der Morgengottesdienst beendet, da fand sich der oben erwähnte Jamulus in dem Grünzeugladen ein und hieß den Reb Abraham zum Rabbi hinauskommen. Nach dem üblichen Bewillkommungsgruß, den der Arme mit schüchterner Stimme beantwortete, fing Rabbi Salomon Turia also an: „Setzt Euch, Reb Abraham, und jetzt hört einmal das schwierige talmudische Problem, das ich Euch vorlege — nun seid so gut und löset mir's mit Eurem Scharfsinn.“

Bei diesen Worten wurde der blasse Grünzeugverkäufer noch bleicher als gewöhnlich. „O frommer Rabbi!“ rief er, „was fällt Euch ein, solche Fragen an mich zu stellen? Ich bin ein armer, unwissender Mensch, der in seinem Leben nichts „gelernet“ hat; woher sollte mir nun solche hohe Weisheit kommen!“ — Doch der Meharschal ließ sich dadurch nicht irre machen, drang so unwiderstehlich in ihn, bot sein ganzes Ansehen über das schüchterne Gemüth auf, bis jener endlich sein Wissen gestand, und über die aufgeworfene Frage ein wenig nachzudenken begann. — Aber da röthete sich allmählig seine Wange, seine schüchterne Stimme belebte sich, die Energie der Wissenschaft elektrisirte ihn, und zwei Zoll höher war er, als er das Problem mit wunderbarem Scharfsinn aufgelöst dem Rabbi vortrug. — Doch bald sank die Stimme und die Gestalt wieder zu ihrer frühern Schüchternheit hinab. „O, Rabbi!“ sprach er, „laßt mich ferner noch vor der Welt als den Idioten gelten, auf daß sie mich meines wenigen, unbedeutenden Wissens halber, nicht aus meiner Dunkelheit hervorziehen, wo dann vielleicht Stolz und Hochmüth mein Herz beschleichen könnte!“ — Gerührt von solch' seltener Bescheidenheit, gab der Rabbi das Versprechen, das er auch treulich hielt. Jedoch als seine letzte Stunde schlug, und der Rabbinatsthron zu Ostia er-

ledigt werden sollte, da that er zum Staunen aller Welt, dem Gemeindevorstande Folgendes als seinen letzten Willen kund:

„Als meinen Nachfolger im Amte könnte ich keinen würdigern Mann euch anempfehlen — würdiger durch Talent, noch würdiger durch unvergleichliche Bescheidenheit — als — meinen Nachbar, den armen Grünzeughändler Reb Abraham!“ —

Die Chronik fügt noch hinzu, daß es nicht wenig Müß' und Uebersiedungskunst gekostet hat, den bescheidenen Mann zur Annahme dieses Ehrenamtes zu bewegen; und nur der Gedanke, daß der letzte Wille eines Mannes wie Rabbi Salomo Luria, heilig gehalten werden müsse, veranlaßte ihn endlich seinen Grünzeugladen mit der Rabbinatsstube zu vertauschen.

## Abbitte nach dem Tode.

Von

Marcus Hein.

Der Abendstern funkelte schon längst am Himmel, als zwei Gestalten durch die Häuserreihe des Dorfes schlüchen. Es waren Vater und Sohn, beide durch die Last der Bündel gebeugt, mit denen ihr Rücken beladen war und an Aussehen und Sprache leicht als Juden zu erkennen. Sie waren länger aufgehalten worden, als sie gedacht; man hatte sich in dem reichen Bauernhause, wo zur Hochzeit eingekauft wurde, mit ihnen mancherlei Kurzweil erlaubt, die sie dulden mußten, wollten sie anders nicht dem kleinen Gewinne entsagen, welchen das Geschäft bot. Und dies wäre wirklich ein schweres Opfer für sie gewesen; denn ihr Aeußeres zeugte deutlich genug von der Armuth, die auf ihnen lastete. Aber jetzt in diesem Augenblicke würden sie wahrlich gern die paar Gulden hingegeben haben, hätten sie damit ein paar Stunden Tageslicht erkaufen können. Es war in alter vergangener Zeit, wo dieses hier erzählte Ereigniß sich zutrug, und damals war der Judenhaß nicht bloß ein vom Geschäftsneid erzeugtes niedriges Gewürm; es war der Drache des Fanatismus, der vor den Herzen Wache hielt, und unerbittlich jedes Mitleid ausschloß. So war es denn gekommen, daß trotz aller Bitten die beiden Juden keine Unterkunft im ganzen Dorfe finden konnten, und ihr Heimatsort war doch so fern und die Gegend von schlechtem Gezüchte wimmelnd.

„Dirzel mein Kind!“ sprach jetzt der ältere Mann zu dem ihn begleitenden Knaben, „fürchte dich nicht; wenn auch die Gojim unbarmherzig genug uns wie wilde Thiere aus ihren Häusern stoßen, so haben wir doch einen mächtigen Schuß, und dieser ist unser Gott. Wir haben nur noch eine kleine Strecke bis zum wilden Birnbaume am Fußsteige, dort wollen wir uns in's weiche Gras legen und die Nacht zubringen!“

„Aber Vater!“ entgegnete Dirzel, „es ist so schauerlich und mir klopf das Herz gewaltig vor lauter Furcht. Ach hätte uns der Bauer nur einen

Winkel in seiner Scheuer gegeben, wie dankbar hätte ich ihm dafür sein wollen!"

"Beruhige dich, Kind!" sagte der Vater wieder, "es ist nun einmal Gottes Wille so. Die Sünden unserer Väter werden an uns gestraft, aber vielleicht wird es bald genug sein und wir erleben noch Meschiach den Sohn Davids zu sehen, und das Bes Hamibosch <sup>1)</sup> in Jeruscholajim."

Unter diesem Gespräche waren sie an den Birnbaum gekommen, und lagerten sich unter sein Laubdach. In kurzen kräftigen Gebeten riefen sie den Schutz des Nimmerschlummernden an, daß er die Engel Raphael, Gabriel, Michael und Uriel entsende.

Der erste Schlummer hatte sich bereits auf ihre Lider gesenkt, als das Geräusch naher Schritte sie aufschreckte. Sie krochen noch tiefer in den Schatten, und hielten angstvoll den Athem an sich, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen. Zwei Männer kamen heran, und blieben fast dicht vor ihnen stehen.

"Baclaw!" sprach der Eine mit rauher Stimme, die den ehemaligen Krieger verrieth, "Baclaw! spute dich, eile hinab in's Dorf, wo in der Schenke unsere Anhänger versammelt sind, sage ihnen, daß Alles bereit wäre, und daß jetzt der Augenblick gekommen, um vollständige Rache an jenem Verräther zu nehmen, der uns im Stiche gelassen, und jetzt in jenem prächtigen Schlosse, das wir von fern herüberschimmern sehen, mit seiner niedrigen Schmeichlerrotte schwelgt. Er möge es erfahren, daß weder Kaiser noch Reich ihn vor unserer Macht schützen könne, vor der früher halb Europa gezittert. Das Lösungswort ist: „Huß und der Ketz.“ Und jetzt fort, spute dich, an der Wegscheide werde ich euch erwarten."

Raschen Schrittes, wie sie gekommen, entfernten sich die Männer, nachdem sie die Mäntel noch dichter um sich geschlagen, wobei die armen Geängstigten deutlich das Klirren der gewaltigen Schwerter an den Weinschienen hörten. Zähneklappernd erhoben sie sich vorsichtig, nachdem jedes Geräusch verhallt war.

"Wir müssen eilen," sagte jetzt Chajim Senders (dieses war der Name des Vaters), "wir müssen eilen, daß wir den Store <sup>2)</sup> noch zur rechten Zeit warnen. Das sind Leute von den wilden Räubern, welche die Gojim Taboriten nennen. Sie haben das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet und jetzt, wo unser gnädigster Kaiser Sigismund die Ruhe herstellt, das alte Gelüste nach Raub und Mord nicht lassen können."

Hirzel folgte seinem Vater schweigend, der geflügelten Schrittes vor ihm hinschritt. Schon waren sie an die breite Einfahrt gelangt, welche zum Schlosse führte, als Chajim laut ausschrie: "Weh geschrien! wir haben unsere Päckc vergessen, wovon sollen wir später leben? und die Sachen ge-

<sup>1)</sup> Tempel. <sup>2)</sup> Herrn.

hören nicht einmal uns, der reiche Reb Abraham hat sie uns aus reiner Barmherzigkeit geliehen!"

Guter Rath war jetzt theuer. So gefährvoll auch ein Zurückkehren sein mußte, so viel stand fest, ihre Väter, ihre ganze Habe, konnten sie nicht verloren gehen lassen. Aber sie wollten auch die Herrschaft warnen; eine Trennung war also nothwendig, wie schrecklich sie auch in diesem Augenblicke für Vater und Sohn sein mußte.

"Bleib gesund, mein Kind!" sprach endlich nach einer kurzen, wehmüthigen Pause Chajim Senders zu Hirzel, "der Ewige unser Gott sei mit dir und behüte dich auf deinen Wegen. Ich will zu dem Birnbaume zurückkehren und unsere Väter holen, du aber geh' zum Erbre und sage ihm, was vorgefallen. Wenn er nur ein Stück Herz im Leibe hat, so wird er einige Leute schicken, die mich auf dem Wege beschützen können. Ich vertraue auf Gott und werde im Gehen die „Widu" <sup>1)</sup> sagen. Solltest du mich aber nicht wiedersehen, so erinnere dich, daß dein Vater in der letzten Minute dich ermahnet hat, fromm gegen Gott und brav gegen die Menschen zu bleiben."

Noch einmal umarmten sie sich laut weinend, dann schieden sie. Bangen Herzens eilte Hirzel auf's Schloß, wo es ihm nur nach vieler Mühe gelang, den Baron in so später Nachtstunde zu sprechen. Kaum hatte dieser aber den furchtsam hergestammelten Bericht vernommen, so rief er: „Bei Gott! das ist niemand Anderer als der verwegene Schurke Zavis Soukup, der vor mehreren Jahren als Rittmeister unter mir im Hussitenkriege kämpfte. Er hat die Seele einer Hyäne und lechzt nur nach Mord und Brand. Es mag ihn verdrießen, daß ich bei Zeiten meinen Frieden mit dem Kaiser gemacht, aber er soll nur kommen, er wird nach Würden empfangen werden."

Unverzüglich wurden nun alle Anstalten getroffen, um das Schloß in Vertheidigungszustand zu setzen. Reitende Boten wurden ausgesendet nach Pilsen und in's Dorf, um Hilfe herbei zu holen. So war die Mitternachtsstunde gekommen, als der aufgestellte Wugwart die Ankunft des feindlichen Haufens anzeigte. Aber dieser sah bald, daß seine Absicht vereitelt sei, und zog sich eilends zurück. Es war nämlich nur auf einen Handstreich abgesehen gewesen, aber jetzt, wo Alles im Schlosse wach und zur Vertheidigung bereit war, wo man jeden Augenblick Succurs von Außen erhalten konnte, jetzt war an eine Ueberrumpfung desselben nicht zu denken. Zähneknirschend wich Zavis Soukup — der Baron hatte den Namen seines Feindes richtig errathen — Schritt vor Schritt zurück — das Schloß war gerettet.

Was war aber aus dem armen Chajim Senders geworden? Der Baron hatte, durch die Thränen Hirzel's gerührt und vom Gefühle der Dankbarkeit getrieben, den ausgesandten Boten befohlen, ihn zu beschützen und mit auf das Schloß zu bringen. Aber niemand wollte die mindeste Spur

<sup>1)</sup> Ein Aufgebet.

von ihm entdeckt haben. Erst am andern Morgen fand man den Armen enthauptet unter dem Birnbaume, und den Kopf an den Stamm desselben durch die Zunge angenagelt. „Der Lohn des Verrathes“ hieß es auf einem Zettel darunter.

Hirzel war untröstlich, wie sehr sich auch seine äußere Lage zu seinen Gunsten verändert hatte. Der Baron hatte nämlich nicht nur ihm eine bedeutende Geldsumme auszahlen lassen, sondern er war noch weiter gegangen. Er hatte die Juden, welche in den einzelnen Weilern zerstreut umher wohnten und dort den größten Insulten ausgesetzt waren, versammelt und ihnen unter seinem Schutze eine bleibende Wohnstätte im Dorfe angeboten, ihnen auch die Erlaubniß erteilt eine Synagoge zu bauen und noch dazu einen seiner Gründe zum „Beß Hakvoröß“ <sup>1)</sup> angewiesen. Chajim Senders war der erste, welcher dort begraben wurde. Kein Wunder, wenn nach all' diesem, Hirzel von seinen Glaubensgenossen als ein Engel des Heils verehrt wurde. Aber es duldete ihn nicht länger mehr in dem Orte, wo sein Vater unter Mörderhänden verblutet, kein Bitten half, er reiste nach einiger Zeit ab, und bald war sein Name in der Gegend verschollen, und wurde nur noch einmal erwähnt, als man eines Tags Sawis Soukup am Birnbaume erhängt fand.

Viele Jahre waren dahin gegangen, als einmal ein berühmter Rabbi aus Polen nach Rzesohlaw (wörtlich: Schneid ab den Kopf; der Sage nach soll der Ort den Namen von dem eben beschriebenen Morde haben) kam. Es war Sabbath vor Slichoth <sup>2)</sup>, wo er in der Synagoge seinen Vortrag hielt, der Alles sowohl durch den Scharfsinn, wie durch den Geist der Frömmigkeit, welche darin herrschten, entzückte. Man drang in den fremden Gelehrten die heiligen Feiertage in Mitten der Gemeinde zuzubringen, und er willigte ein. Am ersten Slichothtage hatte man so eben die außerordentlichen Gebete beendet, und der Rabbi legte gerade Talith und Tkefilin <sup>3)</sup> für das Tagesgebet in der Vorhalle der Synagoge an, als ein fremder Mann zu ihm trat. Kaum hatte dieser ihm ein Paar Worte in's Ohr geflüstert, als er auch eilenden Schrittes mit demselben fort und vor das Städtchen gegen die Richtung des Birnbaumes hinaus ging. Die Verwunderung in der Gemeinde über diesen Vorgang war allgemein, und mehrte sich noch, als man den Rabbi todtenbleich zurückkehren sah. Doch äußerte er sich gegen Niemand darüber, und die Ehrfucht verhinderte jede Frage.

Jetzt war Jom Kipur <sup>4)</sup> gekommen. Eben hatte der Chasan <sup>5)</sup> „Gol Nidra“ begonnen, die Feierlichkeit des Tages übte ihre Wirkung; lautes Schluchzen in der Weiberschul, Seufzer und andächtige Gesichter bei den Männern bezeugten dieselbe. Da erschien wieder der fremde Mann an der Schwelle der Synagoge. Kaum hatte ihn der Rabbi bemerkt, so eilte er

<sup>1)</sup> Friedhof. <sup>2)</sup> Bußtage. <sup>3)</sup> Gebetmantel und -Mienen. <sup>4)</sup> Versöhnungsfest. <sup>5)</sup> Vorbeter.

auf das Almemor<sup>1)</sup>), und forderte mit lauter Stimme zehn beherzte Männer auf, ihm zu folgen. Eine solche Störung des Gebetes an diesem heiligen Tage war noch nicht erhört worden, und wäre die Ehrfurcht vor dem Rabbi minder groß gewesen, der Unwille wäre gewiß laut ausgebrochen. Aber noch einmal erhob dieser seine Stimme, und beschwor seine Zuhörer mit den rührendsten Worten ihm zu folgen. Da ermaunten sich endlich zehn der Muthigsten und gingen mit dem Rabbi. Dieser führte sie zum Neß Hakworos, dort ging er in den entfernten Winkel, wo die „Harugim“<sup>2)</sup> begraben werden, und hielt vor dem Grabe Chajim Senders’.

„Reb Chajim!“ rief er jetzt mit lauter Stimme, die aber durch Schluchzen gebrochen wurde, „Reb Chajim! ich komme auch Mechila beten<sup>3)</sup> für den Hussiten Javis Soukup; er bereut es, euch gemordet zu haben und hat dafür schrecklich büßen müssen auf dieser und jener Welt, darum bitte ich euch noch einmal, verzeiht ihm!“

Die Zuhörer hatte gleich anfangs die Angst gepackt, jetzt hielten sie sich nicht länger mehr; sie stürzten fort, und kamen todtenbleich in die Synagoge. Allgemeines Entsetzen herrschte dort auf ihre Erzählung, und erst nach langer Zeit hatte man sich so weit gefaßt, um die noch immerwährende Abwesenheit des Rabbi zu bemerken. Niemand aber wollte es wagen, jetzt den Todtenacker zu betreten, bis endlich die ganze Gemeinde in corpore dahinzuziehen beschloß. Die geeignetesten Capitel aus Thillim<sup>4)</sup> wurden mit lauter Stimme hergesagt, bis man endlich an das Grab kam, und den Rabbi regungslos auf demselben liegen fand. Mit Mühe wurde er in’s Leben zurückgerufen, doch gelangte er nie mehr ganz zum Bewußtsein. In einem halblichten Augenblicke äußerte er, daß er der verschollene Hirzel sei, den Sehnsucht nach der Heimat so weit hergezogen. — Als der Chasan am andern Tage das Nilagebet begann, war der Rabbi eine Leiche.

(Nach einer mündlichen Mittheilung von A. Adler, Hörer der Rechte).



## Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

Eine wahre Begebenheit, erzählt

von

Dr. F. V. Z.

— Ἀμφὶ δᾶν Ἰθρωπιῶν φρεσὶν ἀμπλᾶσια  
Ἀναρῖθματοὶ ῥομανταί.

Um der Menschen Herz schlingt sich unendlicher Wahn.  
Pind. Olymp. VII, 44.

Vor Jahren — zur Zeit, wo das Sprichwort „Handwerk hat einen goldenen Boden“ noch in seiner vollsten Bedeutung angewendet werden konnte, weil des Menschen erfinderischer Geist die Anwendung der Dampf- und

<sup>1)</sup> Berleserbühne. <sup>2)</sup> Ermordeten. <sup>3)</sup> Abbitte thun. <sup>4)</sup> Psalmen.

Wasserkrast als Ersatzmittel für Menschenhände nicht wie heutigen Tages kannte — zu jener Zeit lebte in irgend einer Provinzial- = Hauptstadt, deren Benennung wir dem Belieben des geneigten Lesers überlassen, ein jüdischer Schneidermeister.

Obwohl ihn sein Handwerk zur damaligen Zeit nicht den ersten Gliedern der „Auserwählten“ seiner Gemeinde anreichte — fast glauben wir, daß die herrschende Meinung es jetzt noch thut — so war er doch ein sehr geachteter Mann, und hatte das Glück in dreifacher Beziehung bevorzugt zu sein. Als Handwerker stand er hoch — er war Vorsteher seiner Innung und nähte stets für die jüdische haute volée, die damals ein passendes Kleid, noch nicht wie jetzt vom Vorurtheil befangen, nur von einem anders gläubigen Schneider erwartete; als Mensch stand er hoch, denn jedermann — so Jude wie Christ — begegnete ihm mit Liebe und Achtung; und was er als Jude gegolten, kann man aus folgenden Zügen leicht errathen. Der oberste Rabbiner seiner Gemeinde, dessen Hauschneider er war, nahm durchaus keinen Anstand, von dem einfachen Schneider sich in Gegenwart seiner Schüler mit einem traulichen „Du“ anreden zu lassen, da beide in der Jugend bei einem Lehrer mitsammen ihre biblisch-thalmudischen Studien gemacht, und der oberste Rabbiner es einem eigenen Fatum zuschrieb, daß der Schneider eben ein — Schneider geworden.

Scherzweise pflegte der Rabbiner darüber zu erzählen: Drei Bochorim<sup>1)</sup> haben wir bei einem Rebbe<sup>2)</sup> gelernt, ich, Manasse und Awrohm. Zu Manasse sagte der Rebbe: „Nach auf den Ochsenkopf“ — und siehe da — Manasse wurde ein Fleischer; zu Awrohm sagte er: „Lern' besser, Awrohm Gauew“<sup>3)</sup> — und siehe da — Awrohm wurde ein Schneider. Diese Auspielung geht bekannter Weise darauf hinaus, daß die vom Schneider zurückbehaltenen Ueberbleibsel als ein kleiner Diebstahl betrachtet werden.

Doch wir müssen zu der Hauptperson dieser Erzählung, zu dem Schneider wieder zurückkehren. Er war als Jude ob seiner Frömmigkeit und seines Gott gläubigen Wandels sehr geachtet, geschätzt, geliebt und geehrt, und der oberste Rabbiner ließ es sich nicht nehmen, ihm an seinem Sterbetage — doch davon soll später die Rede sein.

Dieser Schneider, den wir nun einmal Awrohm genannt haben, lebte, wenn auch nicht besonders glücklich, doch wenigstens zufrieden in seiner Ehe. Lieber Leser! Frage uns nicht, wie es möglich sei zufrieden zu leben und doch nicht glücklich zu sein, frage lieber den Schneider Awrohm, und er wird Dir sagen, daß ihm der liebe Gott seinen Segen reichlich gespendet, daß er ihm viele Kinder geschenkt, aber es waren lauter Mädchen, und ihre Zahl war so groß, daß er bei dem siebenten schon anfang um einen Namen für dasselbe verlegen zu werden, und er keinen bessern als den Namen „Schewa“<sup>4)</sup> zu wählen wußte. Frägst Du nochmals, lieber Leser! wie mau zufrieden leben

<sup>1)</sup> Junge Thalmudbessliffene. <sup>2)</sup> Lehrer. <sup>3)</sup> Dieb. <sup>4)</sup> Die Siebente.

kann ohne glücklich zu sein, so wird Dir Awrohm der Schneider sagen, daß ihm der liebe Gott eine Gattin beschert, die ein Muster ehelicher Liebe und Treue war, aber in den täglichen Beschäftigungen eines Weibes war sie nichts weniger als ein Muster. Beklagte sich z. B. der gute Awrohm, daß irgend eine Speise zu wenig gesalzen sei, was, leider! sehr oft der Fall war, so erwiderte sie jedes Mal: Was gib't's; willst etwa nach dem Essen das Mabul<sup>1)</sup> austrinken? Beklagte er sich ein andermal, daß eine Speise zu viel gesalzen sei, was, leider! auch sehr oft vorkam, so sagte sie jedesmal: Na, soll denn das Essen ka Klek gesalzen sein!

Tausend ähnliche kleinliche Verhältnisse, welche auf das Glück einer Ehe Einfluß nehmen, bildeten die trüben Wolken am Horizonte seines Ehemimmels; aber sie wurden bald verscheuht, wenn er einen Blick auf seine Töchter warf. Die Liebe zu seinen Kindern war seine stärkste Seite, in dieser lag aber auch seine Schwäche. Kein Opfer war ihm zu groß, wenn es seine Kinder erheischte, vorzüglich wenn es von seiner ältesten Tochter verlangt wurde; diese war sein Idol.

Das alte Sprichwort der Juden: „Kleine Kinder, kleine Leiden; große Kinder, große Leiden; verheiratete Kinder, große und kleine Leiden beisammen“ — fand an ihm den eifrigsten Gegner; denn er fand bei seinen verheirateten Kindern das Uebermaß aller Freuden, und in der Minute, wo er eines seiner Enkel, vorzüglich den Knaben seiner ältesten Tochter auf seinem Schoße wiegen konnte, hätte er mit keinem Könige getauscht.

So lebte der Schneider Awrohm harmlos und zufrieden eine lange Reihe von Jahren, wir glauben weit über sechsßzig. Die Zeit hatte dabei sein Haar gebleicht, aber nicht an seiner Kraft gezehrt und auch nicht seinen Geist getrübt.

Plötzlich aber sollte es anders werden.

Die älteste Tochter, die er mehr als seinen Augapfel liebte, erkrankte und alle Aerzte fürchteten für ihr Leben. Was nun in der Nacht eines zärtlichen, liebenden jüdischen Vaters lag, um die Genesung seiner Tochter zu erzielen, geschah von seiner Seite. Er ließ in den Synagogen für sie Thilim sagen<sup>2)</sup>, er ließ sie benschon<sup>3)</sup>, ließ einen Bidjan machen<sup>4)</sup>, vertheilte Almosen mit Bezug auf die Zahl, welche durch die hebräischen Buchstaben ihres Namens ausgedrückt werden konnte, er schickte fromme Weiber auf die Gräber seiner Eltern, damit diese Fürsprecher am Throne des Allmächtigen für die Genesung seines Kindes seten. Daß er es bei allem dem auch an ärztlichem Beistand nicht fehlen ließ, muß nicht erst erwähnt werden. Doch alles dies blieb fruchtlos, in den trüben Blicken der die Kranke umgebenden Doktoren las das thränende Auge des Vaters das Urtheil seiner Tochter und — seiner selbst.

<sup>1)</sup> Die Sündfluth. <sup>2)</sup> Psalmen beten. <sup>3)</sup> Gebete um Genesung sprechen. <sup>4)</sup> Gleichsam Sühnepfer bringen.

Als er nun nach einem neuerlichen Ausspruche der Aerzte mit wenig Hoffnung in die Synagoge trat, um abermals durch „Thilim sagen“ die Genesung seines kranken Kindes zu erflehen — es war dies an jenem, dem Fasttage der Zerstörung Jerusalems vorangehenden, ohnedies zur Wehmuth stimmenden Sabbath (Schaboth-Chason) — und er bei seiner Rückkunft in den feuchten Augen seiner Gattin und in dem verstörten Blicke des Schwiegersohnes, des Gatten der krank Darniederliegenden, die herzerreißende Antwort las, daß die Krankheit seines heiß geliebten Kindes jenen Zenith erreicht, auf welchem ihr die eisige Hand des Todes den Weg des Rückschrittes abschneidet — da riß er die Fenster seiner Wohnstube weit auf und rief mit halb erstickter Stimme zum Himmel: „Großer Gott! nehme mir die Jahre, die ich noch zu leben habe und schenke sie meiner Tochter, die für ihre fünf unmündigen Kinder noch lange zu streiten hat. Großer Gott! nochmals bitte ich dich, erhöere mein Flehen!“

Eine Nachbarin, welche eben aus ihrem Fenster schauend zufällig Zeuge dieses verzweiflungsvollen Aufrufes wurde, und welche durch herbe Schicksalsschläge, die sie empfunden, mehr als irgend eine andere Person die Verzweiflung in seinen Worten, die Verzweiflung in seinen Mienen lesen konnte, rief ihm die Worte zu: „Arroh m! Arroh m! Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht; wie könnt Ihr so eu Avera<sup>1)</sup> begeh'n, Ihr seid doch mißrahm<sup>2)</sup> gegen Gott.“

„Ei was!“ sagte der Angerufene, „ich brauch' nicht mehr zu leben, aber meine Tochter muß noch leben, sie hat fünf kleine Kinder zu ernähren.“

Bei diesen Worten schloß er das Fenster und ging mit beruhigtem Gemüthe in seiner Stube auf und ab; plötzlich aber fuhr es ihm durch die Seele. — „Sollte die Schochente<sup>3)</sup> Hindel Chaje doch recht haben?“ sprach er zu sich selbst, „sollte unser Herr Gott mein Tille<sup>4)</sup> nicht erhört haben?“ — Eine schwarze finstere Wolke lagerte sich bei diesen Worten auf sein schon beruhigt gewesenes Gemüth und erfüllte sein Herz abermals mit Verzweiflung, und unter banger Unruhe um die Genesung seiner Tochter verfloß ihm der Sabbath, der Tag der Ruhe.

Als er nach einer durchwachten Nacht, durchwacht am Bette seines kranken Kindes, sich einer kurzen Stunde Schlafes hingegeben, erwachte er dann mit einem erleichterten Gemüthe — mit einem Gemüthe, das von Ruhe und Zuversicht erfüllt zu einer besondern Heiterkeit gestimmt war.

---

Unter dem Schatten dicht belaubter, weit verästelter Fliederbäume baren sich am Nachmittage desselben Sonntags zwei Männer auf dem stillen Friedhofe, dem „Hause des Lebens“, nicht nur vor den versengenden Strahlen der Augustsounne, sondern auch vor dem neugierigen Blicke der Menschen,

<sup>1)</sup> Sünde. <sup>2)</sup> Ihr murrst. <sup>3)</sup> Nachbarin. <sup>4)</sup> Mein Gebet.

die entweder aus Pietät oder Schaulust in dem Labyrinth alter verwitterter und neu errichteter Grabsteine lustwandelten.

Beide Männer waren zur bestimmten, verabredeten Minute an der Pforte jener Stätte erschienen, welche als Mahnerin an das Jenseits das ewige Zeugniß von der Nichtigkeit und Eitelkeit der irdischen Welt gibt. Lautlos waren sie eine lange Zeit neben einander umhergeschritten, bis sie die Stelle erreicht hatten, wo sie ungestört sich ihren Betrachtungen und dem Austausch ihrer Ideen hingeben konnten.

Au dieser, von ihnen schon früher bezeichneten Stelle angekommen, sagte der Eine zum Andern: „Ihr habt doch Papier, Tinte und Federn mitgebracht?“

„Ja!“ antwortete der Gefragte, ein Mann, den sein gebleichtes, spärliches Haupthaar entschuldigte, daß er über die Begebenheiten aus der Blüthezeit seines Lebens nicht mehr genaue Rechenschaft ablegen konnte.

Dieser Mann gehörte zur Gilde der Rabbanen, die den spruch- und fagenreichen Midrasch allen andern Bestandtheilen des Thalmuds vorziehen, weil diese ihrem etwas schwachen Geiste und dadurch mangelnden Scharfsinn nicht zusagen. Mit diesem Midrasch, noch mehr aber mit dem Mischnajoth, das sie offen vor sich liegen haben, fungiren sie als Leichenhüter, oder „lernen“ einen Abschnitt aus diesem Buche für das Seelenheil Dahingefschiedener — mit diesen und ähnlichen Beschäftigungen fristen die Rabbanen ihre Existenz, zu ihnen gehörte auch der Befragte, er hieß — doch vielleicht wandelt er noch unter den Lebenden, möge er für uns Reb Mosche heißen.

Der andere dieser beiden Männer, der unsern Lesern bereits bekannte Schneidermeister Awrohm sagte, indem er sich auf einen abgebrochenen Baumstamm niederließ: „Seid so gut, Reb Mosche! und schreibt mir mein Jewoë<sup>1)</sup> auf. Wir sind Alle sündige Menschen und wissen doch nicht, wann Gott über uns gebieten wird.“

Alle Gegenvorstellungen, welche von der berebten Zunge des grade anderweitig beschäftigten, in der Zeit beschränkten Reb Mosche floßen, blieben fruchtlos, der in der Fülle der Gesundheit prangende Schneider Awrohm bestand fest darauf, daß sein Testament sogleich niedergeschrieben werde.

Während der Anordnungen seines letzten Willens schmauchte Awrohm ruhig sein Pfeifchen Tabak, und als er jene Verfügungen geendet, welche der Nachwelt noch einmal sagen, wie der Mensch im Leben gefühlt und gedacht, unterzeichnete er die von Reb Mosche mit hebräischen Lettern geschriebene letztwillige Urkunde, siegelte sie mit seinem an einer großen silbernen Uhr herabhängenden silbernen Petschierstöckel und sagte zu Reb Moscheh: „Die Uhr schen' ich mein Einigel<sup>2)</sup>; hätt' ich sein Bar mijwe<sup>3)</sup> erlebt, so hätt' ich ihm eine goldene geschenkt, so aber —“

<sup>1)</sup> Abgeleitet vom Worte Befehl, volksthümlich für Testament gebraucht. <sup>2)</sup> Entel.

<sup>3)</sup> Bezeichnung für den 13. Geburtstag eines Knaben.

Reb Moscheh blühte den Schneider befremdet an, und dieser sagte dem Blicke des Rabbi ausweichend mit einer Stimme, welche sein inneres Wohlbehagen kund gab: „Lassen wir das jetzt sein, und nehmt lieber für Eure Mühe diesen Thaler.“

Die Uebergabe des Geldstückes an den Rabbi, welcher zugleich Testaments-Exekutor war, wurde von einem kräftigen Händedruck des Schneiders Awrohm begleitet. Mit innerer Seelenruhe steckte er das Testament in die Brusttasche seines langschößigen schwarzen Caput's und sagte gleichsam zur Rechtfertigung seines Verfahrens: „Wer weiß, ob es morgen nicht zu spät gewesen wäre!“

Der Rabbi schien diesen Worten keine Bedeutung beizulegen, sondern ging, indem er das Silberstück aus einer Hand in die andere spielend fallen ließ, befriedigt in seine Wohnung, des leckern Abendmals im Voraus gedenkend, das ihm seine Gattin nach einem solchen Verdienste bereiten müsse.

Der Schneider Awrohm verließ ebenfalls die Ruhestätte seiner früher dahin geschiedenen Glaubensbrüder. Als er durch die kleine Pforte der Ringmauer des Begräbnißplatzes trat, kehrte er noch einmal durch dieselbe zurück, überschaute noch einmal den „guten Ort“, wo tausend Schläfer des Posaunenschalles harren, der sie zum ewigen Leben wecken wird, und richtete sein lächelndes Auge zum Himmel; darauf verließ er schnell das „Haus der Gräber“, um es — — nie wieder zu sehen.

Mit einer Heiterkeit, die man bei einem zärtlich liebenden Vater, dessen Kind von schwerer Krankheit befallen, niemals zu finden vermuthet hätte, machte der Schneider hierauf einen Spaziergang mit dem Enkel, dem Sohne der kranken Tochter, in Begleitung seines Lehrers. Das Gespräch, das Awrohm dabei eingeleitet, entsprach aber nicht — wenigstens nicht in den Augen der Begleiter seiner zu Gesichte getragenen Heiterkeit, es enthielt mehr Abschiedsworte, Worte der Ermahnung und Belehrung, die von dem Enkel und seinem Lehrer erst am darauf folgenden Morgen richtig gedeutet werden konnten.

Den Abend brachte der Schneider Awrohm gewöhnlich im Kreise seiner Mitmeister jüdischen und christlichen Glaubens durch viele Jahre in einem und demselben Gasthause zu; die Krankheit seiner Tochter verhinderte ihn auch diesmal nicht, seiner alten Gewohnheit treu zu bleiben. Zur bestimmten Stunde trat er in die Gaststube, doch statt er Heiterkeit, die während des Spazierganges sein Gesicht umstrahlte, thronte nun auf demselben eine ernste, tiefe Ruhe, und diese Ruhe beherrschte auch durch den ganzen Abend seine Redeart und den Inhalt seines Gespräches.

Mit dem zehnten Glockenschlage erhoben sich die Bechbrüder, so genannt, weil sie einer Innung angehörten, von ihren Sigen, und Awrohm empfahl sich ihnen in so außergewöhnlicher Weise, daß sein christlicher Mitvorsitzer zu ihm sagte: „Freund und Bruder! was hast Du denn? Wirst Du vielleicht verreisen?“

„Zu!“ antwortete Awrohm, „Alles ist möglich, wer weiß wann wir uns wieder sehen.“

Der Ton, mit welchem Awrohm die letzten Worte aussprach, befremdete den christlichen Mitvorsteher, und dieser drückte dem erstern die Hand und sagte dabei: „Sei kein Narr! morgen kommen wir wieder zusammen.“

Nachmals empfahl sich der Schneider Awrohm durch Händedruck und Bruderkuß und kehrte in seine Wohnung zurück, wo er nach einem kurzen Besuche, den er seiner kranken Tochter machte, und bei dem er erfahren, daß die Krisis im Anzuge sei — gar bald sich zur Ruhe begab.

Ein sanfter Schlaf senkte sich auf seine Lider, und ruhig schloß er das Auge, wie er es während der Krankheit seiner Tochter noch nicht gethan. In seiner gewohnten Weise erwachte er mit dem fünften Glockenschlage, doch verließ er nicht das Bett; sondern nachdem man ihm die Frage nach dem Befinden der Tochter befriedigend beantwortet, sagte er zu dem Gatten derselben in ruhigem abgemessenem Tone: „Du, mein Kind! rufe mir meine alten Bekannten“ — hier nannte er die Namen mehrerer Mitglieder der Beerdigungsbrüderschaft seiner Gemeinde — „auch vergiß nicht den Kabronim-Schames<sup>1)</sup> zu rufen. Sag' ihnen, sie möchten sich eilen ehe es zu spät wird.“

Der Schwiegersohn hörte mit Entsetzen diese Worte und sagte dann mit klopfendem Herzen: „Was ist Euch, Schwähr<sup>2)</sup>? Ich werd' um Reb Leser Kouphe<sup>3)</sup> springen. Euch ist nicht gut!“

„Mir ist sehr gut, mein Kind!“ sagte der Schneider Awrohm, „aber meine Zeit ist um, darum beeil' Dich und ruf' mir meine Leut', sonst wird's spät, und ich werd' nicht mit dem Sogen<sup>4)</sup> fertig.“

Alle Gegenvorstellungen von dem Schwiegersohne, von seiner alten Gattin und seinen andern mitunter noch ledigen Kindern vermochten ihn nicht von dem Wahne abzubringen, daß seine letzte Stunde im Anzuge, selbst die Versicherung des herbei gerufenen Arztes, daß er vollkommen gesund sei, war nicht im Stande eine Veränderung seines Ideenganges zu bewerkstelligen.

Zu dem Arzte, der durch seinen Ausspruch eine Bögerung in der Mission seines Schwiegersohnes veranlaßt, sagte er in bitter beißendem Tone: „Ihr versteht e Kränk<sup>5)</sup>, Reb Leser! E gute Supp' möcht Ihr ender<sup>6)</sup> verstehen.“ Und zu seinem Schwiegersohne sich wendend, fuhr er fort: „Geh', ruf mir meine Leut' eh's spät wird, ich will fertig werden.“

Der Ernst, mit dem er diese Worte sprach, war für die Umgebung Grausen erregend, und die Thränen der Gattin, die Thränen seiner Kinder, die Vorstellungen der nach und nach sich versammelnden Kabronim<sup>7)</sup> waren

<sup>1)</sup> Diener der Beerdigungsbrüderschaft. <sup>2)</sup> Schwiegervater. <sup>3)</sup> Herrn Lazar, Arzt.  
<sup>4)</sup> Das Vortragen der letzten Gebete eines Sterbenden. <sup>5)</sup> Zweideutiger Ausdruck, und bedeutet: Ihr versteht eine Krankheit, oder auch: Ihr versteht nichts. <sup>6)</sup> Eher. <sup>7)</sup> Mitglieder der Beerdigungsbrüderschaft.

nicht im Stande seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, und letztere begannen ihren Liebesdienst mit der Recitirung des Sündenbekenntnisses.

Wort für Wort sagte der Schneider Awrohm alle Stellen aus dem Raabir Jakob <sup>1)</sup>). Nahe am Ende derselben machte er eine Pause, und ersuchte einen der ihn Umgebenden, nach dem Befinden seiner kranken Tochter zu forschen.

„Sie befindet sich wohl,“ war die Antwort, „die Krisis ist glücklich vorüber und mit Gottes Beistand wird sie ganz gesund werden.“

„Ja, sie wird gesund werden!“ sagte Awrohm. „Gott hat mein Beten erhört und wird ihr die Jahre schenken, die ich noch zu leben hätte. Ra-  
bojai <sup>2)</sup>! jetzt ist es Zeit! — Schma Jisroel, Abonai Elohenu, Abonai  
ehod!“ — <sup>3)</sup>

Mit wahrhaft erhebendem Tone sprach er diese Worte, dann wendete er sein Gesicht gegen Osten und — — war nicht mehr.

Jeder der Anwesenden war durch die Erhabenheit des Momentes, durch diese seltene Todesahnung und Todesverkündigung von einem innern Schauer, und zugleich von Staunen ergriffen, weil sie den Gegensatz zwischen dem, dem Staube angehörenden menschlichen Körper und der vom Schöpfer alles Lichts abstammenden Seele in einer neuen ihnen unbegreiflichen Weise erblickten.

Mit zitternden Händen legte ihm der älteste seiner zahlreich anwesenden Freunde eine Flaumfeder unter die Nase, und mit bewegter, von Thränen erstickter Stimme riefen Alle: „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt von nun an bis in Ewigkeit! Gelobt seist du, Ewiger, gerechter Richter! Der Fels, sein Thun ist ohne Fehl, ein Gott der Treue und ohne Falsch, gerecht und redlich ist er. Ruhe in Frieden, und schlummere in Frieden, bis der Frieden verkündende Engel erscheint.“ <sup>4)</sup>

Die Kunde von dem Verschiden des Schneiders Awrohm verbreitete sich mit Blitzesschnelle im Judenviertel, und die Gasse, in der er gewohnt, füllte sich mit Menschenmassen, welche alle aus dem Munde der in der Schneiderswohnung Aus- und Eingehenden, die letzten Worte des Verbliebenen, die Selbstverkündigung seines Todes erfahren wollten, um sie in den mannigfachsten Versionen weiter zu verbreiten. Auch bis zum obersten Rabbiner der Gemeinde, in welcher der Schneider gelebt, verbreitete sich die Kunde dieses seltsamen Todesfalles, und als dieser sie erfahren, sagte er nicht ohne Rührung: „Zwar bin ich kein Rabern <sup>5)</sup>, kann mich mit mein Awrohm nicht messen <sup>6)</sup> sein; doch will ich zu seiner Thaire <sup>7)</sup> etwas thun.“ Und er nahm ein Leinwandband, mit welchem dann der Sterbekittel an der

<sup>1)</sup> Titel des Buches, welches die erwähnten Gebete enthält. <sup>2)</sup> So viel als: Meine Herren! <sup>3)</sup> Höre Jisrael, der Ewige unser Gott ist ein einziger, ewiger Gott! <sup>4)</sup> Worte, welche bei dem Verschiden jedes Israeliten gesprochen werden. <sup>5)</sup> Mitglied der Beerdigungsgesellschaft. <sup>6)</sup> Beschäftigen. <sup>7)</sup> Leichenreinigung.

Leiche umgebunden wurde, und schrieb darauf, indem er vor sich murmelte: „Du sollst den Ewigen deinen Gott nicht versuchen“, folgende höchst bedeutungsvolle Worte: Denn an diesem Tage wird er euch sühnen, um euch rein zu machen; ihr sollt rein werden von allen euern Sünden vor dem Ewigen. <sup>1)</sup>

## Die Judenkolonie im Reiche Coulan.

In dem kleinen portugiesischen Werke: *Noticias dos Judeos de Cochin*, mandados par Mosseh Breyra de Paive. Em Amsteldam. Est ampado em cura de Ury Levy em 9 de Ilul 5447 (1687) finden sich über eine Judenkolonie in Coulan folgende geschichtliche Daten:

Im Jahre der Welt 5272 (1511) langten die ersten spanischen Juden zu Kodschin an, und ließen sich daselbst nieder. Diese muß man immer von den schwarzen Juden späterer Zeit, welche man noch in den vorigen Jahrhunderten daselbst angetroffen hat, unterscheiden; denn diese bekannten selbst, daß 1686 nur noch zwei Juden von der ältesten Ankunft unter ihnen lebten, deren Urgroßvater Josef Azar der letzte König von Cranganor gewesen. Nach einer, in dem angeführten Buche befindlichen Liste der Familienhäupter geht jedoch so viel hervor, daß die vornehmsten 1686 zu Kodschin lebenden Juden von Groß- und Urgroßeltern abstammten, welche von Safet, Haleb, Damaskus, Konstantinopel, auch aus Deutschland, Spanien und andern Gegenden von Europa, Asien und Afrika dahin gekommen waren. Diese Judenfamilien ließen sich zu Cranganor (allein 15000 Seelen), Koban, Pory, Apatram und Chengandanam nieder, und erhielten, vorzüglich vom Kaiser Crawi Wanmora (der auch Cheron Peroemael oder Cheram Berremaal genannt wird), viele Begünstigungen, indem er ihrem Oberhaupte mittelst eines Schenkungsbriefes die Stadt Cranganor mit einem Gebiete von drei Meilen im Umkreise und königlichen Rechten übergab. Ungefähr 100 Jahre blieben sie unter dem Zepfer der malabariischen Könige, während welcher Zeit sie etwa 70 ihrer kleinen Könige hatten. Da diese Juden durch die erhaltenen Freiheiten sowohl an Reichthum als Ansehen sehr gewannen, so traten, besonders von ihren gekauften Sklaven, viele zu ihrem Glauben über, von welchen Proselyten die schwarzen Juden abstammen, obwohl auch welche aus der Vermischung mit den Indianern entstanden sind. Da diese schwarzen Glaubensgenossen sich sehr stark vermehrten und sie nun gleiche Rechte mit den weißen Juden, so wie die Freiheit, sich durch wechselseitige Ehen untereinander zu verbinden, verlangten, so brach ein Bürgerkrieg unter ihnen aus, welcher den weißen sehr nachtheilig war,

<sup>1)</sup> Levit. 16, 30.

ja sie ganz aufgerieben haben würde, wenn ihnen nicht der Landesfürst Weisland geleistet hätte, die schwarzen Juden zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Seit dieser Zeit haben sich die Weißen von den Schwarzen getrennt und jede Partei hat ihre besondere Synagoge. —

Ueber den Verlust ihres Reiches Oranganor wird daselbst noch folgende kurze Nachricht mitgetheilt. Einst regierten zwei Brüder gemeinschaftlich, unter diesen brach ein Streit aus, in welchen sich die Landesfürsten mischten; dadurch entstand eine große Verwüstung unter den Juden, in deren Folge sie, mit dem 72. ihrer Könige, ihre Selbstständigkeit verloren. Als hierauf die Portugiesen zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts auf der Küste von Malabar ankamen, erlitten die Juden von ihnen so viele Drangsale, daß sie im Jahre 1565 sich bewogen fanden, ihren alten Aufenthalt zu verlassen und sich unter den Schutz des Königs von Kodschin zu begeben. Allein auch hier blieben sie durch den Druck der Portugiesen in einem armseligen unterdrückten Zustande und hatten keine Freiheit, ihr Brot zu suchen, bis die Niederländer im Jahre 1662 daselbst landeten, unter deren Schutz sie sich sogleich begaben. Ihr Oberhaupt führte damals den Titel eines Modacor oder Modilcar (ähnlich dem Titel: Oberster). — Sie leben dormalen unter dem Schutze der Regierung ruhig in ihren Niederlassungen zu Kodschin und sind größtentheils begüterte Leute, welche vom Handel leben. Ihre Ältesten schlichten die meisten unter ihnen entstehenden Streitigkeiten; in Sachen von Wichtigkeit, besonders wenn sie in ihren Vorrechten von dem Rajah gekränkt werden, nehmen sie ihre Zuflucht zur ostindischen Compagnie, welche stets den größten Einfluß auf sie ausübte.

Die schwarzen Juden bewohnen abge sondert mehre Negereien und haben auch ihre eigenen Synagogen. Die dormaligen weißen Juden, einige Fremde aus Polen, Deutschland, England und Konstantinopel ausgenommen, welche sich von Zeit zu Zeit dort niedergelassen haben, stammen von mütterlicher Seite aus dem alten Geschlechte der Cassiel und von väterlicher Seite von einem 1646 von Aleppo dorthin gekommenen Ezechiel Rabb y ab. — Das angeführte Werk, welches den damaligen Zustand dieser Juden, die Anzahl der Familien in den benachbarten Wohnplätzen, ihre Geschichte, gottesdienstlichen Gebräuche behandelt, eine Liste der vornehmsten Gelehrten oder Chachams, das übersehte Privilegium des Cheram Perremaal u. n. v. A. enthält, ist der Bericht einiger Juden, welche im November 1685 von Amsterdam abgereist, und vom 21. bis 28. Novemb. in Kodschin sich aufgehalten haben. — Interessant dürfte wohl noch die folgende in dem Buche erwähnte Notiz sein: Im J. d. W. 4130 (369) landeten auf der malabarischen Küste 70 bis 80 israelitische Seelen. Sie kamen aus dem Reiche Majorika, wohin sie aus ihrem Lande nach der Zerstörung des zweiten Tempels gefangen weggeführt worden waren, denen später 4250 (489) noch eine andere große Menge folgte.

## Ephraim Moses Kuh.

Von

Dr. M. Duschak.

Ephraim Moses Kuh, der Sohn eines jüdischen Kaufmanns zu Breslau, wurde dort 1731 geboren. Er zeigte früh ein vorzügliches Gedächtniß, eine besondere Lebhaftigkeit und eine rege Wißbegierde. Diese Zeichen eines aufsteigenden Talentes bewogen seinen Vater, der ein begüterter Mann war, ihn dem Studium der jüdischen Gelehrsamkeit und der rabbinischen Theologie zu bestimmen; aber dieser Plan war der Neigung des jungen Ephraim nicht gemäß. Ungeachtet er sich daher bei seinen natürlichen Fähigkeiten keine gemeinen Kenntnisse in diesen Wissenschaften und in der hebräischen Sprache erwarb, so hielt es doch der Vater für Pflicht, seinem beharrlichen Widerwillen nicht weiter entgegen zu arbeiten. Er nahm ihn daher in sein Comptoir, ließ ihn im Rechnen und in der Calligraphie, in welcher er es zu einer sehr großen Fertigkeit brachte, unterrichten, und nebenbei auch im Französischen, Italienischen und Englischen. Durch Erlernung dieser Sprachen gewann er allmählig Geschmack an der Lektüre, vorzüglich an der poetischen, und erleichterte sich durch sie nicht wenig das Studium der lateinischen Sprache, in welcher er, wie seine Uebersetzungen und Nachahmungen des Martial's und Ovid's beweisen, beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Indessen starb sein Vater, und hinterließ ihm 6000 Rthlr., die in der Kuh'schen Handlung angelegt blieben. In dieser arbeitete er als Comptoirist fort, und beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden mit den Musen; denn nur selten ging er ohne einen lateinischen oder englischen Dichter spazieren.

Bei dieser Lebensart, wo er seine Zeit zwischen Arbeiten und wissenschaftliche Erholung theilte, floßen seine Tage zwar einförmig, aber doch sanft und ruhig dahin, bis ihm in seinem 32. Jahre sein Schicksal dieses stille Glück entriß. — Während des siebenjährigen Krieges lernte ihn nämlich der Bruder seiner Mutter, Feidl Ephraim, bei seiner öftern Anwesenheit in Breslau persönlich kennen, bemerkte seine vorzüglichen theils merkantilitischen, theils gelehrten Kenntnisse, und beschloß, ihn in einen größern Wirkungskreis zu bringen. Er machte ihm daher den Antrag, mit nach Berlin zu gehen, und die Führung der Kasse bei einer Gold- und Silber-Manufaktur für einen jährlichen Gehalt von 1000 Rthlr. zu übernehmen. Dieses Anerbieten war zu anlockend, als daß Kuh ihm hätte widerstehen können, besonders weil er hoffen durfte, in Berlin mehreren Umgang mit Gelehrten, besonders mit dem vortrefflichen Mendelssohn zu finden, und so seine Wißbegierde und seinen Durst nach Kenntnissen leichter als in Breslau, wo er sich fast ganz allein überlassen war, befriedigen zu können. Er kündigte daher sein in der Kuh'schen Handlung stehendes Kapital auf, um es in Berlin anzulegen, und zog nun mit fröhlichen Erwartungen zu seinem Oheim. Bei

diesem verwaltete er seine Geschäfte mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, erwarb sich dabei durch seine Talente und durch seinen edlen Charakter die Achtung Mendelssohn's, Ramler's und anderer Zierden Berlins, und konnte durch sie geleitet seinen Geist und seine poetischen Anlagen immer vollkommener entwickeln. So eine nützliche Schule indessen, in Rücksicht auf seine literarische Bildung, Berlin für ihn wurde, so gefährlich wurde diese Stadt für den treuherzigen unerfahrenen Mann, in Absicht auf die ihm fehlende Welt- und Menschen-Kenntniß. Sein aufrichtiges, trugloses Herz argwohnte nirgends Hinterlist und Verstellung, selbst gerade und ohne Falch, verschloß er sich gegen Niemand, und, empfänglich für Freundschaft und Vertrauen, ahnte er, der noch niemals hintergangen worden war, nirgends Betrug und Gefahr. Man wußte, daß er Vermögen besaß, und war niedrig denkend genug seine Gutmüthigkeit und Unerfahrenheit auf tausenderlei Art zu mißbrauchen. Unverschämte Bettler und schlaue Mitbürger plünderten ihn um die Bette; einige christliche Studierende empfingen monatlich zehn und mehrere Thaler Stipendien-Gelder von ihm, die sie liederlich verschwelgten. Seine Bücherliebhaberei nahm ebenfalls ein Namhaftes hinweg, und in dem Zeitraum von vier Jahren sah er sich des größten Theils seines väterlichen Vermögens beraubt. Vorzüglich wußte ihn einer von seinen Mitarbeitern im Comptoir, ungeachtet aller Warnungen, an denen es Kuh's Oheim nicht fehlen ließ, so für sich einzunehmen, daß er ihm 1000 Rthlr. auf einen Wechsel lieh. Der arme Hintergangene bat, ermahnte, drohte; alles umsonst. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg des Rechts einzuschlagen, und diesen mißbilligte sein Oheim, weil der Richter einzig durch persönliche Verhaftung den Schuldner zur Zahlung nöthigen könnte, und ihm dieser in dem Comptoir unentbehrlich war. Voll Verdruß über den Undank seines treulosen Freundes, und empfindlich über das Betragen seines Oheims, forderte Kuh seinen Abschied, sammelte sorgfältig die Trümmer seines Vermögens, und verließ im Jahre 1768 Berlin. —

Den Rest dessen, was er gerettet hatte, verwandte er auf eine zweijährige Reise durch Holland, Frankreich, Italien und durch das Reich, und man kann sich vorstellen, daß ihm diese nichts übrig ließ, da er nicht nur die Thorheit beging, seine beträchtliche Bibliothek überall in drei Koffern mit sich zu nehmen, sondern auch überdem noch wegen des hier und da auf den Juden haftenden Leibzolls manche Unannehmlichkeiten erfuhr. Als er im Jahre 1771 durch die sächsischen Länder reis'te, kostete es ihm beinahe seine ganze noch übrige Baarschaft. Da er nicht als jüdischer Kaufmann in Handelsgeschäften, sondern bloß als Gelehrter reis'te, glaubte er, daß es nicht nöthig und nicht gegen das Landesgesetz sei, wenn er nicht an jedem Thore und an jeder Zollbude das Bekenntniß seiner väterlichen Religion ablegte. „Er wurde entdeckt, und mußte“, schreibt Granz von ihm, „das unverzeihliche Verbrechen, nicht Waare, sondern den ältesten Glauben der Welt und des heiligen Volkes mit sich geführt zu haben, ohne ihn zu verjollen, mit an-

sehnlichen Summen büßen.“ Diese für ihn so drückende Abgabe nöthigte ihn, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, und bei seinen Verwandten Hilfe zu suchen. Er kam bis Neumark in Schlesien, aber hier hatte er nicht mehr Geld genug, um die Post bis Breslau bezahlen zu können. Er ging also nur bis Lissa, schrieb von da aus an seine AVerwandte, und bat sie zu ihm herauszukommen. Sie kamen, und fanden seine Börse leer und seine Kleider zerrissen. Er schilderte ihnen seine Unglücksfälle auf das rührendste, und ersuchte sie, ihm irgendwo eine Condition zu verschaffen, weil er sich schäme, in diesem Aufzuge nach Breslau zu kommen. Seine Brüder kleideten ihn von neuem, gaben ihm Kost und Quartier, und legten noch außerdem im Kuh'schen Comptoir ein Kapital von 700 Rthlr. an, wovon er lebenslang die Interessen zog, aber sie größtentheils zur Unterstützung jüdischer und christlicher Hausarmen verwendete. — Seine äußere Lage war nun durch diese lobenswürdige Wohlthätigkeit eine der ruhigsten und gemächlichsten; er selbst konnte jedoch nie, weder den Verlust seines Vermögens noch die Hinterlist und den Undank, den er unter den Menschen erfahren hatte, vergessen. Es blieb eine gewisse Schwermuth in seiner Seele zurück, die er durch Lesen und anhaltendes Studiren zu vertreiben suchte, und dadurch, wie es manchmal zu gehen pflegt, nur noch vermehrte. Diese traurige Stimmung seiner Seele artete nach und nach in Wahnsinn, und zuletzt in eine fürchterliche Raserei aus, in welcher er, einige helle Zwischenräume abgerechnet, sechs Jahre zubrachte. Endlich gelang es der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit seines Arztes, ihn von diesem schrecklichen Zustande zu befreien. Nur selten spürte er neue Anfälle, und diese nur schwach und vorübergehend. Es ist hiebei ein bemerkenswerthes psychologisches Phänomen, daß seine besten Gedichte in einem Mittelstande zwischen Wahnsinn und Vernünftigkeit geschrieben sind. Denn, wenn er ganz außer Stande war, vernünftig und zusammenhängend zu sprechen, so konnte er doch noch vernünftig denken und schreiben. Er selbst war sich dieser sonderbaren Lage bewußt, und äußerte in guten Stunden gegen seine Freunde und Bekannte seine Verwunderung darüber. — Nach dem wieder erlangten Gebrauche seines Verstandes lebte er ziemlich zufrieden, arbeitete mäßiger, machte sich öftere Bewegung, und genoß des Umgangs seiner Bekannten und der christlichen Gelehrten in Breslau fleißiger als vorher. Mit Ramler setzte er seinen Briefwechsel beständig fort, und schickte ihm seine Gedichte zur Beurtheilung und Verbesserung. Im Jahre 1786 lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite, und beraubte ihn des Gebrauchs der Sprache. Dieser Zustand dauerte mit Abwechslung vier lange, traurige Jahre, und entlockte seinem Auge manche Thräne und seinem Herzen manchen Seufzer; er sehnte sich nach einer baldigen Auflösung. Sie erfolgte endlich. Er entschlief sanft unter den Gebeten seiner Freunde am 3. April 1790, und wurde den Tag darauf begraben. Im Umgange hatte Kuh etwas freundliches und gefälliges. Seine Belesenheit und seine philosophischen Kenntnisse machten die Unterhaltung mit ihm sehr angenehm. Er selbst legte immer den meisten Werth auf Dichtkunst und Dichter-Talent,

und war nicht frei von der Eitelkeit, seine poetischen Arbeiten gern vorzulesen. Unter Kunststrichtern räumte er Ramlern eine der obersten, wo nicht die erste Stelle ein, und unter den Dichtern sympathisirte er am meisten mit Götz. — — So wenig auch sein Glauben in allen Stücken mit dem Glauben der großen Mehrheit seines Volkes übereinstimmen mochte, so war doch sein Herz den Gesinnungen der Religion sehr offen, und sie waren es, die ihm die zahlreichen und außerordentlichen Leiden seines Lebens erträglich machten. Wie laut spricht nicht unter andern seine ungeheurchelte Religiosität und philosophische Gottergebenheit aus diesem Gebete, daß er in einer Krankheit versfertigte.

Allmächtiger! Dich will ich preisen!  
 Dich preisen, doch um nichts Dich bitten.  
 Mit seinem Loos — Du gabst's ihm, Vater —  
 Ist, wer Dich bittet, nicht zufrieden.  
 Auch wär'st Du nicht die höchste Güte,  
 Wenn Bitten Dich bewegen müßte;  
 Und nicht der Unveränderliche,  
 Wenn Bitten Dich bewegen könnte.  
 Du giebst jedem, was ihm nützet  
 Und gäbest Du mir Glend, Leiden,  
 Du schicktest mir's zu meinem Besten,  
 Du schicktest mir's aus Vaterliebe.  
 Allweiser! was Du willst, geschehe!

Er übte die einfachen Grundsätze jeder wahren und beglückenden Religion; denn er besorgte alles, was er auf sich nahm und was ihm übertragen wurde, mit Pünktlichkeit, suchte in seinem Wirkungskreise so viel Gutes zu verbreiten, als er konnte, und ertrug seine körperlichen Leiden geduldig. Ein Hauptzug in seinem sanften Charakter war Edelmuth und Milde thatigkeit. Wenige Tage vor seinem Ende vertheilte er, als er aus dem Comptoir sein Monatgeld empfing, das, was er gewöhnlich für die Armen ausgekehrt hatte, und bat unter andern seine Tante, einer armen Frau, die er schon seit langer Zeit monatlich unterstützte, dieses Mal das doppelte auszugeben, damit sie, wenn er in dem laufenden Monat stirbe, des kleinen Zuschußes für den künftigen nicht beraubt sein möchte.



## S c h m e l.

(Zum Theil aus Scheriris Jisroel.)

Von

W. Jastrow.

In der Stadt Niemitrow in Podolien ist heute die Nacht zum Tage geworden. Daheim wachen die Frauen und bereiten den Kuchen auf morgen,

und die Kinder stehen dabei und hören freudig das Geplärre des Köffels, der die Eier mit dem Honig wacker durch einander schlägt. Die Männer aber sind heute Alle im Beth Hammidrasch, wo sonst nur die Bochorim des Rabbi Jechiel Michel halb „stiffend“ (spasend), halb lernend die Nächte zu durchwachen pflegen. Ein Jeder hat das Tifun leil Schwues vor sich und liest die bestimmten Abschnitte aus Thorah, Mischnah und Gemara.

In heiliger Weihe soll die Nacht vor dem Tage der Gesetzgebung hingebracht werden, wachen Auges soll der große Tag erwartet und begrüßt werden mit seinem eigenen Geschenke, das er einst vor vielen tausend Jahren dem Volke gebracht, und das dieses Volk so treu hat aufbewahrt bis zum heutigen Tag.

Obenan neben der heiligen Lade sitzt R. Jechiel Michel, der berühmte Gaon und Rabbiner Niemirow's, neben ihm Reb Schaul, der Zollpächter, in dem glänzend seidenen Ueberwurf, der vorn die blanksilbernen Spangen des eng anschließenden Unterkleides hervorschimmern läßt. Seine Stirn zeigt, daß er sich im Leben mit mehr als bloßen Zahlen beschäftigt hat, der scharfschneidende Pflug des Thalmud hat auch hier seine tiefen Furchen eingegraben. Ein wohlwollendes Fältchen um den Augenwinkel spricht eben so deutlich von seiner Menschenfreundlichkeit, wie die Armen der Stadt und der Umgegend. Er gab seinen armen Gästen, die ihm vom Gemeindevorstand zugesickt wurden, niemals „Zahltsche“, sondern neben ihm mußten sie sitzen, den Verschämten machte ein Gläschen Wein gesprächig und zutraulich; mit einer seltsamen Neugier hörte Reb Schaul die fast immer gleich lautenden Schilderungen der Verhältnisse seines Gastes an, und half dann, wo er nur konnte. Aber heute hat Reb Schaul seinen Gast gar mit in's Beth Hammidrasch gebracht und neben sich setzen lassen, das muß ein vornehmer Gast sein. Und doch hat dieser trotz seiner großen kräftigen Gestalt, trotz seiner edlen Haltung, etwas Gedrücktes, das deutlich von einem Unglück spricht, und das meist den Armen anzuhaften pflegt. Hier oben werden wir's nicht erfahren, wer der Fremde sei; denn während anderswo der Reichtum ein gewisses Recht sich anmaßt, rücksichtslos gegen alles Heilige zu sein, und nur der arme Unglückbelastete noch mit Andacht die Hände zum Himmel hebt, war's und ist's auch heute noch in Polen umgekehrt. Der Reiche ist dankerfüllt gegen Gott, daß er ein Mittel hat nicht des Genusses, denn er genießt nicht viel, sondern ein Mittel, Gefahren von sich abzuwenden. Ueberhebung kennt er nicht, denn wie leicht kann er nicht sein Vermögen einbüßen. Dagegen hatte, zum wenigsten damals (wir sind im Jahre 1648, wo der Kampf der Religionen oft auch den Juden als unschuldiges Opfer verschlang), die Unsicherheit der Existenz in den Armen eine an Bewusstlosigkeit grenzende Gleichgültigkeit hervorgerufen, die selbst in dem Bethause sich bemerklich machte.

So sehen wir denn unten an der Thüre kleine Gruppen sich unterhalten. „Der dort oben“, sagte Einer auf den Fremden deutend, „scheint auf

ein Patent zu reifen, er hat wohl ein Mißrafbriefchen.“<sup>1)</sup> — „Nacht den nicht aus,“ sagte ein Anderer, „ich kenn' ihn; das ist Reb Sawriel aus Kiew. Ich hab' emal bei ihm Schabbes gegessen, alle jüdische Kinder, wie er hat geführt einen Tisch. Spaß, Reb Sawriel, der reichste Mann im Land! Jetzt haben ihm die Kosaken, Jemach Schemom! Alles weggenommen, und wer weiß, ob er noch einmal sein Weib und Kind wird wiedersehen.“ Die auftauchende Spottlust verschwand bald und Niedergeschlagenheit zeigte sich auf allen Gesichtern. „Unser König Wladislaus,“ sagte der Erstere, „wird sie schon händigen, die Reschoim (Frevler).“ — „Du weißt noch nicht, daß der gestorben ist? Gestern hat mir's Reb Schaul dort oben, wie ich bin bei ihm gewesen nach Ribud Jomtow (Feiertagsgeschenk), erzählt. Er hat aus Wilna von sein' Eidam Brief bekommen, d'rin ist's gestanden. Reb Schaul wird auch bald nicht mehr so viel Hoke (Almosen) geben können; denn so 'nen guten König, wie Wladislaus, kriegen wir doch nicht mehr, und wer weiß, ob er den Zoll wird behalten.“

Während dieser Gespräche, die sich auch noch auf andere Dinge erstreckten, war der Schames (Schuldiener) hinausgegangen und zu dem Rabbiner mit der Nachricht zurückgekommen, daß der Morgen angebrochen sei. Der Rabbiner winkte abwehrend mit der Hand; er wollte jetzt nicht gestört sein, denn er las eben noch ein Stück Sohar. Und wie er immer weiter sich in die Geheimnisse dieses Buches vertieft und sich hinauffchwingt zu den Engeln und in's Paradies der Frommen, da wird's immer stiller in dem Hause, denn die Andern hatten ihr Pensum ausgelesen und harrten des Morgengebetes.

Da auf einmal stürzt unter lautem Wehklagen eine wilde Menge mit verstörten Gesichtern in's Beth Hammidrasch. Alles fährt auf, man glaubt sich Anfangs von Feinden überfallen, aber bald erkennt man die Glaubensgenossen und die um Hilfe Flehenden, die sich immer noch furchtsam umsehen, als wären sie bis hlerher verfolgt worden. Auch Frauen sind gegen die Sitte in's Beth Hammidrasch gekommen, und gar schaurig klingt ihr Gewinsel vermischt mit dem Weinen der Kinder, die sich nach Schlaf sehnen. Der Ausblick erregte solch' wehmüthiges Staunen, daß Niemand ein Wort zu sprechen wagte. Da sprang der Fremde von seinem Sitze auf, und mit schrecklicher Geberde faßt er einen der herbeigekommenen Flüchtlinge am Halse, als wollte er ihn erwürgen. „Wo ist mein Weib!“ kreischt er ihm zu, „wo hast Du meine Rahel und mein Kind?“ Der Angeredete, in welchem wir leicht den Bruder von Reb Sawriel erkennen, ließ lange auf die Antwort warten. Und noch einmal ruft's mit gellender Stimme: „Wo sind sie? Sag's mir, oder —“ — „Sie sind da, wo mein Weib und Kind sind,“ antwortete mit trauriger Ruhe der Ankömmling. „Nicht haben sie nicht umbringen wollen,“

<sup>1)</sup> Ein Aitsep über den Verlust des Eigenthums durch Feuer, das sehr oft gemißbraucht wurde.

fährt er, seine Anwesenheit hier entschuldigend, fort, „sie haben mich nur aus dem Hause gepeitscht.“

Kein Laut entfuhr Reb Sawrieln, mit zusammengekniffenen Lippen kehrte er zu seinem Platz zurück, sein Gesicht war bleich, aber in ihm siedete das Blut heiß und zischte Hohn und Rache, Hohn gegen den feigen Bruder, der sich nicht hatte ermorden lassen auf der Schwelle seines Hauses, und Rache gegen den grausamen Feind. Vor einer Stunde noch rollte ihm manch' heimliche Thräne die Wangen hinab über den Verlust seines großen Vermögens, und er schien gebeugt von der drückenden Last der Armuth; jetzt hatte er keine Thräne, sein alter Stolz erwachte, er richtete sich gerade auf und schien noch einmal so groß, das Auge blitzte feurig, er blickte noch einmal um sich und — war draußen auf der Straße.

Als man in Kiew die geheimen Rüstungen Schmielnicki's oder Schmel's, wie ihn die Sage nennt, merkte, und erfuhr, daß dieser Hetman während der Unterhandlungen mit den Polen, ein Bündniß mit den Tartaren knüpfte, da waren es die Juden zuerst, welche die polnischen Feldherren davon benachrichtigten. Wohl wissend, daß die Juden dadurch den Haß der Kosaken gegen sich noch steigerten, schickte R. Sawriel seine Familie zu seinem Bruder nach Human, wo mehr Polen waren und eine Flucht über die nahe Grenze nach Podolien Sicherheit gewähren konnte. Er selbst glaubte noch sein Vermögen bergen zu können, aber plötzlich überfallen, hatte er es nur einem treuen Knechte, einem Kosaken, zu danken, daß er mit dem Leben davon kam. Er floh, in der Verwirrung sein Weib und sein Kind verlassend, nach Niewirow. Kaum hatte er sich in dem Hause Reb Schaul's erholt, als er zu seiner Familie nach Human wollte; aber da war's Grew Jontow Nachmittag und Reb Schaul wendete alle seine Beredsamkeit an, um seinen Gast zurückzuhalten. Auch war dieser viel zu matt zu einer Reise, und in diesem Zustande der Schwäche ließ er Alles mit sich gewähren. Hier erfuhr er auch den Tod Wladislaw's, und da schwand ihm die letzte Hoffnung auf Wiederherstellung seines Vermögens. Aus diesem Zustande der Muthlosigkeit und des Halbschlafes wurde er jetzt durch die Ankunft seines Bruders aufgerüttelt, jetzt war's ihm, als ob tausend Schwerter ihn aus dem Herzen wüchsen, mit denen er unter die Feinde sich stürzen mußte. Er rannte hinaus, er wollte zum Commandanten von Niewirow, wollte ihn zum Kampfe auffordern gegen die rebellischen Kosaken; aber die Schildwache vor dessen Hause hielt ihn ab, und hieß ihn später wiederkommen. Er irrte in den Straßen bewußtlos umher, bis er wieder vor der Thür des Commandanten war.

Während dessen hatte man im Beth Hammidrasch sich nähere Nachrichten von den Unglücklichen geben lassen, und Reb Schaul war der erste, der sich zehn Leute zur Beherbergung und Bewirthung ausbat; seinem Beispiele folgten die Andern, und mit gedämpfter Stimme begann jetzt der Vorbeter: „Verherrlicht sei der lebendige Gott und gelobt —“.

Und als man an die Stelle kam: „Er vergilt dem Frommen seine That, und dem Frevler seine Bosheit —“, da zog wieder milder Trost ein in die beklommenen Herzen, und mit lauter und fester Stimme sang der Chafan jetzt weiter: „Er wird schicken am Ende der Tage unsern Gesalbten, zu erlösen, die da harren auf Seine endliche Hilfe, und die Todten wird Er beleben mit Seiner Gnadenfülle; gelobt sei in Ewigkeit Seines Ruhmes Name —“, und laut fällt die Gemeinde ein: „Sein Lob besteht ewig, gelobt sei der Name Seiner Reichsherrlichkeit.“ — Und jetzt war vergessen das Leid, und man sang so freudig: „Gelobt sei, der befohlen, und es ward die Welt“, als ob man sich wirklich des Daseins zu freuen gehabt hätte. Das ist der Glaubensmuth und die Glaubensfreudigkeit, die immer neu emporblühen aus den Spalten des leidzerrissenen Herzens, und die man nie wird ausrotten können in Juda!

Jetzt schickt die Sonne trostverheißend milde Strahlen als ihre königlichen Vorboten in die Räume des Bethauses, und d'rinnen singt man den Psalm: „Und die Sonne, wie ein Bräutigam schreitet sie aus dem Hochteltel hervor, und wie ein Held, die Rennbahn zu durchlaufen. Ihr nur gleicht die Gotteslehre, die auch wärmt und erquickt das Herz.“ Und immer reicher strömt das Lob Gottes, und immer begeisterter quillt's aus den geheilten Herzen. Selbst die obdachlosen Vertriebenen singen laut die Davidlieder mit, und neue Wärme strömt in die angsterstarrten Glieder. Das Gebet ist beendet, und man tritt hinaus in das stille Gotteszelt. Ein tiefer Friede ruht auf der ganzen Natur, und beredter kann kein Trost sein und belebender kein Hoffnungsstrahl, als die stille Naturseligkeit und die sanften Sonnenaufgangsstrahlen. — Auch unser R. Sawriel wurde allmählich ruhiger, und mit rückwärts gefalteten Händen traf ihn jetzt R. Schaul vor dem Hause des Commandanten auf- und abgehen. Leise legt er die Hand ihm auf die Schulter, R. Sawriel schrickt zusammen, er erinnert sich erst jetzt, daß er das Morgengebet versäumt, und schweigend geht er mit R. Schaul nach Hause. Hier schließt er sich in sein Zimmer ein, um zu beten; aber die Andacht will nicht einkehren in sein krankes Herz. Gedankenlos murmelt er die altgewohnten Worte vor sich hin, bis er an die Stelle kommt: „Ein Rache-gott bist Du, Herr! als Rache-gott zeig' in Deinem Glanze Dich!“ Jetzt haben ihn die Rachegebanken wieder erfaßt, und alle die Psalmen scheinen ihm Kriegs-gesänge; er sieht sich in Getümmel der Schlacht, wie er einen Feind nach dem andern erschlägt, ihm wird's, als stiege er mit den Gefängen über die hochaufgethürmten Leichen hinauf zu seiner Rahel und seinem Kinde.

Am achten Tage des Monats Siwan sah man aus Kiewitrow eine glänzende Armee ausrücken. Voran die Dragoner in ihren Dolmans, hinter ihnen die Artillerie mit schwerem Geschütz, und endlich die Infanterie, zusammen etwa 20,000 Mann. Die muthige Militärmusik lockte auch die Juden aus ihren Häusern, und diese waren nicht wenig erstaunt, als sie neben dem Anführer dieser Truppen den fremden Mann, den sie aus der Schwues-

nacht kannten, als stattlichen Dragoner reiten sahen. Der junge Potocky, von seinem Vater zum Befehlshaber für diese Expedition ernannt, fand Wohlgefallen an dem kampflustigen Juden und nahm ihn als seinen Leibdiener an. In Niemirow sprach man noch lange von Reb Gawriel, und Jeder freute sich auf dessen Rückkunft, Mancher beneidete ihn wohl auch schon um die reiche Beute, die er bringen würde; denn daß die polnische Armee, wenn auch nur klein, die kosakischen Rebellen bald besiegen und vernichten werde, daran zweifelte Niemand. Der alte Potocky saß auch recht heiter in dem Kreise seiner Trinkgenossen, wiewohl ihn bisweilen eine kleine Unruhe darüber befiel, daß er nach neun Tagen noch keine Nachricht von seinem Sohne hatte. Aber er sagte sich dann selbst, daß sein Sohn bei dem immer weitern Vordringen wohl leicht an seinen Vater habe vergessen können. Da kam am 18. Siwan ein staubbedeckter Soldat nach Niemirow und meldete sich als einzigen Ueberrest der glänzenden Regimenter an, und dieser Soldat war kein anderer, als unser Reb Gawriel. Die Dragoner, größtentheils aus Kosaken bestehend, waren übergegangen, sobald sie ihres ehemaligen Offiziers, Schmel's, ansichtig wurden; die andern, durch List zwischen die Kosaken und die von ihnen herbeigerufenen Tartaren gebracht, wurden vernichtet oder gefangen. Der junge Potocky blieb schwer verwundet auf dem Kampfplatze und hatte R. Gawrieln, der bis zum letzten Augenblicke bei ihm geblieben war, den Auftrag gegeben, seinem Vater die traurige Botschaft zu hinterbringen. Aber so siegesicher waren die Polen, daß sie den Botschafter für einen Verbündeten der Kosaken hielten, die ihn, sie zu schrecken abgeschickt hätten, und Reb Gawriel mußte zum Dank für seine Treue in's Gefängniß.

Aber die Juden glauben an Unglück. Vanger Ahnung voll, gingen sie so traurig an einander vorüber, als wäre es am 9. Ab, dem Todestage Jerusalems. Der Rabbiner ließ ein Fasten ansetzen und Selichoth sagen: „Vielleicht, daß Er schon das arme und dürftige Volk, vielleicht, daß Er sich erbarmt.“

Und wirklich schien die Rettung zu kommen; denn am Morgen des 20. Siwan, als man eben aus der „Schul“ ging, erscholl vor den Thoren der Stadt lustiger Trompetenklang, der Thurmwächter erkannte die polnischen Dragoner, die siegesheiter, wahrscheinlich als Vorreiter des ganzen Heeres, zurückkehrten. Freude und Jubel durchzog die Stadt, selbst die Juden fasten wieder Muth — und Reb Gawriel hörte das Trompetengeschmetter und konnte nicht warnen. Die Thore wurden geöffnet, und die fünfzig Dragoner begrüßten Alles, was ihnen zum freudigen Empfange entgegenkam, mit Säbelhieben. Es waren die zu den Kosaken übergegangenen Dragoner, an ihrer Spitze Schmel. Wer ihn sah, so kerzengerade und stolz auf seinem Pferde sitzen mit den edlen feinen Gesichtszügen, der mochte nicht glauben, daß dies der grausame Kosakenhetman sei, von dem die Juden schon so viel Schauerliches zu erzählen hatten.

Er war der Sohn eines polnischen Verbannten und einer Kosakin. Schon früh durch sein feines Benehmen und persönliche Tapferkeit unter seinen Mitbürgern hervorragend, wurde er doch erst nach langem Bedenken zum Führer der kosakischen Truppen ernannt, weil man mit Recht in ihm die Wildheit und Schlaueit zugleich fürchtete. In diesem Amte eines Führers eroberte er sich von den Tartaren ein kleines Gebiet und gründete sich dort eine Stadt. Aber nach dem Tode seines Gönners, des Grafen Koniecpolsky setzte sich ein polnischer Edelmann niedern Ranges in den Besitz dieser Stadt. Vergebens führte Chmel beim Landtage und beim König selbst Klage, er wurde zurückgewiesen. Doch auf dieser Reise nach dem innern Polen und der Residenz hatte er die Schwäche des Reiches, die schiefe Stellung des Königs zum Landtag wohl erkannt, und als er heimgekehrt war, wußte er im Geheimen die über die Bedrückung ihrer griechischen Religion längst Unzufriedenen zum Aufstande zu reizen und sogar mit den bisherigen Todfeinden der Kosaken, mit den Tartaren, eine Verbindung anzuknüpfen. Wie er später den jungen Potocky mit seiner Schaar schlug, wissen wir schon. So zog er denn heute mit seltener Kühnheit in die Stadt Niemirow ein, und der Commandant wagte gegen die fünfzig Mann keinen Widerstand, sondern floh eiligst. Nun begannen die Leiden der Juden, die als die Pächter der Abgaben besonders den Haß der Kosaken auf sich geladen hatten. Die Feinde drangen zuerst in die Synagoge, wo sie nur noch den Rabbiner und den Chafen fanden. Sie zerrissen die Gesetzbücher, und mit ihnen gewiß das Herz des greisen Rabbi, der dies sehen mußte. Und als wollte er ihnen trotzen, sagte er laut: „Höre, Israel! der Ewige, unser Gott, ist ein einziger Gott“ — und wurde niedergeschmettert. Wir wollen diese Mordscenen nicht weiter ausmalen, die sich ja fast überall in gleicher Gestalt wiederholten. 6000 Juden fanden hier ihren Tod, und auch Reb Schaul der Zollpächter wäre umgekommen, hätte ihn nicht in der größten Gefahr eine fremde Hand erfaßt und aus dem Hause getragen. Schon hatten sie die silbernen Thorahgeräthe, die er jeden Sabbat in die Schule gab, zerbrochen und die künstlich gearbeitete Gewürzbüchse, die mit ihrem Dufte den scheidenden Sabbat begleitete, während andere ihn am Barte zupften und grausam neckten, und schon sprach Reb Schaul leise das Sündenbekenntniß der Sterbenden, da drängte sich ein Dragoner zu ihm heran und lud ihn mit merkwürdiger Kraft auf die Schulter — es war Reb Gawriel. Während der Verwirrung unbewacht, entkam er seinem Gefängnisse. Sich unter die Feinde zu stürzen und dort den Tod zu suchen, war sein erster Gedanke. Das Gefühl der Dankbarkeit aber zog ihn zu Reb Schaul, und hier kam er gerade zurecht, um seinen Wohlthäter vom Tode zu retten. Vor der Stadt trafen alle zusammen, die der Wuth der Feinde hatten entgehen können, und R. Gawriel, immer noch in Dragoneruniform, zog ihnen voran nach der Burg Tulczyn. An Gefahren und Leiden gewöhnt, suchten sie nur das gegenwärtige Uebel abzuwenden; die Furcht um die Zukunft hatten sie längst verlernt. So be-

dachten sie auch diesmal nicht, wie bald sie von den Belägern würden erteilt werden können. Und wirklich waren diese in Niemirow kaum mit dem Plündern fertig und durch neuen Zugzug verstärkt, so rückten sie vor Tulczyn. Doch hier war man besser vorbereitet und auf eine Belagerung gefaßt. Oben auf den Zinnen der Mauer standen Polen und Juden in seltener Eintracht und führten die Vertheidigung. Einen aber sah man in steter Unruhe immer dahin sich drängen, wo die Gefahr am größten war, immer zu neuem Muth aufmunternd. Und wirklich bedurfte es des Muthes, denn nach wenigen Tagen war der Vorrath an Lebensmitteln beinahe aufgezehrt, und Verzweiflung und Ermattung hatten so Manchen beschlichen. Aber R. Gawriel war immer stark geblieben, ihn kräftigte das Rache fordernde Andenken an sein Weib und sein Kind. Acht Tage wurde die Vertheidigung mit Erfolg geführt; da, am neunten Tage, als sich die Kämpfer, halb verhungert, wieder auf den Mauern versammeln, winkt unten die weiße Friedensfahne. Ein Abgesandter der Kosaken wird in die Burg gelassen, und verspricht den Polen Schonung des Lebens und Eigenthums, wenn sie die Juden sammt ihrer Habe auslieferten. Das Band der Eintracht, das die gemeinschaftliche Noth geknüpft hatte, löste sich, als die Einen durch die Andern sich befreien konnten; die Juden wurden den hab- und mordgierigen Kosaken ausgeliefert, unter ihnen auch Reb Gawriel. Noch heute durchzuckt's uns wild, wenn wir an solche Ereignisse denken, aber die wilden Schmerzenswogen werden in heilige sanfte Trauer stille verwandelt durch das Andenken an den Muth, mit dem jene Opfer für ihren Glauben gefallen sind. — Vor der Stadt bilden die Kosaken einen Kreis um die gefangenen Juden, der Hetman tritt zu ihnen und fordert sie auf, zur griechischen Kirche überzugehen. „Seht“, sagt er, „euer Leben und euer Vermögen ist in meinen Händen; wollt ihr Christen sein, wie wir, dann erhaltet ihr Beides wieder, und ihr seid unsere Brüder. Ihr könnt heimziehen in eure Wohnungen, oder mit uns kämpfen und reiche Beute mit uns theilen.“

Stille wird's darauf im Kreise, Alles lauscht auf die Antwort der Juden. Diese sehen einander an, und wie auf ein verabredetes Zeichen rufen sie Alle den Vers, mit dem der sterbende Jude sein Leben auszuhauchen pflegt, den Vers, den die Juden als ihr höchstes Eigenthum durch alle Völker getragen haben: „Höre, Israel! der Ewige, unser Gott, ist ein einziger Gott!“

Noch einmal ermahnt Chmel und bringender, er droht mit den qualvollsten Martern, er will ihnen Bedenkzeit geben. Da tritt R. Gawriel hervor. Hochaufgerichtet und stolz, wie damals im Beth Hammidrasch, blickt er den Hetman fest an, aber in dem Auge liegt nicht mehr der wilde Haß und die Rachsucht, es glänzt von reiner verkämpfter Freude. Er sah, daß man ihm jetzt ein Höheres noch rauben wollte, als sein Weib und sein Kind, und mit lauter Stimme sprach er zum Hetman: „Staub' nur nicht, Chmel! daß Du uns tödtest. Du bist nur der Bote unseres einzigen Gottes, gegen den wir wohl schwer gesündigt haben müssen, da er solche böse Geister auf uns schickt.

Und tödtest Du uns nicht, so hat Er, der Heilige, gelobt sei Er! reisende Wölfe und Bären, die seinen Willen vollziehen können. Doch Dir, o Hetzmann! wird die Strafe kommen, die Alle trifft, die das jüdische Volk bedrängen.“

Und noch einmal erhebt sich das große Feldgeschrei: „Schema Israel!“ und die Juden werden getödtet.

Wir eilen mit Hast aus diesen Gegenden des grausen Mordes, wir wollen weit weg über Warschau hinaus, bis nach Wila, dem heutigen Schneidemühl in der Provinz Posen. Aber die Kosakenlawne eilt zerstörend hinter uns her, und am 20. Siwan des Jahres 5409 sind sie schon in der Nähe dieses Ortes. Die Verwirrung des königlosen Reiches und die Wahlstreitigkeiten waren ihnen zu Statten gekommen, und während man auf dem Landtag noch berathschlugte, hatten die Kosaken und Tartaren das Polenreich überschwemmt.

Ungestraft konnte Chmel sein Räuberwesen treiben, zuletzt knüpfte man sogar Unterhandlungen mit ihm an, die zu einem oft unterbrochenen Frieden führten. Aber die Sage läßt keinen Frevler ungestraft. Am 20. Siwan, demselben Tage, an welchem er vor einem Jahre in Niemirow die Gesegrollen zerriß, läßt sie ihn gefangen nehmen und auf ein hohes kupfernes Pferd mitten auf dem Markte Schneidemühls setzen. Er wird darauf fest gebunden, und jetzt wird die Höhlung des Pferdes mit glühenden Kohlen gespeist. Nicht passender konnten seine glühenden Leidenschaften, die ihn auf seinem Rosse von Ort zu Ort, von Frevel zu Frevel trieben, bestraft werden. So endet denn hier Chmel unter gräßlichen Martern sein Leben.

Seit damals hat die Geschichte wohl noch andere Sünden und schlimmere als diese, mit dem eisernen Griffel in ihre Tafel gegraben; aber der 20. Siwan ist den Juden der polnischen Gegenden ein Fasttag geblieben, und die für diesen Tag bestimmten Selichot erwecken noch heute den Schmerz und den Wuth, ein Geschwisterpaar, das unzertrennlich ist in dem Herzen des Juden.

## — \* —

## Verschollene Geschichten

von  
Michael Klapp.

### III. Die Flagellanten, oder Frankfurt im Jahre 1346.

#### I. Etsik Adler.

Der erste Frühlingmorgen des Jahres 1346 tauchte seine glührothen Strahlen in die stillen Fluthen des Main, der in aller Ruhe der schnellen Veränderung nachzudenken schien, die mit ihm seit wenigen Tagen vorgegangen; ich weiß nicht, schien ihm alles ein Traum oder suchte er mit seinen hellblauen Augen den Jüngling, der ihn wieder aus den starren Umarmungen des graubärtigen Winters gerissen und an die lebensfrohe Wut-

terbrust der Natur geführt. Ist es uns Menschen doch gerade so beim Eintritt des Lenzes, als hätten wir den Winter über geschlafen. Thor, wer da glaubt, man werde nur einmal geboren; jeder Frühling bringt unsere Wiedergeburt, denn sind wir im Winter was anderem ähnlich als eingesponnenen, auferstehungsbarrenden Puppen? Doch kehren wir wieder zu unserem Main zurück, an dessen Ufer sich bereits eine lustige Burschenschaft gelagert, weit hinaus die buntgestrickten Netze in die Tiefen senkend, um frische Wellenbrut für die Mittagstafel zu fangen. Die Kleinen mochten noch nicht lange sehnsüchtigen Auges in die Fluthen geschickt haben, als längs des Ufers ein Mann von ferne auf sie zugeschritten kam, den sie alle erstaunt angafften. Er war eine große Gestalt, sein fahles abgemagertes Gesicht erzählte die Geschichte seiner Leiden, die Kleidung sah mehr einem Aggregate von nicht zusammenhängenden Luchseken als einem einfach organisirten Rocke ähnlich; auf dem wirren Haarbüschel seines Scheitels saß die sogenannte Gugel<sup>1)</sup> aus rothem Luche verfertigt. Kein einziger von den Jungen redete den Herangeschrittenen an, und als er in ihrer unmittelbaren Nähe sich befand, traten sie einige Schritte zurück und ein spöttisches Lächeln, das über die Mienen Aller fuhr, zeigte klar den Abscheu an, den sie diesem Fremden gegenüber empfanden. Dem Manne muß dies nichts neues gewesen sein; er war ja ein Jude, und seine rothe Kappe, deutete sie nicht der damaligen Christenheit an, daß er ihr Spielball sei, daß sich jeder Gassenjunge unterfangen dürfe, des Reiches „Kammerknecht“<sup>2)</sup> mit Roth zu bewerfen? Er faßte sich ein Herz, und auf einen der kleinen Spottvögel zuschreitend, fragte er ihn beim Kinne fassend: „Weißt Du nicht, Jüngel, wo die Frankfurter Jüdengass' ist?“ — „Rühr' mich nicht an, Jud!“ antwortete der Kleine und lief sich das Kinn abwischend, davon. Der Versuch sollte aber dennoch nicht vergebens gewesen sein, denn alsbald trat einer aus der Jungen Mitte, ein bildschöner Knabe mit rothen Wangen und einem Augenpaare, das seine ganze Herzensgüte verrieth, und den Juden an der Hand fassend, sprach er gutmüthig: „Komm, Jud, ich will Dir zeigen, wo die Deinigen wohnen.“ Dem Juden trat eine Thräne in das Auge und die Freude über den gefundenen Leiter ließ ihn sogar die Scheltworte nicht vernehmen, die ihm die zurückgebliebene Frankfurter Gassenjugend nachsandte. Die Beiden gingen schweigend am Ufer des Maines dahin, durchschritten einige der unzähligen kleinen Gäßchen, mit denen Frankfurt in den entlegenen Stadttheilen gesegnet ist, und befanden sich bald inmitten der großen deutschen Reichsstadt, die mit ihren spitzen Thürmen noch heutzutage ein schönes Denkmal einstiger Größe und Herrlichkeit, auf die herrlichen Mainthäler hinabschaut.

<sup>1)</sup> Gugel: die den damaligen deutschen Juden vorgeschriebene Kopfbedeckung, eine Art großer, weiter Kappe, auch „Judenkappe“ genannt.

<sup>2)</sup> Bekanntlich wurden die Juden damals so genannt.

Die gewerbsthätige Bürgerschaft war schon längst auf den Füßen, in allen Straßen mischte sich Klein und Groß untereinander; jeder hatte andere Wege, jeder ein anderes Ziel für den Tag vor Augen. Das war ein Hämmern und ein Schmieden, ein Klopfen und Lärmen in allen offenen Läden, daß einem das Herz froh schlagen mußte beim Anblicke dieser echten deutschen Reichsbürger; und erst wenn ein schönes Lied, selbst erfunden oder irgend einem Meisterfänger nachgesungen, aus dem Munde der Gesellen in der Werkstätte ertönte, da mußte man glauben, daß es gar keine „Arbeit“ auf der Erde gäbe; jede, und auch die schwerste wird süß, wenn Frohsinn und ein schöner Sang sie zu würzen wissen. Ich weiß nicht, ob der Jude, der sich in das Frankfurter Ghetto führen ließ, gerade dasselbe dachte, denn sein Sinn schien auf etwas anderes hin gerichtet. Unbilden hatte er zwar keine zu erfahren, denn dazu war der größte Theil der Frankfurter Bürger zu stolz, um sich um einen Kammerknecht zu kümmern; freilich erregte er dennoch die Aufmerksamkeit derer, denen „die Judenkappen“ noch neu waren, und die sich, weil die Frankfurter Juden keine solche Gugel zu tragen brauchten, nicht genug sattsehen konnten an den rothen Kappen.

Der Jude mochte noch ein Viertelstündchen in Begleitung seines jungen Freundes gegangen sein, als sie vor einem der entferntesten Stadttheile Halt machten. „Da hast Du die Judengasse,“ sagte der Kleine und deutete mit dem Finger auf ein weit geöffnetes Thor, das die Perspektive in das Innere des Frankfurter Ghettos zuließ. Der Jude dankte, dem Jungen das schöne Händchen drückend, und etwas in den Bart murmelnd, daß der kleine Frankfurter Reichsbürger wahrscheinlich nicht verstand, ging er eiligst in die Gassen, wo seine Glaubensbrüder wohnten.

Die Frankfurter Judengasse hatte nichts vor allen andern Ghettos in Deutschland zuvor, als etwa einige breitere Straßen. Im Uebrigen war es dieselbe egyptische Finsterniß, dasselbe schlammige Aussehen, das damals die stehende Charakteristik der deutschen und italienischen Judenstädte bildete. Auch das mag vielleicht ein Vorzug gewesen sein, daß die Frankfurter Judenstadt nicht an den Ufern des Flusses gelegen war, und daß also die biedern Frankfurter den übrigen deutschen Städten es nachzuahmen verschmähten, die da die Juden immer an's Ufer hinzupflanzen pfl egten, wahrscheinlich um sie bei Gelegenheit als Sündenböcke in's Wasser zu treiben.

Auch auf die neugierige Gassenjugend des Ghettos hatte die Erscheinung des Juden mit der rothen Gugel nicht verfehlt, gewaltigen Eindruck zu machen; daß er zu den Ihrigen gehörte, konnten sie aus seiner ganzen Art und Weise einherzugehen, entnehmen, aber etwas phantastisch muß ihnen seine Kopfbedeckung dennoch erschienen haben, denn sonst hätten sie ihn nicht gleich beim Eintritt in die Gasse umzingelt und ihn gefragt, was und wohin er wolle. Neugierde hatte die sonst so spröden Buben auf einmal zu den gefälligsten Leuten gemacht und sie rißen sich um den Vorrang, wer den Fremden zu „Reb Eisk Adler“ führen sollte, zu dem er beehrte, bis sie nach

vielem Haber endlich beschloßen, ihn in corpore allesammt zu Reb Giffl zu begleiten. Der Jude mußte sich der Ehrengarde fügen, und so ging es denn unter Schreien und Lärmen das „Fleischmärktel“ hinauf, an dessen oberem Ende Reb Giffl Adler wohnen sollte. Ehe er am „Fleischmärktel“ anlangte, rief der etwas absonderliche bunte Zug das Lachen der Umstehenden hervor.

„Zimmes!“ sprach Ueser Fertl, der bei seinem „Spezereigewölbel“ stand, zu seinem Commis, „wer ist der Ghogel gogel borten, he?“ — „Der König von Cypren oder eppes e Schnorrer,“ gab Zimmes zur Antwort und lachte laut auf, als er voll Aerger sah, daß keiner über seinen schlechten Wis lachen wollte. Im „Mitwegäsel“ war die „dicke breite Jüdene“, wie man die Branntweinhändlerin Bele Schwarz ihrer falstaffischen Peripherie wegen zu nennen pflegte, ganz außer sich, als der Zug herankam, und wäre nicht gerade „Golde Dolkesbacherin“ neben ihr gestanden, die ihr klagte, daß der „Lekech<sup>1)</sup>“ so ein „jakeres“<sup>2)</sup> sei, sie hätte gewiß den Fremden zu einem Gläsel Schnaps und einem Stückel Marzipan geladen, um von ihm zu erfahren, wer er denn eigentlich sei. „Soll Dir Deine Babe<sup>3)</sup> leben,“ sprach die alte „Meisel“ zu ihrem Enkel Reb Feiwisch, „das ist wieder eppes e Bocher<sup>4)</sup>, der sich kommt auf die Rhile hinaufzulegen,“ und dabei sagte sie in ihrem „Sider“<sup>5)</sup> weiter, wo sie stehen geblieben. Mannigfache Vermuthungen kreuzten sich noch im Hirn anderer Ghettobewohner, aber darin stimmten alle überein, daß er dem Anssehen nach ein „gewaltiger Dalesplatz“<sup>6)</sup> sein müsse.

Der Zug war, während wir uns um die Repräsentanten der öffentlichen Meinung etwas umgesehen, am „Fleischmärktel“ vor dem Hause Giffl Adlers angelangt und der eintretende Jude gab dem einen Jungen einen Zweipöhrer<sup>7)</sup> mit dem Bedenten, daß er ihn unter seine Commilitonen theilen möge. Voll Enthusiasmus lief die ganze Schaar mit dem Junhaber des Zweipöhrers nun davon, und bei Golde „Dolkesbacherin“ sollen sie bald darauf bei einer Schüssel „Livanzes“ in aller Ehrfurcht ihres Fremden gedacht haben.

Wir machen uns jetzt, bevor wir zu unserem Juden, der indeß in dem erfragten Hause angelangt, zurückkehren, erst etwas mit den Helden unserer Geschichte, Giffl Adler und seiner lebenswürdigen Familie, bekannt.

Giffl Adler war in ganz Frankfurt als ein biederer, rechtschaffener Mann bekannt. Wie er gar kein Dscher<sup>8)</sup> war und nur über ein mäßiges Kapital zu verfügen hatte, so war sein Haus dennoch ein Herd für alle Dürftigen. Von Weit und Breit kamen durchreisende Bochurim und andere Persönlichkeiten, deren schwächste Seite das Geld war, nach Frankfurt, und da war freilich Reb Giffl immer der Erste unter den Walbatim, der die

<sup>1)</sup> Pfefferkuchen. <sup>2)</sup> Theuer. <sup>3)</sup> Großmutter. <sup>4)</sup> Gelehrtenhäuler. <sup>5)</sup> Gebetbuch. <sup>6)</sup> Epigramme für einen Armen. <sup>7)</sup> Zweigroschenstück. <sup>8)</sup> Reicher.

meisten „Bletten <sup>1)</sup>“ nahm, von „Gottes Kowed <sup>2)</sup> wegen“, wie er sich auszudrücken pflegte. Seine strenge Rechlichkeit, die er auch seinen christlichen Brüdern gegenüber an den Tag legte, trug weiter bei, ihn zu dem beliebtesten Juden der Umgegend zu machen. „Wenn man von Reb Gifit Adler redet, muß man sich die Händ' waschen“, sagten alle Rhilelente; kurz er war fast der Einzige, der sich rühmen konnte, keinen Reider zu haben, was in einer großen Rhile, wo selbst der „Rhideschlewanaschreier“ <sup>3)</sup> beneidet wird, immer viel heißen mag. Reb Gifit war auch nicht ehrgeizig; eine dritte nicht genug zu schätzende Eigenschaft dieses Wiedermannes; wie vielemal wollte man ihn nicht schon zum „Schulgabbe“ <sup>4)</sup>, zu einem „Kosch ha kohl“ machen, Gifit wies alles zurück, er wollte unabhängig sein und kein „Kehilebrod“ essen; hatte man ihm dagegen ein „Sizgen“ <sup>5)</sup> „mechabed“ <sup>6)</sup> gewesen, was sehr oft geschah, das hatte er dann nie verschmäht, auch wenn es bei dürftigen Leuten mit einigen Unkosten verbunden war.

Sein Weib Schewe stand ihm, was Herzensgüte und Wiederkeit anbelangt, gar nicht nach; sie war in ganz Frankfurt als eine „Ghescheweite“ bekannt. Die Tochter eines reichen Wormser Juden, hatte sie in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt, sich so viel Bildung zu verschaffen, daß sie es mit jedem Burggrafentöchterlein von damals aufnehmen konnte. Daß sie einmal sehr schön gewesen, konnte man aus den noch nicht interesselosen Zügen ihres schon gealterten Antlitzes entnehmen, und Reb Gifit mußte es noch oft anhören, wie die Leute, die zu ihm kamen, seine „schöne Gusto“ anpriesen. Wie man es aber gewöhnlich nicht der ganzen Welt recht thun kann, so mußte auch Reb Gifit's Schewe oft erfahren, wie böswillig manchẽsmal in der Rhile ihrer gedacht werde. Da war sie den frommen Weibern, denen ein „Siderl“ über alles ging und die ihren Gott nur auf den Lippen und nicht im Herzen trugen, ein Stein des Anstoßes, weil sie nicht gewohnt war, „alle Siderlech aufzueffen“ <sup>7)</sup>, sondern einen edlen rechtschaffenen Lebenswandel allen frömmelerschen Uebertreibungen vorzog. War ihr nicht in Allem ihr Gifit ein Vorbild gewesen, warum sollte er es ihr nicht auch hier sein? — Wo der Stamm nun so hochwüchsig, so kernig war, konnte es da fehlen, daß auch der Zweig ein solcher werde? Wahrlich, es war kein Wunder, daß das Adlersche Ehepaar mit einem Kinde gesegnet gewesen, wie es Marjim <sup>8)</sup> war. Ihre Züge vereinigten den adeligen Schmelz des sanften Mutterantlitzes mit einem Anfluge von dem männlichen Grust ihres Vaters. Ihre Gestalt, schlank wie die junge Feder, ihr seelenvolles schwarzes Auge, ihre blühende von südlisch dunkler Blut angehauchte Gesichtsfarbe, alles vereinigte sich, ihrem Außern den Stempel vollendeter Schönheit aufzudrücken. Nicht weniger

<sup>1)</sup> Anweisungen zur Mittagstafel für Arme. <sup>2)</sup> Zu Ehren Gottes. <sup>3)</sup> Gemeindediener, der zu Anfang des Monats die Juden an das Neumondgebet erinnert. <sup>4)</sup> Schnagegenversetzer. <sup>5)</sup> Funktion, bei der Beschneidung das Knäblein auf dem Schoß zu halten. <sup>6)</sup> Verehren. <sup>7)</sup> Bezeichnung für das bigotte Treiben eines Juden. <sup>8)</sup> Marie.

glänzend ausgestattet war ihr Inneres; Marjim Adler war ein Muster von einem liebenden Kinde, sie lebte nur ihren Eltern; ihnen war ihr Thun und Lassen geweiht. Wenn sie den fleißigen Vater aus dem „Mokem“ kommen sah, mit dem sprechendsten Zeugen seines Fleißes, dem Schweiß, auf der Stirne, wie gerne hätte sie da seine Lasten ihm abgenommen, um sie selber für immer zu tragen! An der Mutter hing sie mit der sorgfältigsten Zärtlichkeit, „das Blaue vom Himmel“ hätte sie ihr herab holen mögen. An Erziehung dieses einzigen Kleinodes ließen es die Eltern nicht fehlen. Freilich lernte sie kein „Französisch“ oder „Englisch“, wie es unsere Zeitgenossinnen thun, ehe sie noch deutsch können, dagegen hatte sie die Bibel kennen gelernt, sie war ihren Vorfahren nachgezogen durch die sandige Wüste und hatte sie in's Land der Länder, in das gelobte Kanaan begleitet, hat gejubelt mit den Siegern vor Jericho und geweint mit den Gefangenen an den stolzen Flüssen Babels. Die Gegenwart mit ihrem gräßlichen jüdenfeindlichen Geberden konnte ihr nicht behagen, wo anders konnte sie Beruhigung und einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft gewinnen als in den begeisterten Gesängen der Profeten. Wie schlug das Herz Reb Eizik's und seiner Schewe in Glaubensmuth und Stolz, wenn ihnen bei der Nachricht irgend einer traurigen Vertreibung oder Niedermezelung deutscher Juden ihre Marjim mit thränenersickten Worten die Worte des Profeten Jesaias, die von einem kommenden goldenen Zeitalter des jüdischen Volkes kündeten, vorlas.

So war Marjim zur Jungfrau herangeblüht, die Freude und der Stolz ihres Hauses und des ganzen Frankfurter Ghettos. An Schmetterlingen, die die Rose der Frankfurter Judenstadt umflatterten, fehlte es freilich nicht; Einem nur erschloß sich die keusche Blüthe ihres Herzens, und das war Selig König, der Sohn des Mainzer Rosch ha kohl's <sup>1)</sup>. Es waren gerade zwei Jahre vor dem Beginn unserer Geschichte, als Selig von seinem Vater nach Frankfurt auf die „Jeschive“ <sup>2)</sup> gesandt wurde, wo damals der berühmte Rabbi Amram lehrte. Der Mainzer Rosch ha kohl wußte, daß sein Sohn in keinem Hause besser versorgt sein könne, als in dem des in allen deutschen Rhiles für wacker anerkannten Reb Eizik Adler, wo er ihn denn auch wirklich unterbrachte. Der junge Bocher war in der Adlerschen Familie wie ein eigenes Kind angesehen, und sein offenes allem Schönen zugängliches Herz suchte nicht lange nach einem verwandten, und fand ein solches in der Tochter seines Hausherrn. „Selig König und Marjim Adler, ein schöneres Pärchen könne es gar nicht geben“, sagte man in der Frankfurter Rhile. Und es war wirklich so. Ich brauche von dem Außern Selig Königs wohl nicht zu sprechen, meine schönen Leserinnen können sich denken, daß sich Marjim Adler keinen „umseligen Bocher“ nehmen werde.

<sup>1)</sup> Gemeindevorsteher. <sup>2)</sup> Gelehrtenschule für Talmundisten.

Er war nebenbei gesagt der Erste unter Rabbi Amrams Schülern, und zur Zeit unserer Erzählung bereits einer Placirung als Rabbiner einer Gemeinde gewärtig. Nur diesem letztern Umstande ist es zuzuschreiben, daß Reb Gifk endlich nach zweijährigem Weigern in die Verlobung der beiden jungen Leute gewilligt. So finden wir nun jetzt den „Schibech“<sup>1)</sup> zwischen Selig König und Marjim Adler bereits seit einigen Wochen fertig.

Das letzte Glied der Adlerschen Familie, das wir noch zu portraituren haben, ist der „meschuggene Deb“<sup>2)</sup>, der Vater von Reb Gifk's Eheweib. Der dem Grabe zueilende Greis hatte sich diesen Beinamen durch sein sonderbares Betragen zugezogen. Wie der König Saul hatte der Deb seine böse Stunde, in der er sich mit lächerlichem Pathos als der Profet Jeremias in der Frankfurter Khile gerirte. Seine Erscheinung hatte allerdings einen profetischen Anstrich; das silberweiße Haar floß in Ringellocken um das kühn geformte Haupt, dem abgekehrten, runzligen Gesichte gab der graue lange Bart, der es umschattete, eine ganzeigenthümliche Färbung. Der „Deb“ saß gewöhnlich den Tag über in seinem breitsitzigen Lehnstuhl, die Hand an der bleichen Stirne, das ausgeglübte Auge stierte immerfort in das kleine Büchlehen, das er den „tausendjährigen Buch“<sup>3)</sup> nannte, und wo er, wenn man ihn fragte, die Zeit genau anzugeben wußte, wann „Jeruschalajim“ und sein Tempel werde wieder aufgebaut werden. Und wenn es Abend wurde, da ging er gewöhnlich auf den „Judenring“ hinaus und hielt mit gotterfüllter Begeisterung den um ihn versammelten „Schuppenjungen“<sup>4)</sup> seine erschütternde Bußpredigt, Buch I. Kapitel IV. Jeremias. Daß der „meschuggene Deb“ bei solchem Treiben die Zielscheibe des Spottes der Khileleute wurde, versteht sich von selbst. Die wenigsten hatten mit dem Unglücklichen Mitleid; weil er sich unbewußt ihrem Spotte selber preisgab, glaubten sie noch mehr Anrecht zu haben, ihn zum Spielball ihres verletzenden Humors zu machen. Der „Deb“ soll vor Jahren einer der angesehensten „Balbatim“ in der Khile Worms gewesen sein und dort bei Ausbruch eines Bauernaufstandes den Verstand verloren haben. Im Hause seines Eidams, wo er seitdem gepflegt ward, unterhielt er mit seinen Angehörigen wenig Umgang; in sein Stübchen eingeschlossen, durfte nur zu gewissen Zeiten Marjim, an der er mit unaussprechlicher Liebe hing, zu ihm kommen. Die gute Marjim mag wohl Keiner in der Khile um die Ehre dieser Gesellschaft beneidet haben, doch mit der ihr eigenen Sanftmuth wußte sie auch diesen traurigen Verkehr mit ihrem „Deben“ mit Freundlichkeit zu führen. Ihn nicht reizend durch Widerspruch, hörte sie seine Jeremiaden gutwillig an; und oft mußte sie, wenn er von den göttlichen Strafgerichten, die über das gottvergessene Volk hereinbrechen werden, redete, an ihre nächste Gegenwart denken, und da wollte ihr denn doch es manchmal nicht eingehen, daß der „Deb“ „meschuggen“ sei; er schien ihr vielmehr als ein warnender Engel, der gesandt sei, dem sündigen Volke die drohende Strafe zu verkünden.

<sup>1)</sup> Verbindung. <sup>2)</sup> Verrückte Großvater. <sup>3)</sup> Tausendjährigen Kalender. <sup>4)</sup> Gassenbuben.

Die Zeit, die ich gebraucht, um meine lieben Leser mit der Adlerischen Familie näher bekannt zu machen, hatte der Jude mit der rothen Kugel nicht unbenützt vorüber gehen lassen. Obwohl gar nicht gekannt, wurde er mit der gewohnten Zuverlässigkeit von Schewe Adler aufgenommen, Gifit war noch nicht zu Hause und Marjim mit ihrem „Hosen“<sup>1)</sup> Selig König, in ihrem dem Empfangszimmer zunächstliegenden Gemache. „Seid willkommen; doch darf ich nicht wissen, was Ihr mit meinem Gifit zu reden habt?“ fragte Schewe, ihre angeborne Keugierde gar nicht verbergend. „Ihr seid mir's „mochel“<sup>2)</sup>, daß ich's Euch nicht sagen darf, doch will ich, wenn Ihr's erlaubt, e bissele auf Reb Gifit „leben“ warten.“ So hatte der Fremde noch nicht ausgerebet, als schon die „Balhose“, der zwar das schnelle Ablehnen nicht sehr behagt haben mag, ihm ein „Bänkel“ zum Niedersetzen hinrückte, welchem Anerbieten auch der Fremde folgte. Aufgebracht konnte die alte Adler nicht gewesen sein, denn sonst würde sie das „Reb Gifit leben“ des Juden nicht so freundlich angehört haben; den Kampf aber mit dem hartnäckig stillschweigenden Fremden wollte sie dennoch nicht gerne aufgeben, und so suchte sie denn durch lauges Hin- und Herreden wenigstens zu erfahren, wo er denn „deham“ sei. Doch auch das wollte sich der begugelte Geheimnißhuer nicht so schnell abzwängen lassen, und nachdem die Adlerin geredet, „was nit gehogen und nit gestogen ist“<sup>3)</sup>, um ihn in's Gehege zu bekommen, erbarmte er sich ihrer und sagte ihr, daß er in Ansbach „deham sei“. Mit der Beruhigung Schewes glaubte der Fremde, nun werde des „Schalles und Schwes machen“<sup>4)</sup> ein Ende haben; aber zu seinem Erstaunen kam, als er Ansbach als seine Heimat nannte, aus einem Ofenwinkel eine Gestalt auf ihn zugesprungen, die eher dem Razzengeschlechte als dem gottähnlichen anzugehören schien. Es war die alte Köchin des Adlerischen Hauses, „Zirl“, die seit langen Jahren bei Reb Gifit Adler diente. Die „altgebackene Köchin“, unter welchem Namen Zirl im ganzen Ghetto bekannt war, war wie gesagt nicht dazu angethan, um jedermanns Wohlgefallen zu erregen. Und so war denn auch der „Ansbacher“, obzwar er auch an solche Küchenexemplare gewöhnt war, nicht wenig überrascht, als er die Alte mit Fragen über sich herstürzen sah, was der und jener in Ansbach mache. Zirl war nämlich in Ansbach vor mehr als dreißig Jahren in Diensten gestanden, und das Heimweh hatte sie mit allem seinem romantischen Schauer und poetischen Herzklopfen hinter ihrem ruhigen Ofenloch, der gewöhnlichen Residenz Zirl's, gepackt, als sie seit lange wieder von Ansbach reden hörte, wo sie ihre leidgetrübten Lehrjahre zugebracht. Zum Glück für den Fremden kam gerade als er antworten wollte, Reb Gifit Adler zur Thüre herein, worauf die „altgebackene Köchin“ ihren Pythiastuhl wieder aufgesucht. Gifit war kaum des Fremden ansichtig geworden, als er mit einem ganz verwunderungsvollen „Scholem alechem“<sup>5)</sup> auf ihn zuging und ihn herzlich begrüßte. „Das hätt' ich mir wirklich nicht vorgestellt, daß ich von Euch doch

<sup>1)</sup> Bräutigam. <sup>2)</sup> Verzeiht mir. <sup>3)</sup> Bezeichnung für verwirrtes Gerede. <sup>4)</sup> Frage- und Antwortspiel. <sup>5)</sup> „Friede mit euch“.

einmal den „Kowed“ haben werde, Neb Feiwel!“ sagte freundlich Neb Gifit, die Hand des Fremden schüttelnd, und zu seiner Schewe sich wendend, fuhr er fort: „Das ist Neb Feiwel Ansbach, Scheweleben, ein Mann, der mir emal sehr viel Guts gethan hat.“ Schewe, die sich in ihrer Neugierde noch nicht befriedigt sah, machte mit gezwungener Miene ihre Freudenbeziehung. Die beiden Freunde hatten nun nicht lange über ihre gegenseitigen Schicksale gesprochen, als Neb Feiwel Ansbach das Verlangen stellte, Neb Gifiten „unter vier Augen“ sprechen zu können. Bald darauf hatten die beiden Männer das Gesindezimmer verlassen, um in einem kleinen rückwärts gelegenen „Ehderchen“<sup>1)</sup>, das gewöhnlich Neb Gifit's Studierzimmer in freien Stunden abgab, ungestört ihre geheime Unterredung zu halten.

## 2. Im „goldenen Bären“.

Im Schützenhause ging es gar lustig zu; es war Samstag Abend und die fröhlichen Becher läuteten den kommenden Sonntag mit Fideiklaus und Becherschwingen ein. Frankfurt war zu der Zeit reich an Lokalen, wo man bei vollem Humpen Leid und Freud in kräftigen Gesängen anstönen lassen konnte; aber das Schild des „goldenen Bären“ hatte für den Frankfurter Zunftgenossen die meiste Anziehungskraft; einestheils war man sicher, dort keine Patrizler zu treffen, mit denen man auch nicht einmal beim Nebensaft sich vertragen konnte, anderstheils wußte Meister Kunkel, der Wirth „zum goldenen Bären“ und ganz Frankfurts „lustiger Rath“, mit tausend Späßen seinen etwas sauren Wein zu versüßen. Da trafen nun allwochentlich die Meistercollegien zusammen, um ihre Herzen in einander auszuschütten, und so manches Meisterchen mußte bei Anbruch des Morgens von seinen Zunftbrüdern nach Hause gebracht werden, um sich nicht über der Frage, ob sich denn sein Kopf oder die Erde drehe, auf dem harten Pflaster der Frankfurter Straßen den Kopf zu zerbrechen. Lustige Wirthschaft war im „goldenen Bären“ immer an der Tagesordnung, und das deutete schon das schönbemalte Schild an, das unter einem vierbeinigen Tische die Becher trunken untereinander gewürfelt, darstellte und auf dem in großen Buchstaben die stolzen Verse angeschrieben waren:

Dem Patrizierthum und der Kapuze,  
Betrinkt sich hier die Zunft, zum Truze.

Uebrigens hätte es auch dieses inhaltvollen Schildes nicht bedurft, um die Tendenz der Stammgäste im „goldenen Bären“ nicht zu verkennen, stand sie doch lebend in dem breitgebauten Weingefichte Meister Kunkels verkörpert da! Er hatte ein Ränzlein sich angewästel, von dem er selber immer sagte, daß alle Frankfurter Herren vom „großen Rath“ beim jüngsten Gericht darin in dem zu Wasser gewordenen Wein ersaufen könnten. Wer Meister Spaß, wie man auch Kunkel zu nennen pflegte, von früher kannte, der hätte

<sup>1)</sup> Kleines Zimmerchen.

sicher wahrgenommen, wie die einzelnen Abhänge seiner gewaltig gewölbten Nase immer successiv röther und röther geworden, bis sie endlich zur Zeit unsrer Erzählung jenen meteorenhaften Flammenglanz erhalten, welcher die Glorie und den Glanz aller Bacchuskinder ausmacht. Meister Späß war auch ein gewaltiger Astronom; Vollmond nannte er die Zeit, wo beide Theile seines Bacchustempels dicht besetzt waren, erstes und letztes Viertel, wenn nur eine Scheibe desselben von Weingefichtern beleuchtet war, Neumond trat ein zur Zeit der Fasten, wo kein Frankfurter Kind in sein Loch hinein wollte.

Und so ist denn auch heute für Meister Späß die Zeit des „Vollmondes“. Durch die etwas dunklen Gewölbe des „goldenen Bären“ ziehen sich die dichtbesetzten Bänke mit den krugbelagerten Tischen hindurch. Große männliche Gestalten mit Fäusten, denen man ansieht, daß sie außer den Karten auch den Hammer schwingen können, häufen sich zu einzelnen Gruppen, um die sich der lustige Wirth immer zu thun macht.

Der größte Knäuel mag beim obern letzten Fenster des Schützenhauses, das das Licht von draußen in die Stube leitet, beisammen sein. Die Conversation wird hier am lebhaftesten geführt, und man kann fast die einzelnen Stimmen der hitzigen Gefellen gar nicht erkennen, so wirt sprechen sie untereinander, und so gedrängt stecken sie die Köpfe alle zusammen, daß, wenn nicht der Eine oder der Andere ein schönes „Zügel“ aus dem Humpen machte, man wahrlich Mühe hatte zu unterscheiden, was Krüge, und was Köpfe am Tische seien. Da saß obenau Meister Jürgen, der „Alleweltschänder“, der bei Ahle und Pfriemen die muthwilligste Sängerei trieb. Er hatte für jedes Individuum Frankfurts ein Spottlied in Bereitschaft und wenn es sich jemand hätte einfallen lassen zu sagen, daß er seine Lieder nicht verstehe und daß sie sämmtlich nach „Schusterpech“ riechen, der dürfte gewiß nicht ohne einen Commentar, den Jürgen mit den Fäusten führte, davongekommen sein. So ward er binnen kurzem der Gefürchteteste in der Reichsstadt und konnte von allen Seiten die unwilligsten Lobreden auf seine Poeterei hinnehmen. Ihm gegenüber saß der Biederinnungsvorsteher Ruprecht, genannt der „Reichswedel“, weil er den Leuten glauben machte, in seiner Werkstätte eine Hexenküche zu haben, wo er als ein zweiter Satanas über sämmtliche Hexen und Meerfagen des heiligen römischen Reiches den Scepter führe. Der gute Mann hatte zwar sehr wenig teuflisches an sich, aber der Umstand, daß man in seine Werkstätte nie vor qualmenden Rauch eintreten konnte, unterstützte den Glauben an das, was man von des „Reichswedels“ Hexenküche fabelte. Doch brauchte man nur mit Ruprecht gewerblich näher umzugehen, um einzusehen, daß er nichts anders sei als ein gutes Frankfurter Reichskind, das sich wie andere von Weißbrod und Rheinwein nährt.

Der Platz neben Ruprecht war gewöhnlich leer, denn der Goldschmied Hinze hatte es so angeordnet, und dieses Mannes Rath war immer Befehl.

Er war Frankfurts Faktotum, und da er seiner Beleihtheit wegen sich nicht gerne eingezwängt sah und unmittelbar neben Ruprecht zu sitzen kam, so sagte er, daß es so Sitte sei, daß neben dem Teufel der Platz leer bleibe, und bei der Leichtgläubigkeit der guten Reichsstädter befand sich der Hinge sehr behaglich. Einmal wollte schon der „lustige Rath“ Meister Spatz das horror vacuum, die mystische Leere zwischen Ruprecht und Hinge, ausfüllen, aber zum allgemeinen Gelächter und Erstaunen derer, die dem Probestückchen beiwohnten, glitschte er immer von dem Platze herunter, so wie er zu sitzen wähnte, als wenn der Platz wirklich mit „Gottseibeinspulver“ bestreut gewesen wäre.

Das war ungefähr so das Triumvirat erwähneter Tischgesellschaft, um das herum in dichten Reihen die einzelnen Glieder der Binder-, Goldschmied- und Schusterzunft sich gruppirtten. Das Fähnlein dieser Weinkämpen war so ganz unter sich eins, Ein Herz und Eine Seele; was der Eine sprach, war immer allen Andern wie aus der Seele gesprochen, und wir werden im Verlaufe unserer Erzählung bemerken, wie diese Einigkeit in der Meinung auch in den Thaten sich kundgab. Wortführer war immer Hinge, der Goldschmied, ein Mann, der sich tüchtig in der Welt herumgehaut und sein bißchen Erfahrung den Leuten, die ihm wie einem Gotte Glauben schenkten, austrakt. Chorus machten Ruprecht und der „Alleweltschänder“ und wenn dann durch das oder jenes Alles im rechten Feuer war, da sprach letzterer noch gewöhnlich einen Epilog auf die Odysseusfahrten Hingens in zotigen Knittelreimen, um ja keinen vergessen zu lassen, wer er denn eigentlich sei. Was ist es denn heute, das die ehrenfeste Gesellschaft so ungewöhnlich aufregt? Die Humpen sind außer aller Art noch gefüllt, dafür hat sich aber ein Wettkampf der Zungen entsponnen, der ein heißer zu werden anfängt.

Mit großer Mühe sucht der „Alleweltschänder“ mit seinem tief groben Bass durch das Gewirre der Stimmen durchzudringen. „Das wär' was Schönes,“ ruft er mit seinem Pathos und schlägt auf den Tisch, um sich Geltung zu verschaffen, „wenn nicht auch der Jürgen seine Meinung hätte. Ich sag' Euch, den Bayer müssen wir haben oder keinen!“ Der gewaltige Ruf, von dem die Zuhörer etwas mehr als ein Ohrenklingen bekommen haben mögen, drang durch und man hörte alsbald rufen und schreien: „Der Jürgen soll reden!“ Indessen waren durch den kleinen Tumult die übrigen Gäste des „goldenen Bären“ herangezogen worden und die ursprünglichen Umlagerer des obern Tisches waren nicht wenig stolz darauf, so viel Aufmerksamkeit erregt zu haben, und glaubten sich darum befugt, den Lärm zu steigern. „Ich sag' Euch, Gesellen, den Ludwig müssen wir behalten, wenn unser brave Wein nicht zu Wasser werden soll!“ fiel Jürgen wieder ein und dabei trank er wieder. „Bedächtig, bedächtig!“ rief jetzt Hinge der Goldschmied, „der Jürgen hat Recht. Wir sind Frankfurter; vergessen denn die Herren von Mainz, Pfalz, Trier, und wie das ganze Geschmeiß der bösen Kurfürsten sieben heißen mag, vergessen sie denn, daß frank, frei bei uns heißt? Der Stolz des Reichs

sind seine freien Städte, und Frankfurt, unser Frankfurt zumeist wird es nicht zugeben, daß man Karl von Böhmen auf Ludwigs Thron setze. Ha, ha, ha, erst sollen sie's probiren, es mit einem Kerl aufzunehmen und durchzukämpfen wie Friedrich der Oesterreicher war, mit dem der brave Ludwig auf Leben und Tod um's Reich gebalgt, dann werden sie wissen, wie es einem schmeckt, abgesetzt zu werden." Die Haranguirung der Umstehenden von Seite des „kreuzbraven“ Hünge wurde hier vom „Alleweltshänder“ unterbrochen, der aus vollem Halse zu singen anfing:

„Schenkt, Meister! schenkt, Spaß! Euren Sauern ein!  
Der Ludwig, der Bayer, muß König sein!“

Ich weiß nicht, war das wirklich der gelungenste Vers, den Poet Jürgen Zeit seines Lebens gemacht, oder wirkte die gelungene Pointe der letzten Zeile so mächtig auf die stürmisch bewegten Gemüther, kurz, sei's wie es wolle, die Worte Jürgen's wurden mit lautem Chorus wiederholt. Jürgen war auf eine Zeit lang nun wieder in seinem Dichterehrgeiz befriedigt und zog sich in die Einsamkeit seines Weinkruges zurück. Da kam der „lustige Rath“ Meister Spaß herangewackelt wie ein huntbeslagger Dreimaster, und allgemeinen Gelächter hatte sich Aller bemächtigt; Meister Spaß hatte eine gelbe Papierkrone auf seinem Haupte, in deren hohlen Räumen die zwei größten Weinhumpen des „goldenen Bären“ Platz fanden; um seinen Leib hatte er ein weißes Schlafwams, das andern als Mantel hätte dienen können, mit schwarzroth-goldnen Bändern verziert, und in der Hand hielt er einen Scepter, der aus den Blättern seines Schuldenbuches bestand. „Wollen die Herren Zünfte nicht mich als König han<sup>1)</sup>, ich wüßt's noch besser als der Ludwig anzustellen. Ich schwör's Euch, wenn ich König bin, werden Jürgen, Ruprecht und Hünge Kurfürsten, und aus Euch allen mach' ich Erzbischöfe und Markgrafen. Am Tag meiner Krönung laß ich im Namen unsres römisch-deutschen Reiches den ganzen Frankfurter großen Rath auf dem Markt zu Aachen hängen!“ Die Rede des lustigen Rath's ward mit allgemeinem Jubel aufgenommen, die Art und Weise, wie sie Spaß vorzutragen wußte und die plastischen Bewegungen, mit denen er seine Rede begleitete, waren allein schon geeignet die größte Heiterkeit zu erregen. Doch sollte diese Heiterkeit nur zu bald unterbrochen werden, denn nicht lange, nachdem Meister Spaß ausgerebet, wurde er von hinten gepackt und rücklings zu Boden geworfen. „Schweigst du, verdammter Reichsschänder, Hundseele du!“ sprach im wüthenden Zorne eine kräftige Mannsstimme, die von derselben Person kam, die Meister Spaß zu Boden geworfen. Die Verblüffung war allgemein; die Umstehenden wurden überdies durch den Fall des Meisters Spaß mit dem Inhalte der reichlich gefüllten Weinhumpen, die von der Papierkrone des lustigen Rath's gesunken waren, gesegnet. Doch bald erhob sich ein allgemeiner Lärm. „Wer ist der Kerl!“ riefen die durch das Geschrei Jürgen's herbeigezogenen Gäste, die sich früher noch

<sup>1)</sup> haben.

ganz abseits gehalten. „Der Schmied Kurz vom alten Markt, ich bin's, wüßt ihr's ihr feigen Reichsfchänder!“ rief der Mann aus, der den lustigen Rath zu Boden geworfen. „Werst den Kerl hinaus! aus dem Loch mit ihm! der soll sein Krügel, das er im goldenen Bären verkauft, theuer bezahlen, hinaus mit dem Best!“ So ward es vielseitig laut, aber der riesige Schmied Kurz ließ sich nicht einschüchtern und fuhr zu schimpfen fort. „Den Ludwig wollt ihr weiter noch haben, der euch mir nichts, dir nichts auf eurem Reichsstadtböck herumreiten läßt, he, den wollt ihr, weil ihr euch fürchtet, ein anderer werde euch kahl scheren.“ Diese muthwillige Schändung brachte eine furchtbare Entrüstung hervor. „Macht ihn todt, den Ansbacher Schlingel.“ So tönte es aus zwanzig Kehlen, aber keiner wollte zugreifen. Da sprang der Binder Ruprecht, der „Reichswedel“, aus seiner Fensternische hervor und mit erbitterter Wuth auf den Schmied losgehend, schrie er: „Was willst Du, Juden todt schlagen, wie Du's in Ansbach gethan? Wenn Du Dein Kästermaul nicht hältst, will ich Dir zeigen wie man vom „goldenen Bären“ nach Ansbach kömmt.“ Als wäre dies das Lösungswort für die erbitterte Menge gewesen, fiel Alles über den Schmied her, und unter gewaltigen Hieben wurde der fremde Kästerer hinausgetragen. Nachdem die Prozession von dem feierlichen Actus zurückgekommen war, wurde bald Alles stille; der Vorfall hatte eine ungewöhnliche Verstimmung zu Folge. Der „lustige Rath“ hatte sich indeß erholt und nahm sich vor, in seinem Leben nicht mehr König spielen zu wollen. Nicht lange dahrte es, so war der „goldene Bär“ von seinen Stammgästen verlassen.

Wir haben gesehen, wie die Reichsbürger der Stadt Frankfurt von den großen politischen Kämpfen des 14. Jahrhunderts nicht unberührt blieben. Die Zerrüttungen, die der Streit um den Thron Deutschlands zwischen Friedrich dem Oesterreicher und Ludwig dem Bayer nach Innen und Außen zuwege gebracht hatte, waren noch lange nicht beseitigt und schon begannen neue hervorzukommen. In demselben Jahre, in dem unsere Geschichte ihren Vorgang hat, war die seit der definitiven Thronbesteigung Ludwigs zwischen der päpstlich-österreichischen und der spezifisch deutsch-bayrischen Partei entstandene Eiferjucht zum Durchbruch gekommen; die Kurfürsten hatten vermöge der ihnen seit 1338 im berühmten Renseibündniß zustehenden Macht die Absetzung Ludwigs mit Stimmenmehrheit beschlossen, die wenigen Fürsten, die der Bayer noch an seiner Seite hatte, konnten nicht durchbringen, Ludwig wurde im zweiten Kurvereine zu Rense als ein Unwürdiger des Thrones entsetzt. Bei all' dem großen Hass vieler Fürsten, der noch französischerseits angeschürt wurde, hatte doch die größte Schuld an dieser bitteren Erfahrung, Ludwig selbst. Ehrgeiz, unersättliche Vergrößerungslust, was seine Hausmacht anbelangt, hatten ihm bittere Vorwürfe auch von jenen zugezogen, die bisher mit treuer Liebe an ihm gehangen. Die Freistädte hingegen, unter ihnen, wie wir eben sahen, Frankfurt, hatten nicht übel Verlan-

gen, die bereits erfolgte Einsetzung des böhmischen Karls, Markgrafen von Mähren zu annulliren; Ludwig hatte sich ihnen durch die Tapferkeit, mit der er sein Reich aus den Händen des schönen Friedrich erobert, werth gemacht, auch war ihnen die Großmuth und Biederkeit ihres Königs etwas, was sie über alles achteten. Die kleine Demonstration im „goldenen Bären“, von ihrer ernstern Seite genommen, war nur die Kundgebung dessen, was man in ganz Frankfurt, mit Ausnahme des „großen Rathes“ über den Thronwechsel dachte. So mußte es kommen, daß der Schmied Kurz, der einzige Verteidiger des Umschwungs der Dinge, im „goldenen Bären“ das Bad anzgießen mußte. Wir werden den Mann später noch näher kennen lernen. Eine halbe Stunde etwa, nachdem die Gäste von der Goldschmieds-, Binder- und Schusterinnungen den Schanplatz des „goldenen Bären“ verlassen hatten, traten in die Schenke zwei Männer, deren rohes eckiges Außere nicht sehr einnehmend erschien. Der jüngere von ihnen, nahe an den Dreißigen stehend, trug einen braunen weiten Kittel, durch den knapp anliegenden Gurt an den Lenden zusammengehalten, die breite Schulter trug ein Beil, dessen geglättete Schärfe einem in die Augen glühterte. Das männlich geformte Antlitz mit den großen Brauen, die zwei schwarze Augensterne beschatteten, war durch den dichten Bart nicht wenig entstellt. Der ältere der beiden Männer war in Kleidung und Gestalt dem jüngern nicht unähnlich, nur ließ das bartlose Gesicht die straffen, wilden Züge noch mehr zum Vorschein kommen. Beim Eintritte setzten sich die beiden an den Tisch, wo vor einer halben Stunde die Revolte ihren Anfang genommen. Sie mochten einige Augenblicke schweigend gegessen haben, als der ältere unwillig in die Worte ansbrach: „Wenn nur das getanstete Jüdel nicht wieder gefapert worden, es sollt mich wundern, daß der Schelm noch nicht im goldenen Bären!“ — „Und der Judenfresser Kurz, die Ausbacher Matte, wo ist denn die heut wiederum?“ fiel ihm ebenso unwillig sein Camerad in's Wort, und fuhr fort: „ich hab' die saubere Geschichte schon im Voraus satt und könnt' heute mit meiner Galle das ganze Frankfurter Rattennest vergiften. Was meinst Du, Kunz! wird der Streich nicht mißlingen?“ — „Und wenn?“ antwortete der Ältere, dem die Anekdote gegolten, „so ein Bissen von einer Judentochter mehr oder weniger, wird unsern Herrn nicht viel kümmern. Hat schwarze Augen und runde Wangen schon genug gehabt, der Graubart. Gib acht wenn der sich nicht einmal überißt, so heiße ich nicht mehr Kunz!“ Bei den letztern Worten leerte er die vor ihm stehende Kanne mit einem Zug und warf die große Lederkappe, die das Wappen des Markgrafen von Ansbach trug, vom Kopfe. „Ich möcht' mir den Braten schon gern anschauen,“ unterbrach der Jüngere mit einem lusternen Lächeln das Stillschweigen. „Willst sehen, ob die junge Haut für dich was ist, wenn sie der Alte abgenüßt?“ antwortete ihm höhnisch lachend, Kunz. „Doch schau einmal, ich seh' schon den Juden kommen. Laß' nur das bucklige Thier ansplappern, was es auf den Lippen hat.“ Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sich zur Thüre des „goldenen Bären“ eine kleine runzlige Ge-

stalt hereinschlich, die als Seitenstück zu unserer alten Bekannten, der alten Köchin Birl, angesehen werden konnte. Bei seinem Eintreten schlug der Jüngere der Ansbacher Gefellen, die wir vor uns haben, mit der Hand auf die Tischplatte, ausrufend: „Wo treibst Du Dich heute mit Deinem „Sinai“ herum, verdammter Jude? heraus damit!“ — „Euch muß auch einer das Katzenfell gerieben haben, daß ihr auf einmal so bissig seid,“ versetzte der Jude. „Ich will euch was erzählen, was ihr nicht wißt.“ — „Hast Du den Schmied nicht gesehen, Kerl?“ fiel ihm Kunz in die Rede. „Von dem just will ich euch erzählen. Der kommt nicht her, heut' nicht, und nicht morgen, die arme Seele ist blau ausgeschlagen, wie der liebe Himmel. Ihr wißt nichts? Die Herren von der Frankfurter Zunft haben ihn kalt machen wollen, weil er ihren Ludwig, den frommen König, daß sich's Gott erbarm', geschimpft hat.“ Eine Weile lang schwieg das ganze Kleeblatt bestürzt, dann fuhr der Jude fort: „Doch ich glaub', wir können die Sache allein ausführen. Was ist der Schmied? thut sich etwas!“ — „Schweig, Hund! und wenn er nur groß ist, so ist er auch schon mehr als Du. Wenn sich drei Juden auf Deinen Sinai stellen, sind sie allzumahl nicht so groß wie der Kurz,“ warf ihm Kunz ein. „Doch sage,“ fuhr er fort, „ist alles von Deiner Seite in Ordnung?“ „Reinetweg könnt ihr's gleich unternehmen, ich bin dabei. Morgen um zwölf Uhr ist die „Chuppe<sup>1)</sup>“ und da muß es frisch angehen, soust geschieht's nimmer mehr und wir werden in Ansbach vom gnädigen Herru gehenkt. Sind die Gurigen alle schon in dem Nest angekommen? oder sollen sie noch heute Nacht hereingepascht werden, he?“ Ohne dem Buckel eine Antwort zu geben, standen die beiden wilden Gefellen von ihren Sizen auf und schickten sich an wegzugehen, als Kunz sich umwand und dem Juden auf den Buckel klopfend sprach: „He, wann treffen wir uns wieder?“ — „Morgen um halb ein Uhr müßt ihr beim großen Thore warten, dann werde ich euch selber in die Judengäß' hineinlassen; geht mir nur immer nach, macht als ob ihr mich nicht kenntet und Du Kunz gibst acht auf mein gegebenes Zeichen; dann geht ihr über sie und kapert sie in aller Eile. Der sie auf dem Rosse hat, der sprengt schnell davon, nachreiten wird ihm keiner, die Thore werden offen sein, dafür laßt mich sorgen. Die übrigen von euren Reifigen mögen suchen, wie sie's mit dem Judenpack ausmachen. Gut erdacht, Kunz? Der Kerl mit seinem „Sinai“ trifft doch etwas, ist wahr?“ und mit den lezten Worten war der getaufte Jude schon zur Thüre hinaus. „Wenn der nicht morgen von seinen ehemaligen Brüdern gehenkt wird, so will ich ein Schuft sein,“ sprach der jüngere von den Knechten, der sich während der ganzen Zeit still verhalten und über etwas anderes nachzubrüten schien. Die beiden hatten nicht lange nach dem „Buckel“ den goldenen Bären verlassen. Schweigsam gingen sie durch die finstern Straßen der Reichsstadt, in der schon Alles in tiefen Schlaf versunken war. Der Nachtwächter hatte soeben Mitternacht abgeblasen; es mochte sein, daß Kunz aus

<sup>1)</sup> Jüdische Trauung, welche gewöhnlich im Freien vorgenommen worden ist.

seinen Gedanken durch das Horn geweckt wurde; wie erschrocken fuhr er auf und griff nach dem Arm seines Kameraden, um sich gleichsam zu überzeugen, ob er noch bei ihm. „Ich sag' Dir, Hans,“ rebete er ihn an, „mir graut vor dem morgigen Tage; Du weißt, ich bin sonst kein Hasenfüßchen und kann den Leuten die Veine zählen, die mit nahen wollen, aber vor dem morgigen Sonntag hab' ich einen Respekt, wie ihn meine selige Großmutter immer vor dem Teufel hatte.“ — „Bah, bah,“ erwiderte lachend Hans, „mir ist wie einer Fledermaus zu Muth, die zum erstenmal ausfliegt. Ich freue mich schon, mit dem schwarzhaarigen Judengesicht nach Ansbach sprengen zu können; wenn sie blaue Augen hat, so küß' ich sie anstatt des Markgrafen noch unterwegs, und frag sie dann einmal, welche Küsse ihr besser geschmeckt, meine oder des Graubarts!“ Dabei schmalzte er muthwillig mit den Fingern und fuhr fort: „Wer wird denn so grämig sein wie Du, Kunze! Du machst's ja heut, als thät Dir das arme Blut leid, geberdest Dich, als wärst Du ihr Bräutigam; fürchten, vor wem? hast Du vergessen von Ansbach her, wie viel Juden auf einen Christen gehen? Schade, nur schade, daß der Judenfresser Kurz heute gerade blau geschlagen werden mußte, der hätte unter seinen Armen die ganze Sippschaft zerquetscht. Und die Flagellanten, an die vergißt Du, Kunz? Wenn Dir oder unser einem morgen ein Haar gekrümmt wird, so will ich der frömmste Mensch auf Gottes Erdboden genannt werden.“ Die lezt gesprochenen Worte müssen eine bedeutende Veränderung bei Kunz hervorgebracht haben, denn er wischte sich den Schweiß von der Stirne, als wollte er damit alles trübselige Bedenken aus seinem Hirne verschrecken. Die Beiden waren eine geraume Weile gegangen, als sie vor einem Hause Halt machten, das das Aussehen einer halb verwüsteten Ritterburg hatte. Es war blos einstöckig und die kleinen Fensterchen ließen in das dunkle Innere des Gebäudes keine deutliche Einsicht zu; es war am Ausgange der Reichsstadt, wo die Straße nach Mainz zu geht, gelegen. Am Thore angelangt kamen ihnen zwei Personen entgegen, an die Kunz etwas barsch die Frage richtete: „Wieviel sind eurer schon hier?“ „Alle, Herr!“ antworteten die beiden zugleich, doch Kunz war bereits mit seinem Begleiter im Innern des Hauses verschwunden, wo außer dem Wiehern einiger Kofse nichts mehr gehört wurde. Draußen war alles still und die stolze Reichsstadt, in der es bei Tage so lebhaft pulsrte, war jetzt einem Grabe vergleichbar.

### 3. Unter der „Chuppe“.<sup>1)</sup>

Es war Sonntag. Durch die Straßen Frankfurts wandelte die buntgeputzte Menge der Kirche zu, um den Ruhetag mit feierlichen Gebeten einzuleiten. Auch im Ghetto ging es außergewöhnlich lebhaft zu; denn sonst pflegte dieser Tag wie andere Werkeltage der mühsamen Arbeit geweiht zu sein. Doch heute ist alles in den Straßen zerstreut, die Läden sind zwar nicht

<sup>1)</sup> Eine Art Himmel, der bei einer Trauung ausgespannt wurde, unter dem die Brautleute die Ringe wechselten.

geschlossen, aber Eigenthümer und Diener stehen draußen vor den Thüren. Wir brauchen wohl nicht lange zu fragen, wem dies alles gelte; wo man hinkömmt, hört man von Gisif Adler reden. Es ist heute der „Chassenetag“<sup>1)</sup> der schönen Marjim Adler, ein Festtag für das Frankfurter Ghetto. Wir haben auf einige Tage das Adlerische Haus verlassen, ehe wir noch recht heimisch darin geworden sind, darum kehren wir jetzt zurück zu den braven Leuten und freuen uns mit ganz Frankfurt auf die heutige „Chassene“ Marjim's. Ja, freuen wir uns mit ihnen, so lange noch zur Freude Zeit uns gelassen, denn wer weiß, ob nicht noch Trauer einkehren wird, und man soll den Tag nicht loben bevor die Sonne untergegangen.

Wir haben Gisif Adler verlassen, als er in sein „Cheberchen“ den Ausbacher Gast Reb Feiwel geführt. Die Unterredung dauerte eine volle Stunde und war so geheimnißvoll, daß Birl die „altgebackene Köchin“, die sich vor der Thüre draußen immer was zu thun zu machen wußte, trotz ihrem reblichen Bemühen nichts zu hören im Stande war. Bald wollte sie ein Räuspern und Schluchzen gehört haben, als sage ihr „Walbos“<sup>2)</sup> darinnen die „Wibde“<sup>3)</sup>, bald glaubte sie ein oder das andere Wort verstanden zu haben; allein während sie sich anstrenzte, Combinationen anzustellen um ihrer neugierigen Geküßterin etwas wesentliches zu berichten, glaubte sie immer, man gehe der Thüre zu und lief eiligst davon. Kurz sie konnte „kein selig Wort ausnehmen.“ Nach einstündigem Bleiben kam Reb Feiwel mit Gisif Adler wieder herans; ersterer hatte zwar dieselbe Gleichmuth und Gemessenheit seines Betragens beibehalten, Adler aber war sehr verändert, und eine gewisse Unruhe auf dem plötzlich blässer gewordenen Antlitz war trotz allem Bemühen nicht zu verbergen. Die neugierige „Schewe“<sup>4)</sup> lud, im Vertrauen über Tisch den Fremden plaudern zu machen, denselben zum Mittagmal ein, allein ihr Mann fiel ihr sogleich in's Wort mit dem Bedeuten: „Reb Feiwel könne nicht über Mittag bleiben, weil er wichtiger „Masematten“<sup>5)</sup> wegen noch Nachmittag nach Ausbach abreisen müsse.“ Die gute Schewe hatte wahrscheinlich gegen diese improvisirte Ablehnung von Seiten ihres Mannes so manches Bedenken auf der Zunge, allein die Pietät, die sie vor dem Willen ihres Ehegespons hatte, gewann über alles Andere die Oberhand. Reb Feiwel empfahl sich auf's beste und versprach der alten „Birl“, die ihn nicht weglassen wollte, die „Tradel Scholetsegerin“ zu grüßen. Das Brautpärchen im anstoßenden Zimmer war zu viel mit sich beschäftigt, um gar etwas von dem Besuche aus Ausbach auch nur zu ahnen; man hat freilich, wenn die „Chassene“ vor der Thüre ist, keine Lust sich um etwas anderes zu kümmern; „denn für den „Chossen“, sagte schon Bele „die dicke breite Jüdin“, deren Bekanntschaft wir gleich anfangs zu machen die Ehre hatten, „darf nix anders am „Dlem“<sup>6)</sup> sein als die „Kalle“<sup>7)</sup> und für die „Kalle“ nix als der „Chossen“. Und der „Bele“ darf man schon was glauben, sie war auch einmal eine „Kalle“ gewesen, wie man sich erzählt,

<sup>1)</sup> Hochzeitstag. <sup>2)</sup> Fußgebet. <sup>3)</sup> Geschäfte. <sup>4)</sup> Welt. <sup>5)</sup> Braut.

hatte es aber zu ihrem Leidwesen nie über das „Kallesein“ hinausgebracht. Und so müssen wir denn auch die Unachtsamkeit Selig Königs und seiner Marjim schon entschuldigen.

Den Tag über verbrachte Reb Gifit wieder ganz allein auf seinem Zimmer; da saß er eine Weile die Hand vor dem Kopfe beim Fenster und sah sinnend in die Gasse hinaus. Das lebendige Treiben da draußen störte ihn, es verdrängte die Gedanken, mit denen er sich beschäftigte und lenkte sie anderswo hin; er warf sich auf sein Bett, um mit sich ganz allein zu sein, doch auch da fand er keine Ruhe; so durchschritt er in bedächtigen Schritten sein Zimmer. Gifit's Benehmen wurde seiner Familie sehr auffallend; sie hatte ihn Abend um 4 Uhr im „Gesindezimmer“ erwartet, wo er gewöhnlich täglich nach abgehaltenem Nachmittagschläfchen zu erscheinen pflegte. Sein Nichterscheinen um die festgesetzte Stunde hatte zwar genug Entschuldigungsgründe für sich, besonders war es die zärtliche „Marjim“, die die Mutter zurückhielt Gifit aufzuwecken, da er doch erst unlängst von einem weiten Wege angekommen. Da endlich hatte sich Reb Gifit ermannt, er schob den Riegel seiner Thüre zurück und verließ das Zimmer. Im Gesindezimmer angekommen, ward er aufs zärtlichste begrüßt; er selbst küßte einigemal seine schöne „Marjim“, die er schon seit zwei Tagen nicht gesehen. „Aus mir wird noch einmal ein rechter Schlofer,“ sagte Reb Gifit und rieb sich die Augen, um die Unruhe, die sich an ihm deutlich kund gab, seiner Verschlafenheit in die Schuhe zu schieben. „Hast recht, ich hab' schon gemeint Du schlafst bis zum „Jowel“<sup>1)</sup>, antwortete lachend seine Schwewe und rückte ihm den Lehstuhl zurecht. „Weißt Du nichts neues aus der „Kihle“, Schweweleben? ich bin schon zwei Tage haussen gewesen,“ fing Gifit wieder an, und als er keine baldige Antwort bekam, fuhr er fort: „So werd' ich euch selber etwas neues erzählen, was noch keiner weiß, als ich. Künftigen Sountag, as Gott will, macht Gifit Adlers Marjim „Chassene.“ Und bei diesen Worten, die er mit einem erzwungen freudigen Lächeln begleitete, ergriff er die Hand seiner Schwewe und drückte sie, während er der danebensitzenden Marjim einen Kuß auf die Stirne drückte. Die Ueberraschung, die bei diesem Ausspruche Adlers seiner nächsten Angehörigen sich bemächtigte, ist nicht zu beschreiben. Es gibt Momente im menschlichen Leben, wo selbst freudige Nachrichten, unerwartet kommend, wie furchtbare Schläge des Schicksals auf das Gemüth wirken; es ist als ob alles auf dieser Erde, ja die Freude selbst, Kraft zum Ertragen erfordere. Marjim's Gedanken und Gefühle sprachen sich in dem glühenden Purpur, der ihre Wangen übergieß, beredt aus. Schwewe war nicht weniger erschrocken als ihre Tochter, doch bei ihr drängte sich gleich wieder die Neugierde hervor, ein Zug, den wir in ihrem Charakter wahrzunehmen unlängst erst Gelegenheit hatten. Sie wollte gleich wissen, wie und warum das so schnell sein sollte, und ob nicht der Besuch Reb Feiwels aus Ansbach damit in Verbindung stehe. Doch

<sup>1)</sup> Das ehemalige „Jubeljahr“ der Juden; man bezeichnet noch heutzutage damit einen langen Zeitraum.

Gisik beruhigte sie lächelnd mit den freundlichen Worten: „Du willst doch wohl nicht, Scheweleben, mein Gold! Deine Marjim ewig eine „Kalle“ sein lassen?“ Schewe schien damit nicht befriedigt und sprach einwendend: „Was wird nur Selig sagen, er wird meinen, wir wollen sie ausjagen.“ — „Dafür laß Du mich sorgen; ich gehe jetzt zu „Winche“<sup>1)</sup>, dort will ich Seligen alles sagen; ich mein', er wird sich nicht lang auf ein Ja besinnen.“ Und dabei sah Gisik seine Tochter an, die mit ihrem verschämten Lächeln seine Worte zu bekräftigen schien. —

So war die Angelegenheit abgemacht, Reb Gisik aber schien der Stein, der ihn belastete, noch nicht vom Herzen gefallen zu sein; je näher der Tag rückte, den er als Hochzeitstag für seine Marjim bestimmte, desto unruhiger ward er; freilich suchte er diese vor Andern so viel als es nur anging, zu verbergen.

Im Ghetto hatte die schnelle Ansetzung von Marjim's Heirat zwar überrascht, bald aber dachte kein Mensch an die geheimnißvolle Ursache, die man ohnedies zu ergründen nicht im Stande war. Alles gab sich dem Gedanken der Freude hin, und hartete ungeduldig des Sonntags. Wenn ein Wesen aus einem Verbanne scheiden soll, dem es durch lange Zeit hindurch in Liebe und Treue angehörte, wird ihm die zugewendete Theilnahme offen gezeigt. Marjim Adler hatte nicht nur eine oder die andere Freundin und Gespielin, nein, ganz Frankfurt war sie lieb und werth. Und so wollten denn alle Mitglieder der „Kihle“ sich mit ihr freuen, bevor sie ihnen auf lange, vielleicht auf immer entrißen werden sollte. Die Tage, die zwischen der Ankunft Reb Feiwels aus Ansbach und dem Sonntage der „Chassene“ lagen, waren die geräuschvollsten, die man je im Adlerischen Hause erlebt. Das war ein Auf- und Ablaufen, ein Hin- und Herrennen; was nur lebte und athmete im Adlerischen Hause, war beschäftigt, die alte schwarze gelbäugige Kaze nicht ausgenommen, die sich die alte „Zirl“ als ein eigen Kind aufgezogen, und die nun von einem Loch in's andere lief, um sich auch theilnehmend zu beweisen. Die „Chasseneköchins“<sup>2)</sup> waren vollauf beschäftigt, die schmachhaftesten Gerichte zuzubereiten, die alte Zirl war ihnen zur Hand; es mußte sie sehr verdrießen, daß sie auf ihrer Marjim „Chassene“ nicht selber die „Dörtel“<sup>3)</sup> bereiten könne, weil sie schon zu alt und schwach dazu sei; aber das große „Chassenebarches“<sup>4)</sup> zu construiren ließ sie sich nicht nehmen, obwohl sie zum Gelächter und zur Schadenfreude ihrer Nebenbuhlerinen bereits eines dadurch verdorben, daß sie anstatt der „Weiperlech“<sup>5)</sup> eine Handvoll Fliegen, die soeben auf einem Papiere durch eine Tinktur getödtet wurden, in das „Chassenebarches“ schüttete. Zum zweitenmale kam „Marjimleben“ ihrer Kurzsichtigkeit zu Hilfe, und der Stolz ihrer kokhünstlerischen Kräfte wurde endlich zu Stande gebracht.

Unter den mannigfachsten Arbeiten kam endlich der Sabbath herein. Wer früh um die achte Morgenstunde am Fleischmärktel aus den Fenstern guckte, der hat gewiß den Anfang des festlichen Heiratsbegangnisses freuden-

<sup>1)</sup> Das Abendgebet. <sup>2)</sup> Hochzeitsköchinnen. <sup>3)</sup> Törtchen. <sup>4)</sup> Ein aus Feinmehl bereitetes Brod, das den Hochzeitsgästen herumgereicht wird. <sup>5)</sup> Weinterrce.

voll mit angesehen. Pünktlich zur festgesetzten Stunde kam aus dem Hause Reb Gifis ein schwarzgekleideter Männerzug, bestehend aus etwa zwanzig „Balbatim“ aus der nächsten Verwandtschaft der beiden sich jetzt verschwägernden Familien Adler und König. Voraus ging der „Balsimche“<sup>1)</sup> selber, Reb Gifis Adler, festlich gekleidet im schwarzen tuchenen, bis an die Behen reichenden Rocke, der vorn offen stand und unter dem man deutlich das schöne Sammtwamms sehen konnte. Neben ihm schritt seines „Adens“<sup>2)</sup> Schwager, der heute und Sonntag bei Selig König, der ein „Josem“<sup>3)</sup> war, Vaterstelle vertreten muß. Beide, Reb Gifis und sein „Medyuten“<sup>4)</sup>, haben in ihrer Mitte den „Choszen“ „Reb“ Selig König, prunklos und einfach angezogen. Wie er dahinschritt, mit den freudestrahrenden Augen, die da zu sagen schienen: „wer beneidet mich heute nicht?“ hatte die „alte Meisel“, die auch in ihrer Schabbeshauben aus dem Fenster guckte, recht, wenn sie zu ihrem Reb Feiwisch sagte: „Sehst de, so muß e Choszen e Ponim hoben!“<sup>5)</sup>. Hinter den Dreien, die wir voranschreiten sahen, geht der „Narr Lebele“, der den drei „Chasseneleuten“ den „Talesbeutel“<sup>6)</sup> mit grünem Seidenfutter nachträgt. „Lebele“, der bei Hochzeiten als Schalksnarr und Ceremonienmeister zugleich fungirte, gibt sich heute besondere Mühe und bestrebt sich den Kopf, der immerfort hin- und herwackelt, aufrecht zu halten. Die Uebrigen, aus denen der Zug bestand, waren zumeist, wie schon gesagt, Verwandte, und auf dem Wege nach der „Schul“, wo das Aufrufen“<sup>7)</sup> stattfand, schlossen sich noch andere „Balbatim“ an.

Die „Schul“ war zum Erdrücken voll, von allen Seiten wurde Reb Gifis und sein Sidam mit Glückwünschen überschüttet. Das Masel tow“<sup>8)</sup> war heute in Aller Mund, und wer gar so glücklich war dem alten Adler die Hand drücken zu dürfen, der wurde gewiß von allen Khileuten beneidet. Erst als man dem jungen „Choszen“ die „Hastorah“<sup>9)</sup> zu sagen verehrte, war der Enthusiasmus auf seinen Höhenpunkten angelangt; aus der „Weiberschul“<sup>10)</sup> vernahm man deutliches Schluchzen und Weinen, so gerührt war Alles über die Art und Weise, wie Selig König den Schlußgesang vorgetragen. „Wie in Perlen gefaßt“ sagte man, war jedes seiner Worte. Nach Abschluß des Vormittagsgottesdienstes begab sich der um vieles angewachsene Zug von Frühmorgen in die Wohnung Reb Gifis am „Fleischmärkte“, wo die „Chassene“ stattfand. Beim „Wünschen“<sup>11)</sup> hatten sich die ältern Glieder der „Kihle“, die „Balbatim“ mit ihren Weibern eingestellt; am Nachmittag dagegen fand sich die junge Männer- und Damenwelt ein. Die Mädchen bildeten ein schönes Sträußchen, das wohl alle Blumensträuße in den Vasen

<sup>1)</sup> Der das Freudenfest begeht. <sup>2)</sup> Sidam. <sup>3)</sup> Waife. <sup>4)</sup> Ein Verschwägerter.

<sup>5)</sup> So muß ein Bräutigam sein Aussehen haben. <sup>6)</sup> Der Beutel, in dem sich gewöhnlich die üblichen Gebetriemen, das Gebetbuch und das Woll- oder Seidengewand mit den Schaffäden befindet.

<sup>7)</sup> Am Samstag vor der Hochzeit wird in der Synagoge der Bräutigam vor die Thora zum Hören des göttlichen Wortes geladen. <sup>8)</sup> Gut Glück. <sup>9)</sup> Schlußvortrag nach der Vorlesung aus der Thora. <sup>10)</sup> Die besondere Gallerie, die den Weibern in der Synagoge eingeräumt ist.

<sup>11)</sup> So nennt man den feierlichen Akt der Beglückwünschung von Seiten der Freunde und Verwandte, der am Samstag vor der Hochzeit vorgenommen wird.

übertroffen haben mag. Ein „Wünschen“ ist immer etwas, was von dem jüngern weiblichen Theile der Ghettobevölkerung mit Sehnsucht erwartet wird. Da concentriert sich Alles, was nur eine schöne Busenschleife, oder eine gläserne Perlenadel als Kopfspüz aufzuweisen hat, da lernt sich so manches Bärchen kennen und lieben, das früher für einander nicht vorhanden war, bei Zuckerbröbchen und gerösteten Mandeln wird im Stillen so mancher Bund geschlossen, der dann fester zusammenhält als irgend einer, den die „Schattentes“ zusammengekittet.

Marjim hatte vollauf zu thun, um die Huldigungen, die ihr allerseits zukamen, dankend zu erwidern; und erst ihr Selig! Nicht mit Unrecht staunte man, den ehemaligen „Bocher“, der nur mit lauter „Gemores“ umgegangen, so geschickt die Honneurs machen zu sehen; geschmeidig wußte er sich der Etikette zu fügen, und wenn auch letztere in damaligen Zeiten keine überschwenglichen Ansprüche machte, so war doch das, was Selig König geleistet haben soll, für einen Bocher genug.

Und so hätten wir denn in möglichster Kürze alles bisher Versäumte im Ablerschen Hause nachgeholt und befänden uns denn am Sonntag, dem Tage des eigentlichen Hochzeitsfestes im Ghetto. Man hatte die Nacht hindurch bei Reb Gifit getanzt, und doch war man schon so frühe wieder draußen. Die einzelnen Gruppen in den Straßen verrathen in ihrer Conversation noch die lebhaften Eindrücke der lustigen Nacht. „Zimmes! wie hast Du Dich unterhalten?“ fragte der uns bekannte Leser Fertil, der das „Spezereizewölbel“ am „Fleischmärktel“ hat, seinen Commis. „O Späß war's für mich, der ich die Hopsasa-Wirthschaft nicht leiden kann,“ erwiderte der ehrenwerthe Commis; „ich hab' echten Kummel getrunken und den „Madlach“ ein paarmal auf die Füß' getreten. — Doch seht da kommt schon der Rebe.“

Sehen wir uns mit ihm um, was da vorgeht. Vom Anfange des Fleischmärktel kommt eine schöne männliche Gestalt herangeschritten im seidenen Talar, mit der polnischen Mütze auf dem lockigen Haupte; es ist der Frankfurter Rabbi. Neben ihm gehen die zwei „Unterführer“<sup>1)</sup> Reb Gifit und Selig Königs Schwager; der erstere hält in der rechten das grünseidene goldbortirte „Decktuch“<sup>2)</sup>; ihnen folgen wieder die „Valbatim“, die dem „Bedecken“<sup>3)</sup> beiwohnen wollen. In der „Chassenestub“ harret ein buntes Gemisch von Frauen und Mädchen, alle in weiße Kleider gehüllt, des „Rebbe“. In der Mitte des Zimmers sitzt auf dem „Deckstuhl“<sup>4)</sup>, der mit weißen Kissen belegt ist, die wieder mit grünseidenen Bändern geschmückt sind, die schöne Marjim, ebenfalls in ein weißes Florkleid gehüllt, das schöne Haar in Flechten und Böpfe gebunden, welche heute nach strenger alter Sitte schonungslos unter der Scheere fallen. Marjims ausgeweinete Augen zeigen wohl am allerdeutlichsten die

<sup>1)</sup> Die Verwandten, in deren Mitte das Kind zur Trauung schreitet. <sup>2)</sup> Das Tuch, womit die Braut üblicher Weise einige Stunden vor der „Guppe“ bedeckt wird. <sup>3)</sup> Der Akt des Bedeckens der Braut mit dem Decktuche. <sup>4)</sup> Der Stuhl, auf dem die Braut Platz nimmt.

tiefe Bedeutsamkeit dieses feierlichen Hochzeitsaktes. Einen tiefern Kern kann wohl keine hochzeitliche Ceremonie bergen, als das sogenannte „Bedecken.“ Da reißt sich die an der Schwelle eines neuen Lebens stehende bräutliche Jungfrau los von ihren Gespielinen, mit tiefwehmuthsvollem Blick tritt sie aus dem Heiligthume ihrer Jugend, um in das Allerheiligste eines größeren, segensreichen Wirkens ihren scheuen Fuß zu setzen; bald wird sie nicht mehr sich, sondern einer neuen Familie, einer neuen Welt angehören. Und soll da ihr Blick unbethrünt bleiben? Soll sie den schönsten, scheidenden Jahren nicht nachweinen, um so mehr, als er ihr nicht vergönnt ist, jetzt schon von den kommenden Tagen den Schleier zu ziehen, als sie nicht erforschen kann, ob Engel im Friedenskleide, oder Unglücksfobolde am neuen Herde ihrer harren? Wahrlich, wer hier ungerührt bleiben möchte, der müßte jeden Sinn für das Stückchen Poesie im Menschenleben längst verloren haben!

Marjim Adler war jetzt auch an dem großen Wendepunkte ihres Lebens angelangt, ihr mußte es um so schwerer zu scheiden sein, da sie Eltern verlassen sollte wie es Eisk und seine Schwere waren. Und so saß sie denn da, das unschuldige Haupt an die Mutterbrust gelehnt und weinte still bei den wehmuthvollen Klagen ihrer Gespielinen. Und erst als „Rebele Narr“ mit Instrumentalbegleitung das „Kallelieb“<sup>1)</sup> anstimmte, da drohte ihr der Gesang mit seinen mahnungsvollen Klängen das Herz zu zerreißen. Zur Zeit kamen die Valbatim mit dem „Rebbe“. Da trat tiefes Schweigen vor dem Segensspruche ein, den der Rabbi sprach, während er das „Decktuch“ auf Marjims Haupt zu legen bemüht war. Weinen und Klagen waren von jetzt an verstummt und das sentimentale „Kallelieb“ mußte den lustathmenden Tanzstücken den Platz räumen. Freude und Jubel nahmen aber ihren rechten Anfang erst als mit üblichem Lusche die Ankunft des „Choszen“ angekündigt wurde, dem es erst nach dem Bedecken vergönnt war, seine Marjim zu sehen.

Unter fortgesetzten Freudenäußerungen kam die Mittagszeit herangerückt, die Zeit, wo gewöhnlich die „Chuppe“ abgehalten wird, die den ceremoniellen Schlußakt bei jüdischen Hochzeiten ausmacht; vor elf Uhr schon hatte der „Schamesz“<sup>2)</sup> das „Chuppezettel“ gebracht, und gegen zwölf war alles von beiden Seiten der „Mechatonim“ was „Kfube“<sup>3)</sup> und anderes anbelangt, abgemacht, und man schritt zur „Chuppe“.

Hatte sich schon am Morgen in Frankfurter Ghetto die lebhafteste Theilnahme an Marjim Adlers „Chassene“ kundgegeben; so war um Mittag in den Straßen, welche vom „Fleischmärktl“ zur „Schule“ hin, in deren Vorhof die „Chuppe“ aufgestellt war, führten, das dichteste Menschengewühl. Vor dem Hause auf dem Grünmarktplatz, aus dem der „Choszen“ geführt wurde, war ein Gedränge, daß man kaum durchkommen konnte. Endlich erschien der Zug, der den „Choszen“ in den Schulhof geleitete.

<sup>1)</sup> Ein oft noch bei Hochzeiten gesungenes Lied, das der „Schalksnarr“ der Braut vorjingt.  
<sup>2)</sup> Synagogendiener. <sup>3)</sup> Der Heirathsvertrag.

Voraus ging die jüdische Musikbande, die bei „Chassenes“ aufzuspielen pflegte. Zwei von den Klezmorim haben Pfeifen, einer eine Bassgeige, einer eine Zimbel, die andern streichen lauter Geigen, und sämtlich sind sie bestrebt alles zu leisten, was nur in ihren Kräften steht, was freilich nicht viel heißen mochte. Dicht hinter ihnen gehen, den Zug flankierend, die „Sarvern“<sup>1)</sup>, von denen jeder mit einer weißen Schärpe versehen ist, und eine brennende Pechfackel in den Händen trägt. Der Raum zwischen den ersten zwei „Sarvern“ wird von dem „Chossen“ Selig König derzeit eingenommen, der in seiner schwarzen Kleidung majestätisch einher schreitet. Ihm zur Seite geht je ein „Unterführer“ in ganz originellem Costüm. Dem schwarzen langen Tuchrock ist an der Rückseite ein schwarz seidener schmaler Schlepptomantel angefügt, der am Halse von einem Spizentragen gehalten wird. Den Zug beschließen die an der Festlichkeit theilnehmenden „Balbatim“ und wie gewöhnlich bei allen publikten Aufzügen die geniale Gassenjugend. Nachdem der „Chossen“ bereits im Schulhose angelangt war, begab sich erst die jüdische Musikbande mit den „Sarvern“ auf den Weg, um die „Kalle“ abzuholen, währenddem die männliche Gesellschaft in „Schul“ das Winchagebet verrichtete. Es war bereits einige Minuten vor halb 1 Uhr und das Gewühl im engen Fleischmärktl immer bunter geworden; auch aus der Stadt waren viele christliche Mitbürger gekommen, um die Hochzeit Marjims, deren Vater man in ganz Frankfurt achtete, mit anzusehen. Der Zug der Braut war von dem von uns eben geschilderten nicht sehr verschieden, bis auf den Umstand, daß die Kleidung der schönen „Kalle“ und ihrer „Unterführerinnen“, Schewe Adler und Königs Schwester, ganz einfach schön war und nichts von den Sonderlichkeiten der männlichen Unterführertracht aufzuweisen hatte. Marjim zog durch ihr strahlendes Aussehen die Augen Aller auf sich; die mannigfachsten Urtheile, die sich kund gaben, stimmten alle darin überein, daß so eine „Kalle“ etwas von „Oben herunter“ sei. Durch das Zubrängen der Menge im raschen Fortschreiten gehindert, gelangte endlich der Zug unter dem frohen Schwirren der Geigen am „Grünmarktsplatz“ an, von wo man vor einer viertel Stunde den „Chossen“ heruntergeführt. Da plötzlich, ehe noch der Zug die Mitte des Grünmarktplatzes erreicht hatte, erhob sich in der Gegend des bisher geschlossenen Thores der Judenstadt, neben welchem ein kleines Pfortchen den Durchgang gestattete, ein schreckliches Geschrei, das mit seinen furchtbaren, erschütternden Tönen die Klänge der Musik verstummen machte. Das Blut in den Adern der noch freudetrunknen Hochzeitsgeleiter erstarrte; ehe man wußte was das zu bedenten habe, standen die großen Thorflügel weit offen und war ein zahlreicher Trupp Reiter in die Massen hineingesprengt. Schrei auf Schrei von zertretenen Kindern und alten Weibern ausgestoßen, erfüllte die Lüfte; man wußte nicht wohin sich wenden, eine grenzenlose Verwirrung herrschte ringsumher. Einige Augenblicke — und es war

<sup>1)</sup> Hochzeitsdiener (Servirer).

gesehen. Einer aus der Reitertruppe, an dessen Bart wir den jüngeren Ansbacher Gefellen aus dem goldnen Bären erkennen, hatte die schreckensbleiche Marjim aus der Mitte des Menschenknäuels gerissen und auf seinen Sattel gehoben. Ihr das goldbebotete Decktuch abreißen und im Galopp davon sprengen, war das Werk einer Sekunde. Ehe man sich umsehen konnte, was denn das alles zu bedeuten habe, hatten die frechen Räuber das Ghetto im Rücken. Jetzt rannte Alles zu den Thoren des Ghettos, um sie abzusperrn; man rief nach den Meschorim<sup>1)</sup>, aber die waren in allen Ecken zerstreut; rathlos lief man hin und her; da wurde ein neuer Schreckensruf vernommen: „Die Geißler, die Geißler kommen! wehgeschrienen!“

In „Schul“, wo man über das lange Richterscheinen der „Kalle“ erstant war, hatte man noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen, denn die „Schul“ war von den Thoren des Ghettos weit abgelegen. Gifil Adler war der Einzige, der etwas argwobnte, und ungeachtet der Anstand es ihm als „Unterführer“ verbot seine Stelle zu verlassen, war er eben im Begriffe fortzueilen, als das gräßliche Geschrei der entsezten Juden die Lüfte in allen Theilen des Ghettos erfüllte und der Schmerz- und Angstschrei: „Die Geißler, die Geißler kommen! wehgeschrienen!“ auch an das Ohr der in Schul Harrenden schlug. Im ersten Augenblick war Alles wie vom Donner gerührt. Keiner regte sich, als wäre Alles von einem Zauber an die Steine des „Schulvorhofs“ gebannt gewesen. Da ermannte sich Gifil Adler und stürzte hinaus, einem Wahnsinnigen ähnlich, und wie auf ein verabredetes Zeichen war die ganze Versammlung draußen. Bei den Thoren des Ghettos war man inzwischen bemüht, die schweren Riegel vorzuschieben und die eisernen Schlösser anzulegen, was mit Hilfe einiger Rhileute endlich den „Meschorim“, denen der Schreck alles aus den Händen warf, gelang. Von der Stadt herein drang aber immer näher und näher ein wildes Wuthgeschrei; vom Thurme des Rathhauses dröhnten die dumpfen Töne der Sturmglocke in das aufrührerfüllte Frankfurt und mischten sich einem Gewittergrollen gleich, in die tausendfachen Klagen der ächzenden Ghettobewohner. —

\* \* \*

Gifil Adler war indeß nach mannigfachen Irrfahrten durch das Ghetto in seiner Behausung am Fleischmarkt angelangt, ohne etwas vom Schicksale der Seinigen erfahren zu haben. Mit verzweifelnder Angst, mit verhaltenem Athem, eilt er von Gemach zu Gemach — Niemand ist zu sehen, zu hören; er reißt die letzte Thür auf, und der „meschugene Deb“ steht vor ihm, marmorbleich, das Haar emporgesträubt, Worte des Profeten murmelnd und Wehklagen „über den Weinberg, den der Zorn des Herrn zerstört.“ — „Großer Gott!“ rief Gifil aus, „wo ist meine Schewe, Allmächtiger! wo ist meine Marjim? Was ist gesche-

<sup>1)</sup> Gemeindediener.

hen? Schma Jisroel!"<sup>1)</sup> Bei diesen Worten fiel er zu Boden. Sein Geschrei hatte die Vorübergehenden von der Straße herbeigerufen, nicht lange und zwanzig Personen waren um Gifil Adler beschäftigt, um den Leblosen wieder zu sich zu bringen.

Während der Biedermann sich erholt, werfen wir einen Blick in die nächste Vergangenheit. Was Du, lieber Leser, bei unserem letzten längeren Besuche im „goldenen Bären“ ahnen und aus den Reden der wilden Ansbacher vernehmen konntest daß ist geschehen, das schändlichste, frechste Attentat ward verübt! Der Markgraf von Ansbach (von diesem Orte, wo er Zeit über seine Residenz hatte, so genannt), auch der wilde Markgraf geheissen, ein Mann, wie deren das Mittelalter so viele gezeugt, von wilden, zügellosen Sitten, der in ganz Deutschland seiner Lüsternheit und Rohheit wegen bekannt war, hatte einige Monden vor Anfang unserer Geschichte seinen ausschweifenden Blick auf die schöne Marjim Adler geworfen. Es war damals das Turnier auf der Heide von Offenbach bei Frankfurt abgehalten worden, und Marjim hatte sich mit ihrem Vater unter der unzähligen Zuschauermenge eingefunden. Der „wilde Markgraf“, der zufällig vorbeiritt, hatte das Antlitz Marjims und ihres Vaters gemustert, und in den Gesichtszügen des lusternen Graubartes konnte man damals ein wollüstiges Lächeln wahrnehmen. Gifil Adler, der den Markgrafen von jeher als das kannte, was er wirklich war, und von seinem unversöhnlichen Groll gegen alles, was Jude heisst, öfters schon erzählen hörte, war das aufmerksame Mustern des Markgrafen nicht entgangen; er sah, als ein einsichtsvoller kluger Mann die Folgen voraus, die sein längeres Hierbleiben haben konnte und zog es so ganz einfach vor, den Schauplatz, der für seine Marjim gefährlich werden könnte, mit ihr sogleich zu verlassen. Auf Marjim selbst hatten die unedlen rohen Züge des Markgrafen, die als sein vollständiges Sündenregister gelten konnten, nicht verfehlt einen widerlichen unheimlichen Eindruck zu machen. Das Begegnen mit dem „wildem“ Markgrafen war seitdem aus dem Gedächtnisse des alten Adler verschwunden, wichtige, in Familienangelegenheiten einschlagende Vorkommnisse hatten es verdrängt. Da brachte der Ansbacher Fremde mit einemmale an dem Tage, an dem wir ihn nach Adlers Hause begleiteten, dem Alten die Hiobspost, daß der „wilde Markgraf“ nach monatlänglichem Zögern endlich beschlossen habe, Marjim, koste es was es wolle, an sich zu bringen. Der brave Reb Feiwel, dem alten Adler für eine früher erwiesene Wohlthat zur Dankbarkeit verpflichtet, hatte zufällig davon erfahren, und hilt es für seine Pflicht, seinen Freund und Glaubensbruder von dem drohenden schrecklichen Unglücke zu möglicher Abwendung schleunigst in Kenntniß zu setzen. Den Zeitpunkt, wann die Frevelthat ausgeführt werden sollte, zu erkunden, war er nicht im Stände gewesen, und so wußte für jetzt Reb Gifil nichts anzufangen, als so schnell als thunlich die Heirat seiner Marjim mit Selig König zu bewerkstelligen.

<sup>1)</sup> Höre Israel!

Wir können uns jetzt die große Unruhe, von der Cisit Adler nach dem Gespräche mit dem Ansbacher heimgesucht wurde, erklären. Er hatte sich aufgelegt, die schreckliche Angst dieser Tage allein zu ertragen und alles blieb Geheimniß. Ganz Frankfurt freute sich auf ein Fest, dem Cisit mit banger Ahnung entgegen sah; für die Zukunft seiner Marjim besorgt, dachte er sie gleich nach der Hochzeit aus der Stadt zu schicken und ihr bei fernen Verwandten ein sicheres Asyl zu bereiten. Aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders, und der Tag, der so freudig für tausend Herzen aufgegangen, sollte ein Unglückstag und der Vorbote schrecklicher Zeiten werden. Doch kehren wir zu den Ereignissen zurück, die uns drängen.

#### 4. Die Flagellanten.

Judenverfolgungen sind stehende Artikel in der Geschichte des Mittelalters; wenn von der Barbarei jener Zeit gar keine andere Beweise auf uns gekommen wären als die an's Unglaubliche grenzende fanatische Verfolgung der in alle Welthecken zerstreuten Trümmer einer gewesenen großen Nation, wahrlich es könnte diese allein Zeugniß ablegen, wie wenig noch jene Zeit von dem Geiste der Humanität durchdrungen gewesen. Die Zeit des Mittelalters und der Minne ist zugleich die der wildesten rohesten Ausschweifung in Glaube und Sitte, und in keinem Zeitalter haben sich diese äußersten Gefühlsextreme, Liebe und Haß, so sehr berührt als im Mittelalter. Eines der größten und wichtigsten Momente der Geschichte der Menschheit, die Kreuzzüge, ist durch die Verflechtungen eines im Blute sich badenden Glaubenseifers gezeichnet. Die blutigen Tage von Trier, Köln, Mainz, Worms und anderen unglücklichen von Juden bewohnten Städten, sind die sprechendsten Zeugen des finstern Geistes, der damals in Deutschland geherrscht; jeder Stein, der noch an diese Zeiten erinnert, ist eine Schandsäule, die sie sich selbst errichtet. In die Zeit unserer Geschichte fallen die unglücklichen Tage Frankfurts. Die alte Reichsstadt war bisher mit Ausnahme eines kleinen Aufstandes im Jahre 1241 gegen die Juden wegen angeblicher Ermordung eines Christenknaben, von derartigen Ausgeburten eines grünelichen Fanatismus verschont geblieben, dafür aber sollte sie jetzt den Kelch der Leiden bis auf die Reize leeren.

Wir haben mitten in dem Tumulte, der im Ghetto bei dem frechen Brautraub entstand, das Geschrei gehört: „die Weisler kommen!“ Ja, sie waren wirklich da, diese entmenschten Rotten. Wenige um dieselbe Zeit, als des Markgrafen Raubgesellen sich Marjims bei der „Schuppe“ bemächtigt, sah man zum „Reichsthore“ Frankfurts herein eine ungeheure Schar von Menschen kommen, bei deren Anblick man sich entsetzen mußte. Bestehend aus Männern, Weibern und größeren Kindern, sahen diese Leute aus, als ob sie gerade dem Tollhause entspringen wären.

Jeder Leibesbedeckung entblößt, mit aufgelösten, wildgewachsenen Haaren, den Leib von Kopf bis Fuß blutig unterlaufen, waren diese Schenitale durch die Thore in die Stadt gerannt; es waren dies die Flagellanten, Geißler, auch Geißlerbrüder genannt.

Ein alter Einsiedler, Namens Kainer, übersättigt von den Genüssen eines wild ausschweifenden Lebens, hatte sich auf seine alten Tage vorgenommen, einen Verein von Brüdern zu gründen, deren Lebensaufgabe das immerwährende Bußethun sein sollte. Von Perugia, wo er seinen ersten Anhang aus der Mitte des rohesten Pöbels erwählte, zog er durch ganz Italien, und nicht lange währte es, war seine Kotte, die er Flagellantiani nannte, an zehntausend Mann stark. Diese zogen unter ausgestoßenen Klagen und himmelschreiendem Lärmen, den Leib mit Geißelruthen selber zerfleischend, von Stadt zu Stadt und gewannen sich überall unter der arg verwahrlosten Menge Freunde. Es dauerte nicht lange, so war dies italienische Bußvölklein auch nach Deutschland gekommen, um auch hier für seine Fahne zu werben.

Hier, wo der gesunde alte Volkssinn schon längst zu Grabe getragen war, fand das freie, ungenirte Benehmen sehr schnell Anklang; es vergingen kaum einige Monate und das wüthende Gesindel bestand zumeist aus Deutschen. Ja, man ging noch weiter bei der deutschen Geißelbrüderschaft und nahm auch Weiber und junge Mädchen in dieselbe auf, wahrscheinlich um dem Ganzen mehr Reiz zu geben. Den ersten Anhang fanden die Geißler in den Rheinstädten, wo ihnen allseits Massen Volkes zuströmten; die neue Art des Frommthuns hat der verblendeten Menge schon geschienen, umsomehr, als sie von jetzt an die lästigen Kleider, die sie ohnehin im Schweife des Angesichtes erwerben mußten, los waren, und ihren Begierden, durch reichliche Contributionen, die sie in allen Städten machten, unterstützt, um so zügellosen fröhnen konnten. So kamen nun die Flagellanten am Chassenetage Marjim Adlers nach Frankfurt. In den Straßen der Reichsstadt herrschte dichtes Gedränge; aus allen Läden und Werkstätten kam Alt und Jung hervor, um die Büßenden und ihr wunderbares Treiben zu sehen. Vor seiner Werkstatt in der Minoritengasse stand Meister Jürgen, der schusternde Poet, im eifrigen Gespräch mit seinen Freunden Goldschmied Hünke und dem „Alleweltschänder“ Ruprecht. Der Gegenstand mußte ein sehr ärgerlicher gewesen sein, denn man sah, wie Hünke vor Zorn geiferte. „Ich härt' wissen sollen, daß die Kerle nach unserer Stadt kommen; mein Leben härt's kosten müssen, aber nicht herein hätten sie gedurft. Wiederum ein Werk unseres großen Raths. Wundert mich sehr, daß ich keinen Senator erblicke unter den abscheulichen Bestien!“ Mit diesen Worten spuckte er sich den Groll aus dem Munde. „Unser Herr Schöppe sammt den Herren Senatoren werden zu Hause von dero ehrenwerthen Frauen geeißelt,“ fiel lachend der Alleweltschänder ein. „Beim Teufel, mir fällt, wenn ich die blutigen Hunde sehe, gar kein Vers ein,“ sagte mit einer ernstlichen Miene der schusternde Poet. Bei diesen Worten Jürgens zogen die Flagellanten gerade durch die Minoriten-

straße. Wer ein Frankfurter war, konnte den bedeutenden Zuwachs von Stadtkindern, den die Büßerschar seit der halben Stunde ihrer Ankunft erhalten, wahrnehmen. „Poh Donnerwetter, schant ihr dort den Schmied schon unter den Kerlen!“ rief erstaunt Meister Jürgen. „Der Kerl hat einen Rücken, wie wenn er von der Fleischbank geschunden käme. Schade, nur schade, daß man nicht wissen wird, was davon auf unser Theil und was auf sein Theil komme.“ Trotz allen Mergers mußte der wackere Hingze über die witzige Anspielung auf die Szene im goldenen Bären lachen. „Doch richtig, ihr habt doch schon gehört,“ fuhr Jürgen fort, „daß man dem Juden Adler sein Töchterl geraubt, das er gerade dem Selig König verkaufen wollte.“ — „Sprecht nicht so von einem ehrlichen Manne, wie es Adler ist,“ antwortete ihm vorwurfsvoll Hingze, und sich in die Lippe beißend sagt er leise, daß es nur die Nebenstehenden hören konnten: „Ich wollte, wir hätten in unserem Frankfurt nur ein Schock solcher Leute, wie der Adler ist.“ — „Gott hüt, kein Bissel hab' ich dem Adler wegnehmen wollen,“ sagte begütigend Jürgen; „aber ich hab' doch lachen müssen, daß man dem König den Bissen gerade aus dem Maul genommen hat. Doch wißt Ihr noch nicht, Hingze, wer die Schänder gewesen?“ — „Des Alten Ansbachers Leute, ich hab' sie gesehen,“ antwortete der Bindermeister Ruprecht, der sich bisher still verhielt. Bei diesen Worten bekam das Antlitz Hingzens eine merklliche Röthe, was immer als ein Vorbote eines bedeutenden Donnerwetters in Reden gelten konnte. „Wenn der sich nicht noch einmal das versuchte Maul verbrennt, so heiß ich nicht mehr Goldschmied Hingze,“ waren die einzigen Worte dieses Viedermannes zum Erstaunen seiner Zuhörer, die eine lange Philippica erwarteten. „Ich denk' auch, der Adler, der läßt nicht mit sich spaßen,“ warf Ruprecht ein.

So wie hier, war überall im Frankfurt die Rede von dem Einzuge der Flagellanten und dem schnöden Raube Marjim's. Beides wurde mit größter Entrüstung von den Bürgern aufgenommen. Daß man, ohne sie zu befragen, diese Leute, von deren Anblick man sich mit Abscheu wegwenden mußte, in ihre Stadt gelassen, mußte sie eben so mit Indignation erfüllen, als daß bei hellem Tage eine fremde Markgrafenrotte es unternommen, das Kind eines Juden, der unter dem Schutze Frankfurts stand, mit frevlerischem Uebermuth zu entführen. Freilich war die unterste Klasse der Bewohner Frankfurts von dieser Indignation nicht ergriffen; die gedankenlose Menge huldigt ja zu allen Zeiten, bei allen Völkern dem Gößen, der ihm gefällt, ohne das Wie und Warum in Betrachtung zu ziehen. So war es auch hier, und es ist darum nicht zu verwundern, daß das anfänglich kleine Häuslein dieser Geißler zu einer so beträchtlichen Masse angewachsen, als es in die Thore des großen Minoritenklosters einkehrte, das ihnen von den Klosterbrüdern zur Herberge war eingeräumt worden.

Von der Trauer, Bestürzung und Furcht, welche im Ghetto nach dem Ereignisse des Mittags und wegen des plötzlichen Erscheinens der als Ju-

denfeinde bekannten Flagellanten in Frankfurt herrschte, ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen. Gebeugt von Kummer, mit verstärkten Miensschlichen die Bewohner alle durch die Straßen, eine bange Ahnung von dem, was da kommen könne, trieb sie aus ihren Häusern zu den Leidensgefährten hinaus. — Aber was ist das dort für ein gewaltiges Gedränge im „Reb begäßl“? Immer größer wird es um einen Menschen, den ein Ghetto-bewohner mit starker Faust in die Mitte der Straße zerrt und, ihm im vollen Zorne eine Mantelschelle versenkend, schreit: „Da is er, seid ihn memis, den Moser!“<sup>1)</sup> Als wäre das ein Lösungswort, fällt Alles über den Mann her, der kein anderer war, als „krumm Leser“, den wir beim „goldenen Bären“ zum erstenmal kennen gelernt. Der „Höcker“, wie man ihn auch gewöhnlich seines dreifach hohen Rückens wegen zu nennen pflegte, war einer der verhaßtesten Menschen im Ghetto, weil er, selbst so lange er noch Jude war, seine eigenen Glaubensgenossen gern in's Unglück brachte, und jetzt, nachdem er in Ansbach bei Gelegenheit eines von ihm selbst angeführten Jndenkravalls zum Christenthume übergegangen, noch weniger es an böshaften Streichen fehlen ließ. So war er auch jetzt von Einem aus der „Khile“ als derjenige ertappt worden, der um die Mittagsstunde den Thoren des Markgrafen die Thore geöffniet. Wie leicht begreiflich, kannte die Wuth des Volkes gegen den Glenden keine Grenzen, und sein eigenes Schreien ward von dem Rufe der immer wachsenden Menge: „Seid ihn memis!“ übertönt. Da brach sich endlich der herankommende Kojch-ha-kochl durch den Menschenknäuel Bahn, und ein donnerndes „Halt!“ rufend, ergriff er den „Höcker“, übergab ihn den ihn begleitenden „Meschorim“ mit den zornigen Worten: „In's Loch<sup>2)</sup> mit dem „Meschumed!“<sup>3)</sup> Hiemit schien Alles befriedigt, und dem Inquisiten folgte eine große Zahl von Menschen in's „Loch“, das sich am Eingange des „Fleischmärktel“ befand. Dem vor dem Hause harrenden Haufen ward vom Kojch-ha-kochl angekündigt, daß man morgen den „Meschumed“ den Stadtgerichten übergeben werde, wo er seiner Strafe dann entgegen sehen soll, worauf sich Alles verließ.

Indessen war die Nacht hereingebrochen, und die von dem Schrecken und der Angst des Tages ermatteten Juden suchten trotz der über ihren Häuptern schwebenden Gefahr, die Ruhe, ohne in unbegreiflicher Sorglosigkeit irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen. Kaum zwei Stunden mochten sie in einem unerquicklichen Schlummer voll beängstigender Träume gelegen haben, als laute Schreckensrufe sie zu neuem Entsetzen erweckten. „Die Geißler! die Geißler!“ erscholl es wieder, während ein Meschores barhaupt und ohne alle Fußbekleidung von Haus zu Haus lief, mit einem großen hölzernen Hammer dreimal an jede Thüre heftig kopsend, um die Hansbewohner aus dem Schlummer zu rütteln und durch die Zahl der Schläge anzudeuten, daß die Khile in Gefahr sei. Die Balbatim warfen sich in die Kleider oder liefen nur halb-

<sup>1)</sup> Schlagt ihn todt, den Verräther, Angeber, <sup>2)</sup> Gefängniß. <sup>3)</sup> Ein Abtrünniger.

bekleidet auf die Gasse, um zu erfahren, was geschehen sei; im Nu war die ganze Kihle in den finstern Straßen versammelt, die nur von einigen Pechfackeln stellenweise erleuchtet waren, welche dem herbeieilenden Kosch-ha-kohl und einigen Kholsteuten <sup>1)</sup> vorgetragen wurden. Diese begaben sich sofort zum Thore, um durch das halbgeöffnete kleine Pfortchen zu erspähen, was draußen vorgehe. Denn derselbe Lärm und Tumult, welcher zu Mittag den Ghettobewohnern Unheil verkündet, aber noch ohne Folgen sich wieder gelegt hatte, war wieder aus der Stadt her zu vernehmen. Nur zu bald sollten die bangen Ahnungen zur Gewißheit werden; immer näher kam das schaudererregende Wuthgeschrei, immer lauter und deutlicher wurden einzelne Stimmen aus der rasenden Rotte, und endlich sah man sie durch die Wespenstraße, der letzten an das Ghetto stoßenden „Goimgasse“, heranstürmen. Mit Blitzeschnelle wurde nun das Pfortlein zugeworfen, verriegelt und verrammelt, und mit erneuten Schreckensrufen stob die Schar der Juden auseinander, ein Jeder rannte nach Hause um die Waffen zu holen, welche in jenen Zeiten, wo Judeuverfolgungen an der Tagesordnung waren, die Stadt Frankfurt ihren jüdischen Schüligen schon früher zur Selbstvertheidigung anvertraut hatte. — Die geschlossenen Ghettothore hatten inzwischen den stürzenden Weislern nicht lange Widerstand zu leisten vermocht, und sie wichen den Arthieben und Balkenstößen der Angreifer, ehe die bedrängten Juden Zeit hatten sich gewaffnet wieder zu vereinigen, oder ehe Jemand vom „Beth-din“ <sup>2)</sup> oder „Kohl“ <sup>3)</sup> die Besonnenheit gefunden hätte, die Leitung der Vertheidigung zu übernehmen. Mit Jubelgeschrei drangen die entmenschten Pöbelhaufen über die gestürzten Thorflügel in das Ghetto. „Tod allen Juden, schlägt sie todt, die Hunde!“ brüllten und kreischten die nackten Fanatiker, und wie losgelassene hungrige Wölfe stürzten sie auf ihre Opfer los, die nichts verschuldet hatten, als daß sie Juden waren. Jedes Haus wurde nun zur Wahlstatt, wo mit der gereiztesten Erbitterung gekämpft wurde. Verzweiflung und plötzlich entbraunter Kampfesmuth ersetzten den Juden in Handhabung der Waffen, was ihnen an Uebung abging. Nicht feige und widerstandslos wollten sie ihr und der Ihrigen Leben, Eigenthum, Ehre hingeben; wie verabredet stellten sich die männlichen Bewohner jedes Hauses an seinem Eingange auf, entschlossen des Heiligthum ihrer Familien bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen; und wirklich mußten die Flagellanten das Eindringen theuer erkaufen, und nur über Leichenhaufen der Angreifer und Vertheidiger gelang es den Siegern. Wie diese aber in den erstürmten Gemächern gehaust, wie sie ihre Wuth an Weibern, Kindern, Greisen ausließen, darüber wollen wir zur Schonung der Ehre der Menschlichkeit einen Schleier decken. — Mit beispielloser Wuth und Tapferkeit wurde der Kampf im „Rebbegäßel“, das dem Thore zunächst lag, geführt. Hier befand sich das

<sup>1)</sup> Gemeinderäthe. <sup>2)</sup> Rabbinerkollegium. <sup>3)</sup> Gemeindevorstand.

„Beth hammidrasch“ <sup>1)</sup>, wo der Rabbi wohnte und Schule hielt; mehr als fünfzig „Bochurim“ hatten sich hier versammelt, um sich dem Vordringen der Flagellanten in's Ghetto und insbesondere in das Lehrhaus zu widersehen. Schritt für Schritt nur wichen sie vor der Uebermacht der Feinde, nicht um ihr Leben in Sicherheit zu bringen, sondern um es erst für den höchsten Preis hinzugeben; Einer nach dem Andern sank hin, aber jeder hatte zuvor mehr als einen seiner Gegner zu Boden gestreckt. Der Rebbe, der es standhaft verschmäht hatte, sich durch die Flucht zu retten, hatte unterdessen ruhig in seinem Zimmer am Tische vor einem „Sefer“ <sup>2)</sup> gefessen, im „Lernen“ den heldenmüthigen Geist zu Gott erhebend — da sprangten die ruchlosen Mörder die Thüre und im nächsten Augenblick lag der Greis in seinem Blute. Aber damit nicht zufrieden, packte der Schmied Kurz, der gerade unter dieser Rotte war, den todten „Rebbe“ vom blutigen Boden und hängte ihn rücklings an dem langen Silberbarte vor das Fenster, das auf die Straße ging. Mit solchen Gränelthaten glaubten die Verblendeten Buße zu thun und Entfündigung zu finden! Am „Fleischmärkte“ ging es nicht besser zu; Kinder wurden zu den Fenstern hinab geschleudert, Wehrlose mit dem erbärmlichsten Gleichmuth geschlachtet. Die „alte Meisel“ liegt mit ihrem Enkel Reb Feiwisch zusammengebunden vor ihrem Hause, und die „Brantweinhändlerin“ Bele haben sie in einem Brantweinfasse erstickt. Vor Gissel Adler's Hause fand das gräulichste Gemetzel statt. Die große Zahl von Familien, die das Haus beherbergte, wodurch es zu einer kleinen Stadt wurde, ließ eine schnelle Eroberung nicht zu, bereits an hundert Flagellanten lagen mit ihren zerfleischten Leibern vor der Schwelle des Hauses und bildeten eine scheußliche Barrikade; doch noch wollte das Gemetzel nicht aufhören, und ihre blutige Fahne in die Luft schwingend, stürmten die mordgierigen Gefellen noch einmal auf das Haus ein. Nur noch wenige Kämpfer zählte das Adlerische Haus, Gissel Adler selbst war nicht unter den Streitern, aus Ursachen, die wir später erfahren werden; dagegen ist der über Marjim's Raub so tief zerrüttete Selig König und der „meschugene Deb“ unter ihnen. Selig König's Hand hat schon so manchen niedergehauen, und auch der „meschugene Deb“ kämpfte mit einer wunderbaren Kraft unter fortwährendem Hersprechen der Profetenworte. Wie er da stand mit den entblößten Silberlocken, gleich sein Blick dem Flammenblick des Profeten, der zu sein er sich einredete, und sein Schwert mähte rachegeizig die Anstürmenden nieder. Aber Selig König war bereits gefallen und der löwenstarke Arm des „meschugenen Debs“ ward lahm — mit ihnen war das Häuflein der Vertheidiger gänzlich aufgerieben; aber auch von dem großen Haufen der Angreifer gelangten nur zwei in das Innere des Hauses, in dem bald darauf die alte Köchin Zirl mit ihrer Balboste Schewe Adler der Mordgier erlegen waren.

<sup>1)</sup> Lehrhaus. <sup>2)</sup> Buch

Eine halbe Stunde währte bereits der Kampf in den wenigen Straßen, die wir genannt; aus den weiter entlegenen obern Theilen des Ghetto flüchtete sich Alles mit Hab und Gut in die Räume der großen Synagoge, willens, wenn es nöthig sei, vereint das Leben hinzuopfern. Indes war auch in dem übrigen Frankfurt Alles wach geworden, und die Zunft rief durch Trommelschlag ihre Glieder unter die Fahnen. Einige Flüchtlinge, die den Flagellanten entkommen waren, hatten die traurige Kunde von den Vorgängen im Ghetto hinausgebracht, aber der Ruf nach Hilfe hatte nur in wenigen Ohren Eingang gefunden. Die Goldschmied-, Schuster- und Binderzunft war zuerst unter ihren Fahnen versammelt, aber auch bei Vielen aus diesen Zünften war es mehr der Groll gegen die Flagellanten, der sie zum Kampfe ziehen hieß, als das menschliche Gefühl, den hartbedrängten Juden zu Hilfe zu kommen; denn so sehr auch die Frankfurter Juden in ihrer Stellung bevorzugt waren, ganz frei von dem herrschenden Judenhaffe konnten sich auch die reblichsten Bürger der Reichsstadt nicht stellen. Und so kam es denn, daß die übrigen Gilden der Stadt es vorzogen zu Hause zu bleiben, indem sie es gerne sahen., wie man die Armen peinigte, ohne sich selber dabei zu betheiligen. Der hohe Rath Frankfurtz aber ignorirte ganz dieses Treiben, denn die Herren trauten sich nicht, der „frommen“ Büßerschar, die mit der Versprühung des eigenen Blutes nicht genug Buße zu thun glaubte, und noch fremdes, unschuldiges vergoß, mit Energie entgegenzutreten.

So war denn nur das kleine Häuflein der Binder-, Goldschmied- und Schustergilde bereit, den Juden Hilfe zu bringen. Rüstig marschirten sie unter Paukenschlägen, die in die Nacht hinein tönten, in's Ghetto, dort theilten sie sich in mehrere Haufen und gingen mit gefällten Lanzen auf die einzelnen Rotten los. Die Flagellanten ließen beim Anblick der Gilden sogleich vom Morden ab, denn sie wollten ihren Eifer für die heilige Sache der Vertilgung der Juden nicht mit Christenblut beslecken, und so gelang es den Gilden in wenigen Augenblicken die Flagellanten zu umzingeln, und es währte nicht eine halbe Stunde, so war die ganze stark gelichtete Rotte aus der Stadt Frankfurt gejagt.

Wie mochte auf jene, die jetzt aus ihrem Asyl in der großen Synagoge hervorkamen, der Anblick dieser graufenerregenden Blut- und Leichenstätten gewirkt haben! Was mußten sie empfinden, wenn sie die jungen Bochorim der „Jeschiveh“, die Freude und der Stolz so vieler Eltern, seelenlos hingestreckt sahen und den empörenden Frevel wahrnahmen, der an dem gemordeten Rebbe verübt wahr! Die Ersten der „Khile“ waren hingeschlachtet, Männer, die Jahre lang eine Zierde der Gemeinde gewesen, hatten den Tod gefunden, einen Tod, schrecklich und schauerhaft in seiner Art. In den Straßen, in denen noch vor wenigen Stunden der Jubel über Marjim's Chassene so groß war, hörte man jetzt nichts als stöhnen und klagen, denn es war keine Familie, die nicht wenigstens ein theures Glied eingebüßt hätte.

Wunderbare Fügung! Die jetzt das Getrenntsein von den Ihrigen bitter be-  
weinten, ahnten wohl nicht, wie nahe das Wiedersehen ihnen bevorstehe.

5. A n s b a c h.

Wir haben Marjim Adler inmitten des großen Tumultes an ihrem  
Schiffenstage verlassen. Im Augenblicke, wo sie, von der kräftigen Hand des  
jüngern Ausbacher Gesellen ergriffen, aus der Mitte der Ihrigen gerissen  
wurde, hatte ihr der Schrecken die Sinne geraubt und sie fühlte nichts als  
das eiserne Umklammern des frechen Räubers. Hans, unter welchem Namen  
wir den Letztern kennen gelernt, war mit seiner Beute, über die er einen  
grauen Mantel geworfen, in Galopp durch die Stadt gesprengt, um sie so  
bald als möglich im Rücken zu haben; wenn er auch, wie wir aus seinem  
letzten Gespräche mit seinem Kameraden Kunz ersehen konnten, dessen Furcht  
nicht theilte, so hatte er doch Grund zur Eile, denn jeder Bürger Frank-  
furts hätte das Recht gehabt, ihm seine Beute abzufordern; wäre dies aber  
geschehen, dann wäre sein Leben beim tyrannischen Markgrafen verwirkt ge-  
wesen. Für möglichst rasche Expedition des Geraubten war von Seite des  
Markgrafen eben so wohl Sorge getragen worden, wie für das Gelingen  
des Attentats selbst; denn nur durch sein Anstiften waren die Fla-  
gellanten um dieselbe Zeit nach der Reichsstadt gekommen, und so war die  
Aufmerksamkeit der Stadtbewohner auf etwas anderes gerichtet worden.  
Nach einem raschen Ritt von wenigen Stunden war landesherrlicher Boden  
erreicht, und der freche Räuber gedachte sich nun etwas mehr um seine schöne  
unfreiwillige Nachbarin auf dem Pferde zu kümmern, die sich auch indeß aus ihrer  
anhaltenden Ohnmacht emporgerafft hatte und mit Grauen wahrnahm, in wel-  
chen Händen sie sich befände. „Träume ich jetzt, oder habe ich geträumt?“  
fragte sie sich, um sich nur zu bald davon zu überzeugen, daß das, was jetzt  
mit ihr geschähe, Wirklichkeit, schreckliche Wirklichkeit sei. Jetzt erst schien es  
ihr klar zu werden, warum sie auf dem „Deckstuhl“ gar nicht aufhören  
konnte zu weinen. In einem Anfluge von Raserei wollte sie plötzlich vom  
Pferde springen, aber aus der festen Umschlingung des Räubers war kein  
Entkommen möglich, und ungehört verklang ihr Hilferuf in den einsamen  
Wäldern. „Schweig, schöne Judentochter!“ gebot Hans, „Du gehörst dem  
Markgrafen von Ausbach.“ Diese Worte ließen Marjim erst erkennen, welche  
Frevelthat man mit ihr vorhabe, und einen Schrei ausstoßend, barg sie das Ant-  
litz in ihren Händen und weinte bitterlich. Die Erwähnung des Markgra-  
fen rief ihr vergessene Bilder in's Gedächtniß zurück; sie erinnerte sich mit  
Schauern an jenen Tag, wo sie mit ihrem Vater auf der Heide von Offen-  
bach dem Tourniere zugeschaut, wie der „wilde“ Markgraf, sie scharf fixirend,  
mehrmal an ihr vorbeigeritten, und sie alsdann sogleich mit ihrem Vater  
das Schauspiel verlassen. Sie erinnerte sich, wie ihr guter Vater ihr von  
dem Haffe erzählt, den der Markgraf sammt seinen Unterthanen gegen die  
Juden hegte, wie dort Jahr aus Jahr ein Verfolgungen stattfänden und der

Markgraf den Juden doch nicht gestatte, aus dem Lande zu ziehen. Dann gedachte sie auch des Besuches aus Ansbach, den ihr Vater vor einigen Tagen gehabt, und sie glaubte die an demselben Tage noch beschlossene Vermählung mit ihrem Schicksale in Verbindung bringen zu können. Die Unruhe ihres Vaters während der „Chassene-Woche“ war ihr trotz aller seiner Bemühung dennoch nicht verborgen geblieben. Die ganze Größe ihres Unglücks, das schreckliche Loos, das sie erwartete, stand klar vor ihren Augen. Zugleich aber mit der Blöcklichkeit, mit der die Wunderblüthen der Aloe aufbrechen, war der heldenmüthige Entschluß in ihr gereift, ihr Leben für ihre Ehre hinzugeben. Eine erhebende, seelenstärkende Ruhe war damit über sie gekommen, die ihr auch die verlorene Fassung wiedergab. Einen übermüthigen Versuch ihres Begleiters, ihr seine Härlichkeit zu beweisen, wehrte sie mit einem so heftigen, aus allen Leibeskräften geführten Stöße ab, daß jener fast vom Pferde gestürzt wäre, und mit unverständlich gemurmelten Flüchen die Wiederholung seines Bemühens aufgab. Sie hüllte sich schweigend in den grauen Mantel, der ihr bei der Entführung umgeworfen worden war, und gab sich ungestört den wehmüthigen Betrachtungen hin, die sich ihr aufdrängten. — „Armer Vater! arme Mutter! habt ihr darum euer Kind so lange mit Liebe gehegt, um es euch durch schamlose Bösewichter entrisseu zu sehen? Und Du, mein Selig; wirst Du unsere Trennung ertragen, wirst Du ungerochen lassen den schändlichen Frevel, wirst Du nicht kommen zu meiner Rettung? — Du wirst, Du wirst!“ —

So sind menschliche Hoffnungen — trügerisch und vernichtet, bevor noch ihr Schein aufgedämmert. —

Verfunken in ihre Träume, achtete Marjim nicht auf das, was um sie her vorging; sie hatte es nicht gewahrt, daß sich Hansens Spießgesellen nach und nach zu ihm gefunden hatten, und daß sie nun an der Spitze eines Reitertrupps auf ein frisches Pferd gesetzt durch den mächtigen Speffart geführt ward; selbst Brod und Trank hatte sie halb unbewußt genommen, dem mächtigen Gebote der Natur folgend, bis auch Ermüdung und Schlaf ihr Recht geltend machten, und sie in einen schweren lang anhaltenden Schlummer versank, aus dem erwachend sie sich in einem engen Gemache des Schlosses zu Ansbach fand.

\* \* \*

Es war eine stille Nacht. Vom reinen Himmel, dessen dunkles Blau kein Wölkchen störte, sandte die halbbeleuchtete Mondscheibe ihr spärliches Licht hinab auf die träumende Erde. Wie die Menschen in den Häusern, schlief auch draußen alles auf den Fluren, und nur hie und da weckte der muthwillige Flügelschlag eines Nachtfalters die im Lenztraume versunkenen Pflanzen.

Auf der Straße, die von Würzburg nach Schloß Ansbach führte, schritt in der tiefen Nacht ein Mann dahin, der mit sich eifrig beschäftigt schien, denn wenigstens hörten seine Lippen nicht auf, sich zu regen. Der schöne aus-

drucksvolle Kopf war nach vorn gebeugt, die markige Hand hielt einen dicken Knotenstock fest; fast keuchend eilte er vorwärts, und der hie und da aus dem Innern sich losreisende Seufzer ließ auf die Größe seiner Leiden schließen. Es war der Mann kein anderer, als Gisik Adler. Wir haben ihn zuletzt, von der unglücklichen „Schuppe“ zurückgekommen, in seinem Hause gesehen, wie ihn der Sturm der Empfindungen übermannt und zu Boden geworfen. Nicht lange darauf hatte sich Adler erholt, an seinem Bette stand die weinende Schewe und der klagende „Adeu“. Er brauchte sich nichts mehr erzählen zu lassen, er wußte Alles. Lange lag er da, nicht wissend was zu thun, im Hinbrüten über die verworrensten Pläne. Endlich sprang er auf, kleidete sich vollständig an, küßte Weib und „Adeu“, befahl diesem die Sorge für das Haus bis er zurückkommen würde, und verließ, ohne auf Fragen, Bitten und Widerstand zu achten, das Haus und die Stadt.

Gisik Adler hatte in kürzester Zeit die bittersten Qualen eines liebenden Vaters durchgekostet, der Schmerz erfüllte ihn ganz, wie ihn sonst die Freude ganz erfüllt hatte. Mit dem festen Entschlusse, seine Marjim zu retten, hatte er sich auf den Weg gemacht; noch wußte er nicht, wie ihn anzuführen. Bald wollte er das Ansbacher Schloß in Flammen stecken, um seine Tochter lebend oder todt herauszuschleppen; bald wieder wollte er zum Kaiser klagen gehen und vom Throne seine Tochter zurückfordern, die ein schändlicher Fürst des Reichs geraubt. So stritten sich die abenteuerlichsten und unhaltbarsten Vorsätze in der Brust unseres armen Juden, bis endlich der Entschluß die Oberhand behielt, keck vor den Markgrafen zu treten, nöthigenfalls sich mit der Faust den Zutritt zu ihm zu bahnen und von ihm die Tochter zurückzuverlangen.

Unter solchen Gedanken schritt er seines Weges durch das Bayerland hin, keine Rast sich gönnend, weil jede Minute Verspätung die Abwendung der Gefahr vereiteln konnte. — Die fleißigen Feldbebauer, die der frühe Morgen zur Arbeit führte, warfen erstaunte Blicke auf Neb Gisik, der den Schweiß von seiner Stirne trocknete und ohne einen anzuschauen seinen Gang beflügelte. Die hie und da vorbeiziehenden Juden wunderten sich nicht wenig, Neb Gisik auf dem Wege nach Ansbach zu treffen; denn man wußte weit und breit, daß dem Biedermanne „die Ansbacher Straße ein Gift in den Augen sei“. Da waren endlich die Thore Ansbach's erreicht, und Gisik Adler wendete sich sogleich nach der „Jüden-gäß“. Er mochte kaum einige Schritte durch die schmutzigen Gassen gegangen sein, da eilte ein Mann auf ihn zu und umarmte ihn unter lauter Thränen. Es war Neb Feiwel Ansbacher, der Fremde, der Gisik Adler an jenem Tage, da wir ihn in's Adlerische Haus begleitet hatten, die Kunde des frevlerischen Anschlags überbrachte. Feiwel Ansbacher wußte bereits von der Ausführung des abscheulichen Raubes, und unter lautem Schluchzen legte er Gisik das Bedauern an den Tag, daß er nicht im Stande gewesen, ihm die Zeit der Ausführung des Verbrechens anzugeben, da er erst heute davon Kunde erhalten. Den jammernden be-

trübten Vater führte er in sein Haus, um ihm Ruhe und Erfrischungen anzubieten; der aber fühlte nicht Hunger, nicht Ermattung, und seine erste Frage war nach seiner Tochter, die zweite nach dem Markgrafen. Von Marjim wußte Reb Feiwel nichts zu sagen, als daß sie, seit gestern im Schlosse aufbewahrt, einem traurigen Gesichte entgegen gehe, wenn nicht baldige Rettung versucht werde. Diese sei nur noch zwischen heut' und morgen möglich, weil der Markgraf seit dem Tage, an welchem in Frankfurt der Raub geschah, wo er Ansbach verlassen, noch nicht zurückgekehrt, und man morgen seiner Wiederkunft von Rense, wo er der Versammlung der Fürsten, wegen Feier der Einsetzung Karl's von Mähren an Ludwig des Bayer's Stelle als deutscher Kaiser, beizuhne, entgegensehe. Wie neu belebt erhob sich bei den letzten Worten Gisk; die Nachricht, daß, seit Marjim im Schlosse, der Markgraf noch nicht zurück sei, hatte ihm frische Kräfte gegeben, und seinem Freunde Reb Feiwel um den Hals fallend, brach er in die Worte aus: „Der Ewige, mein Gott, ist groß, wer will ihm gleichkommen!? Jetzt ist nichts verloren, meine einzige Furcht war die Anwesenheit des Markgrafen; ich glaubte schon, meine Tochter von dem schandbefleckten Markgrafen berührt, das allein war es, was mich so traurig, so gebeugt gemacht. Jetzt aber muß ich meine Marjim wiedererhalten, rein wie sie die Bösewichter genommen, oder es kostet mein und des Markgrafen Leben!“ Die Worte Gisk Adlers waren mit einer solchen Gluth gesprochen, daß man aus ihnen die Thatkräftigkeit des Sprechers ersehen konnte. — Im selben Augenblicke kam ein Jude mit verflörten Zügen in's Zimmer und verkündigte — da er Reb Gisk Adler nicht kannte — die bereits nach Ansbach gekommene Mähre von dem blutigen Flagellantenaufstand im Frankfurter Ghetto, und als er von Schewe Adler's und Selig König's Tod erzählte, als den zumeist betrauertem, da brach Gisk Adler zusammen.

## 6. Des „wilden Markgrafen“ Ende.

Doch einen Moment nur war Gisk Adler von dem furchtbaren Schlage überwältigt, bald hatte er sich wieder ermannt; er durfte ja dem Schmerze nicht erliegen, er hatte ja seine Aufgabe noch zu erfüllen: sein Kind zu retten, die Ehre seines Hauses zu wahren.

„Gelobt sei der ewige Richter!“ mit diesen Worten richtete sich Adler auf, riß den Brusttheil seines Gewandes entzwei, zog die Schuhe von den Füßen und ließ sich auf den Boden nieder. Reb Feiwel, noch zitternd vor Schreck und Thränen vergießend, ging aus dem Zimmer, in das er nach wenigen Minuten mit einem Deltiegel und einem Ei zurückkehrte; er stellte das ungezündete „Seelenlicht“ auf ein Tischchen an der Mischachseite <sup>1)</sup> der Stube

<sup>1)</sup> Morgenseite.

und setzte das Trauermahl dem Leidtragenden vor, wovon dieser dem Gebrauche gemäß nahm.

„Nun seid so gut, Reb Feiwel! und bestellt mir Minjan <sup>1)</sup> zu Mincha,“ <sup>2)</sup> sagte Adler, und nachdem er, sich umschauend, überzeugt war, daß sie allein seien, fuhr er leise fort: „und erfahrt, wann er heimkommt und wie; genau— Stunde, Weg, Begleitung — seid so gut.“

Ohne noch eines Wortes mächtig zu sein, ging der Angeredete hinaus, nachdem er dem Manne, welcher die Unglücksboßhaft gebracht und vor der Thüre stand, hereingewinkt und ihm bedeutet hatte, den Trauernden nicht allein zu lassen.

Zu Mincha versammelte sich fast die halbe Ausbacher Kille; jeder kaunte und achtete den wackeren Gifil Adler, und beieferte sich, ihm seine Theilnahme zu bezeigen. Als er aber hintrat an die Wand zur Mistrachseite und im Vorbeten seine Stimme erhob, als er in herzerreißenden Tönen das „Schmatolenu“ <sup>3)</sup> sprach, da blieb kein Auge trocken und immer lauterer Schluchzen wurde vernehmbar.

Nachdem sich die Minjanleute entfernt, blieben wieder die beiden Freunde allein, und das große Vorhaben Gifil Adlers wurde in Rede und Antwort erwogen, berathen und beschloffen. Es war schon spät in der Nacht, als Adler, nachdem Reb Feiwel von neuer Kundschaft mit günstigen Nachrichten heimgekehrt war, mit ruhigerem Gemüthe sich dem Schlummer überließ, dessen er so sehr bedurfte, und der ihn auch frisch kräftigte.

Noch lag dunkle Nacht auf der Gegend, als Gifil Adler die offene Stadt verließ und auf der menscheulereu Straße mit derselben Hast dahinschritt, mit der wir ihn die Nacht zuvor seinem Reiseziele zustreben sahen; aber fest und sicher war heute Gang und Haltung, der Knotenstock brauchte nicht als Stütze zu dienen, der Blick des Wanderers war nicht zu Boden gerichtet, er war zum Himmel erhoben, von dessen hoher Wölbung noch die hellen Sterne herabstimmerten, während der Mond sich zum Untergange neigte. — Gifil Adler blieb eine Weile stehen, um die „Lewana mekadesch zu sein“, <sup>4)</sup> woran er gestern nicht gedacht, und was er heute vielleicht das letzte Mal thun sollte, und als es in Dsten zu grauen anfing, legte er die Gebetriemen an und verrichtete im Gehen das Morgengebet, womit er den allmächtigen Mächer um Gelingen seines Vorhabens anflehte, wozu bereits so günstige Anzeichen vorhanden waren. Er wußte nämlich, daß der Markgraf ganz allein heimreite, daß er sein Gefolge vorausgeschickt, welches auch schon auf dem Schlosse angekommen war, und daß er in einem seiner gewohnten Anfälle von Uebermuth und übler Laune auch nicht einen Knappen bei sich duldete. —

Inzwischen war der helle Tag heraufgestiegen und Adler wandelten

<sup>1)</sup> Die zum gemeinsamen Gebete erforderliche Zahl von zehn Männern. <sup>2)</sup> Abendgebet. <sup>3)</sup> „Höre unsere Stimme.“ <sup>4)</sup> Einen Segensspruch beim Erscheinen des neuen Weltlichtes sagen.

Beforgnisse an, ob und wo er dem Erwarteten begegnen würde; da hörte er nahende Fußstritte von Wanderern, denen auszuweichen ihm eine innere Stimme eingab, weshalb er sich hinter ein Gebüsch zurückzog, das hier dicht an der Straße sich hingog. Bald darauf kamen zwei Männer vorüber, die Arbeiter zu sein schienen, und Adler konnte deutlich ein Stück ihres Gespräches hören.

„Hast Du unsern Grafen erkannt, Klaus! wie er dort reitet auf dem schläfrigen Gaul? Dem sind wieder einmal ein Duzend Humpen zu wenig gewesen.“ — „Der läßt immer den Kopf hängen,“ sprach der Andere, „wenn er von draußen kömmt. Händel hat der Alte überall, besonders wenn er mit der ganzen Kameradschaft beisammen ist.“

Adler wußte nun, daß sein Feind nahe sei, und sein Herz pochte laut und seine Glieder überfiel ein heftiges Zittern. — Die Stunde der Entscheidung war da! — Da trat das Bild der unschuldigen Marjim vor sein Auge, er sah ihren stehenden Blick, ihr Häuderingen — und alles Zagen war verschwunden, und kühner Heldenmuth belebte neu seine Brust. — Vorwärts ging er wieder mit rüstigem Schritte und spähendem Auge, und nicht lange, da erblickte er eine reitende Mannesgestalt auf sich zukommen; ruhig blieb er nun an dem Orte stehen, wo er sich eben befand, eine schmale von dichtem Buschwerk eingefasste Wegstelle.

Der Markgraf war nicht groß, aber dennoch von einer imponirenden Gestalt, das breite Gesicht mit den wildflammenden Augen und dem vollen grauen Barte hatte etwas unerträglich Unheimliches; alle Leidenschaften hatten ihm ihre Wappenzeichen eingeschrieben, aber keine Spur von Adel war darin zu entdecken. Das Barett mit den wallenden Federn, das er der frühen Hitze wegen abgenommen haben mochte, war am Sattelknopfe befestigt, der mit spärlichem struppigen Haare bedeckte Kopf hing auf die Brust nieder, die rechte Hand schlotterte an der Seite herab, die linke hielt schlaff die Zügel des prächtig gerüsteten, aber unansehnlichen Pferdes. Als dieses nur noch zehn Schritte von unserm Adler entfernt war, machte er eine Bewegung vorwärts, das Pferd scheute vor der dunklen Gestalt zurück, der Reiter fuhr wie aus dem Schlafe empor und richtete sich im Sattel auf.

„Was willst Du?“ fragte er mit dumpfer Stimme. Gisk Adler hatte sein Haupt entblößt und sprach in bittendem Tone: „Gnädigster Herr! nichts als meine arme Tochter.“ Ein krampfhaftes Zucken fuhr über das Antlitz des Markgrafen: „Deine Tochter? — alter Hund! ich sollte meinen Degenknopf mit Deinem Judenschädel Bekanntschaft machen lassen! Wie komme ich zu Deiner Tochter?“ — „Gnädigster Herr!“ erwiderte Adler, „schaut auf meinen Rock; wie er entzweigerissen ist, so ist's mein Herz. Sie haben mir mein Weib in Frankfurt erschlagen und meinen Schwiegersohn; habt Erbarmen, Herr, und gebt mir die Tochter wieder, die Eure Knechte an ihrem Hochzeitstage geraubt haben.“ Die Erwähnung Frankfurts schien den Grafen

über den Zusammenhang der Dinge aufzuklären. „Fort, Jude!“ rief er, „Du bist ein Reichsknecht und ich Dein Herr, Du gehörst mir, und Deine Tochter gehört mir, und Du hast kein Recht an sie. Fort, oder Du sollst die Hufe meines Rosses fühlen!“ — „Gnädigster Herr!“ jammerte Gisik Adler, „nehmt mir Alles was ich habe, verlangt mehr als mein ganzes Vermögen, ich will es aufbringen als Lösegeld meines Kindes, nehmt mein Leben hin; nur meine Tochter gebt heraus, schonet ihrer, laffet sie frei und unangetastet heimziehen!“ — „Verdammte Judenseele Du!“ rief jetzt der Graf erzürmt, nach seinem Schwerte greifend, „pack' Dich zu allen Teufeln und nimm das mit auf Deinen Weg!“ Eh' aber der Graf noch Zeit hatte seine Drohung auszuführen, hatte Adler mit einem kräftigen Schwunge seinen Knotenstock erhoben und führte mit dessen voller Wucht einen so starken Schlag gegen die linke Schläfe des vorgebeugten Reiters, daß dieser lautlos und entseelt vom Pferde stürzte.

Ueberwältigt von der eigenen That, stand Gisik Adler einige Augenblicke regungslos neben seinem Opfer, nur das gewaltige Heben seiner Brust und sein starrer Blick verriethen die Gefühle, die ihn bestürmten. Endlich sank er auf die Kniee, hob die gefalteten Hände zum Himmel, und sprach die Worte: „Gelobt seist Du, der mich gerettet!“ Dann stand er ruhig auf, nahm den Knotenstock vom Boden und verschwand im Gebüsch.

\* \* \*

Eine Stunde, nachdem Adler im Ausbacher Ghetto wieder bei Reb Feiweil angelangt, war bereits die Kunde von dem Tode des „wilden“ Markgrafen verbreitet. Ueberall war Freude und Jubel, man sah das plötzliche Ende des gehaßten Tyrannen für eine göttliche Fügung an. Auch nicht eine Seele trauerte über den Todesfall des Landesfürsten, der für Land und Volk ein Fluch gewesen. Im Schlosse des Grafen war die größte Aufregung, man lief hin und her und jeder that, was er wollte, weil der Graf keine Nachkommen hatte. Da waren nun auch Reb Feiweil und Gisik Adler erschienen, reichlich vertheilte Gaben öffneten ihnen bald die Thüren zu der unglücklichen Gefangenen, und ehe eine Viertel Stunde verging, lag die schöne Marjim ohnmächtig vor Freude, in den Armen ihres weinenden Vaters. Wie den Markgrafen der Tod ereilt, war nur dem Adler und Reb Feiweil bekannt; im ganzen Lande hielt man ihn für die Folge eines jähen Sturzes vom Pferde, umsomehr, als alle Landleute, die den Markgrafen am Morgen auf der Straße gesehen hatten, ihn für betrunken erklärten. Adler selbst begegnete keiner vor und nach der That, mit Ausnahme der zwei Männer, die ohne ihn zu bemerken, an ihm vorbeigegangen waren.

### 7. Die letzten Tage.

Im Frankfurter Ghetto war seit der Nacht, da der gräßliche Kampf zwischen den Flagellanten und den Juden stattgefunden, keine Ruhe mehr eingelehrt. Klagen und Jammern begegnete einem auf allen Straßen und Plätzen, die gleich einem weiten Schlachtfelde mit Leichen bedeckt waren, unter denen jeder seine Todten herausuchte. Nach zwei Tagen befahl endlich der Frankfurter Senat, die christlichen Leichname der Flagellanten in die Stadt zu bringen und sie zu begraben. Sie waren an der Nacktheit ihrer Leiber leicht zu erkennen, und doch dauerte es an zwei Tage, ehe man alle aus dem Ghetto geschafft. Jetzt erst konnte man die Größe des schrecklichen Gemetzels ermessen; von 1000 Flagellanten waren 700 im Kampfe geblieben, dagegen war die Zahl der Gefallenen unter den Juden eine dreimal so große.

Nachdem die Sonderung der Leichen bewerkstelligt war, beging man im Frankfurter Ghetto das Begräbniß der gefallenen Glaubensbrüder. Die Thore wurden geschlossen und vom Rathhause aus bewegte sich der Leichenzug, begleitet von allen übrig gebliebenen Schile-Mitgliedern unter lauten Klagegesängen. Der großen Anzahl von Todten wegen war man genöthiget, die Bahren immer mit mehrern Leichnamen zu belegen; voran wurde der „Rebbe“, der mit seinen „Bochurim“ den Tod zusammen erlitten, auch im Tode vereint mit ihnen getragen, hierauf folgten die übrigen Bahren von den „Schileleuten“ getragen. Bis über die Thore Frankfurts hinaus mußten die Töne des herzerreißenden „Joschem beseser“<sup>1)</sup> gedrungen sein, und so manches Christenherz, das noch nicht vom frostigen Hasse erstarrt war, zu tiefem Mitleid bewegt haben.

Der Tag, der auf den folgte, an welchem das Begräbniß der jüdischen Leichname im Ghetto stattfand, war dazu bestimmt, die gefallenen Flagellanten zu bestatten. Die Aufregung, die in der Stadt über die große Anzahl der Gefallenen herrschte, wurde immer drohender. Der Pöbel, der, wie wir schon einmal im Verlaufe unserer Geschichte hörten, mit dem ungezügeltten Flagellantenthum sympathisirte, hatte die Nachricht von der reichen Ernte, die der Tod unter ihren Gesinnungsgenossen gehalten, mit größter Entrüstung aufgenommen. Das Bürgerthum zwar hatte, vermöge des anfänglich gehegten Grolles gegen die Flagellanten, ihren Tod sich nicht sehr zu Herzen genommen; aber daß es gerade Juden sein mußten, die diese rohen Rotten züchtigten, war ihnen zuwider. Was den Frankfurter Senat anbelangt, so war dieser längst schon den Juden abgeneigt, weil es ihnen einmal eingefallen, ihn wegen einer Ungerechtigkeit beim Kaiser zu verklagen. So war also Zunder genug vorhanden, zu neu aufflackerndem Hasse, und es brauchte nur noch aufrührerischer Predigten und Reden, um ihn zu hellen Flammen zu schüren. Der Orden der Minoriten, der das Treiben der Flagellanten unterstützte und die Horben selbst beherbergte, hatte in voller An-

<sup>1)</sup> Ein Gebet, das man während des Begräbnisses bei den Juden spricht.

zahl im pomphaftesten Ornate an dem Leichenzuge theilgenommen und dadurch zum Ausbruche des Jüdenzrolls mit beigetragen. So hatten also schon an diesem Tage dichte auf den öffentlichen Plätzen versammelte Volksmassen ihren Unwillen auf mannigfache Weise geäußert; vorbeigehende Juden wurden geschimpft, mitunter gröblich insultirt; Steine wurden von Zeit zu Zeit an die Thore des Ghetto geschleudert. So brach der Abend herein und mit ihm ein Ereigniß, schrecklich in seinen Folgen für ganz Frankfurt.

Im Ghetto hatte man am Nachmittag, um die Zeit der Beerdigung der Flagellanten, im „Loch“, dem schon einmal erwähnten Gefängnisse im jüdischen Rathhause, zufällig einen Leichnam gefunden. Als man ihn hinaus an's Tageslicht brachte, erkannte man den schrecklich verstümmelten Körper des „Meschumed“, den man, wie wir wissen, einige Stunden nach Marjim's Raube in's „Loch“ geworfen, um ihn später den Behörden der Reichsstadt zu übergeben. Das indeß hereingebrochene Unheil ließ an den „Höcker“ ganz vergessen. Eine Rotte der Flagellanten war beim Ueberfall auch in's jüdische Rathhaus gekommen, hatte aber dieses leer gefunden, und wollte sich eben wegbegeben, als sie aus einem der Erdgeschoskammern ein Stöhnen vernahmen. Der Meinung, daß sich darin Einer aus dem Ghetto ein Asyl gesucht, gingen sie sogleich an die Zerstörung des eisenbeschlagenen Pfortchens. Nur wenige Schläge, und es brach zusammen. Nun fielen Alle über den Unglücklichen her, von hundert Streichen getroffen fiel er zu Boden; sein Schreien, daß er kein Jude sei, wurde vom Wuthgeschrei der Horde überhört, und erbarungslos wurde er mit Knütteln zu Tode geschlagen. Das Loos, das den „Meschumed“ getroffen, konnte in keinem Judenherzen Mitleid erregen, weil der „Verräther“ eines der verhaßtesten Individuen war. Man besann sich nicht lange und warf den Leichnam vor's Ghettothor hinaus, nicht bedenkend, was für Folgen die That nach sich ziehen könne. Nicht lange darauf hatte sich ein bedeutender Auflauf um den Leichnam des getauften Juden gebildet, den man nun für gewiß als von den Juden aus Rachgier im Ghetto erschlagen ansah. Mit dem Leichnam, den zwei aus dem Volke auf einer Bahre trugen, zogen die Volksmassen von Gasse zu Gasse, ein unmenchliches Rachegeschrei ausstoßend; in jeder Straße ward der Haufe größer und unbändiger. Bereits machten sich die blutgierigsten Gelüste Lust in den Anrufen: „Nieder mit den Juden! Hängt sie auf, die Mörder!“ Die Gereiztheit hatte ihren Höhepunkt erreicht, die Nacht brach herein, und der aufrührerische Haufe wollte sich nicht zur Ruhe begeben. Man hatte, um die Gräßlichkeit des Anblickes zu vermehren, den getragenen Leichnam mit Fackelträgern umgeben und zog so unter wildem Lärmen vor das Rathhaus. Dort zwang man die Diener, den Senat zusammenzurufen, welcher es aber vorzog nicht zu erscheinen, und so alle blutigen Folgen auf sich lud, weil er durch sein Nichterscheinen die Willkühr des aufgeregten Volkes zu zügeln versäumte. Die Zünfte brauchte man nicht erst zusammenzutrommeln, denn sie waren mit unter das herumziehende Volk gemischt. Die wenigen, die mit

Lebensaufopferung es wagten unter ihre Fahnen zu treten, wie die Goldschmiedsgilde und die Binderinnung unter Anführung ihrer Zunfthauptleute des wackern Hinge und Ruprecht, waren trotz aller Anstrengung nicht im Stande, festen Posten zu fassen, und wurden bald durch anhaltende Steinswürfe zum Abzuge gezwungen. Die ganze Reichsstadt war in der furchtbarsten Aufregung.

Im Ghetto war man inzwischen nicht müßig gewesen; mit Pfeilschnelle hatte sich die Kunde von dem wüthenden Aufstande verbreitet. Man kann sich den Schrecken leicht denken, der um sich griff, wenn man bedenkt, wie sehr man noch von den Drangsalen der verfloffenen Tage aufgeregter war. Wie weit Rathlosigkeit bei solchen Dingen führe, hatte die jüngste traurige Erfahrung gezeigt. Um dem so viel als möglich abzuhelfen, beschloßen die noch übrig gebliebenen „Kohlsleute“ an die Stelle ihres gewesenen „Koschha-kohls“, der von den Flagellanten ermordet worden, einen andern umsichtigen, thatkräftigen Mann zu wählen. Eine wunderbare Fügung bezeichnete ihnen den Mann ihrer Wahl. Gisik Adler war an demselben Nachmittage mit seiner Marjim und dem neuerprobten Freunde Reb Zeitwel, den er mit ihm zu ziehen überredet hatte, zu seinem verödeten Herde heimgekehrt. Mit freudigem Erstaunen begrüßte man ihn unter den Lebenden, denn allgemein hatte man ihn vermißt und für erschlagen gehalten, obgleich es ausgefallen war, daß man seinen Körper nicht gefunden, und sich diesen Umstand nur damit zu erklären versuchte, daß unter mehreren ganz zur Unkenntlichkeit entstellten Leichen auch die seinige sein mochte. Marjim's Rettung, aber auch ihre edle Trauer um den Verlust der Mutter und des Vaters, erregten die aufrichtigste Theilnahme, und der Todfall des wilden Markgrafen wurde allenthalben als ein göttliches Strafgericht erkannt. — Wer war geeigneter, in diesem verhängnißvollen Zeitpunkte an die Spitze der Judengemeinde gestellt zu werden, als der biedere, charakterfeste, thatkräftige Gisik Adler? Dieser besann sich auch keinen Augenblick, ungeachtet seines gewohnten Widerstrebens, ein öffentliches Ehrenamt anzunehmen, an die Stelle zu treten, wohin ihn das Vertrauen seiner Mitbrüder und die drohende Gefahr beriefen. Sobald es bekannt wurde, daß Gisik Adler die Koschha-kohlswürde angenommen, kehrte frischer Muth in die verzagten Gemüther ein, und Alles eilte in's Gemeindehaus, um sich bei dem neuen Führer Rath zu holen und sich ihm zur Verfügung zu stellen.

Dort hatte man eben von dem wackern Goldschmied Hinge ausführliche Kunde von den Vorgängen in der Stadt bekommen, und da man erfuhr, daß weder der Senat einzuschreiten Willens war, noch auf anderweitige Hilfe zu rechnen, oder auch nur ein Entkommen Einzelner möglich sei: beschloß man, in abermaliger kräftiger Selbstvertheidigung zur retten, was zu retten sei, oder Alle zusammen unterzugehen.

Adler ertheilte nun den Befehl, die seit der letzten Erstürmung nur unvollständig besetzten Ghettothore mit massenhaftem Bollwerk zu verrammeln

und mit Wächtern zu besetzen; hierauf begab er sich in die Synagoge, um dort die gesammte Rhile, insbesondere die streitbaren Männer, da das Rathshaus nicht genug Raum dazu bot, anzureden und dann seine weiteren Verfügungen zu treffen. Seine begeisterten Worte entflamnten alle Herzen, und von Todesmuth erglühten die bleichen Gesichter, da er zum Schlusse ausrief: „Ja, Guer Leben ist es, das Ihr allesammt hinopfern werdet, dem Hochherrlichen zum Preise, Euch zum ewigen Heil! Lobet und danket Gott, der uns auserkohren für seinen Namen zu zeugen, der uns aufnehmen wird entschündigt und rein in das himmlische Paradies, wo wir unsere vorangegangenen Theuren wiederfinden werden! Nicht unser Geld und Gut allein ist es, das die Bösewichter uns rauben wollen; wäre damit das Leben der Surigen zu erkaufen, ich hieße Euch es hingeben, und in Glend und Noth Gott weiter dienen. Sie aber wollen mehr, sie wollen unsern Glauben uns nehmen, und für feigen frevlerischen Abfall das nackte Leben uns schenken — so mögen sie versuchen, wer um diesen Preis es mag. Keiner, keiner! sie sollen unser Leben nehmen, aber nicht wohlfeil geben wir es hin, sondern mit uns müssen die Philister zu Grunde gehen!“

„Ich will sterben mit den Philistern!“ riefen tausend Stimmen, und jeder umarmte seinen Nachbar, und Alle schloßen den feierlichen Todesbund.

Draußen tobten indeß die Volkshausen immer mehr und mehr, und der Aufruhr wurde so bedrohlich, daß einige der besonnenern und menschenfreundlicheren Senatoren doch endlich sich zum Versuche gedrungen fühlten, den Sturm zu besprechen, mit dem Del der Rede die schäumenden Wogen zu glätten. Die großen Rathsäle waren erbrochen und von den lärmenden Pöbelhaufen erfüllt; aus ihrer Mitte erhoben sich fortwährend laute Stimmen einzelner Führer, die sich jedoch vergeblich anstregten, das Gebrause zu überschreien und sich Gehör zu verschaffen. Als aber das Häuflein der muth'gen Senatoren, welches durch einen frei gebliebenen Seitengang in den Saal gelangt war, auf einer erhöhten Estrade erschien und mit Handbewegung Schweigen gebot, wirkte doch die geistige Ueberlegenheit der Machthaber und die Neugierde der Menge zusammen dahin, daß das allgemeine Durcheinanderschreien mit einem dumpfen Murmeln in völlige Stille überging. Der Erfolg lohnte auch die Bemühungen der Senatoren in so weit, daß das Volk sich mit dem Versprechen beruhigte, der Senat werde noch in dieser Stunde die strengste Untersuchung über den Tod des getauften Juden anstellen und die Schuldigen der Strafe überliefern. Sofort machten sich drei Rathsherrn, gefolgt von Dienern und Schergen, auf den Weg nach dem Ghetto; das Volk aber verlief sich nach allen Seiten, und die Ruhe schien wieder hergestellt.

Gisik Adler war eben in der Synagoge damit fertig geworden, seine Verhaltungsbefehle zu ertheilen und Jedem das Seinige zur Ausführung des auseinandergesetzten Bertheidigungsplanes zuzumessen, als die Rathsherrn, die

mit Schwierigkeiten in das versperrte und verrammelte Ghetto hereingelangt waren, von den dienstwilligen Wächtern in die Synagoge geführt wurden.

Ihr Erscheinen weckte neue Hoffnungen unter den Juden; man glaubte wieder auf den Schutz des Gesetzes vertrauen zu können. Adler stellte sich den Senatoren als Kosch-ha-kehl vor und wurde von ihnen als alter geachteter Bekannte begrüßt. Die anwesenden Kohlslente gaben über den Gegenstand der Untersuchung so wahrheitsgetreuen, klaren und übereinstimmenden Bericht, daß die Richter über den Sachverhalt keinen weiteren Zweifel hegten, und, getäuscht von der scheinbaren Venksamkeit des Volkes, leichtgläubig vermeinten, ihre Ueberzeugung und ihr Ausspruch würde zur Beilegung des ganzen traurigen Falles hinreichen. Leider sollten sie bald das Gegentheil erfahren. Es war Mitternacht vorüber als die Senatoren aus dem Ghetto in die Wespensstraße traten, wo sie schon von Gruppen bewaffneter Volksmänner empfangen wurden; ohne daß diese irgend eine Mittheilung verlangten, umschloßen sie alsbald die Senatoren, sie also zum Stadthause mit sich führend. Je weiter sie durch die mondbelentheteten Straßen zogen, desto größer wurde das Geleite, und vor dem Rathhause selbst standen schon dichtgedrängte Scharen, von denen ein Theil wieder die Rathssäle erfüllte, als die Senatoren sich dahin begaben.

Kaum hatten diese den Bericht über die vollzogene Untersuchung abgestattet und das Urtheil über die Schuldlosigkeit der Juden ausgesprochen, als das Gewitter mit einer unerhörten Heftigkeit ausbrach. „Der Senat ist mit den ungläubigen Mördern einverstanden, er ist mit Gold bestochen, er verkauft uns. Tod allen Juden! Hängt ihn auf, den hochmögenden Rath!“ So tobte es wild durcheinander, und hätten sich die Senatoren nicht durch eine geheime Thüre geflüchtet, sie wären als erstes Opfer der Pöbelwuth gefallen.

Der Morgen eines Schreckenstages dämmerte über Frankfurt herauf. Die Sturmglocken sängen wieder zu heulen an und verkündeten dem Ghetto, was ihm bevorstehe. Die Bewohner desselben, die die ganze Nacht in Bangen durchwacht hatten, zögerten nicht länger, Adler's Anordnungen in Ausführung zu bringen; er war allenthalben gegenwärtig, Rath und Befehle ertheilend, Muth zusprechend, Hand anlegend. So gelang es in kurzer Zeit und mit Vermeidung gefährlicher Verwirrung, daß die ganze Frankfurter „Khile“, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Greise und Kinder, mit ihren werthvollsten Habseligkeiten ihre Wohnungen verlassen und der eine Theil in der großen Synagoge, der andere in dem geräumigen Rathhause Zuflucht gefunden hatten. Wer nur konnte, suchte in letzteres zu kommen, um in Gist Adler's Nähe zu sein. Eine außerlesene Schar streitbarer Männer war inzwischen am Ghettothore aufgestellt gewesen, um den Feinden, wenn sie das Thor erstürmen sollten, das weitere Vordringen so lange mit allem Kraftaufwande zu wehren, bis in den genannten Gebäuden alle Flüchtlinge geborgen wären, um dort Rettung durch äußere Hilfe zu erwarten, oder vereint zu sterben. Auch dafür war gesorgt, daß sich die Kämpfer in's nahe Rath-

haus hätten zurückziehen können, wenn ein weiterer Widerstand nicht mehr nöthig war; aber es kam am Thore gar nicht zum Kampfe, denn schon war fast Alles in den beiden Nischen untergebracht, als die ersten Volkshaufen mit wüthendem Geschrei vor dem geschlossenen Thore erschienen. „Aufgemacht!“ rief der Anführer, der niemand anderer war, als der Schmied Kurz, „aufgemacht!“ und seine gewaltigen Hammerschläge begleiteten diese Aufforderung. „Wenn ihr am Leben bleiben wollt, so gebt eure Waffen heraus und macht auf!“ — „Was wollt ihr von uns?“ rief Adler von innen entgegen; „unser Waffen werden euch nicht schaden, wenn ihr uns in Frieden laßt. Laßt uns in Frieden, denn wir haben euch nichts gethan. Verlangt ihr Gold, wir wollen euch geben so viel wir haben, nur laßt uns in Frieden.“ — „Euer Gold holen wir schon selbst,“ schrie Kurz, und tausendstimmige Flüche unterbrachen seine Rede. Der Sturm auf das Thor begann, das aber lange genug widerstand, um auch dem letzten der Bedrohten Zeit zum Rückzuge zu lassen. Endlich war das Thor erstürmt; mit Siegesgeschrei ergoßen sich die Scharen in die öden Gassen des Ghetto und drangen in die Häuser; wie erstaunten aber die Mengeheuer, da sie die Opfer ihrer Blutgier nicht fanden. Sie ließen ihre Wuth an Allem aus, was ihnen unter die Hände gerieth, und eilten ihre Beute weiter zu suchen. Bald hatte man die Entdeckung gemacht, wo sich die Flüchtlinge befanden, und die Belagerung der Synagoge begann. Der feste Bau und die hochgelegenen engen Fenster ließen ein Eindringen nicht zu, und man mußte zur Erbrechung der eisernen Pforten schreiten. Drinnen herrschte Todesmuth und fromme Ergebung unter den Starken, Verzweiflung unter den Schwachen. In Kittel<sup>1)</sup> und Tales gehüllt, standen die Männer umher, und Siner trat vor den Omed<sup>2)</sup> und stimmte mit lauten Worten den „Sanetokof“ an, den bedeutungsvollen Gesang, den hundert Jahre früher der Rabbi Amnon zu Mainz am Neujahrstage gebetet, während man ihn verstümmelte. Schluchzend fiel die ganze Versammlung ein. Da brachen die blutleczenden Horden herein. Was weiter erfolgte, das wollen wir nicht in's Einzelne ausmalen. Alle, Alle fielen unter den Streichen der Mörder. Mit Löwenmuth hatten die Männer zuletzt noch die heilige Lade vertheidigt, und erst als der letzte dieser neuen Makkabäer durchbohrt zu Boden sank, konnten die Tempelschänder Hand an sie legen. Aber eine Wunderkraft hatte die Lade geheilt; wie sie auch dareinhieben und hämmerten, sie blieb unverfehrt und war nicht zu erbrechen, die Thora blieb unangetastet. Da ergriff ein Grauen die Frevler und sie flohen aus dem Heiligthume.

Nun ging es zum Rathause. Der wüthende Ungestüm des Volkes schien sich zwar etwas gelegt zu haben, vielleicht gebrochen durch die unerwartete standhafte Gegenwehr in der Synagoge, vielleicht daß die neuerlichen Ermahnungen und Drohungen des Senats Eindruck zu machen anfingen. Genug, man begann wieder zu unterhandeln und sicherte den Belagerten feierlichst Leben

<sup>1)</sup> Sterbekleider. <sup>2)</sup> Das Vorbeterpult.

und Schutz zu, wenn sie heraustraten und sich von den herbeigeholten Minoritenmönchen würden taufen lassen. Wie dieses Ansinnen aufgenommen wurde, ist aus dem Vorgegangenen zu errathen; es bedurfte kaum Adlers Zusprache, daß es Alle einstimmig zurückwiesen. Da begannen die Angreifer die Anstalten, auch das Rathhaus zu erstürmen. Die heldenmüthigen Unglücklichen warteten aber den sichern Erfolg nicht ab. „Lasset uns selbst den Tod uns geben, ehe die Henkerbeile unsere Häupter fällen!“ rief Gisk Adler; „der Herr wird uns herausführen aus dem feurigen Ofen, wie Schadrach, Meschah und Abad Nego, aber nicht in das irdische, sondern in das bessere himmlische Leben!“ Nach diesen Worten küßte er seine Marjim, umarmte seinen Freund Feiwel und eilte die Treppen hinauf, die unter das Dach des Hauses führten.

\* \* \*

Eine halbe Stunde darauf stand das Rathhaus in hellen Flamen; blutig roth färbte sich der Nachthimmel, der nach diesem grauenvollen Tage die Reichsstadt bedeckte. Von allen Seiten brach die Lohe hervor und verzehrte das Gebäude mit Allen, die darin waren. Gisk Adler war ihr letztes Opfer, das stürzende Gebälke erschlug in ihm den letzten Frankfurter Juden.

Das Feuer griff aber weiter um sich; dem entfesselten Elemente war kein Einhalt zu thun. Drei Tage dauerte der Brand, der das Ghetto und zwei Drittel der Stadt in Asche legte. Die heilige Lade war auch im Brande der Synagoge unverfehrt geblieben, und ist später im Schutte derselben aufgefunden worden. Sie soll der Judengemeinde zu Mainz übergeben worden sein.

**Mich. Klapp.**

## Inhaltsverzeichnis der ersten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

	Seite
Die Grotte. Von L. Weisel . . . . .	5
Nachmadai. Von J. Rosenauer . . . . .	12
Raschi oder Jarchi. Von L. Weisel . . . . .	24
Der Feigenbaum als Zeuge. Von L. Weisel . . . . .	35
Moses ben Maimon . . . . .	40
Sagen der Prager Juden, von L. Weisel; enthaltend:	
Der Golem . . . . .	51
Die goldene Gasse . . . . .	52
Die Meisel Gasse . . . . .	62
Die Pintas Gasse . . . . .	72
Die Beleses Gasse . . . . .	79
Der Kadisch von Kol Nidre. Von S. K. . . . .	82
Bildad der reisende Heilkünstler. Von Dr. M. Letteris . . . . .	102
Die Zwillingsgeschwister. Von Wolf Maier . . . . .	108
Die Juden in Böhmens Vorzeit. Von S. K. . . . .	111
Der hohe Rabbi Löw und der Graf. Von Ludw. Kapper . . . . .	118
Rabbi Buzstaneh, Resch Gelutha. Von Gutm. Klemperer . . . . .	124
Der wunderbare Baumeister. Von L. Weisel . . . . .	131
Der Gang nach der Kalkgrube. Von Dr. Th. Buben's . . . . .	135
Rachel vor Gott. Von Wolf Maier . . . . .	142
Der Schatz in der Todtenkammer. Von Dr. Th. Buben's . . . . .	158
Die Juden in Nürnbergs Vorzeit. Von Wilhelm Wolfner . . . . .	162
Der Retter. Aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, von S. K. . . . .	178

## Inhaltsverzeichnis der zweiten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

	Seite
Baron Eibenschütz. Von Daniel Ehrmann . . . . .	5
Alexander der Große, König v. Macedonien. V. Gutm. Klemperer . . . . .	21
Die Proben des Scharfsinnes. Von J. Rosenauer . . . . .	46
Das heldenmüthige Weib. Von Dr. M. Duschak . . . . .	50
Die freigebigen Juden. Von Adolf Glawatsch . . . . .	52
Der Segensspruch. Von Markus Hain . . . . .	53
Leben Sabbathai Zewis. Aus der Auswahl historischer Stücke, v. Zebner . . . . .	55
Jeter dai. Von J. Rosenauer . . . . .	61
Verschollene Geschichten. Von M. Klapp. (I. Der Märtyrer) . . . . .	116
Sagen von den Tschub Hebr und den 10 Stämmen. Von Rabbi Schwarz . . . . .	123
Von Isak Abarbanel. Von S. Deutsch . . . . .	130
Verschollene Geschichten. Von M. Klapp:	
II. Neb Paltiel, oder der chomezige Barhu. . . . .	134
Jacob Rodrigo Pereira. Von Ad. Glawatsch . . . . .	162

	Seite
Aus dem Leben des Rabbi Ephraim ben Aaron Lantschig. Von Kull a	164
Der letzte Rath. Von J. Rosenauer . . . . .	166
Leben des R. Sabja Gaon. Von dem großen Alterthums-Forscher S. L.	
Napoport, erstem Religions-vorsteher und Rabbiner in Prag .	179
Ein Opfer des Schweigens. Von Dr. F. . . . .	182
Napoleon und der Val schem. Von Marcus Hein . . . . .	193
Eine Nacht aus dem Leben Rabbi Akibas. Von Sigm. Singer .	196
Ghrendenmal. Von Israel Fürth in Stratoniz . . . . .	201
Skizzen aus den mittelalterlichen Geschichten des Judenthums: Ead	
und Dewlet. Von J. Rosenauer . . . . .	208
Die Finderung des Ge. binom. Von M. Duschak . . . . .	214
Ein Poscheh Jisroel. Von Dr. Alrar . . . . .	217
König Salomo. Von J. Rosenauer . . . . .	216

## Inhaltsverzeichnis der dritten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

	Seite
Gawriel. Historische Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege, v. S. R.	5
Vor einem halben Jahrhundert. Von Dr. J. M. Jost . . . . .	141
Jude und Prinzessin. Von Moriz Popper . . . . .	166
Der Besuch in der Synagoge. Von M. Jastrow . . . . .	173
Der Fluch des Rabbi. Von Professor Moriz Stöpel . . . . .	175
Reb Abraham der Gränzenghändler. Von Dr. Sch. . . . .	181
Abbitte nach dem Tode. Von Marcus Hein . . . . .	184
Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Von Dr. F. Y. J.	188
Die Judenfonie im Reiche Coulan. Von Ad. Hl. . . . .	196
Ephraim Moses Kuh. Von Dr. M. Duschak . . . . .	198
Ghmel. Von M. Jastrow . . . . .	201
Verflossene Geschichten. Von Michael Klapp.	
III. Die Flagellanten, oder Frankfurt im Jahre 1316. . . . .	209

Preis aller 3 Bände Sippurim complet 708 Seiten groß Oktav . . . . . 4 fl.

Es kann auch jede Sammlung separat als abgeschlossenes Werk verkauft werden.

Preis der ersten Sammlung 221 Seiten . . . . . 1 fl. 24 fr.

Preis der zweiten Sammlung 240 Seiten . . . . . 1 fl. 24 fr.

Preis der dritten Sammlung 211 Seiten . . . . . 1 fl. 24 fr.

Diese Sippurim sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

# SIPPURIM,

eine Sammlung

jüdischer Volksfagen, Erzählungen, Mythen,  
Chroniken, Denkwürdigkeiten

und

Biographieen berühmter Juden

aller Jahrhunderte, besonders des Mittelalters.

---

Unter Mitwirkung rühmlichst bekannter Schriftsteller herausgegeben

von

**Wolf Pascheles.**

—♦♦♦♦—  
Vierte Sammlung.

---

Prag, 1856.

Eigenthum und Verlag von **Wolf Pascheles.**

In Leipzig bei **Heinrich Hunger.**

Druck von Gebrüder Kay in Dessau.

# Vorwort.

---

Indem wir daran geben, den drei Bänden unserer mit so vieler Theilnahme aufgenommenen Sippurim eine Fortsetzung zu geben, sollten wir nach altem Brauch der Herausgeber die Rechtfertigung des Unternehmens in einem Vorworte versuchen. Allein wir glauben, daß hierfür eben der allgemeine Beifall und die günstige Beurtheilung in vielen kritischen und andern Blättern, deren sich unser Werk zu erfreuen hatte, genügen würde, können aber nicht umhin, noch auf eine andere, höchst ehrende Aufmunterung hinzuweisen, die dem Herausgeber zu Theil ward, indem er dieses Original-Sammelwerk Seiner k. k. Apost. Majestät, dem Kaiser Franz Josef überreichen zu dürfen und hierfür von Höchstdemselben eine goldene Medaille zu erhalten das Glück hatte.

Wenn wir dessen ungeachtet seit dem Schlusse der dritten Sammlung eine längere Zeit verstreichen ließen, ehe wir den vielseitigen Aufforderungen zu dieser Fortsetzung nachkamen, so geschah es, um hierfür solche Vorbereitungen zu treffen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, den gehegten Erwartungen nach Kräften zu entsprechen und eine neue Sammlung zu bringen, welche sich den früheren nicht nur würdig anschließen, sondern sie noch an Interesse überbieten soll. Schon haben die beliebten Erzähler aus den ersten

drei Bänden Beiträge eingesendet oder zugesagt, schon haben sich Autoren unsern Mitarbeitern angeschlossen, deren Namen dem bereits klangvollen Verzeichnisse derselben neue Zierde verleihen wird. Und so wird es uns möglich werden, die vorgesezte Tendenz immer besser auszuführen, eine interessante, gute und edle Unterhaltungslectüre zu bieten, die zugleich eine schäßbare Belehrung gewährt, die Kenntniß der Geschichte, des Lebens, der Sitten und Zustände der Juden fördert, in Biographie berühmter Israeliten alter und neuerer Zeit, leuchtende Muster von Geistesstärke und Herzensadel, Glaubenstreue und Menschenliebe zur Nachahmung für Kinder und Kindeskinde aufstellt; in Schilderungen aus der Gegenwart auf das aufmerksam zu machen, was gepflegt, was hergestellt, was beseitigt werden sollte.

Möge das Reich des Lichtes und der Wahrheit in Israel immer weitere Ausbreitung gewinnen, der Geist immer heller, das Herz immer wärmer werden, und möge es dem Herausgeber vergönnt sein, durch dieses wie durch andere nützliche Werke, die er herausgibt, dazu beizutragen.

Prag, im Mai 1856.

Wolf Pascheles.

# Jojin Aidusch

oder

## falsche Beschuldigung.

Nach einer Sage von L. Weiscl.

### I.

Während der Regierungszeit Johanns von Luxemburg stand unweit der Schloßkirche ein kleines hölzernes Häuschen, worin eine arme Kriegerswittwe mit ihren vier unerwachsenen Kindern wohnte, die sie kümmerlich mit Händearbeit ernährte. Ihr Gatte war auf dem Felde der Ehre geblieben, und hatte ihr nichts hinterlassen, als den leeren Ruhm seiner Heldenthaten, die er in fremden Landen für den Kaiser Heinrich VII., des böhmischen Königs Vater, verübt hatte. — Es war an einem unfreundlichen Dezembertage; draußen fiel Schnee in großen Flocken vom düstern Himmel herab, der rauhe Nordwind kräuselte den frisch gefallenen Flaum wieder in die Luft, wodurch die Dunkelheit des Tages vermehrt ward, und es schien, als wollte heute die Nacht früher als gewöhnlich einbrechen. In der kleinen, doch reinlichen Stube, saß Ludmilla neben dem Krankenlager des ältesten Kindes, eines achtjährigen Knaben, mit Wollspinnen beschäftigt. Doch ging ihr die Arbeit nur langsam von statten; denn die zarten Sorgen der liebenden Mutter ließen sie nicht lange ruhig, und mehr auf dem kranken Kinde als auf der Arbeit haftete der kummervolle Blick. Die andern Kinder, die bis jetzt gespielt hatten, wurden durch die Dunkelheit im Spiel gestört, der unerbittliche Bogt Hunger meldete sich mit Ungestüm bei den Müßigen, und sie verlangten weinend Brod. Mit thränenvollen Augen nahte sich die Mutter einem Schrank, holte einen kleinen Brodrest daraus, und vertheilte ihn mit den Worten: „Da, esset euch satt, Kinder, es ist das letzte; morgen mag euch der helfen, der viele Tausend mit zwei Broden einst gespeißt hat.“ In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und eine hagere Mannsgestalt, in einen

grauen Mantel gehüllt, das Haupt mit einem breitkrämpigen Filzhut bedeckt, trat in die Stube. „Guten Abend, Frau Ludmilla!“ begann der Gast, indem er den Schnee von Hut und Mantel schüttelte, und den durchnässten Bart abtrocknete. „Wie geht's? Muß doch mal schauen, was ihr treibt. Der kleine Tropfkopf ist auch schon vierzehn Tage nicht bei mir gewesen.“ „Ach, seid ihr's? Gottlob, daß wir euch einmal wieder sehen!“ rief die Wittwe freudig. „Glaubt mir, guter Salum, wie ein Engel des Herrn erscheint ihr heute in der größten Noth.“ „Noth? Was giebt's?“ fragte besorgt der Jude und blickte in der Stube umher. „Ist vielleicht Jemand krank?“ „Ach, der Heinrich liegt schwer darnieder,“ entgegnete die Frau. „Wie? der Junge ist krank, und ihr habt mir nichts sagen lassen? Wißt ja, wie ich den Buben lieb hab, das war auch nicht recht gethan, Frau. Ihr habt wohl einen geschickten Arzt holen lassen? was sagt er zu der Krankheit? ist's gefährlich?“ „Ach, braver Mann! wie konnte ich in meiner Lage die Hilfe eines Arztes verlangen, da ich nur von eurer Mildthätigkeit lebe?“ „Was! Ihr lebt von meiner Mildthätigkeit? seid doch nicht so wunderlich, Frau! Was ich euch jetzt gebe, sind nur die Zinsen von dem großen nicht zu bezahlenden Kapital, das euer Vater in die Hand des meinigen gelegt hat. Ihr und eure Kinder sollt immer zu meiner Familie gehören und mit mir genießen, was Gott bescheert. Da nehmet Geld, so viel ihr benöthigt.“ So sprach der Jude, indem er einen vollen Geldbeutel der Frau hinhielt. „Ihr seid zu gut, Salum!“ entgegnete diese, „es hat mein Vater euch nie Geld geborgt, und was ihr mir seit zwei Jahren gegeben, sehe ich nur als ein geliebenes Gut an, das ich euch schulde.“ „Ihr seid mir keinen Denar schuldig,“ fiel Salum treuherzig zürnend ein, „wie oft soll ich die Geschichte noch aufstischen? Wie euer großherziger Ahn, der Oberst der Söldner, durch seine Macht das Leben meines Vaters gerettet, als ihn ein wüthender Böbelhaufe in die Flammen seines brennenden Hauses werfen wollte. Vergiß nicht, mein Sohn, so sprach sterbend der Vater zu mir, die Familie des edlen Waclaw von Roghan, theile mit seinen Kindern, wenn sie einst bedürfen sollten, deinen letzten Bissen, damit man uns nicht undankbar schelte. Ich, der Erbe, halte meines sterbenden Vaters letzten Willen und zahle die Zinsen an euch.“ „Edler Mann! wie seid ihr doch zur rechten Zeit gekommen,“ sprach die Frau weinend, „sehet, bevor ihr hereingetreten, hab' ich das letzte Brod unter die Kleinen vertheilt. Ohne eure Hilfe müßten meine Kinder darben und Hunger leiden.“ „Allmächtiger Vater im Himmel! die Kinder unsers Beschirmers hungern, wo ich, ein wohlhabender Mann, mit ihnen in einem Orte lebe! Nein, Frau! ihr seid ein frommes und tugendhaftes Weib, aber verzeihet mir, ein wenig stolz, nichts für ungut. Da! ich bitte euch, nehmt den Beutel hin, er brennt in meinen Händen!“ „Zürnt mir nicht, guter Salum! der Junge, der sonst als Vermittler stand zwischen eurer Milde und meiner Noth, wurde krank, und ich selbst konnte mich nicht entschließen, euch ferner mit Bitten lästig zu fallen.“ „Es ist

gut, nehmt nur hin und sagt, wie geht's dem Kleinen? Ist's gefährlich?" „Die größte Gefahr scheint vorüber zu sein; aber, lieber Salum, das ist zu viel, ich möchte nur das Nothwendigste,“ erklärte die Frau, indem sie den schweren Beutel in der Hand wog. „Na, na! nicht zu viel,“ wendete Salum gutmüthig ein, „wer kann wissen, wie lang der Junge noch im Bett bleiben muß, ob ich so bald wieder nach der Kleinstadt komme, ich bitte, nehmet ohne Umstände!“ „Tausend Dank, edler Mann, ja ich will ohne Zagen aus eurer wohlthätigen Hand das Gute empfangen und in mein Gebet zum Allvater euch einschließen, damit himmlischen Segen auf euer Geschäft und Gewerbe herabfließen.“ „Thut das, gute Frau! denn das Gebet eines reinen Herzens ist nie ohne Bedeutung, es mag der Betende zu was immer für einem Glauben sich bekennen.“ Indessen war der franke Knabe aus seinem Schlummer erwacht und wie er die Stimme des Juden vernahm, richtete er sich im Bette auf, streckte die Arme aus und rief: „Seid ihr da, Better Salum? wie freue ich mich, euch einmal wieder zu sehen! Better, ich wäre bald gestorben, hätte die schöne gute Dina nicht wieder gesehen.“ „Nun Gott sei Dank, daß du wieder genesest,“ erwiderte innig froh der Jude, „aber wie du einmal wieder laufen kannst, sollst du zu mir kommen.“ Dabei streichelte er des Knaben blasse Wangen mit Zärtlichkeit, setzte sich neben ihm auf's Lager, wo ihn auch die andern Kinder umringten, und zutraulich, eines mit seinen silbernen Schnallen, das andere mit den Stahlknöpfen am Rocke spielte. „Ja, ihr möchtet auch was Mitgebrachtes haben?“ sprach lachend Salum „nu, wir wollen sehen.“ Dabei suchte er alle Taschen durch, vertheilte die Pfefferkücklein und andere darin mitgebrachte Süßigkeiten unter die jauchzenden Kinder, und schäkerte mit den Fröhlichen eine lange Zeit, während welcher die Mutter mit thränenden Augen die Herzlichkeit des gutmüthigen Mannes wohlgefällig anschaute. In der Stube ward's immer dunkler und Salum nahm den abgelegten Mantel wieder um und schickte sich zum Gehen an. „D weilst noch bei uns, guter Salum! Mir ist wohl, wenn ihr in unserm Hause seid,“ bat Ludmilla. „Kann nicht länger bleiben, liebe Frau,“ entgegnete der Jude, „hab heute noch ein wichtiges Geschäft abzumachen, die Nacht wird gleich da sein. Ich muß euch auch anzeigen, daß ich heute meine geliebte Dina zur Braut mache, und möchte ich doch etwas früher nach Hause kommen.“ „Wenn's so ist, will ich euch nicht länger halten. Gehet mit Gott und nehmet meine innigsten Wünsche für eure Tochter mit. Möge der Allbarmherzige ihr die Tugenden ihres Vaters zu Gute rechnen, und sie an der Seite eines biedern Vatten recht glücklich werden lassen.“ „Amen! Gott gebe es!“ antwortete darauf mit Andacht Salum, „doch die Zukunft,“ setzte er hinzu, „ist in einen dichten Schleier gehüllt; kein Menschenauge kann schauen, was dahinter verborgen liegt; oft glauben wir der Kinder Glück fest gegründet, aber die Folge zeigt uns, daß wir uns getäuscht. Ueber die Sabbathspeisen und Heirathen giebt es unter uns ein Sprüchwort:

Es kommt auf's Gerathen an! Lebt indeß gesund, Frau, ich muß fort, hab einen weiten Weg noch." Salum reichte der Wittwe die Hand zum Gruße und entfernte sich.

Ogleich das Schneegestöber aufgehört hatte, und der Himmel klar und heiter geworden war, so förderte doch der Jude seine Schritte. Schnell passirte er die Kirche zu St. Veit, und lenkte des kürzeren Weges wegen in ein Seitengäßchen ein, das gerade über den Berg hinab auf den Marktplatz führte. Jetzt erinnerte sich Rabbi Salum, daß die Zeit des Vespergebetes gekommen, und da er unmöglich vor Nacht seine Wohnung erreichen konnte und das Gebet dann nimmer dieselbe Kraft gehabt hätte, beschloß er nach Vorschrift des Talmuds an Ort und Stelle das sogenannte „kurze Gebet“ zu verrichten. Er wusch seine Hände mit Schnee, stellte sich, mit dem Angesichte gegen Sonnenaufgang, in einen abseitigen Mauerswinkel und begann sein Gebet in stiller Andacht. Plötzlich ward er durch die Worte: „Haben wir dich, Halunke!“ aus seinen frommen Betrachtungen aufgeschreckt, und ehe er sich noch umkehren konnte, fühlte er sich fest gepackt und mit kräftiger Faust rücklings zu Boden geworfen. Zwei bewaffnete Schaarwächter hatten ihn ergriffen und suchten geschäftig des wehrlosen Mannes Arme mit Stricken zu binden. „Was wollt ihr, meine Herren, von mir?“ stotterte Salum, nachdem er sich wieder gesammelt. „Wollt ihr Geld? ich will euch's ja gerne geben, laßt mich nur leben!“ „Hund! wir brauchen nicht dein Geld, auf dem Scheiterhaufen wollen wir deinen ausgetrockneten Leib flackern sehen, und deine verfluchte Seele dem Satan überliefern.“ antwortete einer der Söldner mit rauher Stimme. „Weßhalb denn? Was habe ich verbrochen?“ fragte angstvoll der Jude. „Verfluchter Jude! was du verbrochen hast? Die Kirche hast du beraubt, und fragst noch, was du gethan?“ versetzte der zweite Häfcher. „Ich bitte euch, meine Herren, seid barmherzig, glaubt mir, ihr irrt euch in der Person, ich bin ein ehrlicher Mann. — Laßt mich ungestört ziehen, verlangt, was ihr wollt, ich will es euch geben,“ bat der Jude. — Doch die Männer waren unerbittlich, sie lachten vielmehr über die Angst des jaghaften Juden, richteten ihn vom Boden auf und suchten ihn durch Stöße und Schläge eine Strecke vorwärts zu bringen. Als der Jude sah, daß all sein Flichen vergebens sei, daß kein Versprechen ihn aus den Händen der hartherzigen Söldner befreien könne, da gab die Verzweiflung dem schwachen Manne den Muth sich zu widersetzen. „Ich gehe keinen Schritt weiter!“ rief er entschlossen und warf sich auf die mit Schnee bedeckte Erde nieder. „Ei, seht mir doch den Hund, wie er sich sträubt! Prokop, faß ihn bei den Füßen und schlepp ihn bis zum Viertelsmeister,“ sprach der eine Häfcher, und wirklich schickten sich Beide an, den armen Juden mit Gewalt fortzuschleifen; aber in diesem Momente trat eine kräftige Mannsgestalt von vornehmer Haltung und edlem Wesen aus dem bischöflichen Palaste, und schritt auf die Gruppe zu.

Wie der Jude den Mann von ferne erblickte, ließ er's an Hilferufen nicht fehlen, hoffend, der vornehme Herr werde ihn aus den Händen der Schaarmächter befreien. Er hatte sich auch nicht getäuscht. „Was geschieht mit dem Manne? Warum zerrt ihr den schwachen Alten so hin und her?“ fragte der unbekannte Herr die Söldner. Dies gab dem Juden neuen Muth und ohne die Antwort der Letzteren abzuwarten, begann er: „Ach, gnädiger Herr, helft mir! Sie haben mich überfallen im Gebet. Ich bin kein Verbrecher! Die Herren müssen sich geirrt haben.“ „Schweig still, verdammter Jude, oder ich schlage dir deinen Schelmenschädel in Stücke,“ unterbrach ihn einer der Söldner, dann zu dem Fremden sich wendend: „Es wird euch wohl nicht unbekannt sein, welche Frevel seit einiger Zeit in unserer Stadt geschehen, daß fast jede Nacht eine Kirche ausgeplündert wird. Wir sind bestellt, diese Kirche hier zu bewachen, und da haben wir den schuftigen Judenhund erwischt, und wollen ihn jetzt zum Viertelsmeister bringen.“ „Seid ihr denn ganz gewiß, daß dieser Mensch ein Dieb ist?“ fragte der Fremde. „Vielleicht habt ihr einen Unschuldigen ergriffen? laßt uns früher ihn anhören.“ „Schuldig oder nicht,“ fiel der andere Söldner ein. „Ihr seid kein Richter, wir brauchen euch nicht Rechenschaft zu geben, geht eures Weges und laßt uns unsern Dienst ausüben.“ Ohne auf die Reden der groben Kriegsknechte zu achten, näherte sich der Fremde dem Juden und frug ihn nach der Ursache seiner Verhaftung. Dieser erzählte, was geschehen, gab alle seine Geschäfte des heutigen Tages an, berief sich dabei auf das Zeugniß der Frau Ludmilla, beschrieb mit Genauigkeit seine Wohnung, nannte seinen Namen und bat, die Herren möchten sich nur die Mühe nehmen, mitzugehen, um sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. „Laßt den Mann gehen, ich kenne ihn und büрге für seine Unschuld,“ sprach der Fremde in sanftem Tone. „Hm! wer bürgt denn für euch?“ nahm der Söldner wieder das Wort, „was mengt ihr euch in fremde Händel? geht von hier, oder wir nehmen auch euch mit!“ „Das will ich sehen!“ antwortete der Unbekannte, schleuderte den Kriegsknecht mit kräftigem Arm von sich, löste Salums Hände von den Banden, und wollte ihn mit sich fortführen; allein mit gesenkter Hellebarde stellte sich der erzürnte Söldner ihm entgegen. Da nahte sich der zweite etwas höflichere Krieger seinem Kumpan und sprach: „Sei ruhig, Prokop, laß sie ziehen, kennst ihn denn nicht? Es ist der Herr Leibdoctor.“ Darauf ließ der strenge Gerichtsdiener seine Waffe sinken, und der Jude und dessen Beschützer entfernten sich eiligst. Nachdem Beide einige Gassen passirt und nahe an der damaligen langen hölzernen Brücke waren, sprach Salums Befreier: „Ich will mit euch bis in euere Wohnung gehen, damit euch nicht eine neue Unbill widerfahre, denn in unserer Stadt geht's jetzt gar unruhig her.“ „Mein gnädiger Herr, wie soll ich euch für so viel Güte danken?“ erwiderte demüthig der Jude. „Ist es doch, als hätte euch Gott in meiner höchsten Noth herbeigeführt, mich aus der Hand strenger Richter zu retten, wo

meiner, wenn auch ohne Schuld, Folter und Schmach warteten. Denn ach!" setzte er nach einigem Zögern hinzu, „mit einem armen Juden macht man nicht viel Federlesens. Auf die Folterbank mit ihm, und dort gesteht er euch Alles, was ihr hören wollt, selbst Verbrechen, die er verabscheut, vor welchen sein Herz sich empört. Ach Gott! schon der Gedanke, vor den Richtersstuhl hinzutreten, erregt Todesangst, wie denn erst, wenn man die grausamen Werkzeuge vor Augen sieht, die dem armen zaghaften Sohn des Elends Geständnisse erpressen sollen? Ja, mein Herr! Ihr wart heute mein Schutzgeist und habt mich vor Schande, und die Meinen vor Verzweiflung gerettet; darum sagt an, womit ich euch dienen kann. Vergebt mir, ich weiß, die jungen vornehmen Herren sind nicht immer bei Geld! Ich bin reich, befehlt über mein Vermögen, Herr! Alles, was ich besitze, soll euch zu Gebote stehen!" „Alles? Seid nicht voreilig!" sagte der Unbekannte. „Ihr vergeßt im Eifer, daß ihr doch noch manches Kleinod besitzt, das ihr um keinen Preis hergeben würdet!" „Mein Herr! Kommt mit mir, wählet das Schönste, Kostbarste meines Hauses, und es soll euer sein!" „Habt ihr niemals im Buche der Richter die Geschichte von Jephthah gelesen? Salum, ihr habt eine schöne Tochter, wie, wenn ich diese von euch verlangte? Ha! ihr verstummt?" Wirklich war der Jude überrascht, sagte sich aber bald und sprach: „Mein hoher Herr, das werdet ihr nicht begehren! Ich weiß es, euer hoher Stand verbietet euch eine niedrige Magd aus dem verachteten Volke zur Gattin zu wählen, und sie zur Kurzweil zu verlangen, dazu seid ihr zu edel, zu hochgefinnt." Unter diesem Gespräch waren Beide vor der Wohnung des Rabbi Salum im sogenannten Schulhof angelangt. Die Nacht war bereits da, die Hausthür, wie immer, vorsichtig verriegelt, und Rabbi Salum mußte einigemal mit dem eisernen Klöppel an die Thür schlagen und seine Stimme hören lassen, ehe sie geöffnet ward. Sämmtliches Hausgesinde stürmte mit Licht und Lampe dem Angekommenen freudig entgegen, dessen langes Ausbleiben alle in Sorgen versetzt hatte. „Gottlob, daß du einmal kommst!" rief die Hausmutter. „Wir waren schon alle in der größten Angst!" „Ja, meine Kinder! lobt und preiset den allmächtigen Gott, denn euere Sorge war heute nicht ohne Grund; ich schwebte in größter Gefahr, da schickte mir der Herr der Heerschaaren einen Schutzgeist in der Gestalt dieses Mannes. — Sind die Fremden schon beisammen?" fragte er weiter, die Gattin bejahte es kopfnickend, und ihr fragender Blick, der bald auf dem Fremden, bald auf dem Gatten ruhte, veranlaßte Rabbi Salum zu den Worten: „Kommt, kommt nur weiter, laßt den Herrn nicht im Vorhause stehen, du sollst gleich die ganze Geschichte vernehmen, Weib, habe nur Geduld." Damit führte er den vornehmen Gast eine schmale Treppe hinauf in die Zimmer des obern Stockes, aus welchen der Lärm der hier bereits versammelten Gäste ihnen entgegen scholl. So unansehnlich die Wohnung des Rabbi Salum von Außen schien, so ausgedehnt und bequem war sie im Innern. Da herrschte überall Rein-

lichkeit und Ordnung, alles verrieth Wohlhabenheit und Fleiß und zum Theil fürsliche Pracht und orientalischen Glanz. Die Zimmer zu ebener Erde hatten zwar ein schlechtes Aussehen, wie die Stuben der gemeinen Juden; denn sie wurden bloß an Werktagen bewohnt, und waren auch nur zu Handel und Gewerbe bestimmt. Doch die Fest- und Feiertagszimmer im obern Stocke zeigten Salums großes Vermögen und seine Vorliebe zu Glanz und Prunk. An den Wänden sah man die kostbarsten Tapeten, die Fenster waren mit schweren Seidenvorhängen versehen, damastene Polsterstühle, reichvergoldete Spiegel, Leuchter vom feinsten Krystallglase schmückten die geräumigen Zimmer, Kasten vom kostbarsten Holze, Glaschränke mit künstlichem Schnitzwerk standen in wohlgewählter Ordnung umher, und die Fußböden waren mit orientalischen weichen Teppichen bedeckt. In den Glaslasten prangten silberne Geschirre; Perlenschnüre, Diamantringe und andere Juwelen blühten aus den Schmucketuis, die geöffnet in den Schränken zur Schau aufgestellt waren. Obgleich es dem ängstlichen Juden eigen ist, arm zu scheinen, so giebt es doch Zeiten, wo er seine Reichthümer mit wohlgefälliger Freude zeigt, und sich seines Vermögens gerne rühmt. Diese Zeiten sind Fest- und Feiertage, Hochzeiten und andere Freuden-Gastmähler. In solchen Fällen werden die Kasten geöffnet, das Schönste und Kostbarste herausgeholt und zur Schau gestellt, um des besuchenden Nachbarn Bewunderung und Neid zu erregen, oder ihn zu demüthigen. Ohrgehänge und Halsgeschmeide blühen an den Frauen, die Finger werden mit Ringen verschiedener Art vollgedrückt, die theuersten Stoffe umgehängt, die Kinder wie kleine Fürsten herausgepüßt. Die Zeit einer solchen Vermögensschau war auch heute im Hause Salums, wo die Verlobung seiner Tochter geschehen sollte, darum waren auch die Zimmer so hell erleuchtet und mit Gästen angefüllt. Mehr denn zwanzig Personen, lauter Verwandte, waren zu dieser Feierlichkeit geladen, die jetzt, festlich geschmückt, in den weitläufigen Gemächern umherschlenderten, auf verschiedene Weise die Zeit verkürzten, und die Ankunft des Herrn erwarteten. In dem einen Zimmer saß die Mutter des zukünftigen Bräutigams auf einem weichen Polsterstuhle; ein rauschendes golddurchwirktes Seidenkleid umhüllte die kurze dicke Frau, eine goldene, mit Perlen und Rubinen besetzte Haube umschloß das wackelnde ziemlich große Haupt, und um den unförmlich dicken Hals schlang sich eine Schnur großer Perlen, an welcher wieder verschiedene Goldmünzen hingen. Sie plauderte in einem Fort mit einer ebenfalls reichgeputzten Verwandten von den Vorzügen ihres Sohnes und von dem hohen Glücke ihrer künftigen Schwiegertochter. Rabbi Chaim Klebler, ihr Gatte, stand mit einem gelehrten Talmudisten in einer Fenstervertiefung und horchte voller Bewunderung auf die witzigen Glossen des scharfsinnigen Forschers. In einem andern Zimmer ging der beliebte Chasan Reb Harsch von seinen Meschorerim (Sangbegleiter) umgeben, auf und ab, die Gesangsstücke brummend, womit sie heute der Gäste Ohren zerreißen wollten. Hinter ihnen trippelte Lippert,

der Schalksnarr, und schnitt Fragegesichter, um die Anwesenden zum Lachen zu reizen. Auch der Vieltraß Zettel löste den Gurt von seinem zusammengeschnürten und in Falten gelegten Wamse, um seine Freßexperimente in Gegenwart der Gönner auszuführen.

Diese zwei Personen, nämlich der Narr und der Vieltraß, spielten vor Zeiten unter den Juden bedeutende Rollen, und durften bei keiner Festlichkeit fehlen. Sie waren gewöhnlich mit den Verhältnissen der Häuser sehr vertraut und in Familiengeheimnisse eingeweiht. Diese Schmarotzer wurden von den jungen Leuten mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, theils aus Furcht, von ihren Reimwizen bei öffentlichen Lustbarkeiten beschämt zu werden, theils um sich durch Freigebigkeit ihre Gunst zu erwerben, damit sie bei Heirathsanträgen, wo sie fast immer zu Rathe gezogen wurden, ein günstiges Wort sprächen. Noch in der neuern Zeit wurden die Hochzeitspaßmacher von den jüdischen Mädchen gefürchtet, und bei den Müttern ist das Sprüchwort noch heute im Brauch: „Durch Narren, Dienßboten und Schnorrer (Bettler) versorgt man die Kinder.“ Dies wären die Nebenpersonen beim heutigen Feste im Hause des Rabbi Salum; die Hauptpersonen wollen wir nun genauer schildern.

In dem lezten, kleinsten Gemache saß auf einem niedrigen Sopha eine geschmückte Frauengestalt, die man beim ersten Anblick für eine morgenländische Prinzessin gehalten hätte. Auf dem lieblichen Gesichte ruhte anmuthige Schamhaftigkeit, aus dem großen dunkelbraunen Augenpaar leuchtete das milde Feuer weiblicher Unschuld, um die weichen Rosenlippen lagerte ein holdseliges Lächeln, und durch den halbgeöffneten kleinen Mund blickte eine Reihe gesunder Zähne, wie Perlen so weiß und gleich. Das niedliche ovale Haupt ward von einer Fülle schwarzer Locken umschattet, wodurch der Karmin der von Gesundheit strotzenden Wangen und das blendende Weiß der hohen Stirne erst recht hervortraten, wie der Glanz der Edelsteine durch die Folie gehoben wird. Eine lange Perlenschnur schlang sich in zierlichen Bindungen durch das gelockte Seidenhaar, goldene Ohrgehänge, mit Diamanten besetzt, blickten von den kleingeformten Ohren, und eine künstlich gearbeitete Kette umgab den alabasternen Nacken und Hals; den wogenden jungfräulichen Busen bedeckte ein engumschließendes violettes Samtkleid, das an den Hüften durch einen golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten ward, und dann in weiten Falten hinabfloß bis zu den niedlichen Füßen. Die schön gerundeten vollen Arme umschlossen goldene Spangen, mit Rubinen besetzt, und die zarten Finger waren mit kostbaren Ringen überfüllt. Diese herrlich geschmückte Jungfrau war Dina, die Tochter Salums. So lieblich und erfreulich dem Auge die Gestalt der schönen Dina war, eben so widerwärtig erschien der neben ihr stehende Mann, wenn man überhaupt eine solche stümperhafte Zusammenfügung lebender Gliedmaßen Mann nennen kann. Das große, beinahe viereckige Haupt mit grobem struppigen Haar, die kleinen zusammengezwickten grauen Augen von starken

Brauen beschattet, die hervorstehenden Backenknochen mit dem braunen narbenvollen Angefichte gaben ihm eine Aehnlichkeit mit irgend einem Bewohner des Nordpols, wenn nicht die scharfe, stark gebogene Nase über dem breiten Mund wie ein Pelikanschnabel sich endigend, den Abkömmling des Orients verrathen hätte. Dieses unförmliche Haupt bewegte sich auf dem kurzen Halse, wie der wackelnde Kopf einer Gipsfigur, und wenn es ruhte, glaubte man, es wäre zwischen den beiden erhöhten Achseln fest eingeseilt. Der Brustkorb war zwar von weitem Umfange, vorn sehr stark gewölbt, stand aber mit den übrigen Gliedmaßen in gar keinem Verhältnisse. Nur an den Extremitäten hatte die Natur, wie es schien, die Vernachlässigung am Körper einbringen wollen. Diese waren gegen den Rumpf unverhältnißmäßig lang, muskulös und sehr beweglich. Nun denke man sich die Kalibangestalt im jüdischen Festanzuge der damaligen Zeit gekleidet, der in kurzen Atlastkleidern, weißen Strümpfen, Schuhen mit silbernen Schnallen, in einer langen goldgestickten Weste mit Silberborden besetzt, breiter weißer Halskrause, veilchenblauem Frack von eigenthümlichem Schnitt und einem runden Filzbarrett bestand, und nebenan die schöne reizende Dina! Es war als stände ein Pavian neben einem himmlischen Gebilde, ein Faun neben einer Grazie. Hier ein Muster weiblicher Schönheit, daneben eine Karrikatur des ganzen Männergeschlechtes, und dennoch sollten diese Gegensätze heute mit einander verbunden werden, dieser formlose Gliederhaufe sollte heut noch Dina's Verlobter werden, denn er war der einzige Sohn eines der reichsten Männer aus der Breitengasse, und obendrein ein hochgelehrter „Bocher“, im Talmud sehr erfahren. —

Mit lärmendem Geschrei und Freudenausrufungen ward der Hausherr empfangen; doch hatte sich der Tumult gleich in ein leises Flüstern verwandelt, als die anwesenden Gäste den vornehmen Fremden gewahrten, da gab's neugierige Fragen, verstohlene Augenwinke, heimliches Achselzucken ohne Aufhören. Es bildeten sich verschiedene Gruppen in den Gemächern, jeder brannte von Neugierde, zu wissen, wer der Fremde wäre, und die frühere ungebundene Fröhlichkeit verwandelte sich in eine gezwungene steife Förmlichkeit. Der Fremde hatte die schnelle Veränderung gemerkt, er wollte den Ton wieder herstellen und sprach lächelnd: „Laßt euch nicht stören, ich bin gekommen, einen Abend unter euch angenehm zu verbringen!“ „Ja, meine Freunde,“ nahm der Hausherr das Wort, „seid nicht furchtsam, dieser Herr ist ein guter edler Mann, der uns wohlwill, vor ihm braucht ihr euch nicht zu scheuen. Er hat mich und die Meinigen vor Schande gerettet.“ Rabbi Salum erzählte kurz, was ihm widerfahren, die Versammlung horchte aufmerksam zu, Schrecken und Freude wechselten auf den Gesichtern. „Und wißet,“ beschloß Rabbi Salum seine Erzählung, „dieser hochherzige Mann, der jetzt unter euch steht, ist Doktor Leon, Leibarzt unseres Statthalters, des weisen, frommen und gerechten Erzbischofs Peter von Mainz.“ Kaum hatte Rabbi Salum die letzten Worte ausgesprochen, als schon jeder Mann

nach seiner Kopfbedeckung griff, und in einem Augenblick stand die ganze Versammlung, ehrfurchtsvoll sich verbeugend, vor dem hohen Gaste. „Was für ein Fest feiert ihr denn heute?“ fragte dieser. „Die Verlobung meiner Dina,“ antwortete freudig lächelnd Rabbi Salum. „Kommt, mein Herr, ich will euch zu meiner Tochter führen, damit auch sie euch ihren Dank für meine Rettung abtragen kann,“ setzte er hinzu, indem er den Gast in das letzte Zimmer, worin Dina und ihr Gespons sich befanden, führte. Eine düstere Wolke lagerte sich auf des Arztes hohe Stirn, es schien, als hätten ihn des Alten Worte unangenehm berührt, doch folgte er der Einladung, und trat nicht ohne Befangenheit vor die schöne Jungfrau. „Tochter!“ begann hier Salum, „dieser edle Herr da hat mich vor einer Stunde aus der höchsten Gefahr gerissen, ohne ihn wäre ich jetzt im Kerker, und ihr Alle würdet verzweifelnd die Hände über euer Haupt zusammenschlagen, darum dank' ihm nach Gebühr, du verstehst es besser, die Worte zierlich an einander zu fügen, auch klingt die Stimme eines jungen Mädchens lieblicher, als die leere Rede eines einfachen alten Mannes; nicht wahr, gnädiger Herr? Nun, mein Kind, ist es dir überlassen, unsern ehrenwerthen Gast zu bewirthen und seine Rittertugend zu würdigen.“ Dann wandte sich der geschwägige Alte zu seinem künftigen Schwiegersohne, der ganz verblüfft dastand und sprach: „Kommt, R. Izzig, wir haben noch manches Wort zu reden, einige Schriften zu unterschreiben,“ worauf er sich mit seinem künftigen Sidam in die andern Zimmer begab, den Arzt mit der holden Dina allein zurücklassend. Lange Zeit ruhte des Mädchens schwarzes Auge auf der schönen männlichen Gestalt des Fremden. Verwunderung und inniges Vergnügen malten sich auf dem lieblichen Gesichte, höher färbte sich die volle Wange und der kleine Mund lächelte holdselig. Ihr war's, als hätte sie diesen Mann schon früher gekannt, doch wagte sie es nicht, ihre Vermuthung auszusprechen. So entstand eine Pause. Leon brach zuerst das Schweigen: „Jungfrau!“ begann er, „mir kommt es vor, als wäre euch meine Gegenwart nicht ganz erwünscht, es würde mich sehr schmerzen, wenn ich nur einen Augenblick eure Freude gestört hätte.“ „Bergebt, gnädiger Herr, mein ungebührliches Betragen! bedenkt, daß auch die Freude unser Herz erzittern macht, wenn sie unvermuthet kommt. Ich höre, daß der theure Vater in Lebensgefahr schwebte und gerettet ward, sein Beschützer steht vor mir, sind das nicht genug Ursachen, ein schwaches Mädchen einige Augenblicke aus der Fassung zu bringen?“ „Ei was!“ fiel Leon ein, „euer Vater überschätzt die kleine Gefälligkeit, es lohnt sich gar nicht davon zu reden!“ „Ja wohl, mein Herr, für euren hohen Sinn mag die That, eines niedrigen Juden Leben gerettet zu haben, von geringem Werth sein. Ihr haltet solche Kleinigkeiten nicht einmal des Dankes werth, und weist mit Stolz die Anerkennung eines solchen armseligen Schüßlings zurück. Mein gnädiger Herr! glaubt es mir, wir Juden haben auch Herz und Gefühl, auch uns drückt der Undank, auch wir möchten gerne das Gute vergelten, das man uns erweist,

allein der stolze, wenn auch edle Christ, verschmäht eines gemeinen Juden Dankbarkeit. Er schätzt das Verdienst, das Leben eines Juden gerettet zu haben, nicht hoch, that seine Pflicht und begehrt nicht einmal Dank dafür.“

„Jungfrau, wenn ihr dieses strenge Urtheil ohne Bedingung über Alle fället, so thut ihr Unrecht! Es giebt Männer unter den Christen, die den Menschen zu würdigen wissen, die nicht nach dem, was er glaubt, sondern was er thut, fragen.“

„Verzeihet, Herr, wenn meine Zunge einige Worte gesprochen, die euch mißfallen; meines Vaters heutiges Begegniß erinnert mich an eine vergangene Geschichte. Auch mir hatte vor zwei Jahren ein vornehmer Herr ritterlichen Beistand geleistet, dafür ich noch heutigen Tages den Dank schuldig bin.“

„Ein braver Ritter braucht keine andere Anerkennung, als sein eigenes Bewußtsein,“ fiel Leon ein. „Genug des Lohnes, zum Dienste eines so holden Kindes erlesen zu sein. Ich würde mich glücklich preisen, euch, schöne Jungfrau, dienen zu können, ein freundlicher Blick eures himmlischen Auges, ein holdes Lächeln eures Rosenmundes könnten mich für ewig zu eurem Sklaven machen.“

„Hoher Herr! spottet nicht einer niedrigen Maid! Was kann euch die Schönheit einer Jüdin werth sein? Eine Tochter Israels gleicht einer Blume in einem Gewächshause. Sie wird von der Welt nicht gesehen, von Niemand bewundert, sie blüht nur für den gleichgültigen Eigenthümer, der sie oft mit kalter Hand bricht und hinwirft.“

„Wahrlich, ein trauriges Bild, doch will ich glauben, nicht auf euch passend. Euer Vater scheint mir ein zartfühlender Mensch zu sein.“

„O, der zärtlichste Vater, der edelste Mensch gewiß; aber unseres Volkes eingewurzelte Sitten halten auch seinen Geist gefangen. Ein Vater kann mit seiner Tochter nach Willkür schalten, er allein hat die Gewalt, über ihr Lebensglück zu bestimmen; der Mann, der ihm gefällt, muß auch der Tochter gefallen!“

„Ein hartes Loos! Wenn ihr auf diese Art verkauft wurdet, bedaure ich euer Geschick!“

„Nicht doch, mein Herr, wir Judenmädchen sind nicht so unglücklich, als ihr glaubt, es kommt nur auf Gewohnheit an. Freilich für eure Mädchen würde ein solcher Zwang quälend sein, denn sie wandeln frei in dem großen Garten Gottes umher; mit Schönheit und Tugenden reich begabte Jünglinge werben um sie; ausgezeichnete Helden, hochgeehrte Künstler huldigen ihnen, und die himmlische Gabe, die alles belebende Liebe, findet in ihren fühlenden Herzen reichlich Nahrung. Doch wir Töchter Jehudas, wo ist ein Gegenstand, der in unserem Herzen den göttlichen Funken ansachte? Wir sehen nie oder äußerst selten einen Mann in seiner vollen Kraft, es ist uns nicht vergönnt, mit tapferen, muthigen Jünglingen, die ruhmgekrönt aus den Schlachten zurückkehren, umzugehen. Die Jünglinge unseres Volkes sind entweder zählende, kalkulirende Kaufleute, die nur am Sabbath Zeit zum Lieben haben, oder mürrische, grübelnde, zusammengeschrumpfte Talmudgößen, denen jedes edlere Gefühl, jede zartere Regung des Herzens fremd ist. Und ein solcher wird dann unser Gatte, oder besser, unser Brodherr!“

Dina schwieg eine Weile und fuhr mit der kleinen Hand über das Gesicht,

als wollte sie dies Bild aus dem innern Sinn verwischen. Leon stand gegenüber und weidete sich an den Reizen des Mädchens. „Wollt ihr nicht, lieber Herr, anhören, was mir vor zwei Jahren begegnete? Ich habe die Geschichte so oft schon wiederholt, daß sie meine Hausleute nicht mehr anhören wollen. Schenket mir einige Augenblicke Gehör und setzt euch neben mich, vielleicht interessiert sie euch.“ — So sprach das Mädchen, und ein anmuthiges Lächeln verbreitete sich über ihr liebliches Antlip. Leon that schweigend, wie ihm geboten, und die Jungfrau begann: „Es war den 14. Mai, der Tag, wo unser Prinz Wenzel geboren ward. Welche Freude damals in unserer Stadt herrschte, als die frohe Nachricht sich verbreitete, die tugendreiche Elisabeth sei von einem Knäblein entbunden, werdet ihr wohl noch wissen, denn durch die Geburt dieses Prinzen hoffte man die Mißhelligkeiten zwischen König und Adel wieder beigelegt zu sehen. Man schmeichelte sich, der neue Sprosse des edlen Premysliden-Stammes werde den leichtsinnigen Johann in Böhmen an der Seite seiner schönen Elisabeth zurückhalten, ihn hindern, im fernern Luxemburg die Zeit mit Banketten und Ritterspielen zu vergeuden, und unser Gold zu verschwenden. Die vornehmsten Herren, sämtliche Bürger, die Zünfte und Innungen, Alle zogen hinauf ins Schloß mit rauschender Musik und flatternden Panieren, ihre Freude zu bezeugen, und ihre Glückwünsche und Huldigung dem Kronerben darzubringen. Gerne hätte auch ich diese Festlichkeit mit angesehen, ich bat den Vater, mich dahin zu führen, allein er verweigerte dies und sprach: Mein Kind, bei solchen lärmenden öffentlichen Freuden der Christen muß der verachtete Jude bescheiden zurückbleiben. Da ich ihn aber ohne Aufhören plagte, erlaubte er mir, mit einer Magd nach der Kleinseite zu gehen und von der Ferne den Zug mit anzusehen; dann sollte ich sogleich wieder heimkehren. Ich, ein leichtfertiges Mädchen, von Neugierde getrieben, eilte bis ins Schloß, die Magd hinterdrein, ohne auf das, was neben oder hinter mir geschah, zu achten. Plötzlich hörte ich das Trappen von Rossen in der Nähe, mich umschauend sah ich eine Schaar Reiter gerade auf mich zusprengen. Erschrocken floh ich seitwärts in eine Gasse, allein auch von da kamen Krieger auf mich zu; meine Begleiterin hatte mich in der Angst verlassen, und ehe eine Minute verstrichen, war ich von Reitern und Söldnern fast ganz eingeschlossen. Ich schrie und rannte ängstlich hin und her, einen Ausweg zu finden, doch umsonst, überall sah ich nur gewappnete Männer. Der Roffe Hufschläge kamen immer näher, schon glaubte ich von den Reitern zerstampft zu werden, und die Menge lachte von ferne über meine Angst. Da trat ein junger Mann aus dem Volkshaufen, faßte mich bei der Hand und sprach mit sanfter Stimme: fürchte nichts, mein Kind! komm nur mit mir, dort sollst du ungestört Alles ansehen. Mir war indessen die Lust zum Sehen vergangen, ich verlangte nur zurück in meine Wohnung und alle lieblichen Worte des schönen Mannes halfen nichts, ich wollte nur nach

Hause. Nun, wenn du nicht bleiben willst, sagte der Herr zu mir, so will ich dich in deine Wohnung führen, sage mir, wohin ich dich bringen soll, in welcher Gasse wohnen deine Eltern? Ich nannte ihm die Gasse, den Namen meines Vaters, darauf nahm der freundliche Herr mich beim Arm, führte mich durch die gaffende Menge, die ihm willig Platz machte, den Schloßberg hinab bis vor die Wohnung meiner Eltern, und ohne meinen oder der Eltern Dank abzuwarten, eilte der edle Mann hinweg.“ beschloß Dina ihre Geschichte. Mit sichtlichem Wohlgefallen horchte Leon auf die Erzählung, und als sie geendet, fragte er lächelnd: „Und euer Ritter, holdes Mädchen, hat er sich seitdem nicht wieder sehen lassen?“ „O ja, gar oft hat ihn meine Seele geschaut.“ erwiderte unschuldsvoll Dina, „im Schlafe, im Gebete, in den arbeitsfreien Festtagen, da schwebte mir sein Bild stets vor Augen, aber nur sein Bild, wie es mein Geist aufgefäßt, ihn selbst habe ich bis heute nicht gesehen.“ „Das war nicht recht von deinem Freunde, ich an seiner Stelle hätte mir mehr als einmal den Dank von deinem schönen Munde geholt.“ „Ach mein Gott, was liegt einem solchen Herrn an einem Judenmädchen; er hat längst die ganze Geschichte vergessen, mir aber wird sie ewig im Herzen eingeprägt bleiben, und selbst in den letzten Augenblicken, wo wir hinüber in das Land der Seligen wandern, wird seine Gestalt vor mir wie ein verkürter Schutzengel stehen, und durch sein freundliches Lächeln mich zur bevorstehenden Reise stärken.“ Namenloses Entzücken durchbebte Leon's Seele, sein ganzes Wesen schwamm in einem Meer von Bonne, als er diese Worte aus dem Munde des holden Mädchens vernahm. Ihm war's, als lächelte eine himmlische Gestalt zu ihm von Liebe und paradiesischer Seligkeit; er faßte des Mädchens Hand und sprach mit weicher Stimme: „Ist es denn möglich, holde, daß deine reine Seele jenen unbekanntem Mann so hochverehrt, und du dennoch das Weib eines Andern werdest?“ Dina sah ihn mit ihren schwarzen Augen verwundert an und sagte: „Warum? was hat denn meine Verehrung mit meiner Heirath zu thun? Ich liebe den Mann, der sich einst meiner angenommen, wie meinen guten wohlwollenden Engel. Mein Gatte ist mein Brodherr, dem ich diene und gehorsame.“ „Wenn aber dieser dein Schutzengel vor dich träte, dir seine Hand anböte, dich zur Gattin verlangte, würdest du einwilligen?“ fragte Leon. „Was redet Ihr Herr von Unmöglichkeit? Ihr vornehmen Herren dürft ja nicht einmal ein Bürgermädchen wählen, nur ebenbürtige, von edlem Stamme entsprossene Frauen können eure Gattinnen werden, um so weniger könnt ihr euch mit den Töchtern der verachteten Juden verbinden.“ „Wenn es aber doch möglich wäre? Betrachte mich, mein Kind, vielleicht habe ich mit deinem verehrten Ritter Aehnlichkeit?“ „Aehnlichkeit? Ihr seid es selbst,“ versetzte Dina und ihr schönes Antlitz färbte sich höher. „Glaubt mir, ich habe euch gleich erkannt. Ich wollte nur sehen, ob auch ihr das ängstliche Mädchen, das ihr vor zwei Jahren in euern Schutz genommen, wieder erkennen

würdet!“ „Nun du weißt, wer ich bin, so gib mir auf meine Frage Bescheid: Möchtest du meine Gattin werden, wenn ich um dich anhielte? Ja, ich gestehe es, du warst mir schon vor zwei Jahren lieb, und in diesen wenigen Augenblicken heute hast du mein Herz ganz gewonnen, ich will dich wie eine Heilige anbeten, an deiner Seite will ich durch's stürmische Leben wandeln und mich selig preisen, im Bewußtsein, dich mein nennen zu können,“ sprach Leon, die Hand der Jungfrau fassend und sie fest an seine Lippen drückend. Das Mädchen ließ es gewähren; jungfräuliche Scham und inniges Entzücken kämpften in ihrer reinen Brust, kaum vermochte sie die Worte zu lächeln: „Aber Herr, ich bin eine Jüdin!“ „Holdes Kind,“ fuhr der stürmische Freier fort, „fürchte diese Scheidewand nicht, sie verschwindet vor dem Zauber allmächtiger Liebe. Ein Wort aus deinem Munde vernichtet jedes Hinderniß.“ In diesem Augenblicke klorrte in den vordern Zimmern eine auf den Boden geworfene Schale, ein vielstimmiges oft wiederholtes „Maseltob“ erschallte darauf, Dina's Antlitz erblaßte, schnell entzog sie ihre Hand dem Arzte, ihr schwarzes Auge füllte sich mit Thränen und bebend flüsterte sie: „Hört ihr's nicht? die Schale ist gebrochen, mein Loos ist entschieden, ich bin die Verlobte eines Andern!“ Jetzt erschien der Rabbi im Gemach, ließ die neue Braut den Zipfel seines Mantels, „Maseltob“ wünschend, fassen, diesem folgte der Bräutigam und überreichte der Verlobten ein Kästchen mit Goldmünzen gefüllt als Brautgeschenk, dann kamen Vater und Mutter des Bräutigams mit ansehnlichen Geschenken und küßten die künftige Schwiegertochter; endlich stürmten die übrigen Gäste herein, jeder mit einer Gabe und Maseltobwünschen. Salums Tochter war betäubt. Sie hörte weder den lustigen Sang des Chasans, noch die witzigen Stegreifreime des Schalksnarren, ihre Seele schien abwesend und mit ganz andern Gedanken beschäftigt zu sein. Ihr Auge haßete bald auf dem Bräutigam, bald auf dem neuen Anbeter, und welch ein Kontrast zeigte sich da! Hier stand ein Mann in der Fülle seiner Kraft, das Haupt majestätisch stolz auf dem Nacken wiegend. Aus dem schwarzen Auge leuchtete Sanftmuth und Liebe, von der hohen freien Stirne glänzte männliche Würde und kühne Entschlossenheit. Die hochgewölbte Brust und die im schönsten Ebenmaße geformte Schulter waren von einem Sammtwamms eng eingeschlossen, an die Schenkel schmiegeten sich die knappen Beinkleider von elastischem Wollstoffe, Halbstiefel mit rothem Sammt ausgeschlagen und goldbordirt umgaben den schön gebildeten Fuß. Ein breites Schwert hing an einem Gürtel um den schlanken Leib, und der dunkelbraune Krausbart um das Kinn, so wie die langen geringelten Kopfschare, gescheitelt und über den Nacken herabwallend, vollendeten das Bild männlicher Schönheit — und neben dieser Gestalt die stümperhafte regellos zusammengesetzte Fleisch- und Knochenmasse, die widerwärtige Figur Izzigs. In den vordern Zimmern ward es jetzt immer lebhafter, die Tische wurden gedeckt, es klangen die Kannen, es klorrte das Eggeschirr, das Hausgesinde rannte eifertig hin

und her; der eigens bestellte sogenannte „Server“ oder Tafeldecker ordnete die Sige, und die Gäste setzten sich dem Rang nach um die Tafel, nachdem Jeder bei der sprudelnden Gießkanne die Hände gewaschen. Leon konnte nicht länger bleiben, ein mächtiger Kampf wüthete in seinem Busen, er liebte die Tochter Salums mit aller Leidenschaft eines jungen Mannes, und vermochte den Gedanken nicht zu denken, daß dieser Engel einer solchen Kreatur, wie der junge Klebler war, gehören sollte. Sein früher munteres Wesen war dahin, auf dem sonst freundlichen Antlitz lagerte sich Mißmuth und Verdruß, er nahm von dem Hauswirthe kurzen Abschied und entfernte sich schnell. Mitternacht war nahe, als Leon in seine Wohnung zurückkam. Welche ungewohnten Empfindungen wogten in seiner aufgeregten Brust! Vergebens suchte er den Schlaf; unablässig verfolgte ihn das Bild der schönen Dina, immer und immer sah er ihr sanftes Auge, ihre zum Kusse lockende Rosentlippe, ihr herzbezwingendes Lächeln. „Ich muß das Mädchen besitzen,“ sagte er heftig auf- und abschreitend, „und sollte ich mir's mit meinem Blute erkaufen. Aber wie? wenn dich Dina nicht liebte? Sie ist die Verlobte eines Andern! Ha, vernichten will ich dieses Ungethüm, bevor es den reinen Engel mit seiner Umarmung entwürdigt. Aber wohin bin ich gerathen! Leon, sei nicht ungerecht! Handle männlich! Hat nicht dieser Mensch gerechtere Ansprüche auf das Mädchen? Ist es denn entschieden, daß dich die Tochter Salums liebt? Gut! Ich will das Herz Dina's beobachten, ehe ich der Stimme meiner Liebe folge und mich ganz erkläre!“ Es war das erste Mal, daß sich unser verliebter Doktor allein und fremd unter Fremden fühlte; wie sehr sehnte er sich einem theilnehmenden Freunde sein volles Herz auszuschütten; doch als Ausländer konnte er auf keine Freundschaft rechnen, und der Einzige, der ihn liebte, war sein Gönner und Herr. Erst gegen Morgen warf er sich auf's Lager, wo bald ein sanfter Schlaf den Sturm seiner Seele beruhigte. Die Sonnenstrahlen sahen durch die Fensterscheiben, als Leon erwachte. Schnell warf er sich in die Kleider, um den Morgenbesuch bei seinem Herrn zu machen. Da trat sein Diener in das Zimmer und überreichte ihm ein zierliches Kästchen von feinpolirtem Ebenholze mit den Worten: „Ein Mann hat am frühesten Morgen mir dies mit der Weisung übergeben, es euch beim Erwachen sogleich einzuhändigen.“ Der Doktor erbrach hastig das Siegel, öffnete das Kästchen und siehe, es war mit Goldstücken angefüllt, worunter sich ein kostbarer Diamant-ring an einem zusammengerollten Papier vorfand. Er entfaltete neugierig das Blatt und las: „Nehmet dieses kleine Geschenk als einen Beweis unserer Erkennlichkeit. Solltet ihr einst irgend eines Dienstes bedürfen, so bin ich zu jeder Minute bereit.“ Leon zweifelte gar nicht, daß der erkenntliche Salum der Geber sei, und nahm sich vor, dem Juden wenigstens die Goldstücke wieder zurückzustellen; denn sein stolzes Herz sträubte sich dagegen, sich seine Gutthaten mit Gold bezahlen zu lassen. Mit diesem Vorsatz eilte er zu seinem Herrn.

## II.

In der Zeit, in welcher unsere Erzählung handelt, herrschten in Böhmen große Unruhen. König Johann, der die meiste Zeit in seinem Luxemburg in Sauss und Brauss verlebte, kümmerte sich um seine böhmischen Unterthanen sehr wenig, und überließ die Regierung des Landes solchen Menschen, die ihren Vortheil vor Augen hatten und, anstatt die Ruhe herzustellen, ihre Störung vielmehr durch Ränke und gewaltige Erpressungen verursachten. Ein solcher Landesverweser war Heinrich Lipa. Dieser drückte das Volk mit Steuern und Abgaben dergestalt, daß fast das ganze Land in Aufruhr kam und sich beim König beschwerte, der dann den tyrannischen Lipa seiner Würde entsetzte und an seiner Stelle den frommen, gerechten Peter, Erzbischof zu Mainz, zum Statthalter des Königreichs erwählte. Mit dieser Wahl waren aber wenig Böhmen zufrieden, besonders hatte sie den Unwillen des Adels erregt, der sich niemals unter die Herrschaft eines Ausländers fügen wollte. Man legte allen Anordnungen des neuen Statthalters und seinen zweckmäßigsten Anstalten Hindernisse in den Weg, und der edle tugendhafte Peter konnte bei all seiner Sanftmuth, Rechtlichkeit und Weisheit dennoch nicht die Herzen der Böhmen gewinnen. Die meisten Bürger Prags und die der Provinzstädte verlangten, der König möchte im Lande bleiben, oder die Regierung seiner Gemahlin Elisabeth, dem letzten Sprossen des verehrten Premysliden-Stammes, überlassen. Dieser Meinung waren auch einige vom Adel; doch der stolze, herrschsüchtige Lipa mit seinem Anhang widersetzte sich dem Ansinnen, von einem Weibe beherrscht zu werden; sie verlangten einen Statthalter aus ihrer Mitte, und so waren Bürger gegen Bürger, Adel gegen Adel in immerwährendem Zwist und Hader; eine Partei suchte der andern wo möglich zu schaden, in den Gasthäusern ward gestritten und gerauft ohne Unterlaß, und fast jeden Tag gab's blutige Auftritte. Prag war der eigentliche Tummelplatz dieser politischen Zänkereien. Abenteuerjuchende Ritter und anderes müßige Gefindel benutzten diese Unruhen, kamen von allen Gegenden herbei, um hier, wo sie den Arm der Gerechtigkeit wenig zu fürchten hatten, ihre Streiche ungestört ausführen zu können. Sie wurden auch bald von dieser, bald von der andern Partei unterstützt und zu schändlichen Zwecken verwendet; so hatten Meuterei, Raub und Mord ihre Höhle zwischen den stolzen Palästen der Großen, und in Libussa's weltberühmter Stadt wimmelte es von Landstreichern, Gaunern und Mordbrennern. Von all den Gräueltthaten, die um diese Zeit geschahen, machte nur eine Art großes Aufsehen, nämlich der häufige Kirchenraub, sowohl in der Stadt als auf dem Lande. Fast jede Nacht wurden einige Kirchen ausgeleert, und man konnte trotz der weisen Vorkehrungen des Erzbischofs die Verbrecher nicht ertappen. Die Ohn-

mächtigkeit der Sicherheitsorgane erregte bei den Bürgern den Verdacht, als wäre der Statthalter und der König mit den Kirchenräubern im Einverständniß, um auf diesem Wege alle Schätze aus dem Lande zu schaffen. Heinrich von der Lipa mit seinen Freunden suchten ganz natürlich diesen Verdacht bei den Pragern zu erhalten. Das gemeine Volk aber meinte, diese nächtlichen Kirchenräuber könnten nur die Juden sein, welche damals, die Zeit benutzend, ungemein viel Reichthümer gesammelt hatten. Es wurden auch viele Juden angeklagt und eingezogen, jedoch wirkliche Beweise hatte man niemals auffinden können. Hajek, der böhmische Livius, beging gar oft den Fehler, daß er die Sagen des gemeinen Volks für erwiesene Thatsachen ausgab, und so wimmelte seine Chronik von Lastern und Gräueltthaten, welche die Juden in Böhmen verübt haben sollten.

Der Erzbischof von Mainz schien heute nicht wie sonst heiter und freundlich. Eine finstere Wolke lagerte auf der ehrwürdigen Stirne des biedern Prälaten. Ehrfurchtsvoll erkundigte sich der Arzt nach dem Gesundheitsstande seines Gebieters. „Der Leib, lieber Freund, wäre wohl gesund; aber die Sorgen drücken meinen Geist nieder,“ erwiderte der Greis. „Glaube mir, Leon, das Regieren ist keine kleine Aufgabe, zumal in diesem Lande, wo das Volk stolz und halbstarrig, der König ein junger lebenslustiger Mann, den des Landes Wohl wenig kümmert. Da soll nun ich, ein schwacher Greis, das Ruder lenken und den Staat aufrecht halten; doch ginge noch Alles, wenn wir nur Gold hätten. Der König verlangt schon wieder Gold für seine Luxemburger, die Krieger, die Beamten ihren Sold, die Königin hat bereits zweimal um ihr Ausgesetztes angefucht, und unsere Kassen werden von Tag zu Tag leerer. Der Bürger und Landmann klagt über Willkür und Druck des Adels, dazu treibt der hochmüthige Lipa sein Wesen im Lande, schmiedet Ränke, wirbt sich mit seinem früher gesammelten Vermögen gute Freunde, die ihm zu seinen stolzen Plänen behilflich sind; so muß die Gährung im Lande bald ausbrechen.“ Der ehrwürdige Greis schwieg und betrachtete aufmerksam den Leibarzt, der in Nachdenken versunken, den Blick auf den Boden geheftet, vor ihm stand. „Euer Geist scheint mit andern Dingen beschäftigt, als mit unsern Staatsangelegenheiten,“ nahm der Erzbischof wieder das Wort. „Verzeihet, gnädiger Herr! Ich dachte nur nach, wie dem Uebel abzuhelfen wäre. Die Großmuth Eurer Gnaden hat meine Sparbüchse gefüllt, ich habe einiges Vermögen als Zehrpfennig für das Alter erübrigt, dazu bekam ich noch heute ein namhaftes Geschenk von mehr denn hundert Goldstücken. Wenn die Beträge hinreichten, für den ersten Augenblick die Ordnung zu erhalten, so wäre ich —“ „Nicht doch, lieber Leon,“ fiel der Statthalter rasch ein. „Ein Staat bedarf mehr, als ein Einzelner sich erspart. Ich kann von eurem mühsam erworbenen Vermögen keinen Gebrauch machen, aber um so mehr rechne ich auf euere Person selbst.“ „Sprecht, gnädiger Herr! womit kann ich meinem Gebieter und dem Staate dienen? ich bin zu Allem bereit,“ versetzte mit Feuer der Arzt.

„So hört denn!“ fuhr der Bischof fort. „Das meiste Gold befindet sich in den Händen unserer fleißigen, sparsamen, mitunter auch wuchernden Israeliten. Jene Staatspolitik, die Juden, nachdem sie im Lande Schätze gesammelt, gewaltsam zu plündern, wie es im Frankenlande oft geschehen, halte ich für schändlich und allen Rechten der Menschheit zuwider. Wenn aber ein oder mehrere reiche Männer dieses Volkes sich fänden, die dem Staate gegen Schuldschein und billige Zinsen einige hundert Mark Silber vorstreckten, so wäre dem Uebel abgeholfen. Zu diesem Geschäfte habe ich euch gebrauchen wollen. Leon, ihr seid mit diesem Volke bekannt, kennt ihre Schwächen und Tugenden, euere Beredsamkeit, euer einnehmendes Wesen wird sie geschmeidiger machen.“ Leon hörte aufmerksam des Erzbischofs Reden, und als dieser geendet, erwiderte er: „Herr! es soll geholfen werden! Wie viel verlangt. Ihr?“ „Zwei tausend Mark wäre hinreichend,“ war die Antwort. „Gut. Ich kenne einen reichen, ehrlichen Mann, an den will ich mich halten.“ —

Der erste Gang des Arztes war auf die Altstadt zu Salum, der ihn freudig empfing und alles aufbot, seinen werthen Gast nach Gebühr zu bewirthen. Dina war heute, wenn gleich nicht geschmückt, doch nicht minder reizend als vergangene Nacht. Sie saß im einfachen Hausgewande in einer Fenstervertiefung, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt; die Hausmutter ging hin und her, die Wirthschaft zu besorgen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen begann der Gast: „Lieber Salum, als ihr mir gestern euere Dienste angeboten, hätte ich nicht gedacht, daß ich sobald eure Güte in Anspruch nehmen würde. Ja, staunt nur, ich bin gekommen, euch an euer gestriges Wort zu erinnern.“ „Gnädiger Herr! was Salum einmal ausgesprochen, wird er auch halten.“ „Daran zweifle ich nicht! Ihr habt eure Erkenntlichkeit zur Genüge bewiesen, indem ihr mir ein so bedeutendes Geschenk überschicket. Lieber Salum, es ist zu viel für einen kleinen Dienst, der nichts als Pflicht war. Ich nehme den Ring zum Andenken, doch die Goldstücke bringe ich euch zurück;“ so sagte Leon, indem er den Beutel vor sich hin auf den Tisch legte. „Guter Herr,“ bat Salum, „thut mir das nicht! nehmt hin, was ich leicht entbehren kann. Glaubt nicht, daß der Jude wirklich geizig ist und mit unlöslichen Banden an seinem Gold hängt; er ist haushälterisch, giebt keinen Pfennig gern überflüssig aus, doch zur Zeit, wo es nöthig, da hat Geld keinen Werth für ihn.“ „Aber laßt mich doch ausreden,“ fiel der Doktor ein. „Ich gebe euch euer Geld zurück, um weit mehr zu begehren.“ „Ja, wenn dies ist, so laßt hören.“ Darauf machte ihn Leon mit dem Verlangen des Statthalters bekannt und erklärte ihm deutlich den Zustand und die Verhältnisse des Landes. „Zwei tausend Mark? Viel, sehr viel für mich allein! Schuldschein!“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „der Schuldschein eines Staates in der Hand eines Juden nur ein schwaches Papier. Bei wem soll ich mein Recht suchen, wenn der Schuldner selbst der Richter ist? Doch euch zu lieb will ich das Ge-

schäft mit dem Statthalter eingehen, wenn ich noch Einige dazu bereden kann. Wie gesagt, für mich allein ist die Summe zu groß. Verweilet noch einige Zeit in meinem Hause, ich werde euch bald Antwort bringen.“ Rabbi Salum nahm hierauf sein Barett und seinen Stoc und entfernte sich. Indessen unterhielt sich der Doktor mit der Tochter des Hauses. Diese war aber heute bei Weitem nicht so gesprächig als gestern. Sie horchte zwar auf Leon's Worte, erwiderte kurz dessen Fragen; doch jenes hingebende Vertrauen, das er gestern an der Jungfrau wahrgenommen, konnte er heute in ihrem Betragen nicht finden. Das Mädchen schien ihm zurückhaltend, ja mißtrauisch zu sein, und der sanfte Blick ihres himmlischen Auges, der ihm vor wenigen Stunden so wohlthuend begegnet, hatte sich in einen düstern, wehmuthsvollen umgewandelt. Leon schrieb diese Umwandlung ihrem Brautstande zu. „Sie kann den widrigen Menschen unmöglich lieben,“ dachte er bei sich selbst, „und eine verlobte Braut kann immer noch das Weib eines Andern werden.“ Nach einer Stunde kam Salum zurück. Freude malte sich auf seinem Antlitz. „Gelobt sei der Herr Zebaoth! die Sache hat sich gut gemacht,“ sprach er lächelnd zu Leon. „Ihr könnt unserm gnädigen Statthalter die frohe Nachricht bringen, daß er noch heute die verlangte Summe erhält. Ich habe mit den Reichen und Wohlhabenden unserer Gemeinde gesprochen, Jeder ist bereit, so viel als möglich beizutragen.“ Mit inniger Freude vernahm dies der Arzt, dankte Salum, verbeugte sich vor Dina und wollte sich entfernen, aber der Hausherr faßte ihn beim Arm und drückte ihm den Beutel mit den Worten in die Hand: „Rehmet, Herr! Was wir euch zu Liebe dem Staate thun, hat mit meiner Dankbarkeit und eurem Edelsinn nichts gemein. Vergebt, daß ich, ein unwissender Jude, euch belehre. Ihr seid ja hier ein Fremder, nur eures Fürsten Diener. Die Huld der Vornehmen ist oft nichts als Traum. Ihr könnt einst das Gold noch brauchen, vielleicht zu einem edlen Zwecke, denn auch dazu braucht man oft Geld.“ Der Arzt fühlte sich von der Wahrheit des gutmüthigen Salums getroffen, nahm den Beutel, drückte des Gebers Hand mit Wärme und eilte davon. Noch an demselben Tage wurde das Geld dem Erzbischof übergeben und — die Ruhe war auf einige Zeit im Lande hergestellt. —

Von nun an war Leon fast täglicher Gast bei Salum, und je öfter er ins Haus kam, um so mehr entfaltete sich ihm Dina's Lieblichkeit, um so höher wuchs seine Reizung, die endlich zur Leidenschaft wurde. Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte er sich zu der schönen Jüdin hingezogen, es war ihm, als sei sein Leben mit dem ihrigen verschmolzen, und seine Seele nur ein Theil der ihrigen. Dina blieb sich hingegen in ihrem Benehmen immer gleich. Sie verehrte den Mann, der ihr selbst und ihrem Vater zur Zeit der Noth einen mächtigen Dienst geleistet, wie einen schützenden Genius, aber sie betrachtete ihn zugleich wie einen vornehmen Herrn, der sich bloß aus Güte zu ihr herablasse, und niemals nahm sie die

schmeichelnden Worte des beredten Doktors für Wahrheit. Ihr Auge und Ohr lauschte mit Wohlgefallen auf den Klang seiner Laute und seine süßen Liebestlieder, und ihr reines Herz fühlte himmlisches Entzücken, wenn der kraftvolle feurige Mann ihr die Freuden reiner Liebe schilderte; wie der Strahl der Frühlingssonne in die schlummernden Keime frisches Leben haucht, so weckten seine glühenden Seelenergüsse nie gefühlte Regungen in ihrer Brust. So oft er aber von Verbindung und Ehe sprach, schüttelte sie bedächtig das niedliche Köpfchen und erwiderte: „Verlangt, Herr, nicht das Unmögliche, ich bin eine Tochter Israels, die erklärte Braut eines Andern, und kann nie euer Weib werden.“

So verstrichen mehrere Wochen, und Leon war in seiner Liebesangelegenheit um keinen Schritt weiter gekommen. Im Gegentheil! Es schien ihm, als werde das Mädchen immer kälter und vermeide absichtlich mit ihm allein zu sein. Oft mußte er es zum Verdrusse mit ansehen, wie zuvorkommend und liebeich Dina ihrem abgeschmackten Spons begegnete, wie sie dessen Zärtlichkeiten gern annahm und nicht selten züchtig erwiderte. Schon wollte Leon verzweifeln und den Vorsatz, das Mädchen zu gewinnen, aufgeben. Seine Besuche wurden seltener und wenn er kam, blieb er nicht lange. Warum sollte Dina eine Ausnahme sein? dachte er, sie ist allen Töchtern Israels gleich. Gold ist die einzige Männertugend in ihren Augen! Ich will meine Leidenschaft bekämpfen. Doch ein unvermuthetes Abenteuer änderte seinen Vorsatz. — Vor Zeiten war das sogenannte Purim oder Hamanfest mehr als heutzutage gewürdigt und von den Juden auß Glänzendste gefeiert. Die Verfolgungen und Schreckensscenen der Gegenwart hatten ihnen die Vertilgungs-Edikte des böswilligen Haman zu sehr in Erinnerung erhalten, so daß jeder sich glücklich pries, wenn er den 14. Adar friedlich im Familientreise zubringen konnte. Der Purimtag war ein Tag allgemeiner Freude, an diesem durfte kein Jude trauern. Der grämliche Rabbi, der durchs ganze Jahr über dem Talmud brütete, sich um die Welt und sämtliche Menschen darin nicht kümmernd, am Purim legte er seine theuern Manuskripte aufeinander, öffnete die Stube und das verschlossene Herz der Freude. Lustige Masken, von lärmender Musik begleitet, zogen bei ihm den ganzen Tag aus und ein, an Würfelspiel und anderm Zeitvertreibe nahm er heute Theil. Selbst der finstere Chapd, der sich von Sabbath zu Sabbath mit Fasten kasteiete, in Gebeten und Betrachtungen den größten Theil seines Daseins verbrachte, am Purim heiterte sich sein faltenreiches Gesicht, der Sohar ward zugeschlagen und der fromme Sonderling lachte und scherzte wie ein Lebemann. In den Häusern der Reichen gab's große, stark besetzte Tafeln, wozu arme Verwandte eingeladen wurden, werthvolle Geschenke schickte ein Nachbar dem andern, und in den Gassen wimmelte es von komischen Masken und muthwilligen Gesellen. Doch war die Lustbarkeit des Tages nur ein Vorspiel der Freuden der folgenden Nacht. Da wurden die Zimmer erleuchtet,

Lustern und Lampen gossen ein Lichtmeer in die erwärmten traulichen Wohnungen, die Tische waren mit allerhand Bäckereien und Lederbissen besetzt, wobei ein abgefottener, mit rothen Bändern verzierter Kalbskopf als Sinnbild des verruchten Hamanskopfs besonders paradirte. Wein und andere Getränke flossen in Menge. Die Häuser blieben in dieser Nacht immer offen. Gäste kamen und gingen, Maskenzüge, Scenen aus der jüdischen Nationalgeschichte darstellend, zogen von Haus zu Haus, von jüdischen Musikanten begleitet, die hierbei Proben ihrer Geschicklichkeit ablegten. Jünglinge und Mädchen führten Tänze und Schäferspiele auf, und dieses Treiben dauerte fast die ganze Nacht. Der vornehme Hausherr saß an seinem Tische oben an, eine große Schüssel mit kleinen Münzen vor sich und einen Beutel mit größeren Münzen zur Seite, die er freudig lächelnd unter die Gäste nach dem Verhältnisse ihrer Wiße oder zwerchfellerschütternden Späße austheilte. Essen und Trank war in dieser Nacht frei. Jeder durfte ohne Scheu nehmen was ihm am besten mundete, die Scheidewand zwischen Herr und Diener war gefallen, der Patron scherzte mit dem einfältigen Knechte, die vorwizige Magd neckte ihre strenge Gebieterin. Der Becher kreiste fröhlich, Flaschen wurden geleert, Kinder, Greise, junge und alte Männer, Weiber, alles war heute dem Gott des Trinkens verfallen; denn so lautet auch die Talmudische Vorschrift: Trinke bis du im Rausche zwischen: Gesegnet sei Mordechai und verflucht sei Haman keinen Unterschied zu machen weißt! Auch erzählt der Talmud neckische Geschichten von berauschten Rabbis, die einander im Uebermaß der Freude die Köpfe abschnitten, zum Glück aber durch die Macht der Kabala wieder anwachsen machten (Trakt. Megilla). In dieser Purimnacht hatte Leon den sonderbaren Einfall, das Haus des Salum in Maske zu besuchen. Vielleicht wollte er die geliebte Dina beobachten, ihr Herz erforschen, vielleicht war's bloß Laune, wie denn oft der vernünftigste Mann schwache Momente hat, wo er eine Thorheit begeht; genug, er kleidete sich in die damalige Tracht eines jüdischen Heirathskandidaten, und, um den Scherz zu erhöhen, ganz so, wie Izzig am Tage der Verlobung gekleidet war. Eine Karrikaturlarve vor dem Gesichte mischte er sich unter einen Trupp anderer Masken und trat in die Wohnung Salums. Da er die Verhältnisse des Hauses gut kannte und den jüdischen Dialekt nachzuahmen verstand, war es ihm leicht, unter die versammelten Gäste einige Wiße zu streuen und dadurch ihre Neugierde zu reizen. Am meisten erfüllte die frappante Aehnlichkeit mit Izzig Klebler die Anwesenden mit Verwunderung, und der Doktor, der sich in seiner Mummerei gefiel, unterließ es nicht, auch die Geberden und Eigenheiten Kleblers anzunehmen. Man rieth hin und her, wer diese neckische Maske sein möge und lachte von Herzen. Auch Dina ließ sich mit ihm ins Gespräch ein und sie suchte durch Widerspruch des Unbekannten Redseligkeit zu reizen. Ihr Scharfblick hatte bald im zärtlichen Händedruck, im schmelzenden Ton der Stimme und im dunkeln Feuer der durch die Larve

funkelnden Augen den Doktor erkannt. „Ach ihr seid es, Herr? Es gefällt euch mit der armen Dina Scherz zu treiben! Das thut wehe, Herr!“ flüsterte das Mädchen dem Doktor zu und entfernte sich aus dem Zimmer. Leon fühlte sich beschämt, er sah ein, wie unzart er gehandelt und verließ augenblicklich das Haus. Die Luft war feucht und neblig, nur spärlich durch den dichten Wolfenschleier beleuchtete der Mond die Gassen, die noch immer von herumziehenden Mäskern belebt waren. Kaum hatte der Doktor einige Schritte vorwärts gethan, ward er von einem Weibe, das sich ihm in den Weg stellte, aufgehalten: „Ihr sollt sogleich zu uns kommen, Izzig. Mein Mann liegt schwer krank, ein Häfcher hat ihn in die Lenden gestochen.“ sprach das Weib so leise, als fürchtete sie von jemand Andern gehört zu werden. „Wer ist dein Mann, wo wohnt ihr?“ fragte Leon mit verstellter Stimme. „Ei, ei! Ihr seid heute wunderbar! Wie oft seid ihr schon bei uns gewesen. Noch keine acht Tage sind's, als ihr die goldenen Borden von dem Meßgewande abgeholt, und heute thut ihr so? Fürchtet nichts und kommt mit, denn die Wunde ist gefährlich.“ Dem Arzt schien das Ganze verdächtig, er ahnte, daß irgend eine Schurkerei dahinter stecke und nahm sich vor, seine Rolle als Izzig Klebler fortzuspielen. „Gehe voran, ich werde dir folgen.“ sprach er, und das Weib führte ihn durch mehrere abgelegene Gassen bis in die Gegend des Moldauufers. Hier blieb sie bei einem niedrigen Häuschen stehen und sprach: „Gehet nur hinein, ich muß noch anderswohin eilen, dem Pawel die Geschichte melden und die versprengten Kameraden auffuchen.“ Das Weib eilte davon und Leon trat nicht ohne Grauen in das Häuschen, das eher einer Mördergrube, als einer Menschenwohnung ähnlich sah. Die ziemlich große Stube ward von einem düstern Kaminfeuer nur schwach beleuchtet und noch schwächer erwärmt, die Wände waren rußig, die kleinen Fenster fast ganz verklebt, die Tragbalken des Gesimses verfault, durch die Rigen des Daches tropfte der zerfließende Schnee, und das Innere war fast ganz von Hausgeräth entblößt. Auf einem armseligen Strohlager wimmerte ein Mann und stieß von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen aus. Er schien den Angekommenen gar nicht zu bemerken und in Fieberhize zu reden. Leon horchte den verworrenen Reden eine Weile zu: „Verfluchter Hund! Willst du nicht kommen? Was? sollen wir für dich Kirchen plündern und unser Leben daran setzen, während du Possen treibst? Auf's Rad sollst du mir, Izzig Klebler.“ Leon nahte sich schauernd dem Lager und sprach, Klebler's Stimme annehmend: „Da bin ich ja! Was verlangt ihr denn?“ Der Mann schlug die Augen auf. „Daß dich der Teufel in den Höllenspfuhl schleudere und deine verfluchte Seele mit aller Höllenpein martere,“ entgegnete er mit schwacher Stimme. „Warum flucht ihr mir, sagt, was ist euch widerfahren?“ fragte Leon. „Was geschehen ist? Siehst du denn nicht, daß ich in Blut schwimme? Laß mir geschwind einen geschickten Bader holen, dem man sich anvertrauen kann! Mir fehlt's an Geld! Der Teufel hat uns das Spiel verdorben.“

Weißt ja, es war heute auf die St. Markuskirche abgesehen. Alles ging prächtig, wir waren ihrer drei in der Sakristei versteckt, die Andern sollten kommen und das Hinterpförtchen öffnen. Schon hatten wir Monstranz und Kelch sammt silbernen Leuchtern zusammengepackt, als das besagte Pfortchen aufgeriegelt ward, doch schien mir's gleich etwas zu früh. Seid ihr's, Kameraden? fragte ich. Ja, ja, wir sind's, war die Antwort, und im Nu waren wir von einem Haufen Söldner umringt. Meine zwei Gefellen, vor-sichtiger als ich, waren, von der Dunkelheit begünstigt, glücklich bis zur Kuppel gekommen und wahrscheinlich durch eine Oeffnung entwischt. Ich aber, der zu weit vorgeedrungen, sah keine andere Rettung, als mich mit Gewalt durchzuschlagen. Vertrauend auf dein Amulet entriß ich dem Nächsten die Hellebarde, schleuderte die Söldner rechts und links und erreichte glücklich den Ausgang. Ich floh was ich konnte bis zur Moldau, hinter mir drein die Häfcher, denen ich nur dadurch entging, daß ich mich in den Strom stürzte. Ich schwamm eine Strecke unter dem Wasser und nahm dann die Richtung nach dem andern Ufer. Aber dein sogenannter Talisman besitz nicht viel Wunderkraft; du versicherst mich, er mache hieb- und stichfest, und doch hatte das spizige Eisen eines Söldners mir den Schenkel durch-bohrt. Da nimm deinen trügerischen Talisman wieder zurück, er hilft eben so viel als die Salbe der alten Zigeuner von Podol." Dies sagend warf er ein auf Pergament geschriebenes Amulet, welches die Juden an die Pfosten der Thüren annageln, dem erstaunten Leon zu, und sank, vom vielen Reden erschöpft, ohnmächtig auf's Lager zurück. Durch die Bewegung ward die Wunde wieder aufgerissen, und ein neuer Blutstrom quoll hervor. Leon vergaß seine Rolle und eilte, als Arzt die Wunde, so viel es sich thun ließ, zu verbinden und den Ohnmächtigen wieder in's Leben zurückzurufen. „Ich gehe jetzt einen Arzt zu holen, haltet euch nur ruhig, damit der Verband nicht verschoben werde, die Wunde wird bald heilen,“ sprach Leon, nach-dem der Verletzte wieder zu sich gekommen. „Fahre zur Hölle, spizbübischer Jude, laß einen Barbier kommen, der nicht plaudert, vergiß auch nicht einen Beutel mit Groschen zu schicken,“ erwiderte Waclaw Kybar.

Leon hatte genug erfahren. Ihn graute, länger in der Wohnung des Verbrechers zu weilen und nachdem er dem Kranken einige Silberstücke in die Hand gedrückt, verließ er eiligst das unheimliche Raubnest. — Ein schwerer Kampf war es, der jetzt in Leon's Brust vorging. Sollte er als redlicher Mann seine Entdeckung der Behörde anzeigen, Salum und die geliebte Dina der Schande und dem Verderben Preis geben, oder sollte er das Schändliche verschweigen und die Entdeckung dem wachenden Auge der bürgerlichen Gerichte überlassen? Die Liebe verlangte Stillschweigen, die Pflicht gebot zu reden. Gern hätte er dem Gerichte die Verbrecher über-liefert, wenn er nur die unschuldige Familie Salums retten konnte. Das Verbrechen des Sidams hätte aber auch den Schwäher mit ins Verderben gerissen. Da schlug seine Ueberlegung den Mittelweg ein. Erst sollte

das Bündniß zwischen Salum und Klebler gelöst werden, dann die Gerechtigkeit ihr Opfer hinnehmen. Diese Vorstellung that dem liebenden Manne wohl, er dachte sich die schöne Dina frei und die Hoffnung, sie zu besitzen, lebte in seinem Herzen wieder auf. Unter diesen Betrachtungen kam er zum zweiten Male vor die Wohnung Salums, in welcher es noch lebhaft zuging. Er trat verummumt wie früher unter die fröhlichen Zecher. „Izzig's Ebenbild ist schon wieder da!“ schriean die Gäste und sammelten sich um die Maäse; diese aber verlangte bloß mit dem Hausherrn im Geheimen zu reden und Salum führte sie in ein besonderes Gemach. „Salum,“ begann hier Leon, „trachtet so schnell als möglich das Verhältniß zwischen euch und dem Klebler aufzulösen, denn ich schwöre euch bei dem Allmächtigen, dem die tiefsten Geheimnisse nicht verborgen sind, des Kleblers unvermeidlicher Sturz ist nahe und wenn ihr euch nicht bald von ihm los sagt, reißt er auch euch mit in den Abgrund.“ Leon sprach dies mit so viel Ernst und Nachdruck, daß es der Jude unmöglich für einen Purimspañ halten konnte und erschrocken erwiderte Salum: „Was kann dem Klebler widerfahren? er ist ein steinreicher und grundehrlicher Mann.“ „Reich mag er sein, doch von Redlichkeit ist keine Spur an ihm, denn wisset, dieser Klebler, euer Eidam, ist ein Gefelle der Kirchenräuber und Wegelagerer!“ „Um Gotteswillen, was spricht ihr da? Welche Beweise könnt ihr mir geben, daß eure Aussage nicht Verleumdung ist? Jeder Mensch hat seine Feinde.“ „Ich habe euch bei dem höchsten Wesen geschworen, euer Eidam ist ein niederträchtiger Mensch. Laßt ihn rufen, nennt ihm die St. Markuskirche, den Namen Waclaw Kybar, und zeigt ihm dieses Pergament, das er als ein schützendes Amulet dem Spießgesellen gegeben.“ Mit diesen Worten überreichte er das Stück Pergament dem fast zur Bildsäule erstarrten Juden und entfernte sich rasch aus dem Hause.

Wie ein Blitzstrahl hatten diese Reden den gutmüthigen Salum erschüttert, er konnte lange nicht zu sich kommen und stand wie vernichtet da, bis ihn die Gattin aus seiner Betäubung weckte. „Was ist geschehen,“ fragte sie mit Besorgniß, „wer war die sonderbare Maäse und was hat sie dir gesagt?“ „O viel, sehr viel, Weib!“ erwiderte Salum, trat zur Thüre und rief seinen Eidam und dessen Vater, die in dem andern Zimmer waren, zu sich. „R. Chaim,“ begann Salum mit erzwungener Ruhe, „ich habe wichtige Dinge mit euch zu reden. Die Welt zweifelt an eurer Redlichkeit, und heute hat mich jemand versichert, ihr seid nicht auf redlichem Wege zum Vermögen gekommen.“ „R. Salum, was denkt ihr von mir? Wodurch habe ich solchen Verdacht in eurem Herzen erregt? Oder scherzet ihr vielleicht?“ entgegnete der alte Klebler. „Nein, nein, ich bin von Scherz weit entfernt! Wirklich wahr! Mich hat jemand gewarnt vor euch.“ „Vater,“ fiel der junge Klebler lachend ein, „siehst du denn nicht, daß der Purimtrank meinem Schwäher ein wenig in den Kopf gestiegen und ihm den Verstand verrückt?“ „Schweig!“ donnerte Salum aus der Fassung gebracht.

„rede nicht früher, bis ich dich frage! Ja, so ist's R. Chaim,“ wandte er sich zu dem Alten. „Man spricht sonderbare Dinge von eurem schnell erworbenen Reichthum. Ich wollte keinen Theil dabei haben!“ Der alte Klebler schwieg. Izzig hingegen gerieth in Zorn und fragte: „Wer ist der Schurke, der uns etwas Unrechtes nachweisen kann!“ „Poche nicht so sehr auf deine Ehrlichkeit,“ unterbrach ihn Salum, „ich könnte dir Namen ins Ohr schreien, die dich wie der Donner zerschmetterten!“ „Nun, so laß hören; wie lauten diese Schreckensworte?“ entgegnete trotzig der Schwiegersohn. „Kennst du einen gewissen Waclaw Kybar?“ Bei diesem Namen erblaßte der alte Klebler und begann am ganzen Leibe zu zittern; der junge aber lachte hell auf und sprach: „Der arme Kerl, was ist's mit ihm? er verdient öfters einen Kreuzer bei mir, weiter nichts.“ „Und die Kirchenplünderung ist auch nichts?“ „He! will's da hinaus? Geh! Schwäher, wenn wir zuweilen so einem Tropf einige Stück Silber ablaufen, so ist das ein gutes Werk, das Gott gefällt, denn die verfluchten Gojim plündern auch unsere Schulen, die doch heilig sind.“ Länger konnte Salum nicht an sich halten. „So ist es also doch wahr? Fort, niederträchtiger, abgefemter Schurke!“ rief er entrüstet. „Sorget, daß ihr aus meinem Hause kommt, ehe ich euch hinauswerfen lasse! Mein Gott! warum hast du mir das zugeschickt? Geh, Hunde! Von diesem Augenblicke an soll jede Verbindung zwischen uns aufhören.“ Jetzt trat auch Dina in's Zimmer; der Vater faßte ihre Hand. „Kind, preise unsern Gott, der dich aus den Händen der Verruchten erlöste.“ Das Mädchen sah verwundert bald den Vater, bald die Mutter an. „Ja, meine Tochter,“ fuhr Salum weiter fort, „von diesem Augenblicke bist du frei und hörst auf, die Braut dieses elenden Menschen zu heißen.“ „Kommt, laßt uns gehen Vater! Der hohe Rabbi soll entscheiden, ob ein ächter Befenner des Gesetzes Wort und Handschlag seinen Glaubensgenossen wegen einer so unwichtigen Sache brechen dürfe!“ sprach der junge Klebler, indem er den ganz zerknirschten Vater gewaltsam fortzog. „Geh! zu Scharf und Asafel,“ rief der erzürnte Hausherr ihnen nach; dann wendete er sich an die anwesenden Verwandten. „Ihr staunt über die plötzliche Veränderung? Ich kann die Ursache euch jetzt nicht sagen, mit der Zeit werdet ihr einsehen, daß Salum recht gethan.“ Schweigend verloren sich die Gäste Einer nach dem Andern; in Salums Wohnung ward es still und die Fröhlichkeit des Purimfestes, die überall noch herrschte, hatte hier auf einmal geendet.

Am Morgen des nächsten Tages ward Salum zum Oberrabbi vordem Gericht geladen, wo sich bereits die beiden Klebler befanden. Der Rabbi, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte, saß in einem gepolsterten, etwas erhöhten Lehnstuhle und horchte mit ernster Miene auf die Anklage, die der junge Klebler gegen seinen ehemaligen Schwäher führte. „Was habt ihr, Salum, dagegen zu erwidern?“ fragte der Rabbi, nachdem der Kläger geendet hatte. „Hoher Rabbi!“ entgegnete Salum, „nichts anderes, als

daß ich früher in der Einbildung war, mit redlichen Söhnen Israels in Verwandtschaft zu treten, nun aber habe ich mich überzeugt, daß ich mit Niederträchtigen in Verbindung gestanden.“ „Womit könnt ihr eure Aussage beweisen? Die Klebler sind stets fromm und gottesfürchtig gewesen.“ „Wohl, der Schein hat auch mich betrogen; aber Gott sei gelobt dafür, daß er mir bald die Augen geöffnet.“ Hierauf erzählte er die Verbrechen des Klebler. Des Rabbi's Antlitz verdüsterte sich immer mehr und mehr, und als Salum zu Ende war, sprach der Greis mit Zorn: „Und ihr, Chaim, wußtet um die Thaten eures Sohnes und habt ihn auf dem Wege der Sünde gehen lassen?“ „Hoher Rabbi!“ nahm der alte Klebler demüthig das Wort, „ich wußte zwar, was mein Sohn unternahm, doch war mir unbekannt, daß sein Thun Sünde gegen Moses Gesetze sei. Er ist in der Thora und im Talmud wohlerfahren, dachte ich, er wird besser wissen, was recht oder unrecht ist, als ich, ein ungelehrter, einfältiger Mann. Mein Sohn hat mir oft bewiesen, daß es ein gottesfürchtiges Werk sei, der Gojim unreine Bethäuser zu plündern und ihren Baaldienst zu stören.“ „Hast du das gethan, Izsig?“ fragte der Rabbi. „Woher hast du diese falschen giftigen Lehren gezogen?“ „Hm! woher anders als aus unsern heiligen Büchern,“ entgegnete grinsend der junge Klebler. „Du sollst ihre Altäre vernichten, ihre Haine umhauen, ihre Bildsäulen niederreißen,“ lautet das Gesetz, und ich halte es für ein verdienstliches Werk, wenn man den verfluchten Gojim einen Schaden zufügt und besonders wenn man sie in ihrem Götzendienste hindert.“ „Schweig, elender Heuchler, und entweih mit deiner Lasterzunge nicht das heilige Wort des Herrn!“ zürnte der Rabbi. „Hast du darum so viele Jahre das schriftliche und mündliche Gesetz durchforscht, um es zu deinem Vortheil und niederträchtigem Eigennutze auslegen zu können? Wenn die Thora befiehlt, der Heiden thörichte, widersinnige und verderbliche Vielgötterei von der Erde zu vertilgen, so hat sie darunter den Gottesdienst der Christen, die auch an den ewigen Gott glauben, nicht verstanden, auch nicht verstehen können, weil damals noch keine Christen waren, und wenn das Gesetz verlangt, der Heiden Altäre zu zerstören, so verbietet es zugleich: Laß dich das Silber und Gold daran nicht gelüsten. Du aber hast dich bereichert mit dem, was dir hätte ein Abscheu sein sollen.“ „Hoher Rabbi,“ sprach jetzt der alte Klebler, von den Worten des Rabbi zur Neue geführt, „sagt nur, was soll ich thun, um die Sünde rein zu waschen? Ich will einen Theil meines Vermögens zu frommen Werken hergeben.“ „Schweig!“ unterbrach ihn der fromme Greis, „meint ihr, man kann solche Verbrechen mit Geld sühnen? Habt ihr daran gedacht, daß durch solche That Jehova's Name und das ganze Israel entweihet werde, daß, wenn man die Schurkerei entdeckt, das Leben unserer sämtlichen Brüder in Gefahr stehe. Für euer Verbrechen giebt's gar keine Sühnung, das ungerechte Gut könnt ihr nicht zurückgeben und so müßet ihr in Sünden zur Gruft fahren!“ Und der Rabbi schwieg eine Weile und schien nachzudenken.

Zitternd stand der reuige Chaim vor ihm und flehte mit thränenenden Augen um Buße und Versöhnung. „Noch ist euch zu helfen,“ nahm der Rabbi wieder das Wort: „Entsaget allen euren gesammelten Schätzen, vertheilt sie unter die Armen der Christen und bleibet ein frommer, reuiger Sohn Israels.“ „Und was soll aus mir werden?“ fragte hämisch lächelnd der junge Klebler, „gieb's für mich keinen Balsam, muß ich ewig ein Sünder bleiben?“ „Auch dir kann vergeben werden, wenn du mit wahrer Reue und zerknirschem Herzen zu Gott wiederkehrst und die Buße, die ich dir auferlege, vollständig ausübest. So höre denn: Ausgeschlossen sollst du sein von jeder Gemeinschaft mit Israel, kein Sohn des Glaubens soll dir einen Genuß zukommen lassen, noch von dir einen annehmen. Weder Trank noch Speise, weder Herberge noch Ruhstätte soll dir von einem Glaubensbruder gegeben werden. Die Thüren der Schulen seien für dich versperrt, es werde dein Name nie vor der Thora gelesen, kein Priester möge Segen über dich aussprechen. Arm wie ein Bettler sollst du umherirren von Ort zu Ort, und fasten sollst du zweimal der Woche den ganzen Tag. Ein harter Stein soll dein Kopfpolster, eine Strohmatten deine Decke sein. Und wenn du dieses durch volle zwölf Monde geduldet und ernstlich dich gebessert hast, dann erst wollen wir dich wieder in die Gemeinde Israels aufnehmen.“ „Rabbi, dein Urtheil ist fürchterlich,“ nahm hierauf Izzig das Wort, „es ist kaum zu ertragen; doch saget, wenn die Bußzeit vorüber sein wird, habe ich dann noch auf die Tochter dieses Mannes Anspruch? Bleibt Dina meine Braut?“ „Glender, Verworfenener!“ fiel Salum zürnend ein, „du wagst noch den Wunsch zu hegen, diesen reinen Engel an dein böshafte Herz zu drücken? Beim allmächtigen Gott Abrahams! eher würde ich dem Kinde einen Stein an den Hals hängen und es in die Gewässer der Moldau stürzen, als zugeben, daß sie dein Weib werde.“ „Nun, so verachte ich euren ohnmächtigen Bann, Rabbi!“ rief Izzig mit kreischender Stimme, aus seinen Augen funkelte es wie ein verderbender Blickstrahl, auf dem widerwärtigen Gesichte wechselte Zorn und Rachgier, und das krampfhaft Zucken der Lippen, das Zusammenballen der Faust verrieth die furchtbare Aufregung seines Innern. „Gut!“ fuhr er nach einer Weile fort, „ihr habt mich aus eurer Gemeinde ausgestoßen, so will ich auch weiter nicht zu euch gehören. Aber du, Salum und die ganze Gemeinde, ihr sollt Ach und Weh schreien über mich!“ Mit diesen Worten stürzte er wüthend aus dem Zimmer. „Izzig, mein Sohn! Gott steh mir bei, rette den Verirrten! Er hat nichts Gutes im Sinn!“ rief der alte Klebler, dem Sohne nacheilend. Salum betrachtete schweigend den sinnenden Rabbi. Dieser schien seine Gedanken zu errathen und sprach in wehmüthiger Stimmung: „Ach, Viele sind wider uns, Herr! Viele trachten nach unserm Leben, aber Du, mein Gott, machst ihre bösen Anschläge zu nichte und fängst den Arglistigen in seiner eignen Schlinge. Sieh, Salum, dieser Mensch hat, ich weiß es, Böses im Sinn, aber laß uns auf den vertrauen, der sein Volk Israel so oft schon aus Gefahr und

Drangsal gerettet.“ Salum verneigte sich ehrfurchtsvoll, und gestärkt durch des Rabbi Trostworte kehrte er heim zu den Seinen.

Dina's Liebreize entfalteten sich jetzt von Tag zu Tag mehr, die frühere Befangenheit in Gegenwart des schönen Leon's verlor sich nach und nach, und die Hochachtung verwandelte sich in zärtlichste Neigung. Dem scharfsichtigen Arzte blieb es nicht lange verborgen, er sah sich von dem holdesten Mädchen wahrhaft geliebt und dies Bewußtsein machte ihn zum Glücklichsten der Erdbewohner. Doch sollte das liebende Paar die Wonne reiner Liebe nicht lange genießen; unbemerkt hatte sich eine verderbliche Wolke zusammengezogen, die alle ihre Wünsche und Hoffnungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Nun kehren wir, lieber Leser, wieder einmal in die Wohnung der Witwe Ludmilla ein und hórchen auf das Gespräch, das darin gehalten wird. Frau Dorka, eine fromme, gottergebene Nachbarin, hatte Ludmilla besucht, um mit ihr bei Beginn der Charwoche Andachtsübungen vorzunehmen. Hierbei entstand folgendes Gespräch zwischen beiden Weibern: „Wo habt ihr denn, Frau Ludmilla, euern Knaben Heinrich? Ist er schon ganz gesund?“ fragte Frau Dorka. „Gesund wie ein Fisch, Nachbarin. Er wollte sich nicht länger halten lassen, ich mußte ihn in die Judengasse erlauben, den guten Salum heimzusuchen.“ „Das hättet ihr, Frau Ludmilla, nicht zugeben sollen, jetzt gar nicht; denn die Ostern sind nahe und es ist ganz gewiß, daß die Juden ihre Kuchen um diese Zeit mit Christenblut bestreichen.“ „Ei, ei! glaubt ihr auch an solches Gerede? Mein seliger Vater hat uns immer ausgescholten, wenn wir Kinder dergleichen Dinge schwapten. Er meinte, die Juden dürfen nicht einmal Thierblut, viel weniger Menschenblut genießen.“ „Sagt was ihr wollt, ich glaube es; mir hat ein gelehrter Mann gesagt, daß der Talmud den Juden ausdrücklich befiehlt, am Ofterabend Christenblut zu trinken, und er erzählte mir viele grauenvolle Geschichten, die sich in andern Ländern zutrugen, wie Kinder auf einmal verschwunden sind, die man später mit abgeschnittenem Halse im Wasser oder in Kloaken gefunden.“ „Verleumdung! Der Jude hält seine Gebote strenger als wir, und ihm ward das Gesetz: du sollst nicht morden, früher noch als uns verkündigt. Und gar der gutherzige Salum, der für mich und meine Kinder in der Hungersnoth gesorgt, uns täglich mit Wohlthaten überschüttet und wie ein zärtlicher Vater behandelt, wie könnte der meinem Heinrich was Leides anthun?“ „Ihr seid in dieser Hinsicht, Frau Ludmilla, zu leichtgläubig; trauet nur der Güte eines Juden nicht! Die feine Geschmeidigkeit ihrer glatten Zunge gleicht dem schönen Silberglanz der Schlange. Thut ein Jude einem Christen wohl, so geschieht's gewiß in böser Absicht und ehe der Mensch sich's versieht, fühlt er den giftigen Stachel in seinem Herzen und ist ohne Rettung verloren, hier und dort.“ „Kenntet ihr den guten Salum, ihr würdet nicht so übel von den Juden denken, und wenn es auch wahr ist, daß alle Juden in die

Hölle kommen, Salum findet gewiß ein Plätzchen im Himmel.“ „Hilft nichts, Jude bleibt immer Jude, er mag sich noch so gut stellen, im Herzen trägt er den grimmigsten Haß gegen uns. Ich fürchte, ihr werdet es einst bereuen, Wohlthaten aus der Hand eines Juden genommen zu haben.“ Bei diesen Worten erhob sich die plauderhafte Dorfa, um wegzugehen, denn der Abend war bereits herangerückt. Frau Ludmilla begleitete sie eine Strecke, wobei sie von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe nach der Gegend schaute, wo ihr Heinrich herkommen mußte. So sehr Ludmilla die Juden vertheidigt hatte, konnte sie dennoch die Unruhe nicht beschwichtigen, welche ihr das lange Ausbleiben des Knaben verursachte.

Es ist etwas Schreckliches um die Borurtheile, die wir in der Kindheit einsaugen; unzersörbar graben sie sich in unser Herz ein, kein Vernunftschluß vermag sie zu vertilgen. Wenn auch Ludmilla von Salums edlem Sinn, seiner Herzensgüte genugsam überzeugt war, so konnte sie jetzt doch nicht den Gedanken los werden, ihr Kind sei vielleicht von den Juden geschlachtet, und je mehr der Abend heranbrach, um so ängstlicher wurde sie; endlich warf sie sich sogar vor dem Bildniß des Heilandes nieder und betete, der Erlöser möchte ihr Kind schützen vor jedem Unheil, besonders vor der Grausamkeit der Juden, wenn es wirklich in ihre Hände gerathen sollte. In der Stube wurde es immer dunkler, der Knabe kam nicht, der Mutter Angst stieg aufs Aeußerste; schon wollte sie die andern Kinder allein lassen und dem Knaben entgegen eilen, als sich leise die Thür öffnete und eine männliche Gestalt, dicht in einen Mantel gehüllt, hereintrat. In der Dunkelheit konnte man des Fremden Antlitz nicht erkennen; die Hausfrau fragte wer er sei und was er begehre. „Was ich thu begehren?“ entgegnete der Unbekannte mit kreischender Stimme. „Ich thu nichts begehren, Frau! Ich kam nur zu sehen, ob euer Jüngelchen daheim ist oder nicht.“ „Um Christi willen, was liegt euch an meinem Kinde? Sagt, was ist geschehen?“ fragte Ludmilla, von böser Ahnung erfüllt. „Was geschehen ist? — Nichts ist noch geschehen,“ erwiderte höhnißchen Tones der Unbekannte, „wird aber bald geschehen, so ihr nicht eilet!“ — „Mensch! wer bist du? Sei doch barmherzig, foltere nicht ein ängstliches Mutterherz, sag' was soll geschehen, wo ist mein Heinrich, weißt du von ihm? Komm, führe mich! Ich beschwöre dich, laß mich nicht länger verzweifeln,“ — sprach die Frau und faßte den Fremden bei der Hand, um ihn mit sich fortzuziehen, er machte sich aber los und sagte: „Wozu braucht ihr mich? wißt ja den Weg zu eurem Wohlthäter Salum — dort ist euer Jüngelchen eingesperrt im Keller, um heute Nacht geschlachtet zu werden.“ — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Ludmilla's Brust und ohne weiter zu fragen, unbekümmert um die Kleinen, die sich um sie versammelt hatten, verließ sie die Wohnung und eilte hastigen Schrittes durch die Gassen der kleineren Stadt über die Brücke in das Quartier der Juden. —

„Lauf nur, du wirst ihn doch nicht mehr finden,“ murmelte der Unbekannte und rannte von dannen.

Wer vermag das Entsetzen zu schildern, das die Familie Salums ergriff, als Ludmilla verzweiflungsvoll in die Stube stürzte und schreiend ihr Kind verlangte. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Salum, gebt mir den Knaben zurück! Ich will stumm sein, ich schwöre es beim Dreieingen, will euch nicht anklagen, gebt mir nur das Kind!“ so rief sie und fiel halb ohnmächtig auf den Boden. — Salum nabete sich ihr und sprach mit besänftigendem Tone: „Liebe, gute Frau, beruhigt euch, euer Kind muß schon längst zu Hause sein.“ „Nein! er ist hier bei euch im Keller eingesperrt, ihr wollt ihn schlachten, mir hat's ein Fremder hinterbracht,“ fiel Ludmilla ein. „Frau! womit hab' ich das verdient, daß ihr mich einer solchen grausen That fähig hattet?“ versetzte der Jude. „Ich hätte nie gedacht, daß die Tochter des weisen und edeln Horamir auch von den Vorurtheilen des gemeinen Hausens befangen sei. Geliebt habe ich euch und eure Kinder, als wäret ihr aus meinem Blut und Fleisch, und das ist der Dank meiner Liebe?“ — „Ich erkenne ja, was ihr mir Gutes gethan, aber ach, mein Kind ist noch nicht zurück, und der Fremde hat mich versichert, sein Leben sei bedroht — führt mich in den Keller, laßt mich sehen ob es nicht dort ist,“ flehte Ludmilla. „Weib!“ rief zürnend der bedrängte Salum, „ihr seid von Wahnsinn ergriffen; denn unmöglich kann die gesunde Vernunft solche Albernheiten sprechen. — Euer Sohn ist wohlbehalten aus meinem Hause gegangen und wenn ihm unterwegs ein Unglück zugestoßen, so wäre dies nicht meine, sondern eure Schuld, indem ihr ihn allein gehen ließet.“ Da wandte sich Ludmilla an die fern stehende erblaßte Dina: „Euer Vater ist hart, ihr aber scheint mir sanft und gut, sprecht für mich, daß er mir mein Kind zurückgebe; was kann euch sein junges Blut nützen?“ „Liebe, gute Frau,“ erwiderte Dina mit bebenden Lippen, „laßt euch nur bescheiden, glaubt mir, euer Kind ist munter von hier gegangen, er hat sich vielleicht beim Spiel verspätet oder verirrt, und wenn ihr jetzt heimkehrt, wird er euch jauchzend entgegeneilen.“ — „So zeigt mir zuvor eure Stuben und Kammern und auch den Keller, dann will ich euch glauben,“ bat die immer noch mißtrauische Ludmilla. — „Führt sie, wohin sie verlangt,“ befahl Salum, „denn wo einmal Verdacht und Mißtrauen sich eingenistet, da sind alle Vorstellungen vergeblich.“ Darauf ward die Frau in alle Zimmer wie auch in den Keller geführt und da nirgends eine Spur von ihrem Kinde zu finden war, ward sie ruhiger. Dina's liebevolles Zureden hatte Eingang in ihr Herz gefunden; sie bat um Verzeihung ihres Ungefühls und eilte schnell von dannen.

Aber in der Wohnung des Juden herrschte jetzt Furcht und Schrecken. Das Hausgefinde zitterte vor den Folgen, eingedenk der Beschuldigungen früherer Zeit. Salums Gattin weinte ohne Unterlaß und rief in Einem fort: „Daß sich's Gott erbarme — mir hat's geahnt, deine Zuneigung zu

dieser Gojim-Familie wird noch unser Verderben sein.“ — „Seid nicht verzagt, Kinder, Gott ist ja mit uns, sein Wille geschehe! Wer recht thut, hat nichts zu fürchten,“ tröstete Salum seine Hausleute. Doch schien es, als ob diese Trostworte dem frommen Manne nicht ganz von Herzen gingen, denn Kummer und Sorge lagerte sich auf seinem Gesichte und die Stirne fürchte sich mehr als gewöhnlich. Bald hatte sich die Schreckensmähr unter den benachbarten Juden verbreitet, Jammer und Wehklagen erfüllte alle Wohnungen und die Aengstlichen packten ihre Habseligkeiten zusammen, um sie an geheimen Orten zu verwahren. Die Thüren wurden mit doppelter Vorsicht verriegelt, die Fensterläden geschlossen und Alles war aufs Aeußerste vorbereitet. Diese Furcht und Vorsicht war keineswegs unzeitig, denn ehe zwei Stunden vergingen, wurde Salums Haus von Söldnern umringt, das Innere der Wohnung durchstöbert, wobei die Schaarwächter zur Schadloshaltung für ihre Mühe das, was ihnen am besten gefiel, mitnahmen, und obgleich man im ganzen Hause nicht das geringste den Verdacht Bestätigende gefunden hatte, wurde Salum und sein Hausgesinde als des Mordes verdächtig in Ketten geschlossen und mit fortgeschleppt, ohne auf die Seufzer und Thränen der Schuldlosen zu achten. Zum Glück geschah dies Alles zur Nachtzeit, wodurch der Austritt der Aufmerksamkeit des gemeinen Volkes entging und Mord und Plünderung verhütet ward.

Die Ursache von Salums schneller Verhaftung war keine andere, als die: Ludmilla kam in ihre Wohnung zurück, der Knabe war nicht da, in der Angst eilte sie zur Nachbarin, diese ging sogleich zum Viertelsmeister, der es dem Hauptmann der Schaarwächter anzeigte, und dieser begab sich auf der Stelle mit seinen Trabanten nach der Wohnung der Juden.

Auf dem Boric, welcher damals, weil er von lauter Deutschen bewohnt war, die „Stadt der Deutschen“ genannt ward, befand sich die berühmte Schenke der Frau Sabina, welche der Sammelplatz alles läderlichen und schlechten Volkes war und daher von jedem ordentlichen Bürger gescheut wurde. Aber deshalb blieb die Schenke doch nicht unbesucht, im Gegentheil herrschte in ihr mehr Leben und Lärm als in jedem andern Gasthause; denn hier hatten Gauner, Taschendiebe und anderes Gesindel, das sich um diese Zeit so zahlreich in Prag umhertrieb, ihr Hauptquartier, und jeder, der die Verfolgung der Häscher in der Stadt zu fürchten hatte, flüchtete sich nach dem mit besonderen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Boric, und war im Hause der Wirthin Sabina sicher und geborgen. So lebhaft es in Sabinens Schenke am Tage zuging, so still und ruhig war es doch darin zur Zeit der Nacht; denn Frau Sabina hielt sehr auf Ordnung. Es durfte kein Gast länger als die bestimmte Stunde bleiben, und wie die Glocke zehn geschlagen, ward nicht mehr eingeschenkt und die Zecher sahen sich gezwungen, von dannen zu gehen. Wehe dem, der sich gegen diese Hausordnung sträuben wollte, das kräftige deutsche Mannweib ver-

stand es, den Friedenstörer im Zaum zu halten: wer sich nicht im Guten fügen wollte, ward mir nichts dir nichts zur Thüre hinausgeworfen. Auch heute war bereits die Schenke leer; nur ein Mann, breitschulterig und mit glühendem Fleischgesichte, worauf Verworfenheit und Laster ihre Zeichen tief eingegraben, saß noch vor seinem Bierkrüge und betrachtete schweigend die geschäftige Wirthin, welche die leeren Kannen scheuerte und sie nach einander in den Schrank setzte. „Nun, Rybar, wie lange wollt ihr noch da sitzen?“ fragte die Hauswirthin, nachdem ihr Geschäft zu Ende war. „Euer Kumpan scheint euch vergessen zu haben.“ — „Daß ihn alle Donnerwetter tausend Klaster tief in die Erde schmetterten! Läßt mich der Hund so lange da sitzen!“ sagte Rybar und that einen kräftigen Schluck aus dem Krüge. „Aber Frau,“ setzte er in sanftem Tone hinzu, „daß ja dem Kinde kein Leid widerfährt! Hört ihr? sonst — beim Gernabog — kräht auf eurem Hause der rothe Hahn!“ — „Ei du ausgepichtes Bierfaß!“ lachte die Wirthin, „seit wann regt sich in deinem verstockten Herzen etwas von Mitleid? Hat der Lanzentisch dich so zahm gemacht und dein längst todt's Gewissen wieder aufgeweckt?“ „Nacht immerhin; mein Entschluß steht fest — die letzte Gefahr und wunderbare Rettung hat mich auf einen bessern Weg geführt. Will mein Handwerk aufgeben und ein ordentliches Leben führen,“ versetzte der Gast und that abermals einen kräftigen Schluck. — „O, ich zweifle gar nicht an eurer Besserung. Ihr wollt von jetzt an die Spitzbüberei nur im Kleinen betreiben, wobei es weniger Gefahr giebt, nicht wahr?“ — „I nu, der Mensch muß ja doch leben! Was liegt auch daran, einer reichen Frau den Schmuck vom Halse zu stehlen? dem stolzen Bürger die goldenen Knöpfe vom Rocke zu schneiden, dem wohlhabenden Krämer einige Säckelchen unter der Hand wegzuzaubern? Diese Leutchen werden dadurch nicht arm; aber mit den heiligen Kirchen und ihren Schätzen mag ich nichts mehr zu thun haben; rein sollen meine Hände von jetzt an von Kirchenraub bleiben!“ — „Du gute ehrliche Haut! sag, welchem Priester hast du die Last deiner zahllosen Schurkereien anvertraut? möchte selbst zum Seelenrath, dem frommen Diener der Kirche, von dem man für solche Sünden die Absolution erhalten kann.“ — „Wer sagt euch, daß ich einem Priester gebeichtet? Ich bin von selbst zur Einsicht gekommen, daß man mit der Kirche keinen Muthwillen treiben soll; das sag' ich!“ — „Gut, ich habe nichts gegen euern frommen Sinn, allein erklärt mir das Räthsel, warum der Knabe hier versteckt bleiben soll?“ — „Laßt Euch bescheiden: der Knabe ist verschwunden und wird gesucht werden, natürlich kommen die Juden in Verdacht; versteht ihr mich jetzt?“ — „Jetzt noch weniger als vorher. Was sollen die Juden mit dem gestohlenen Christenkinde haben?“ — „Ei, Frau Sabina, Ihr seid heute ganz verwirrt. Muß euch die ganze Geschichte erzählen: Heute Abend kommt der schuftige Jzzig in meine Stube, den Knaben an der Hand, ruft mich auf die Seite und spricht: Rybar, wollt ihr zwei Schock Groschen verdienen? — O ja, recht gern, antwortete

ich. — Nun, so schneidet mir dem Kleinen die Gurgel ab! sagt der Lump. Da erbarmte mich der schöne Junge und ich nahm mir vor, ihn zu retten und den blutdürstigen Izzig anzuführen. Lehnte ich die That ab, so würde der Schuft vielleicht seine Feigheit überwunden und das Kind mit eigener Hand getödtet haben. Ich willigte daher lieber ein und bestellte ihn hierher, die verlangte Flasche mit dem Kinderblut abzuholen.“ — „So ist's denn doch wahr, daß die Juden in der Osterzeit nach Christenblut verlangen?“ fragte erstaunt die Wirthin. — „Seid doch nicht so kindisch, die Albernheit zu glauben. Das Ganze geschieht aus Rache. Sie haben dem Izzig die Kasse weggeschachert, das thut dem Lumpenhund so weh, daß er sich vornahm, der Altschuler Judengemeinde einen Streich zu spielen, woran sie lange Zeit denken wird. Der Knabe war früher bei Salum, dem ehemaligen Schwäher Izzigs, zu Besuch und ist jetzt verschwunden; der Mutter sagt man, er sei im Hause der Juden geschlachtet worden und —“ „Ich begreife“ fiel Sabina in die Rede, „und die Judenhäuser werden überfallen, dabei giebt's Plünderung und Raub — aber du bist eine durchtriebene, abgeseimte Bestie, joppst den Izzig und nimmst noch Geld dafür!“ — „Ich werde doch nicht wegen eines Judenhundes, wie der Izzig ist, Christenblut vergießen? Das Kind bleibt, wie gesagt, hier verborgen, bis der Spektakel mit den Juden angeht, dann lassen wir den Kleinen laufen. Indessen gebe ich dem Izzig eine Flasche mit Kalbsblut; ich weiß nicht, was er damit thun will, aber ich glaube, es wird ihm denselben Dienst leisten.“ „Eine fein durchdachte Schurkerei,“ versetzte die Wirthin, „wenn zwei Spitzbuben einander betrügen, es ist eine Lust für den Teufel, und es thut mir ordentlich wohl, darum zu wissen. Sagt doch, wie viel bekomme ich dafür, daß ich euch den Jungen füttere? Der Izzig scheint mir ein filziger Jude.“ — „Frau, ich kenne den furchtsamen Hasen mit der Wolfsnatur, wir müssen den Kerl japsen. Horcht, man klopf! Er ist's! Füllt geschwind die Flasche mit Blut, stellt sie auf den Tisch!“ Wirklich ward an der Hausthür geklopft und nachdem die Wirthin die Flasche mit dem Blute einer Gans angefüllt und vor Kybar hingestellt hatte, ging sie die Thüre zu öffnen, worauf Izzig in die Stube trat. „Guten Abend, Frau Sabina, wie geht's? Schon lange hab' ich euch nicht gesehen.“ — „Ja, seit ihr Bräutigam seid, habt ihr mein Haus ganz vergessen,“ erwiderte spottend die Wirthin. „Die Pest und tausend Flüche über die Braut,“ murmelte Izzig zähneknirschend zu dem Spießgesellen. „Nun, Kybar, ist's schon vorüber, kann ich haben das Flaschel Blut? He, ihr seid verdrießlich!?“ — „Der Teufel soll nicht verdrießlich sein, wenn einem das Winseln und Köcheln eines sterbenden Kindes noch in den Ohren gelit. Mich reut es, dir gefolgt zu haben, ich hätte Lust, die ganze Mordgeschichte dem Gericht anzuzeigen,“ entgegnete Kybar. „Seid ihr bei Sinnen? Wollt ihr euch aufs Rad flechten lassen wegen einer Bagatelle?“ „Bagatelle? ein Christenkind ist bei dir eine Bagatelle, blutdürstiger Hund!?“ meinst du, wir haben gar kein Gewissen?“ „Mai! Ge-

wissen! was ist das Gewissen? Anfangs ist es ein junges Füllen, das sich sträubt und bäumt gegen die kleinste Sünde, nach und nach wird es zahm und läßt sich ruhig die schwersten Verbrechen aufspaden. Gewissen, sag' ich euch, ist nur ein leeres Wort. Viel Geld, ja viel Geld ist ein gutes Gewissen. — Da nehmst den Beutel und beruhigst euer Gewissen!" sprach Izzig und reichte das Geld dem noch immer verdrießlich thuenden Rybar. — „Ich mag nicht dein Blutgeld," entgegnete dieser, „dich will ich auf dem Scheiterhaufen lodern sehen, dann selbst sterben durch des Scharfrichters Beil und meine Sünde büßen." — „Aber seid ihr denn heute betrunken oder verrückt? Sind ein Schock Groschen euch zu wenig, so sollt ihr noch einmal so viel bekommen; denkt an die Zukunft, welche Vortheile sich euch bieten bei dem bevorstehenden Spektakel in der Judengasse," sprach Izzig mit furchtbarer Angst und reichte dem Spießgesellen noch einen zweiten Beutel hin. — Dieser nahm ihn mit den Worten: „Ich will diesmal still sein; da hast du deinen Lieblingsjaft." Izzig nahm die Flasche, hielt sie gegen das Kaminfeuer, sich vom Inhalt zu überzeugen, doch immer noch nicht recht trauend ließ er einige Tropfen auf die flache Hand fließen. „Hm, ein schönes Blut, das Kinderblut!" grinzte der entmenschte Jude, höllische Freude malte sich auf seinem Paviangesichte, und aus den tiefstliegenden Augen sprühten die Flammen der Rache und Mordgier. „Diese Flasche voll Blut soll ganze Fässer voll kosten. Ihr habt mich ausgestoßen und ich gehöre nicht mehr zu euch, gut, ich bin euer Feind, und ihr sollt erfahren die furchtbare Rache Izzigs!" Jetzt trat die Wirthin, die während der ganzen Zeit schweigend das Gespräch mit angehört, zu dem Juden und sprach: „Lieber Klebler, vergeß mich nicht; wie viel bekomme ich für's Schweigen?" — „Weh mir! Hab ich denn nicht theuer genug das Bissel Blut gekauft? Bedenkt, zwei Schock Silbergroschen," kreischte wehmüthig der Jude. „Hund, sträube dich nicht! Heraus mit dem Gelde!" donnerte ihm Rybar zu. „Glaubst du, daß wir eine Christenseele so wohlfeil hingeben? Wenn wir für euch Schufte sündigen, so zahlt uns dafür!" — Izzig sah wohl, daß er sich hier in Alles fügen müsse und holte abermals einen Beutel aus der Tasche, ihn seufzend der ehrfamen Hausfrau darreichend. So war denn der Bluthandel unter den Dreien abgemacht. Rybar leerte den Krug, steckte sein Geld ein, Izzig verbarg die Flasche unter dem Mantel, Frau Sabina öffnete die Thür, und das würdige Aleeblatt trennte sich.

In seinem Arbeitszimmer saß der ehrwürdige Peter, Erzbischof von Mainz, und vor ihm stand ehrfurchtsvoll der Leibarzt Doktor Leon, die Aufträge seines Gebieters erwartend. „Doktor," begann nach einer Weile der Statthalter, „heute bedarf ich keines Rathes für meinen Leib, aber eure Belesenheit in den Schriften aller Völker, besonders eure Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen des jüdischen Volkes möchte ich in Anspruch nehmen." „Gnädiger Herr! So viel mein geringes Wissen euch dienen kann, bin ich bereit, Auskunft zu geben. Ich habe mich zwar viel mit

den Studien des Talmuds befaßt, doch ich zweifle, daß ich Ew. Erzbischöflichen Gnaden werde genügen können.“ „Sagt mir, Doktor, wie hat sich die Sage unter den Christen verbreitet, daß die Juden zu Ostern Christenblut brauchen? Keine Sage, sie mag noch so albern sein, ist ganz ohne Grund. Findet man vielleicht in mystischen Büchern oder Handschriften Andeutung davon, oder ist's mündliche Ueberlieferung, ein Nationalgeheimniß, dem Eingeweihten nur bekannt?“ — „Hochwürdiger Gebieter! Weder im Talmud noch in einem geheimen Buche findet sich eine Spur, auf welche man die abscheuliche Beschuldigung stützen könnte; sie ist eine böshafte Verläumdung der Feinde der Juden, eine Ausgeburt des Hasses.“ — „Es mußte doch einmal etwas geschehen sein, was zu einer so allgemeinen Meinung Anlaß gegeben.“ „Ich denke, Ehrwürden, die Sage stammt von den Juden selbst her; die Hartnäckigkeit, mit welcher dieses Volk an kleinlichen Observanzen hängt, mag den Stoff dazu gegeben haben. Ein Rabbi hatte die Caprice, seinen Schülern anzurathen, an den beiden Passah-Abenden nur rothen Wein zu trinken, damit sie sich an die Verwandlung des Rilsuffes in Blut erinnerten. Ein nachfolgender Frömmel setzte noch hinzu: damit die Grausamkeit des ägyptischen Königs, der sich in jüdischem Kinderblut gebadet, stets in frischem Angedenken bleibe. Diese Absurdität eines von kabalistischem Wahn verbrannten Gehirns ward mit der Zeit ein unlösliches Gesez, man trank an Farbe dem Blute ähnlichen Wein und gab den Judenfeinden ein Mittel an die Hand, die schreckliche Sage zu verbreiten.“ „Eure Vermuthung scheint mir einleuchtend; allein die eigenen Geständnisse der Gefolterten, wie wollt ihr diese widerlegen?“ „Wo, wann hat man dem Volke solche grausame That nachgewiesen? Auf bloße Muthmaßungen wurden die armen Juden gepeinigt und ihnen Geständnisse von Verbrechen erpreßt. Um nicht länger gequält zu werden und die Marter mit dem Tode zu enden, redeten sie was der Richter verlangte. Hätte man aber die Sache genau untersucht, wäre der Richter nicht selbst von Haß befangen gewesen, so würde sich jedesmal die Schuldlosigkeit des Angeklagten, die Richtigkeit der Sage gezeigt haben.“ — „Ich lobe den Eifer, womit ihr das arme Volk vertheidigt; allein ich fürchte, daß ihr euch täuscht. Was werdet ihr sagen, wenn ich euch versichere, daß eben jetzt in unserer Stadt ein solcher Prozeß vorkommt, daß man einen Juden eines Christenkindesmordes anklagt, den man durch unverwerfliche Zeugnisse beweisen will.“ — „Wie? In unserer Stadt? Ein Jude ein Christenkind gemordet?“ — „So ist's, Doktor, tretet in das Nebenkabinet und höret mit eigenen Ohren!“ — sprach der Erzbischof und der Leibarzt that, wie ihm geboten ward. Der Bischof schellte einem seiner Diener. „Laßt das Weib vor!“ befahl er. — Der Diener entfernte sich und bald darauf trat Ludmilla mit verstörtem Antlig und gebeugt von Kummer ins Gemach. — Sie fiel vor dem Statthalter nieder und flehte unter Weinen und Schluchzen um Gerechtigkeit. — Auf des Bischofs Verlangen erzählte

sie, wie der Jude Salum sie lange mit Wohlthaten überhäuft, wie sie auf dessen Scheingüte vertrauend ihren Knaben oft in das Judenhaus geschickt, wie das Kind gestern nicht mehr zurückgekommen und wahrscheinlich nach der Aussage des Unbekannten umgebracht worden sei. Der Bischof hörte sie aufmerksam an, ließ sich manche Umstände nochmals erzählen, und nachdem die Klägerin nichts mehr vorzubringen wußte, ward sie mit den Worten entlassen: „Gehet heim, Frau, wir werden die Sache genau untersuchen und findet sich bestätigt, weßhalb ihr den Juden anklagt, soll euch Genugthuung werden. Nur störet nicht durch euer übermäßiges Klagen und Weinen den Gang der Geseze; denn wo der gemeine Haufe tumultuariß sich zusammenrottet und selbst den Strafrichter macht, da werden auch Redliche und Schuldlose mit ins Verderben gestürzt. Verhaltet euch daher ruhig und verlaßt euch auf mein Wort.“

Ludmilla entfernte sich und Leon stürzte bleich und zitternd herein und flehte mit Ungestüm: „Hochwürdiger Gebieter! Keine Uebereilung! Untersucht die Anklage genau, prüfet, forschet, ehe ihr ein Urtheil fällt, seid gerecht und weise in diesem Falle, wie ihr's immer wart. Ich setze mein Leben zum Pfande, der Jude, den das Weib beschuldigt, ist schuldlos!“ — „Euch interessirt der Jude? Ihr müßt ihn genau kennen, da ihr euer Leben für ihn einsetzen wollt.“ „Es ist derselbe, Guer Gnaden, bei dem ich das Ansehen gemacht; seitdem bin ich öfters in sein Haus gekommen, der Mann ist, glaubt mir, einer solchen That nicht fähig.“ „Seid ohne Kummer, Leon, dem Manne soll kein Haar gekrümmt werden, so lange seine Schuld nicht klar und offen vor uns liegt; doch hört das sonderbare Zusammentreffen der Umstände. Nicht bloß die Anklage des Weibes, das ihr gehört, macht die hiesigen Juden verdächtig, sondern noch eine andere. Ein jüdischer Glaubensgenosse hat sich dieser Tage bei mir gemeldet, der mir mit unwiderlegbaren Thatsachen beweisen will, daß die Juden wirklich Christenblut trinken.“ — „Wie, ein Jude hätte sein eigenes Volk angeklagt? Nun erkenne ich, warum der Höchste so lange dem Volke zürnt. Giebt es solche Niederträchtige unter einer Nation, die sich für die auserwählte Gottes hält, so verdient sie, daß andere Nationen sie unterjochen und wie Sklaven behandeln!“ — „Ihr seid entlassen, Doktor,“ nahm der Erzbischof das Wort, „handelt vorsichtig, es würde mir leid sein um euch, denn ich merke, daß ihr mit dem Volke in näherer Verbindung steht, als schicklich ist.“ Schweigend verneigte sich Leon und verließ das Gemach. Die ernste Warnung seines Herrn lag schwer auf seinem Herzen. Umsonst war sein Sinnen und Grübeln, woher das plötzliche Ungewitter kommen mochte. Er fühlte auch seine Ohnmacht, es abzuwenden; denn wenn ein Jude seine Brüder solcher Verbrechen beschuldigte, welcher Arm vermochte in jener fanatischen Zeit das winzige Häuflein vor der Wuth des rohen Pöbels zu beschützen? In diesen peinlichen Betrachtungen war Dina sein Hauptgedanke: diese wenigstens wollte er warnen und wo möglich der Gefahr

entziehen, ehe der Sturm losbräche. Er eilte sogleich nach Salums Wohnung, aber ach! sie stand leer und verödet. Er erfuhr bald, was vorgefallen, und sein Herz erbebte bei der Schreckensnachricht, daß Salums ganze Familie bereits im Kerker schmachte. Er dachte sich die zarten Glieder seiner geliebten Dina unter der Folter schonungsloser Schergen, stellte sich das verzerrte Gesicht des redlichen Salum im Geiste vor, er glaubte ihr Schmerzgeschrei zu hören und eilte ohne Säumen wieder auf die Kleinfeste, um nochmals die Gnade seines hohen Gönners anzusehen. Den edlen hochherzigen Greis rührte die Angst des Leibarztes und er gewährte dessen Bitte, die Angeklagten im Kerker besuchen zu dürfen.

So kam Leon in das Gefängniß, worin die ganze Familie das erste Verhör mit Angst erwartete. Noch war keiner von ihnen vor dem Richterstuhl gestanden, ihre Körper waren noch von keinem Marterwerkzeug berührt worden, und dennoch saßen die Unglücklichen weinend, mit gesenkten Häuptern auf dem schmutzigen Boden des dumpfigen Kerkers. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Dreien, als Leon hereintrat; sie meinten, man komme, sie vor Gericht zu führen; und umhalsten und küßten sich wie zum ewigen Abschiede. Als sie aber den Doktor erkannten, verwandelte sich die Wehklage in Freudenrufe: „Gelobt bist du Gott meiner Väter, der du uns einen deiner Engel schicktest, uns zu trösten in der Noth!“ rief Salum mit emporgehobenem Arm. „Hochgepriesen sei der gewaltige Gott Israels, dessen Hülfe am nächsten ist, wo Gefahr droht!“ jauchzte die Gattin — und Dina stürzte an des Geliebten Brust, klammerte sich fest an seinen Nacken und flüsterte: „Mein Herz hat mir ja immer gesagt, ihr werdet uns nicht verlassen!“ Leon vermochte nicht seine Gefühle zu bemessen; die Hingebung und das Vertrauen der furchtsamen Jungfrau waren ihm Beweise von inniger Liebe; denn ein liebendes Weib dünkt sich in der größten Gefahr in den Armen des geliebten Mannes vollkommen sicher. Mögen Stürme brausen, die Wogen wie Berge sich thürmen und Blitze die Luft durchkreuzen, an der Seite des geliebten Mannes fühlt das schwächste Mädchen weder Furcht noch Angst. So ward auch Dina wieder von Hoffnung erfüllt, als sie sich von Leon's Armen umschlungen fühlte, die Gefahr war verschwunden und eine hellere Zukunft öffnete sich vor ihrem geistigen Blicke. — „Nicht wahr, ihr werdet uns retten, Herr?“ sprach sie kindlich vertrauend. — „Ja, holdes Mädchen, das will ich, oder mit dir zu Grunde gehen!“ entgegnete Leon. „Doch sagt, wie ist dieses Elend so plötzlich über euch gekommen?“ — „Die Wege des Allmächtigen sind unerforschlich!“ entgegnete der gottergebene Salum, „wie kann ich wissen, warum mich Gott seine Strafruthe empfinden läßt, daß Angst und Schrecken mich überfallen wie gewaffnete Männer! Beim Namen des Höchsten, den meine Lippen nicht aussprechen dürfen, ich bin schuldlos!“ — „Nicht nur schuldlos,“ fiel die Gattin ein, „er hat die Christenfamilie mit Wohlthaten überschüttet und dafür den Dank geerntet, daß wir wie Verbrecher eingesperrt

sind.“ „O! redet nicht so viel von eurer Unschuld,“ nahm die Tochter das Wort; „dieser edle Mann zweifelt gewiß nicht an unserer Redlichkeit; solche niederträchtige Anschuldigungen finden nur in der Hefe des Christen-volkes Anklang. Nur die Dummheit und der Haß, dieses fürchterliche Paar, das sich von Menschenblut nährt und die Völker gegenseitig aufhebt, hat auch die Meinung ausgehebt: der Jude sei ein „Christenkinderfresser“ — doch es kommt die Zeit, wo die Enkel sich der Thorheit und Grausamkeit ihrer Väter schämen und die blutigen Auftritte aus ihren Geschichtsbüchern streichen werden.“ so sprach die Jungfrau und ihr Antlitz leuchtete in verklärtem Lichte einer Seherin. „Du hast wahr geredet, himmlisches Mädchen,“ sprach Leon und drückte die Holde fester an sich. „O könnte alle Welt dich sehen und hören so wie ich, der alte Haß würde schwinden vor der Macht deiner Unschuld, und die grimmigsten Feinde würden zur Vernunft kommen und sagen: „Wenn dieses holde Wesen mit Laster besetzt ist, welchen Unterschied giebt's zwischen Engeln und Höllenfragen? Wer wird noch an die Tugenden glauben, wenn das Laster sich in himmlischem Glanze zeigt?“ „Gnädiger Herr!“ nahm Salum wieder das Wort, „ihr wißt, daß ich unschuldig bin, aber die Andern werden es nicht glauben. Ich weiß, was mir bevorsteht. — Ihr seid der Nächste bei unserm Statthalter, redet ein günstiges Wort für mich. Die Schuldbriefe sollen vertilgt sein, wenn man nur den gerechten Weg geht und uns nicht ohne Beweis verurtheilt.“ „Seid ohne Furcht; so lange euere Schuld nicht offen vor Augen liegt, soll euch nicht das Geringste geschehen; aber gestehet mir: habt ihr denn gar keine Muthmaßung irgend eines Feindes, der euch aus Rache diesen Streich gespielt hätte? Es soll Einer von euern Glaubensbrüdern euch angeklagt haben.“ — „Herr! Vermuthung? Gott vergebe mir die Sünde, wenn ich Jemand mit Unrecht beschuldige! Der Izzig Klebler, Dina's ehemaliger Bräutigam, hat uns gedroht,“ „Alter, Du wirst recht haben! Daß ich doch nicht gleich auf den Buben verfallen bin! — Ja, der Schuft! kein Anderer ist's, der fähig wäre, sein Volk zu verrathen und es dem Verderben preis zu geben. Ein niederträchtiges Bubenstück steckt dahinter! — Lebt wohl, ich will nicht ruhen, nicht rasten, als bis ich die Wahrheit herausgebracht,“ sprach Leon und eilte hastig davon.

### III.

Zu jener Zeit, wo unsere Erzählung spielt, bestanden die Juden in Prag aus zwei Gemeinden, die sich sowohl durch Charakter als auch durch religiöse Gebräuche genau unterschieden. Die größere, auch alte Gemeinde genannt, bewohnte die eigentliche Judenstadt; sie bestand größten-

theils aus den Nachkommen der in den frühesten Zeiten eingewanderten Israeliten. Diese hingen an dem Ritus der polnischen Rabbiner und trugen auch in dem gewöhnlichen Leben den Charakter und die Sitten der polnischen Juden an sich. Die kleinere, neue Gemeinde, die außerhalb der Judenstadt in der Gegend der Kreuz- und Geistgasse beisammen wohnte, bestand aus neuen Ankömmlingen der südlichen Länder, daraus die Juden damals verjagt wurden oder auszuwandern sich bewogen fanden. Diese hatten andere Synagogengebräuche, andere Gebete und waren überhaupt an Bildung und Sittlichkeit vor den länger einheimischen Juden voraus. Sie wurden allgemein wegen ihrer Landesabkunft und eigenthümlichen Sprache „Franken“ oder „Portugiesen“ genannt. Nach und nach hatten sich die ausländischen Juden mit den einheimischen durch Ehen vereinigt, ihre Gebräuche und Sitten angenommen, bis auf einige Synagogen-Observanzen, welche noch in der jüngsten Zeit beibehalten wurden. Erst in unsern Tagen ward die ehemalige Schule der Franken, „Altschule“ genannt, zum Tempel des neuen geregelten Kultus umgewandelt.

Es ist bei den Israeliten eine talmudische Vorschrift, daß in der Nacht vor dem ersten Passahabend alles Gesäuerte, „Chomez“ aus dem Hause geschafft werde. Daher ist jeder Hausherr verpflichtet, mit einer leuchtenden Wachskerze alle Ecken und Winkel der Stuben und Kammern durchzustoßern, ob nicht irgendwo ein Stückchen Brod oder sonstiges Chomez liegen geblieben. Da über diese Ceremonie der Segen gesprochen werden muß, und im Falle der Sucher nichts fände, der heilige Spruch ohne Anwendung bleiben würde, so werden absichtlich da- und dorthin einige Brodkrumen, Pfefferkuchen und dergleichen am Passah verbotene Speisen gelegt, damit sie gefunden werden. Der Hausherr lehrte, was er findet, sorgfältig in einen Lappen und bindet diesen zusammen, um das Päckchen am nächsten Morgen zu verbrennen. Diese Ceremonie heißt Chomez-Batteln. Der Rabbi der Altschuler-Gemeinde, dessen Wohnung nahe an der Synagoge stand, hatte mit frommer Andacht diesen religiösen Gebrauch vollendet und sich bald darauf zu Bette begeben. Kaum entschlummert, ward er durch die Worte: „Steh auf! Du hast noch nicht recht Chomez gebattelt,“ geweckt. Erschrocken sprang der Rabbi vom Lager auf, zündete die Kerze an und durchsuchte abermals alle Winkel des Hauses; da er aber nichts finden konnte, glaubte er nur geträumt zu haben. Er legte sich wieder nieder, doch kaum war er eingeschlafen, so ließen sich die obigen Worte wieder vernehmen, und abermals stand der Rabbi auf, nachzusuchen und fand wieder Nichts. Als ihn aber zum drittenmale die nämlichen Worte geweckt hatten, fragte er, wo denn der Sauerteig eigentlich liege? — „In der Wohnung des Herrn unter der heiligen Bundeslade liegt der Sauerteig und deiner Gemeinde Verderben verborgen!“ war die Antwort. Sogleich ließ der Rabbi den unter ihm zu ebner Erde wohnenden Schammes (Synagogendienner) wecken, und Beide betraten nicht ohne Grauen um Mitternacht die schauerliche Halle.

Der Rabbi nahm die Lade und nahm aus der Nische unter derselben die Weinkanne und den silbernen Pokal, die zum Einsegnungswein bestimmt sind, hervor. Wer malt das Entsetzen der beiden Männer, als sie den Inhalt der Kanne erkannten. Es war Blut. „Gelobt bist du, Gott, unser Herr, der du dein Volk rettetest aus der großen Gefahr, und der Feinde Tücke vernichtetest,“ sprach der Rabbi mit andächtiger Stimme. — „Gewiß, ein böser Mensch hat dies hieher gestellt, um uns zu verderben!“ wandte er sich dann zu dem bebenden Schammes. — „Komm, laß uns eilen, dieses verderbliche Chomez wegzuschaffen.“ Ein Feuer ward angeschürt, das Blut verbrannt, Kanne und Pokal rein geschauert, mit Wein angefüllt und an die frühere Stelle gebracht. — „Leget die Hand an den Mund, schweiget still und wartet ab, was da kommen wird,“ sprach der Rabbi zum Synagogendiener. „Zeitig früh gehet von Haus zu Haus und verkündigt in meinem Namen, daß nicht nur die männlichen Erstgeborenen, sondern die ganze Gemeinde faste, und fragt euch Jemand nach der Ursache, so saget: Es geschehe wegen des frommen Salum, der im Kerker schmachtet.“ — Der Schammes verneigte sich ehrerbietig und ging; der Rabbi hingegen betete inbrünstig die ganze Nacht hindurch, der Herr möge alles Unheil, das den jüdischen Einwohnern Prags drohe, abwenden und zum Guten umwandeln. Am ersten Passahabend hatten sich die Israeliten der Altshuler Gemeinde in ihrer Synagoge zum Abendgebet und zur Einweihung des Festes versammelt; aber diesmal waren sie nicht wie sonst in festliche Gewänder gekleidet, und die Heiterkeit, die gewöhnlich in den Mienen der frommen Feiertagsverehrer sich spiegelte, war heute verschwunden. Des Vorbeters übliche Gesänge verstummten, murmelnd und eintönig wurden die Gebete verrichtet, in die sich mancher Seufzer mischte, und fast in jedem Auge sah man Thränen. Nur schwach war das Bethaus beleuchtet; es schien, als wäre heute der Vorabend des neunten Ab, an dem man über die Zerstörung Jerusalems trauere. Unsägliche Angst und böse Ahnung erfüllte die Gemüther der ganzen Versammlung, und man eilte die Gebete zu enden, um früher in die Wohnung zurückzukehren. — Doch ehe noch die letzte Betformel begonnen, verwandelte sich die Angst in Entsetzen. — Die Pforte der Synagoge ward mit Heftigkeit aufgerissen, — eine große Anzahl obrigkeitlicher Personen, Quartiermeister und Kommissäre drang herein, ihnen folgte eine Schaar bewaffneter Soldner und füllte den ganzen Raum der Synagoge. Verzweiflung malte sich auf den erblaßten Gesichtern der Israeliten. Hier und da konnte man den Ausruf: Herr Israels! Auf deine Hülfe hoffe ich — in deine Hand befehle ich meinen Geist! zwischen dem Gemurmel vernehmen. Da verließ der Rabbi seinen Sitz neben der heiligen Lade, bestieg den in der Mitte der Schule stehenden Almemor und gebot mit kräftiger Stimme Ruhe und Stille. — Alles horchte aufmerksam, Niemand wagte einen Laut, denn die hohe Gestalt, imponirende Haltung des Greises stößte selbst den anwesenden Christen Ehrfurcht ein. Hierauf begann der

Rabbi: „Fürchtet nicht, verzaget nicht, Männer Israels, der Herr der Heerschaaren ist mit uns, die Feinde können uns nichts anhaben. Und du, Ausgeburt der Hölle, tritt hervor, zeige dich, verleumderischer Satan, und vollende dein teuflisches Werk!“ Lange herrschte schauerliche Stille. Da trat aus dem gedrängten Menschenhaufen teuflisch lachend Izzig Klebler hervor; schnell bestieg er die Stufen vor der Lade, nahm die Kanne und den Kelch aus der Nische und überreichte beides einem der Beamten; dieser erhob die Kanne hoch über den Kelch, um ihren Inhalt darein zu gießen, damit jedes Auge es sehe, und — wie flüssiger Rubin sprudelte der reinste Wein rings umher, Wohlgeruch verbreitend, hinab in den Pokal. — „Ha! was ist das? treibt der Kerl sein Spiel mit uns?“ erscholl es von mehreren Seiten, und Izzig glogte auf den herabfließenden Wein; blaß und starr stand er da wie eine Bildsäule. — „Schurke!“ rief der erste Kommissär, „ist das Blut? Dieser Spaß soll dir theuer zu stehen kommen!“ — „Wehe über mich! Israels Gott kann Wunder thun!“ schrie Izzig, die Hände zusammenschlagend und stürzte ohnmächtig nieder. — „Glender Schuft! nenne nicht mit deiner verruchten Zunge den Namen des unerforschlichen Wesens! Geh von dannen und entweiche nicht mit deinem Leib die gottgeweihte Wohnung,“ donnerte der Rabbi von der Tribune herab. Alles war voll Verpunderung und Staunen über das Vorgefallene, Einer fragte den Andern und Keiner konnte genügende Auskunft geben. Da nahm der Vornehmste der anwesenden Beamten das Wort. „Ihr staunt, meine Herren, mit Recht! Ein Bubenstreich ohne Gleichen ist an den Tag gekommen. So mag's oft schon geschehen sein, daß unsere leichtgläubigen Brüder die Aussage eines Schurken für Wahrheit nahmen und ohne Untersuchung die größten Gräueltthaten an den armen Juden verübten. Ergreift den Schurken, werft ihn in den Kerker, jetzt wollen wir Seiner Hochwürden, dem Herrn Statthalter anzeigen, was wir gefunden.“ In dem Augenblicke, als die Beamten die Synagoge verlassen wollten, hörte man in der Vorhalle ein Weib aufschreien und einen Knaben weinen. Jedes Auge war auf den Eingang gerichtet. Da trat Doktor Leon herein; mit der rechten Hand hielt er die vor Freude bebende Ludmilla, an der linken führte er den kleinen todtgeglaubten Heinrich. — „Meine Herren,“ sprach der Arzt, „die Schurkerei, die ihr entdeckt, ist noch nicht die ganze gewesen. Die Verhaftung des redlichen Salum war auch ein Streich des Glenden; der Zufall führte mich zu seinem Spießgesellen; durch freundliches Zureden und Vorstellungen gelang es mir, sein noch nicht ganz verstocktes Herz zu bewegen, daß er mir das niederträchtige Gewebe entdeckte. Der schuftige Izzig wollte das Kind wirklich tödten lassen und Salum in den Verdacht des Mordes bringen; allein er ward von dem menschlicher gesinnten Spitzbuben getäuscht. Das ist der Knabe, meine Herren, den Salum im Keller geschlachtet haben sollte!“ Freude glänzte in den Augen aller Anwesenden und tiefe Stille herrschte, als Leon die Geschichte erzählte, wie er den Knaben gefunden. Waclaw Rybar war der Schlüssel

zu dem verbrecherischen Räthsel. Indessen hatte Izzig Klebler sich wieder aufgerichtet und die Erzählung Leon's ruhig bis zu Ende angehört; dann erhob er seine widrig kreischende Stimme und schrie: „Gott ist wahrhaft und gerecht, ich aber bin der größte Sünder! Führt mich auf den Richtplatz, ich werde Alles öffentlich bekennen und Jehovah's Namen heiligen.“ Auf einen Wink des Kommissärs ward Izzig fortgeführt.

Die erstaunten Israeliten vergaßen das Heimgehen; die so schnell auf einanderfolgenden wunderbaren Ereignisse hatten sie dergestalt verwirrt, daß sie nicht mehr wußten, welches Gebet sie zu beten hatten. Nur der Rabbi blieb gefaßt. „Freut euch, meine Brüder,“ sprach er, „die Gefahr ist vorüber — der allmächtige starke Gott Israels war unser Hort gegen boshafte Verläumdung. Stimmet mit mir das Loblied „Hydal“ an und gehet dann heim in eure Wohnung — doch esse Niemand einen Bissen, bevor unser Bruder, der fromme Salum befreit ist.“ „Das ist bereits geschehen. Salum und die Seinigen sind frei,“ versetzte Leon. — „Nun laßt uns frohlockend den Passah beginnen,“ sprach fröhlich der Rabbi. „Gefegnet bleibe diese Stadt auf ewige Zeit, geehrt und hochgeschätzt sollen immer sein ihre Oberherren, gerecht und weise ihre Richter, auf daß nimmermehr Verrath und Gewaltthätigkeit in ihren Mauern das Haupt erhebe.“ — „Amen, Amen!“ erwiderte das Volk, und begeistert stimmte der Chasan mit den Sängern das Loblied „Hydal“ an, freudig sang die Versammlung mit, und der erste Ofterabend ward dies Jahr weit fröhlicher als gewöhnlich gefeiert. Zum Andenken der wunderbaren Rettung aus dieser Gefahr ward in der Altshulsynagoge der Brauch, mit Wein die Feste einzusegnen „Kidusch“ abgeschlossen, was sich noch bis auf die jüngste Zeit erhalten, während in den andern Synagogen der Segenswein „Lajin Kidusch“ zum unabänderlichen Ritus gehört.

Ist die Geschichte schon zu Ende? Was ist denn aus der Liebchaft des Doktors mit dem schönen Judenmädchen geworden? fragen meine geneigten Leserinnen. — Recht! Obgleich diese Liebchaft nur eine Episode der Erzählung ist, will ich mir dennoch Ihre Gunst nicht verscherzen, und von dem verliebten Paar noch ein kleines Kapitel nachfolgen lassen.

Einige Tage nach dem begebnißvollen Passahabende sehen wir Salum abermals in der Wohnung des Rabbi, um sich in einer wichtigen Herzensangelegenheit Rath's zu erholen. — „Hoher Rabbi,“ begann er, nachdem er Sitz genommen, „der Gott meiner Väter hat mich hart heimgesucht, ich nehme Alles mit Ergebung und Liebe an, sein Name sei gepriesen! — Noch jezt stellt er mich auf die Probe, um zu sehen, wie stark ich an seinem heiligen Wort halte.“ — „Heil dem Manne, den der einige Gott züchtigt in diesem irdischen Leben; groß wird der Lohn jenseits sein, wenn wir hienieden durch Leiden unsere Schuld abgüßt und jeder Versuchung widerstanden haben,“ entgegnete der Rabbi. — „Wie oft aber,“ nahm Salum das Wort, „ist die Versuchung für das schwache Herz eines

Erdensohnes zu groß. Sehet, ich bin jetzt in einer Lage, die mich sehr beunruhigt und mein Gewissen peinigt; ich bin gekommen, von euch zu vernehmen, wie ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen kann; ihr sollt mir sagen, was ich thun soll.“ — „Was kann wohl, mein Freund, solche Unruhe in eurem Gemüthe veranlassen? Redet!“ — „Ihr wißt wohl, Rabbi, wie gütig des Erzbischofs Verbarzt gegen mich und überhaupt gegen sämmtliche Altschuler gehandelt; durch seine Verwendung wurde meine Schuldlosigkeit und das Verbrechen unserer Widersacher an's Tageslicht gebracht. Nun, für dies Alles verlangt dieser Mann meine Dina zum Weibe. Ich habe ihm Vorstellungen gemacht, habe ihm mein ganzes Habe geboten; allein er besteht auf seinem Verlangen. Saget nun, was soll ich thun?“ — Der Rabbi schüttelte bedächtig das greise Haupt und nach einigem Nachdenken sprach er: „Salum, das ist eine schlimme Sache. Ihr dürft gegen euren Wohlthäter nicht undankbar sein, doch auch nicht euer Kind vom Glauben abfallen lassen. Noch weiß ich keinen Ausweg. Wie aber ist eure Tochter gesinnt?“ „Ach Rabbi, das Mädchen hängt mit ganzer Seele an ihm, ich fürchte, es kostet ihr Leben, wenn sie mit dem Manne ihres Herzens nicht vereint werden kann.“ — „Nicht werden kann!“ sprach der Rabbi, „das ist's! nicht kann! — Werft euch nicht Undankbarkeit gegen euren, gegen unsern Wohlthäter vor, da es nicht in eurer Macht ist, ihm den geforderten Lohn zu geben. Fürchtet aber auch nicht neue Gefahren für euch und unser Volk aus eurer nothwendigen Weigerung; der Retter unserer Gemeinde ist ein edler Mann, der nicht dafür sich rächen wird, was er selbst zu achten gezwungen ist. Und wäre es anders, so haben wir einen noch mächtigeren Hort und Retter, ohne dessen Willen uns Nichts geschehen kann. Der Allmächtige wird sich eures Kindes erbarmen und sie euch erhalten! Schickt sie fort von hier; fliehet selbst mit ihr; die Entfernung, die Zeit werden heilend auf sie wirken, und auch auf ihn.“ — „Ich werde euch folgen, Rabbi!“ nahm Salum das Wort, „aber eure Hoffnungen theile ich nicht, da ich die Stärke ihrer Leidenschaft besser kenne. Wollte Gott, es gälte bloß meine Tochter; freudig, wenn auch mit gebrochenem Herzen brächte ich sie zum Opfer, wie Abraham seinen Einzigen darbot. Daß ich aber dem Glücke unseres Wohlthäters entgegen sein, daß ich undankbar in seinen Augen erscheinen muß —“

„Fürchtet das nicht, guter Salum!“ fiel eine volle, wohlklingende Stimme ein, die niemand Anderem angehörte, als unserm Leon. Die Erscheinung des vornehmen Herrn hatte dem Diener im Vorzimmer so imponirt, daß er es nicht wagte, ihn bis nach gescheneher Anmeldung warten zu heißen, sondern ihn sofort einzutreten bat. Die in ihr Gespräch vertieften Männer hatten ihn nicht bemerkt, so daß er den letzten Theil desselben mit anhörte. „Fürchtet das nicht; und auch ihr, würdiger Rabbi, blickt nicht so trüb und traurig vor euch hin. Dina soll mein sein, meine Gattin werden, und dennoch Jüdin bleiben. Um eurer peinlichen Verlegenheit

ein Ende zu machen, nehmet hier dies Pergament und leset; vielleicht findet ihr darin Auskunft.“ — Der Rabbi nahm die ihm dargebotene Rolle und las, ließ sie aber nach einigen Augenblicken aus der Hand fallen und rief voll Verwunderung: „Was? Du, ihr wäret Jude, meines Bruders Sohn?“ „Ja, theurer Onkel, der bin ich. Ich bin der leichtsinnige Junge, der euch so viel Kränkung verursacht, weil er so wenig Lust zum Studium des Talmuds hatte und sich meistens mit weltlichem Wissen befaßte; ich bin der ungerathene Sohn, der seine Eltern und eure Schule heimlich verlassen, um in der weiten Welt seinen Durst nach Wissen zu stillen,“ so sagte Leon und nahte sich dem Rabbi, ihn zu umarmen. Doch dieser, obgleich in seinen Augen Freude glänzte, zog sich zurück, als zweifle er noch an der Wahrheit dieser Aussage; nachdem aber der Doktor genau alle früheren Verhältnisse angegeben und klar erwiesen hatte, daß er wirklich der Sohn des Bruders sei, dann erst reichte der Rabbi dem Arzte zum Gruße die Hand. „Doch sag mir vor Allem, bist du ein Sohn des Glaubens noch?“ fragte er nach einer Weile. „Das bin ich!“ erwiderte der Doktor. „Ich hatte zwar viel zu kämpfen; allein es giebt überall Menschen, frei von Vorurtheil. Mein Wissen führte mich in die vornehmsten Häuser, mein Glück als Arzt brachte mich auf die Stufe, wo ich gegenwärtig stehe, und auch die Umstände, die mich bisher über meinen Glauben zu schweigen zwangen, erlauben mir nun frei als Jude aufzutreten.“ „Ja, das ist ein Werk der Vorsehung,“ nahm hierauf der Rabbi das Wort, „der allmächtige Gott unserer Väter hat es so gesügt, damit unsere Gemeinde zur Zeit der Noth einen Retter findet.“ Wer beschreibt die Freude des alten Salum? Wer vermag die Empfindungen der schönen Dina zu schildern? Der Geliebte war kein Goy, sondern ein Sohn Israels! Dieser vornehme hochgestellte Mann kann jetzt ihr Gatte sein nach dem Gesetze Moses. Zu viel Glück auf einmal für das zarte Wesen eines Jungfrauenherzens.

Nach einigen Tagen sehen wir abermals die Wohnung Salums mit fröhlichen Gästen gefüllt, die das Verlobungsfest des Doktor Leon mit der schönen Dina mit feierten und „Lag Beomer“ (33. Tag vom ersten Ostertag) wurde das Paar vom Rabbi der Altschule nach Moses Satzung getraut.

So hat Gott der Herr der Bösen Tücke zu Nichte gemacht und den Thränenkelch in den Becher des Heiles verwandelt!

# Statthalter-Wirthschaft

in Jerusalem

im Jahre 1625.

Aus dem Hebräischen von Dr. M. Steinschneider.

„Sollte ich kein vergessen Jerusalem, so vergesse meine Rechte!“ (Psalm 137, 5).

## Vorbemerkung des Uebersetzers.

Es dürfte kaum ein besonderer Theil der Geschichte der Juden weniger erforscht und gekannt sein, als derjenige, der uns Auskunft geben soll über das Schicksal des freilich geringen Häufleins in dem ehemaligen — und, wie man uns so oft vorwarf — künftigen Vaterlande, insbesondere in der heiligen Stadt, an welche sich große Welt-ereignisse von der ältesten Zeit bis auf unsere Gegenwart knüpfen. Berühmte christliche Reisende haben in neuerer Zeit eigene wissenschaftliche Pilgerfahrten angestellt, um Geschichte, Geographie und Alterthumskunde Palästinas zu fördern; den wenigen jüdischen Gelehrten, welche in neuerer Zeit das Gebiet der jüdischen Geschichte mit Erfolg bebaut, war es nicht gegönnt, Pilgerfahrten dahin zu machen, wo die Quellen für ihre Studien unter Staub und Moder versiegen — nach den Bibliotheken zu Oxford, Paris und Parma, wo manches wenig gekannte handschriftliche und ~~als~~ gedruckte Werk von dem Leben und — Leiden der Juden in Palästina Kunde giebt. Dem Schreiber dieser Zeilen ist das seltene Glück zu Theil geworden, in den ehrwürdigen Mauern des „Oppenheim-room“ der Bodlejanischen Bibliothek monatelang Bücher und Handschriften zu durchsuchen, und obwohl seine nächste Aufgabe meist an den „Pforten“ (Titeln) der Bücher zu lösen war, so hat er es sich doch nicht versagen können, hin und wieder tiefer einzudringen, namentlich aus Quellen für Geschichte zu schöpfen, um seiner Zeit davon Gebrauch zu machen.

Was wir diesmal dem Leser bieten, ist eine treue, nur hin und wieder gekürzte, nirgends jedoch durch eingeschmuggelte Betrachtung oder rednerische Aneschkündigung gefälschte Wiedergabe einer Erzählung, welche eine fast ungekannte, in ihrer Tragweite wichtige Katastrophe in dem Gemeindeleben der Juden in Jerusalem behandelt.

Unsere Quelle ist das höchst seltene anonyme Schriftchen Chorbob Jeruschalajim, zu Benedig 1636 gedruckt.\*) Der unbekanntes Verfasser, welchem zu Ende des

\*) Das Nähere darüber findet sich in meinem erst theilweise gedruckten Catalog unter N. 3547. Eine kurze Notiz fand ich später in Schwarz: „Das heilige Land“.

Werkens ein Dank ausgesprochen wird, beabsichtigte zunächst bei Herausgabe desselben die Theilnahme seiner europäischen Glaubensgenossen für ihre Leidensbrüder in der heiligen Stadt zu erwecken, in welchem Sinne sich auch die Schluß-Empfehlungen angesehener Männer aus Palästina und Venedig aussprechen.

Die Vorrede geht von der Hauptsache aus, daß die portugiesische Gemeinde in die außerordentliche Schuld von fünfzigtausend Grossos \*) gefallen sei, welche sie an die muhamedanischen Gläubiger mit zwanzig Prozent (!) verzinsen müsse\*\*), und richtet einen erschütternden Hilferuf an die Glaubensgenossen aller Länder. Der Verfasser sucht die Gründe für die Erhaltung einer Gemeinde in Jerusalem zusammenzustellen. Unter Andern haben sich Christen, wie es scheint, gerühmt, die Schuld bezahlen zu wollen, wenn die Juden Jerusalem verlassen wollten, was der Verfasser zwar für eine Prahlerei hält, da die Juden das Joch der Christen erleichterten; dennoch möge man verhüten, daß die Muhamedaner etwas davon erfahren.\*\*\*) Es wäre eine Schande (Chillul haschem), meint er, wenn der „Sohn der Magd“ (Ismael) die Söhne Israels vertreiben sollte! Auch gebe man schon mit dem Gedanken um, die heiligen Gräber zu entweihen und in Acker zu verwandeln! — Der Verfasser ist als Augenzeuge, wenn auch als Partei, eine schätzenswerthe Quelle, und wir lassen nunmehr seinen, in einfachem aber fließendem Hebräisch abgefaßten Bericht selbst folgen. †)

\*) Ein Grosso hatte sonst 50—70 Aker nach Jung, Zur Gesch. S. 548.

\*\*) Wie würde man solche Gläubiger nennen, wenn sie nicht zu jenen „Ungläubigen“ gehörten?

\*\*\*) Von dem Judenhaß palästinenischer Christen erzählt Moses Chagis in seinem *ספר אלה מוכרי* ein sonderbares Beispiel, welches ich in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. V. S. 380 mitgeteilt habe.

†) Einige türkische Bezeichnungen habe ich auch im Texte unverändert wiedergegeben; die mir bekannten arabischen stets in der Uebersetzung.

Im Jahre 5385, im dritten Jahre des Sultan Murad, war Muhammed Bascha Statthalter<sup>1)</sup> in Jerusalem. Unter seiner gerechten Herrschaft wuchs die israelitische Bewohnerschaft Palästinas, außer den Pilgern, zu einer seit dem Exil unerhörten Zahl; sie besaßen Grundstücke, es blühte die Gelehrsamkeit und die Armen wurden reichlich versorgt. Da kaufte der einäugige Muhammed Ibn Faruch (?)<sup>2)</sup> vom Großvezier<sup>3)</sup> die Statthalterschaft auf eine bestimmte Zeit und zog mit 300 Söldnern<sup>4)</sup> ein. Er bedrückte Christen, Muhamedaner und Juden in unerhörter Weise, und seine Wächter brachten unter Mißhandlungen jeden Flüchtling zurück. Man beklagte sich allseitig beim damaligen Radi, Scheich Esendi, der dem Statthalter ernstliche Vorstellungen machte und ihn vor dem Zorn des Sultans warnte, aber Muhamed zuckte das Schwert gegen den Radi, den die Umstehenden jedoch retteten. Letzterer befahl hierauf, die Gerichtsstätte<sup>5)</sup> für zwei Tage zu schließen, in der Erwartung, daß das Volk den Tyrannen vernichten oder wenigstens verjagen werde, wozu es aber zu feige war; man suchte vielmehr Radi und Statthalter zu versöhnen. —

Um dieselbe Zeit zog der greise Abdallah Efendi als neuer Kadi langsam nach Jerusalem und sandte einen provisorischen Richter dahin voraus. Kaum hatte aber Scheich Efendi die Stadt verlassen, so wüthete Muhammed, noch schlimmer als zuvor, er übertrug dem Bruder seiner Frau, Ibrahim Aga<sup>6)</sup>, alle Gewalt, räumte ihm die Macht zu plündern ein, welche dieser auch rücksichtslos gegen Jedermann ausübte. Er ließ muhammedanische Kaufleute vom Markt weg ins Gefängniß schleppen, um Tausende von ihnen zu erpressen, so daß eine allgemeine Flucht begann, aber die Söldner wachten an den Thoren und ließen Niemanden ohne Erlaubniß hinaus. „Doch,“ fährt unser Autor hier fort, „ich will mich nicht bei den verderbenbringenden Unterdrückungen gegen Nichtjuden lange aufhalten, und nur mit bleiernem Griffel den tausendsten Theil der Leiden und Qualen verzeichnen, welche uns durch zwei volle Jahre nicht zu Athem kommen ließen u. s. w.“<sup>7)</sup>

Gegen Anfang des Jahres 1625<sup>8)</sup> wurde die Stadt in die Hände des Muslim<sup>9)</sup> (oder Musallim?) Ibn Faruch gegeben, welcher am Sonnabend, den 26. Tebet (5. Januar) einzog. Die jüdischen Vorsteher: der Arzt Jakob Ibn Amram und Isak Gaon<sup>10)</sup> brachten ihm das übliche Geschenk, drei Tage darauf forderte er für seine Ausgaben 1300 Grossos, eine Summe, welche noch Niemand vor ihm verlangt hatte; sie brachten dieselbe, in der Hoffnung, daß er nicht lange in Jerusalem haufen werde, wie es auch die Christen und Muhamedaner wünschten; leider fügte es der Herr anders — dessen Thun stets das rechte ist.<sup>11)</sup> Als man ihm den vom Sultan für den Statthalter, Kehaja<sup>12)</sup> und Schubschi (?)<sup>13)</sup> bestimmten monatlichen Tribut<sup>14)</sup> von dreißig Grossos zum ersten Male überreichte, fand er dies zu wenig, erhöhte denselben auf achtzig Grossos und trug den Juden Schanzarbeiten auf<sup>15)</sup>, eine harte Arbeit, welche viele Juden ungefähr dreißig Tage beschäftigte, dabei verlangte er täglich Wollen- und Seidengewänder der theuersten Gattung, Zucker, Wachs, Hühner, Eier und . . . .<sup>16)</sup> in Menge, so daß von seinem Einzuge bis Ende Schebat (fünf und dreißig Tage) mehr als dreitausend Grossos draufgingen! Außerdem plünderte er drei hundert Gr. von einer ansiedelnden Karavane jüdischer Ausländer<sup>17)</sup> und 1600 Gr. von dem zuvor gemißhandelten Immanuel Albahri.<sup>18)</sup> Wieder floh und versteckte sich, wer konnte. —

Ibrahim Aga erpreßte von den Vorstehern zum Ankauf eines Sklaven 150 Gr., nachdem sie ihm kurz vorher 200 Gr. gegeben und bald darauf wieder geben mußten. Im Adar des genannten Jahres (1625) verlangte er für Ibn Faruch fünf Tausend Gr. Man machte ihm Vorstellungen dagegen, versammelte jedoch in der Nacht die Gemeinde, welche die Vorsteher zu Allem bevollmächtigte. Am anbrechenden Morgen mahnten schon die Boten des Aga, der sich nach vielfachen Drohungen mit zweitausendsechshundert Gr. zufrieden stellte und diese Summe bereits des andern Tages auf harte Weise eintreiben ließ. Hierauf sollte R. Gedalja, der

Scheich al Jehud<sup>19)</sup> den Samuel Ibn Sid herbeischaffen „und wäre er jenseits des Meeres,“<sup>20)</sup> dies kostete wieder 300 Gr.

Man begann nun über die Verspätung des erwarteten Kadi zu murren, auf dessen Hilfe man rechnete, eine abermalige Täuschung! Als derselbe endlich im Nissan ankam, schlichen Christen, Muhamedaner und Juden aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Raft oder in zerrissenen, verbrannten Kleidern zog man nun vor den Richter und schrie um Beistand gegen den Räuber, auch die muhamedanischen Kaufleute kehrten zurück, aber Ibn Faruch wußte den Kadi durch Worte und Geld zu gewinnen. Zu dem Kadi gesellte sich noch ein Ischausch<sup>21)</sup> mit zwanzig Mann, und brachte einen fingirten Befehl des Sultans, die Juden bis auf vierzig zu vertreiben; dieser verweilte lange Zeit, ließ sich von den Juden täglich zehn Gr. geben und plünderte im Ganzen 1700 Gr., so wie ebenfalls Ibn Faruch bei dieser Gelegenheit sechshundert Gr. Letzterer fahndete nach Rab. Benjamin ז"ל אב"ר בן יוסף, welcher entflo; man ergriff statt seiner Rab. Mose Hakim<sup>22)</sup> und erpreßte fünfhundert Gr. Sonnabend den sechsten Jjar (1625) schickte man nach Samuel Tardiola,<sup>23)</sup> der die Gemeinde vertrat, an dessen Stelle sein Sohn David mit dem greisen Moses Romano sich einstellte. Ibn Faruch warf Ersterem Vernachlässigung seiner Person und Letzterem die Anklage bei dem Kadi vor, sie wurden die ganze Nacht vom Buluk<sup>24)</sup> Baschi, Haupt der Söldner, gemartert und mit Erhängung gedroht, es wurde ihnen spitziges Rohr unter die Nägel gesteckt und eine Schwefelpfanne unter die Nase gehängt. Der arme Makler David löste sich mit tausend Gr., wozu die Frauen der Gemeinde ihren Schmuck hergaben und als Unterpfand brachten. Allgemeines Fliehen unter Verkleidung begann von Neuem, die zurückgebliebenen Armen darboten, der Synagogendienst hörte beinahe auf, die Gemeindevorsteher versteckten sich, es hieß, sie seien geflohen. —

Am ersten Tammuz fahndete man Abraham Esperial,<sup>25)</sup> unter dem Vorwande, er sei ein Bruder des Isak Aboab,<sup>26)</sup> der Ibn Faruch beim Statthalter von Damaskus verläumdete hätte. Nach tödtlichen Qualen erlösten ihn fünfhundert Gr. Um dieselbe Zeit ernannte der Statthalter von Damaskus Ibn Faruch zum Haupt der Mekka-Karavanan, letzterer fürchtete zwar anfangs eine Falle und sträubte sich dagegen; aber der Kadi gab ihm die besten Zeugnisse, und so zog er am neunten Tammuz aus, sandte vorher Geschenke an den Statthalter (von Syrien?), welcher ihn sehr freundlich aufnahm, und auch Ibrahim Aga zog mit ihm. In Jerusalem blieb als Stellvertreter<sup>27)</sup> der Bruder seiner Frau, Othman Aga, der sich sehr schlaubenahm, indem er in der ersten Zeit das Zutrauen zu erwecken und die Geflohenen und Verborgenen herbeizulocken suchte. Nach Verlauf eines Monats verlangte er von Simon Saul, dem neuen Scheich al-Jehud, tausend Gr. für sich selbst; man sandte nach Gat, genannt Ramla, an den Greis Chajjim di Keres,<sup>28)</sup> der sich an den Statthalter von Damaskus wenden sollte; dem Othman gegenüber erklärte man sich unfähig, das Verlangte zu

leisten. Er wollte sich zwar mit fünfhundert Gr. begnügen, aber aus seiner Milde und Nachgiebigkeit schloß man, daß er keine Vollmacht zu Erpressungen habe und wollte nicht Veranlassung zu weiteren ungeziemenden Forderungen geben; er schwieg auch hierzu und die Verborgenen kamen nun wieder hervor. Am zehnten Elul, am Vorabend ihres Festes, begehrte Dthman in milder Weise statt der gebührenden zehn Gr. einen seidnen Kleiderstoff, und beinahe wären die Vorsteher am folgenden Sonnabend [11. Elul] in die Synagoge gegangen, wäre dieser Tag nicht in einen Trauertag verwandelt worden. Dthman ließ in der sefardischen und deutschen Synagoge folgende sechszehn Männer ergreifen: den Rabbiner Jesaia Levi,<sup>28a)</sup> Jakob Romano, Samuel Chamiz, Mose Trinco<sup>28b)</sup>, Elia Rabba, Jehuda Esperial, Mose Lublin, den Arzt Isak יצחק אביר, Elia Israel, Mose Baba (sic), Jakob Lewi, Menachem Nahar<sup>29)</sup>, Elia Ibn אביר, Mose Askenasi und den Jüngling Mose' Cordova. Im Hause des Samuel Ibn Sid ergriffen sie seinen Schwiegersohn Asaria Seebi, ferner Israel b. Jehiel Askanasi. Rabbi Joel Levi begab sich selbst in die Gefahr, den Dthman aufzusuchen, der, wie gewöhnlich, betrunken war und alle Gefangenen hängen zu lassen drohte, wenn er nicht zwanzigtausend Gr. bekomme! Dies rief allgemeinen Jammer hervor, man suchte Schutz beim Kadi, der aber die Klagen wiederholt zurücktreiben ließ. Es wurden nun Boten zum Statthalter nach Damaskus gesandt, inzwischen boten die Gefangenen vermittelt Joels und Simons eilftausend Gr. und erhielten in den nächsten Tagen die Freiheit, bis auf sechs, die das Geld nicht aufbringen konnten und gemißhandelt wurden. Chajim di Feres begab sich mit anderen Juden in Trauer zum Statthalter von Damaskus, welcher einen Ischausch mit dreißig Mann an Dthman und den Kadi sandte, mit dem Befehl, die gefangenen Juden frei zu geben, als diese gerade durch ihre Dränger — in der Nacht des Neujahrs 5386 — in die größte Angst versetzt waren. Die Juden begaben sich auf die Gerichtsstätte, wo der Ischausch und der Kadi sie ruhig nach Hause gehen hießen. Am ersten Neujahrstage ließ Dthman die Gefangenen frei und am zweiten begaben sie sich auf die Gerichtsstätte, um das Urtheil wegen der zehntausend Gr. zu vernehmen; allein der Richter war bestochen, der Schubschi mit seiner Mannschaft trieb sie auseinander; auch der Ischausch mußte Jerusalem verlassen, aber Dthman sandte 700 Gr. für ihn und 5000 Gr. für den Statthalter von Damaskus nach, welches alles die Juden ersetzen mußten, so daß einzelne genöthigt waren, am Hosiannafest ihre Kleider als Pfänder herzugeben.

Im Gheschwan 5386 drohte der Kadi, eine Mühle aus einer Synagoge zu machen, welche vierzig Jahre vorher ein judenfeindlicher Musti zur Moschee<sup>30)</sup> bestimmt und geschlossen hatte, und in der bereits allerlei gemeines Werk getrieben wurde. Dthman ließ daselbst Kaufläden bauen und vermietthen, als man aber dem Richter einen Kaufbrief vorwies, so verlangte Dthman tausend Gr. Er sah, welche die verschuldete Gemeinde nicht aufbringen konnte;

da man jedoch aus dem Munde des Richters vernahm, daß Dthman andere Vorwände zur Erpressung dieser Summe finden werde, so borgte man Geld auf Zinsen und ließ sich ein Document ausstellen, daß die Benutzung der Synagoge gestattet sei.

Am 23. Cheschwan (5386) kam die Kunde von Ibn Faruch's Rückkehr aus Meffa; die bisherigen Vorsteher verlangten eine Neuwahl von Mitbürgern für die Schuld und man wählte Salomo Chadid(a), Joel Levi, Isai Mognon<sup>31)</sup>, Salomo Romano, den Arzt Jakob Aboab, Ahron לזריז(?) ריזר מזרבי(?)<sup>32)</sup>, Salomo Ibn Sangui(?)<sup>32)</sup> als Collegien. Am 2. Kislew traf Ibn Faruch ein, der beim Empfang nur den Monatstribut verlangte und dreizehntausend Gr. entnahm.(!)

Ibn Faruch ließ nun öffentlich verkünden, fernerhin nur Recht und Gerechtigkeit üben zu wollen, entfernte die Söldner von den Stadthoren und setzte wieder Ibrahim Aga ein, welcher bei dieser Gelegenheit 300 Gr. von den Juden entnahm. Zwanzig Tage blieb nun alles ruhig, am einundzwanzigsten passirte Ibn Faruch vor dem Thore der Festung, dem Davidsthurm, wo der Aga des Sultans Kaffee<sup>33)</sup> trank, den Faruch begrüßte und mitzutrinken einlub; dieser erwiderte: Es sei, drang mit seiner bewaffneten Mannschaft ein, vertrieb den Aga, setzte Dthman zum Befehlshaber ein und ließ die Festung Tag und Nacht ausbessern und verstärken. Der Statthalter von Damaskus ließ ihn zur Uebergabe der Festung auffordern, worauf er unter Einsendung von Geschenken erwiderte, daß er nicht Ungehorsam gegen den Sultan, sondern eine bessere Aufsicht und Pflege der Festung beabsichtige, die vom Aga vernachlässigt worden, und bestärkte dies mit einem Zeugnisse des Kadi.

Ibn Faruch erneuerte nunmehr seine Erpressungen, plünderte Privatfelder so wie die Getreidevorräthe des Muhamed Bascha zur Verpflegung seiner Garnison. — Am 13. Tebet kam ein זריז(?) genannt זריז קרי ein Tyrann, Bösewicht und Mörder, welchen Ibn Faruch benutzte, den Juden Furcht einzujagen, ein Mann, „bei dessen Anblick Schwangere abortirten und Säugenden die Brüste verdorrtten,“ ins Haus des Isak Gaon, der ihm angeblich zehn Gr. versprochen, und erbrach die Thür; aber Isak Gaon und der Arzt Ibn Amram waren geflohen. Am sechzehnten forderten die andern Collegien diese beiden auf, vor dem Tyrannen zu erscheinen, welcher ihnen vorwarf, dem Kadi tausend Gr. für die Eröffnung der Synagoge gegeben und sich nicht an seinen Stellvertreter gewendet zu haben; er verlangte trotz aller jammervollen Betheuerungen fünftausend Gr., behielt durch zehn Tage den Ibn Amram, für welchen nächtliche Collecten bis zu 5200 Gr. gemacht wurden. Die sefardischen Vorsteher blieben in ihrem Versteck, und die deutschen, an deren Spitze Jesaia Levi<sup>34)</sup>, flohen mit Lebensgefahr nach Safet.

Am zweiten Schebat zogen Ibn Faruch und Ibrahim Aga zum Bezir, der in Bagdad Krieg mit dem Kadi von Persien führte, ihn wegen

der Festungsangelegenheit zu versöhnen; letzterer ließ aber Ibn Faruch gefangen nehmen; durch fünf Monate erfuhr man weiter nichts von ihm, während Dthman über Jerusalem fortwaltete und sich am fünften Schebat von den Juden 1300 Gr. geben ließ. — Darauf schickte der Statthalter von Damaskus seinen Bezirk<sup>29)</sup> mit einem Musallim<sup>30)</sup>, um Jerusalem zu nehmen. Derselbe forderte von Ramla aus den Dthman zur Uebergabe auf; dieser erklärte, zu gehorchen, traf aber alle Vorkehrungen zur Vertheidigung; pflanzte sogar eine rothe Fahne als Kriegszeichen auf, umgab die Festung mit Artillerie, zog alle Nahrungsmittel in dieselbe und stopfte viele Privatbrunnen zu. Er ließ Niemanden aus der Stadt, und wenn die Juden eine Leiche hinausbrachten, so stach man in dieselbe, um sich zu überzeugen, daß kein Lebender auf diese Weise entfliehe. In Ramla zog sich ein Heer zusammen, und ein Theil der Bewohnerschaft Jerusalems fand, in Verzweiflung über solche Herrschaft, selbst in den Kriegsausichten einen Trost.

Zwei Monate bedrohte das Heer die Stadt; da aber Dthman sich nicht einschüchtern ließ, so zog es wieder ab, worauf jener noch hochmüthiger wurde und der Drohbrieife aus Damaskus spottete.

Im Adar 1626 raubten seine Leute ein Kameel, mit Kostbarkeiten beladen, welches die Frau ברייה nach Gaza an Rabbi Elieser Archa<sup>31)</sup> geschickt hatte. Sie wandte sich an Samuel Levi, Arzt des Dthman, um Fürbitte, Dthman bestellte ihn auf den andern Tag, wo er ihn fesselte und ihm vierhundert Gr. abnahm, gab aber doch auf Verwendung des Fürsten von Gaza, dessen Leibarzt ebenfalls Sam. Levi war, Einiges von dem Geraubten zurück. — Zur selben Zeit erwählte der Sultan zum Kadi den Hassan Efendi an der Stelle des Abdallah Efendi, welcher, nebst seiner Habe, aus Furcht vor Dthman, am fünfzehnten Adar zur Freude der Jerusalemer mit . . . .<sup>32)</sup> davonging, während Muhamed מרדכי provisorisch als Richter fungirte.

Am zehnten Nissan erpreßte Dthman von den muhamedanischen Juden 1300 Gr.; am zwanzigsten faßte er den Muchsini<sup>33)</sup>, der über die Bauten und Gebäude gesetzt war, ließ ihn geißeln und sprach ihn nur um den Preis von sechs tausend Gr. vom Stricke frei; auf diese Summe gab der Muchsini einen noch nicht fälligen Wechsel der Juden über siebenhundert Gr. an. Der in dieser Angelegenheit herbeigerufene Joel Levi erklärte in der Angst die auf den Wechsel unterschriebenen Ibn Amram und Isak Gaon für die alleinigen Schuldner; die stehenden Vorsteher wurden eingefangen, und da man das Geld nicht aufbringen konnte, verlangte Dthman 10,000 Gr., ließ sie mit Stricken um den Hals als Delinquenten durch die Straßen schleppen, so daß Simon, der Scheich al-Zehud, eine Vermittelung versuchte. Die Gefangenen sollten 5200 Gr. geben; da sie aber dreißig Tage Frist zur Aufbringung dieser Summe verlangten, so befahl er zornig dem Schubasch sie aufzuhängen. Unter dem größten Jammer entschloß sich die Gemeinde zu den schwersten Opfern; die Vorsteher, auf das Aergste gefaßt.

suchten Trost im Loose aus ihren Büchern<sup>40)</sup>, Jakob Ibn Amram fand: „Gott erlöst den Jakob“, Isak Gaon: „der Feind wird ihn nicht bedrücken“ u. s. w. — Die Juden bestachen indeß den angesehenen Buluk Baschi, der ihnen eine Frist von 10 Tagen verschaffte, sie blieben aber noch 45 Tage gefangen, bis die 5200 Gr., die siebenhundert des Muchsin und als Zugabe noch 1300 Gr. erlegt waren.

Im Sivan 1626 kam Hussein<sup>41)</sup> Efendi nach Ramla und vernahm dort die Klagen der Jerusalemer. Dthman ließ ihn nach Jerusalem laden, doch er wollte nicht eher hinkommen, als bis letzterer mit den Seinen die Stadt verlassen, und fehrte nach drei Monaten nach Konstantinopel zurück, wo er nebst Sam. Ibn Sid, Samuel Tardiola<sup>42)</sup> und Chajim di Keres mit den Angesehenen Konstantinopels dem König die Sachlage schilderte und auf die Gefahr des rebellischen Beispiels aufmerksam machte.

Der Sultan befahl hierauf dem Bezir, bei Lebensstrafe die Partei des Ibn Faruch mit Gewalt aus Jerusalem zu vertreiben. Am 10. Sivan 1626 zogen zwanzig Juden aus Jerusalem, welche in Siliguan, das ist am Bach Siloah<sup>43)</sup>, Esel mietheten, es drängten sich aber mehrere Leute auf, und da man sie nicht brauchte, so denuncierte einer derselben die Fliehenden. Die Söldner brachten sie zurück und nahmen ihnen Alles ab; von den Frauen des Jakob Levi Sekendri<sup>44)</sup> sollen sie allein Kleinodien zc. im Werthe von 8000 Gr. erbeutet haben. Am 25. kam Ibrahim Aga nach Jerusalem mit einem Musallim, der im Namen Hussein Bascha's, des Bruders des Bezirs, Jerusalem übernehmen sollte. Ibrahim Aga fand seinen Bruder Dthman schlafend, und befahl ihm, die Stadt zu übergeben, im Namen des beim Bezir gefangenen Ibn Faruch, welcher nach Sichern versetzt worden, wohin sie beide ihm folgen sollten, da Ibrahim Aga von Ibn Faruch zum Aehaja ernannt sei, es stehe Ibn Faruchs Leben auf dem Spiel. Dthman erwiderte: „Was geht Dich das Leben Ibn Faruchs an, laß uns lieber auch die Festung behalten und uns einen Namen machen unter den Großen.“ Er zeigte ihm die erbeuteten und erpreßten Schätze, machte ihn abwendig und ließ ihn nach Sichern ziehen. Als nun der Musallim sich auf die Gerichtsstätte begab und dem Rádi befahl, den Bruder des Bezir als Statthalter anzuerkennen<sup>45)</sup>, so ließ es Dthman nicht zu, auch den Musallim ließ er nicht weg, aber behandelte ihn ehrenvoll. Inzwischen entfloh Ibn Faruch nach Jerusalem und kam am letzten Tamuz 5386 an; seine Mutter erzählte ihm nun die Anmaßung Dthmans, der sich als Statthalter benähme, sie selbst verächtlich behandelte und die Favoritin des Ibn Faruch bezwingen wollte. Ibn Faruch beschloß, den Dthman zu tödten, der seines Lebens nicht geachtet. Er hielt bis zum sechsten Ab 1626 an sich, wo er ihn in einem von Dthman über der Festungsmauer erbauten Gemache<sup>46)</sup> erstach, welches allgemeine Freude verursachte.

Ibn Faruch ließ ausrufen, er wolle allen Raub Dthmans erstatten, was er aber nicht erfüllte; auch er hielt den Musallim mit dem Versprechen zurück,

die Stadt zu übergeben, wenn nicht in einigen Tagen seine Wiedereinfegung von Seiten des Bezirks erfolge; hierauf ließ er einen solchen fingirten Befehl kommen und entsendete den Musallim mit Geschenken.

Run gab es wieder Reiseunkosten zu decken, und die Juden mußten sechshundert Gr. hergeben. Da schieden aus dem Vorstande Jakob Ibn Amram und Isak Gaon, die aber nominell, den muhamedanischen Gläubigern gegenüber, Vorsteher blieben. Der Nachfolger Dthmans, Muhammed Ibn Faruch „nomen et omen“<sup>47)</sup>, ließ Joel Levi, der angeblich ihn nicht, wie früher den Dthman, bediene, gefangen nehmen; das kostete wieder fünfhundertundzwanzig Gr. Hierauf zog Ibn Faruch nach Gaza und hinterließ seinem Stellvertreter den schriftlichen Befehl, 4000 Gr. und extra Unkosten zehn Pr. Ct. betreffend, bis etwa 1300 Gr., von den Juden zu entnehmen. Am Hosiannafest 5387 saßten sie beim Ausgang des Morgen-Gottesdienstes den Jak. Ibn Amram und Isak Gaon, da sie keinen andern Vorsteher kannten. Den sie begleitenden David Tardiola und Simon Scheich al-Jehud zeigte der Stellvertreter den schriftlichen Befehl des Ibn Faruch, ließ Alle, bis auf den Scheich al-Jehud, einsperren, — das Simhattorafest ward hierdurch in einen Trauertag verwandelt, an dem sich wieder Alles versteckte, — hielt sie acht Tage fest, drohte mit Leibesstrafen, bis sie sich zu tausendsechshundert Gr. verstanden, worauf David allein frei wurde, um das Geld zu verschaffen, bis er tausend Gr. aufgezählt.

Der zurückkehrende Ibn Faruch, der nunmehr seine Unhaltbarkeit erkannte, drängte mit Drohungen zur Tilgung des Restes; da sie aber nicht wußten, woher das Geld zu nehmen, so versteckten sie sich, und Ibn Amram und Isak Gaon wurden gefangen genommen und mußten von Neuem die Last der Gemeinde tragen. Ihr Gefängniß wurde zehnmal täglich gewechselt, sie wurden gemartert und in der Synagoge vor den Augen der Gemeinde gemißhandelt, bei den Bärten gezerrt, die Hände mit denen des Nachbarn rückwärts zwischen Stöcken festgebunden, auch andere Männer dazu genommen, bis sich selbst der grausame Buluk Bascha ihrer erbarmte, nachdem er sich überzeugt, daß die Gemeinde nichts mehr habe. Er versicherte dem Ibn Faruch, daß er alles aufgeboten, es sei aber nicht mehr als circa 1000 Gr. aufzubringen. Bevor sie jedoch dieser — Mitternacht des Sabbathes den siebenundzwanzigsten Cheschan 5387 — entließ, überfiel man den Isak Szabach<sup>48)</sup>, der sich von Dieben bedroht glaubte und nicht öffnen wollte; man erbrach die Thür, wobei der fliehende Isak in der Hand verwundet wurde; man plünderte nun 25<sup>49)</sup> Gr. Werths, zwang die Frau durch Androhungen des Todes, den Weg des Fliehenden anzugeben, den man einsperrete; ebenso erging es dem Chajjim Fra und Josef Ali, welche sich lösen sollten. Des Morgens brachte man wieder Jakob Ibn Amram und Isak Gaon und mißhandelte Alle, ließ sie halbnackt im Regen stehen; den Chajjim Fra hängte man, die Hände auf den Rücken gebunden, auf, und begoß ihn mit kaltem Wasser zc., bis er dem Statthalter 3000 Gr. und

dem Stellvertreter 300 Gr. versprach. Endlich kamen auch Jakob Peiria der Fromme<sup>60)</sup> und Salomon aus Terracina<sup>61)</sup> an die Reihe. Man bemühte sich, Geld zu bekommen, nur von Isak Szabach, der im Blute schwamm, wollte der Tyrann nichts nehmen. Jene Drei bemühten sich vergeblich, Geld herbeizuschaffen, und es galt wieder, für sie bei Groß und Gering zu sammeln.

Da kamen achtbare Boten aus Damaskus, welche dem Ibn Faruch riethen, die Stadt dem Musallim des Hussein Bascha zu übergeben, da der Sultan alle benachbarten Fürsten gegen ihn aufgeboten. Ibn Faruch versprach in einigen Tagen Folge zu leisten. Man erzählt sich, König David sei ihm im Traume erschienen und habe ihn zu erwürgen gedroht, wenn er noch eine Nacht verweile, so daß er am folgenden Morgen, nachdem er Jerusalem völlig ausgeleert, nach Sichein zog, welches ihm der Bezir angewiesen.

Die Gefangenen blieben bis Dienstag Abend den zwölften Kislew 5387 in Gewahrsam. Chaj. Fra hatte sein Drittel von 1100 Gr. gezahlt, von den andern beiden erpreßte der Gefängnißwärter noch zwölf Gr. Ibn Faruch führte aber den Tobia Campos(?)<sup>62)</sup> und Josef Ali mit sich, weil der erste nur hundert und der andere nur vierhundert Gr. gezahlt hatte. Isak. Ibn Anram und Isak Gaon entgingen ihm nur durch die Flucht. Die Juden hatten nun ein Freudensfest, bedachten die Armen und auf Verwendung Hassan Bascha's wurden auch die beiden Gefangenen unentgeltlich in Sichein entlassen (am 15. Kislew).

Am zwölften Kislew wurde die Stadt dem Musallim des Hassan Bascha übergeben, am sechszehnten zog letzterer selbst ein; am zweiundzwanzigsten, am Jahrestage der Festungseinnahme durch Ibn Faruch, wurde der Aga<sup>63)</sup>, der damalige Commandant, vor dem Thore derselben aufgeknußft, und ausgerufen: „So ergeht es dem Manne, der die Festung des Sultans nicht gegen Rebellen vertheidigt.“ Die Leiche wurde drei Tage hängen gelassen. —

Hier endet der traurige Bericht, der unbekannte Verfasser resumirt noch einmal die Gewaltthaten des Ibn Faruch, und die außerordentlichen Spenden und Mittel, zu welchen die Gemeinden Jerusalems durch dieselben gezwungen waren, so z. B. mußte man häufig, um Geld aufzutreiben, von muhammedanischen Kaufleuten Waaren auf Zeit kaufen und dieselben sofort um viel billigere Preise veräußern, so daß die portugiesische Gemeinde zur Zeit mit ihren Mitgliedern allein auf eine zu 10 Prozent verzinliche Schuld von fünfzigtausend Grossos persdulich verpfändet blieb.

## Anmerkungen.

[Die vom Uebersetzer angeführten hebräischen Wörter sind aus typographischen Rücksichten meistens mit lateinischen Lettern umschrieben worden.]

- 1) Scholet.
- 2) Faruch, das hebräische Chaf kann ein arabisches Kaf oder ch vertreten.
- 3) Mischneh lemelech.
- 4) Seimines, später häufig Seiminim.
- 5) Machkamah.
- 6) Agah vgl. weiter unten Anm. 53.
- 7) Der Verfasser ergeht sich hier in einen Ausbruch seines tief betrübten Gemüthes, den wir unübersetzt lassen.
- 8) Ich habe kein Hilfsmittel zur Hand, um zu berechnen, in welchem Monat (Dezember, Januar) die Sidra Schemot im Jahre 5385 fiel.
- 9) Muslim, später auch musilim und musialim.
- 10) „Isak Gaon“ heisst schon ein Rabbiner, dessen arabische Predigten und Predigtentwürfe aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts sich in Oxford handschriftlich befinden. Ich erwähne dies als Beleg, daß der Name Gaon hier kein bloßer Ehrentitel, sondern wirklicher Familienname sei. — Ueber die hier und weiter unten vorkommenden Männer kann man Conforte, Kore hadoroth fol. 49. vergleichen.
- 11) Hazur tamim poalo u. s. w.
- 12) K. Moschel haër,
- 13) שרבי
- 14) Muschharah vom arab. schahar (chald. sahar) Mond.
- 15) Lachpor ulhaamim sabib lechomath jeruschalajim.
- 16) Nesarim Bretter? vielleicht nisachim?
- 17) Loasim, gewöhnlich Italiener, was ich nicht geradezu in den Text aufnehmen mochte.
- 18) Albachri.
- 19) Scheich al-jehud kann, nach dem arabischen Sprachgebrauch, auch den Oberrabbinen u. dgl. bedeuten.
- 20) Daß Samuel Ibn Sid sich versteckt hielt, muß man hieraus erst schließen, der Verfasser nennt ihn hier zum ersten Mal. — Vgl. weiter unten.
- 21) Giaus, Berittener, Cavallerist.
- 22) Chachim, vielleicht Namen einer Familie (wie alchachim, z. B. im 16. Jahrh.), deren Ahn ein Arzt war.
- 23) Tardiula? vgl. auch bei Conforte, Kore hadorot, Bl. 49.; vgl. Tordefilla bei de Rossi (Wörterbuch: Mos. Kohen), wofür otur di silijis in der Handschrift Michaels (Register S. 342).
- 24) Buluk mit p.
- 25) Ischpriel, ein nicht unbekannter Familienname.
- 26) S. oben S. 54.
- 27) Mischneh.

28) Schihis vgl. weiter unten, wo richtiger schiris. schin vertritt häufig das spanische X.

28a) Der bekannte Verfasser des Buches schelah, über dessen hier erwähntes Schicksal noch in neuerer Zeit Zweifel aufgeworfen worden, s. Anm. 34.

28b) Trinchì in der von ihm veranstalteten Ausgabe der Kawanot des Isai Foria, Venedig 1620.

29) Nabar mit נב

30) Nitkadäsch leschem marges belaaš maschkitah. Der Verfasser scheint das arab. misgad zu vermeiden, weil es auch hebräisch einen Ort der Anbetung bezeichnen könnte.

31) Munijon.

32) Schangi vielleicht Schandschi zu lesen.

33) Kahwi, nach arabischer Orthographie.

34) Gewiß kein anderer als der oben an der Spitze der 15 Gefangenen genannt ist. Es ist die letzte authentische Nachricht über diesen Gelehrten; vgl. Catalog. S. 1387.

35) Mischneh.

36) Musialim vgl. oben Anm. 9.

37) ein bekannter Gelehrter.

38) Im naare דמיני נא

39) Muchsin, wovon bekanntlich Magazin herkommt.

40) d. h. sie schlugen ihre Bücher auf, und die erste in die Augen fallende Stelle ward als vorbedeutend betrachtet. Ähnliches thun die Muhamedaner mit dem Koran.

41) Chusan, fehlt ein Zed.

42) Oben Anm. 23.

43) Siligoan d. i. me schiloach habolechim laa.

44) Sechendri, wohl aus Alexandrien, Josef und Abraham Ischendri aus Rahira nennt Conforte a. a. D., vgl. Asulai I. S. 14.

45) Welichtom eth maamar hamischneh ascher minnah eth achiw lesar al jerschalachajim bezieht sich wohl auf eine Unterzeichnung der Ernennungsurkunde.

46) Aljath hamikreh.

47) Schemo keschem rabo.

48) Zabach, Conforte Bl. 49a schreibt Sebaach nach dem Laute.

49) ה"ו dürfte wohl ein Druckfehler sein. Vielleicht 2500?

50) Haobasid ascher bisechuto nigmar wenischlam gesar din.

51) Mitirazinah.

52) Kanphos, Canfos? Campos?

53) Haazah ist wohl Druckfehler für haagah, s. oben Anm. 6.

# Der Weinbändler und sein Kutscher.

(Charakterbild aus dem Leben des Rabbi Tschesteel Landau.)

Mitgetheilt von L. . . . . d P. . . . . r.

## I.

Es sind so eben an hundert Jahre her, als eine große Geisteschlacht auf jüdisch religiösem Gebiete gekämpft wurde. Zwei mächtige Geister, anerkannte Heroen, vor denen Viele Haupt und Knie beugten, standen einander, jeder mit seinem Anhang, gegenüber, in unermüdlicher Ausdauer in grimmigem Kampfe. Wie immer, so hatten auch damals die Strahlen des Lichtes bei ihrem Durchbruche auf religiösem Gebiete unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, und fast jeder Erleuchtete, der seine Ueberzeugung dem Wahne und dem herrschenden Vorurtheile nicht opfern wollte, dem die Wahrheit das heiligste, unveräußerlichste Gut war, der wurde von der vorurtheilsvollen Wahrheit verkannt, und fanden seine Ansichten in den Herzen Einiger einen fruchtbaren Boden, so war Reid und Verfolgung sein Schicksal, und nicht Wenige wurden auf diese Art Märtyrer ihrer Ueberzeugung. Eine von jenen Persönlichkeiten will ich Dir nun vorführen, lieber Leser! Es ist der berühmte Rabbi Jonatan Eibenschütz, auch ein Großer unter den Großen, ein Kämpfer für Licht und Wahrheit —; aber auch ein um seiner Vorzüge willen Beneideter, ein seiner Ehrlichkeit wegen Verfolgter. —

Weil er die Lichtfackel der Aufklärung in der Hand, die treueste Hingebung für die angestammte Religion im Herzen, das beredteste Wort auf den Lippen trug, „darum entstand Feuer in Jakob und die Flammen züchten in Israel.“

Die Reihen seiner Anhänger waren bald gelichtet, und die Schaar seiner Gegner, der Anhang seiner Reider und Verfolger ward täglich größer, und das Wesen des Kampfes gestaltete sich der Art, daß es für einen besonderen Vorzug galt, ein Antijonataner zu sein.

An der Spitze derselben, welche ihren Zelotismus durch ihre Ueberzeugung zu motiviren suchten, stand ein Mann, Namens Rabbi Jakob Emden,

der durch seine scharfe Feder die Thorheiten der Zeit (worunter er zwar Vieles rechnete, das eben nichts weniger als Thorheit war) geißelte.

Um nun dem entschiedenen Einflusse des hochgelehrten und dabei mit den seltensten Eigenschaften des Gemüthes ausgestatteten Rabbi Jonatan auf den religiösen Entwicklungsgang jener Zeit einen Damm zu setzen, begann man zuerst durch allerlei kleine Redereien seine Geduld auf die Probe zu stellen; da aber dieselben bei seinem sanften Charakter völlig fruchtlos waren, so wurde er mit seinem Anhange endlich von den Gegnern, an deren Spitze erwähneter Rabbi Jakob Emden stand, excommunicirt und zugleich das Anathema über seine Schriften ausgesprochen.

Um-aber vor den Augen der Lichtfreunde diese unerhörte Ungerechtigkeit zu bemänteln, wurden allerlei Scheingründe hervorgesucht\*), um diese finstere That zu rechtfertigen. Bald hatte sich der Zwist, der anfänglich bloß einzelne Personen umfaßte, weit verzweigt, und die Brandfackel ward binnen Kurzem nach allen jüdischen Gemeinden Europas geschleudert, so daß man eine Gemeinde nur nach dem Standpunkte ihrer Theilnahme an dem obwaltenden Streite, ob pro oder contra, beurtheilte.

Doch wozu die bösen Geister der Vergangenheit wieder heraufbeschwören? Wozu so lange bei dem Bilde jener schrecklichen Unduldsamkeit verweilen, über die bereits ein Jahrhundert hinweggeschritten ist? Gott hat bereits gerichtet, und die Weltgeschichte hat ihr Urtheil gesprochen! Mögen die Wahrheit und ihre Anhänger nie mehr verkannt werden, mögen sie ihr Panier für immer auf Erden entfalten, und mögen sich Alle als ihre Jünger darunter schaaren, und der Lüge und Finsterniß Ende kommen: dann wird der reinste Glanz des Lichtes die Erde erleuchten und Glück und Frieden in Paläste wie in Hütten bringen.

## II.

So wie aber die Emdensche Partei mit Eifer die Verdächtigung des Rabbi Jonatan betrieb, und zuweilen auch nichts weniger als redliche Mittel dazu anwandte: so hatte sich auch die Partei des Rabbi Jonatan nicht still zurückgezogen, sondern focht, zwar nur mit der Feder, jedoch einen hartnäckigen Vertheidigungskampf, und die Macht der Ueberzeugung, mit welcher sie diese Vertheidigung führte, hatte bereits in den gesinnungstüchtigen Herzen vieler edler Männer tiefe Wurzeln gefaßt.

Einer derselben, ebenfalls ein treuer Kämpfer für Recht und Wahrheit, der seine Uneigennützigkeit und seine unbegrenzte Wahrheitsliebe bereits früher bei einer andern Gelegenheit durch muthiges und entschlossenes Benehmen bekundet hatte, war der durch seinen Scharfsinn berühmte junge Rabbiner

---

\*) Man lese hierüber das Werkchen Thorath hacknaauth, welches auch Simson Bloch in seinem Sbillo Aulam öfters anführt.

zu Zampola in Polen, Namens Jecheskeel Landau. Diesem gelang es trotz seiner Jugend (er zählte damals ungefähr 30 Jahre), durch sein imponirendes Auftreten den Streit zu schlichten, die gezogenen Schwerter wurden in die Scheiden gesteckt; es beruhigten sich die Gemüther, die Parteien kamen sich auf halbem Wege entgegen, und so endete eine Fehde, die für das Judenthum in Europa von den verderblichsten Folgen hätte werden können.

Dabei wurde der Mann, durch dessen überzeugenden Einfluß der Impuls zum Schlusse dieses Streites gegeben, und dem Frieden eine Ehrensäule errichtet wurde, nicht vergessen.

Das Prager Oberabbinat war damals durch die Abberufung des berühmten Rabbi Jonatan Eibenschiz zur Verwesung des Rabbinateßsprengels von Altona, Hamburg und Wandßbeck vakant.

Rabbi Jecheskeel Landau, Rabbiner zu Zampola, — der sich außer den bereits erwähnten rühmlichen Eigenschaften auch durch besondere Frömmigkeit auszeichnete; er, der während seiner früheren Amtsthätigkeit mitten unter den Anhängern des krasßen Chasidismus und Obskurantismus mit strengster Gewissenhaftigkeit alles Fanatische\*) von den Heiligthümern der Religion verbannte, und sich bei den Helldenkenden, zu welchen schon damals ein großer Theil der Prager Judengemeinde zählte, einen Ruf erworben hatte, — wurde für diese erledigte Stelle in Vorschlag gebracht; und nach langer Debatte, bei welcher die Gegner nichts zu seinem Nachtheile vorzubringen wußten, als seine Jugend, welche aber gerade von seinen Verehrern als Vorzug betrachtet wurde, entschied sich die Majorität für ihn, und Rabbi Jecheskeel erhielt sein Anstellungs-Diplom.

Welche Feder vermag nun die Neugierde der durch diese Eigenschaft damals berühmten Prager Juden zu schildern, als erwähnter Beschluß von den Gemeinderepräsentanten auf dem jüdischen Rathhause gefaßt wurde! Das Volk stand in bunten Massen gedrängt längs der Belelesgasse, und erwartete mit unbeschreiblicher Sehnsucht das Ende dieser Sitzung, die zum größten Leidwesen so Vieler diesmal gar nicht enden wollte; denn in jener Zeit war eine Rabbinerwahl in Prag ein Ereigniß, das keine Seele in der Gemeinde gleichgültig ließ. Außer dem erwähnten Volke, bestehend aus Männern, Frauen, ja sogar Mägden mit Säuglingen auf den Armen, standen am Anfange der jetzigen Hahnpaßgasse (damals Beth-Chajim-Gasse genannt) etwa fünfzig Jünglinge, die, wie es ihre gelehrten Mienen und lebhaften Gesticulationen vermuthen ließen, dem damals in Prag so beliebten Bachurimstande angehörten.

Obwohl sie nicht darauf hingewiesen waren, ihre Studien bis zur Ankunft des erwarteten neuen Lehrers zu sistiren (denn die meisten von ihnen waren

\*) Einen Brief an einen lieben gesinnungsverwandten Herzensfreund schloß er einst mit folgendem Bibelvers: „Gerade sind die Wege Gottes, die Gerechten wandeln auf ihnen, Chasidim aber straucheln.“ Er gebrauchte anstatt des im Texte stehenden Wortes „die Freier“ den Ausdruck Chasidim, hielt diese beiden Ausdrücke daher für synonym.

Schüler des zu jener Zeit berühmten Rabbi Sarach Sidliß): so lag ihnen doch der Erfolg jener Verhandlung sehr am Herzen, theils aus Neugierde, theils, weil sie die Doctrinen des jedesmaligen Rabbi in ihren Studien sich mehr oder weniger zur Richtschnur nahmen.

Diese, so wie ein anderes Häuflein starfbärtiger Männer, die in stiller Zurückgezogenheit mitten auf der Rabbinergasse, wo diese in die Ufergasse mündet, standen, besprachen sich eifrig über den ersten (Chiluf,\*) den der neue Rabbiner halten und wie er darnach am besten zu beurtheilen sein wird. Plötzlich nahm ein Jubelgeschrei, das aus der Belelesgasse herübertönte, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Alles lärmte und tobte durcheinander, so daß man Mühe hatte, sein eigenes Wort zu hören. Nur aus ein Paar jugendlichen Kehlen ertönte der laute Ruf: Masel Tob! Die Masse, die nun einem gordischen Knoten glich, wich dem Stocke des eben aus dem Gemeindehause tretenden Meschoreß, der für den Rosch haKochol Bahn machte, und jubelte neuerdings auf, als dieser mit wichtiger Amtsmiene seinem Mechtuten, der eben vom Pilsener Markte zurückkehrte, das Resultat der Rabbinatswahl verkündete, nämlich, daß dieselbe auf den Zampolaer Rabbiner Rabbi Jecheskeel Landau gefallen sei.

In jener Zeit, wo es nicht nur keine Lokomotive und Telegraphen gab, sondern auch die Postanstalten nicht so verläßlich wie heut' eingerichtet waren, war der Verkehr mit Personen in so weiter Entfernung, wie z. B. von Prag nach Zampola sehr erschwert, und man konnte trotz aller angewandten Vorsicht von gutem Glücke sagen, wenn Briefe gehörig an ihre Adressaten gelangten. Um daher einem solchen Unfalle vorzubeugen, wurde, nachdem die Bewilligung der hohen Behörde zur Anstellung des ostgenannten Rabbiners durch einflußreiche Protection bald erlangt war, das Rabbinatsanstellungsdiplom von den Gemeinderepräsentanten ausgestellt und durch einen eigen hiezu erwählten Morenu an den Gewählten übersandt, und dieser wurde von der Gemeinde mit vielen Segnungen und Gebeten für das Gelingen seiner Sendung entlassen.

Ohne mich lange bei der Hin- und Rückreise dieses Deputirten aufzuhalten (denn davon schweigen auch die Annalen jener Tage), versetze ich Dich, lieber Leser, gleich hinein in die Altneu-Schule am Tage der Ankunft des Erwarteten. Es war ein Dienstag (welcher Tag in der Woche nach einem etwas zu buchstäblich aufgefaßten Talmudspruche für einen Glückstag gerechnet wird); um zwei Uhr Nachmittags sollte der Einzug des Rabbi Jecheskeel stattfinden. Viele fromme Männer, in der Befürchtung, der kleine Raum würde die Menge der Neugierigen nicht fassen können, und sie selbst dadurch verhindert werden, das erste beseligende Wort des großen Lehrers, dem ein so trefflicher Ruf voranging, zu hören, blieben gleich vom Schachisgebete an daselbst. Viele Andere, ja ein großer Theil der Gemeinde (außer

\*) Talmudische Disputation.

den Honoratioren) konnten ihre Neugierde nicht bezähmen, und fuhren oder gingen, je nachdem es ihre Finanzzustände gestatteten, bis Biechowitz, Aumal, Böhmischbrod, ja sogar bis Kollin entgegen. Endlich schlug die Glocke am jüdischen Rathhause die von der ganzen Gemeinde heißersehnte Stunde, und der große Zug kam heran; in seiner Mitte der große Lehrer, ein junger Mann von hoher schlanker Statur mit überaus einnehmenden Zügen, die ihm sogleich viele Herzen gewannen. Die Antrittsrede war ganz zeitgemäß nach damaligem Geschmacke. In kurzen Umrissen entwarf der biedere Seelenhirt ein gedrängtes Bild seines jungen Lebens und des vorgesezten Zieles seines neuen Wirkungskreises; und nachdem er vorher eine gelehrte Dissertation über einen talmudischen Stoff hielt, bat er Gott um Beistand und Segen und die Gemeinde um ihre Mithilfe zur Erreichung seines Zweckes. — So schön und begeistert hatte man in Prag noch selten Jemand sprechen gehört, und von dieser Stunde an war das glückliche Loos des später so berühmt gewordenen Mannes entschieden. Er hatte die meisten Gemüther für sich gewonnen; fast Alles war ihm zugethan, der erste Eindruck war ein sehr günstiger — aber leider kein dauernder.

### III.

Viele meiner Leser werden es gewiß sonderbar, vielleicht sogar einen Widerspruch in der Behauptung finden, daß der günstige erste Eindruck des Rabbi Jecheskeel kein dauernder war, und daß dieser dennoch von der ersten Stunde an sein Glück machte. Doch das Folgende gibt die Auflösung.

Die ersten Flitterwochen waren angenehm verstrichen, dem neuen Rabbiner wurden nach damaliger Sitte von Seiten der Gemeindeglieder in bestimmter Reihenfolge die Honneurs gemacht; auch predigte er an neun nach einander folgenden Sabbathen in den neun großen Synagogen Prags, und erregte bei den Talmudisten durch seine sehr gewandte Pulpulistik große Sensation; er verließ stets den Kampfplatz als Sieger, und wenn seinen Erklärungen noch so viele Einwürfe entgegengestellt wurden, er wußte sie alle zu entkräften. Aber auch seinen Moral-Vorträgen wurde zahlreich gehuldigt; sowohl bei Talmudisten als auch bei Nichttalmudisten fand er mit seinen moralischen Prinzipien entschiedenen Anklang.

Das hervorragende Talent des jungen Rabbi war aber einigen alten Talmudgelehrten, zu welchen erwähnter Rabbi Sarach Eidlitz (selbst ein sehr tüchtiger Gelehrter und tiefer Denker) zählte, ein Dorn im Auge. Diese strebten daher immer irgend einen Plan zu ersinnen, wie sich der Rabbi Blößen geben müsse. Er wurde sehr oft mystificirt, aber stets ohne Wirkung, denn sein heller Geist durchblickte alle Ränke und ließ ihn leicht diesen Eschlingen entchlüpfen. So sollte er zuweilen auch durch gewisse Wortspiele

in Verlegenheit gesetzt werden\*); aber auch diese verfehlten den Zweck; denn sein Witz war eben so scharf als sein Scharfsinn witzig war. Er war daher in allen Waffen seinen Feinden überlegen und diese mußten nolens volens stets das Feld räumen. Trotzdem verursachten ihm diese kleinen Neckereien manche trübe Stunde. Diese Gegner, zuweilen über das Unrechtmäßige ihres Verfahrens von competenten Persönlichkeiten zur Rede gestellt, erwiederten stets, daß sie noch von der vielgerühmten Weisheit des Rabbi nicht überzeugt wären, und daß sie durch diese Reibungen sich nur von dieser erstaunlich großen Weisheit zu überzeugen suchten.

„Wenn der Herr Wohlgefallen hat an den Wegen eines Mannes, so zwingt er dessen Feinde mit ihm Friede zu schließen“. Auch die Feinde des Rabbi Jecheskeel sollten bald zur Ruhe und zum Stillschweigen gebracht werden, und zwar durch einen sehr eigenthümlichen Zufall.

Eines Tages saß der Rabbi in seinem Lehnstuhle, die Stirne in Falten gezogen, und vor ihm lagen auf einem langen Tische unzählige Folianten, theils geöffnet, theils auch mit eingebogenen Blättern zugeschlagen, da wurde er plötzlich in seinem Studium gestört und seine Aufmerksamkeit von der Beschäftigung ab- und zur Thüre hingezogen, welche knarrend in den Angeln bei der ungestümen Deffnung kreischte. Herein traten zwei Männer, welche der Oberrabbi an ihrem Kostüme sogleich als seine Landsleute (Polen) erkannte, und sie nach Brauch und Sitte mit dem gebräuchlichen Gruße: „Friede mit Euch“ willkommen hieß. Nach den gewöhnlichen Fragen: Woher des Landes? Wohin die Reise? Wie weit des Weges? u. kam nun auch die Frage des Rabbi: Was ihr Begehr sei? Da aber hierauf beide zugleich in dem den Polen eigenen schnellen Jargon antworteten, mußte der Rabbi den einen der Männer zu schweigen und den andern zu reden ersuchen. Dieser begann also: „Ich heiße Josef Kohen und bin der Sohn des Simon Kohen, Weinhändlers aus Warschau. Dieser Mann hier heißt Gheim Geilis und ist bereits seit fünf Jahren bei mir als Kutscher bedienstet. Derselbe hat sich bisher, während er mich auf meinen Geschäftsreisen begleitete, stets redlich und ehrlich betragen. Diesen Mosch Chodesch aber stehe ich des Morgens auf [wir waren gerade in Oesterreich], und suche meinen Geldbeutel, welcher verschwunden war und noch verschwunden ist; in demselben befand sich aber meine ganze Baarschaft, bestehend aus tausend Dukaten. Ich rufe nun den hier stehenden

---

\*) So erzählt die Sage aus jener Zeit: „Am ersten Sabbath nach seiner Ankunft in Prag war in seiner Behausung der Sitte der damaligen Zeit gemäß gegen Abend eine große Mahlzeit (schalausech sendaus), zu welcher die Gemeinde- und Vereinsvorstände so wie auch andere Honoratioren geladen waren. Da Rabbi Jecheskeel, wie bereits gemeldet, ein Mann von sehr schlankem Wuchse war, konnte er nicht gut von seinem Lehnstuhle den Tisch erreichen, und mußte zu diesem Zwecke sich öfter bücken, wobei er scherzweise die Bemerkung fallen ließ: „Der Tisch sei für seine Person zu niedrig.“ Einer der Anwesenden suchte in diesem Scherze eine die Gemeinde beleidigende Anspielung und entgegnete rasch: „Rein Rabbi! Der Sitz ist zu hoch für Euch.“

Chajim und frage denselben, ob er nicht wisse, wo mein Geld sei? Dieser entgegnete höhnisch: Wie kommt Ihr denn mit einem Male zu so vielem Gelde, Ihr seid doch mein Fuhrmann? Habt Ihr etwa Jemand beraubt? Ich glaubte anfänglich, Heim scherze, was noch nie stattgefunden hatte, und verwies ihm diese Annäherung, aber nach mehrmaligem Hin- und Widerreden merkte ich, daß jene unsinnige Behauptung zur fixen Idee bei Heim geworden sei, und da er mit eben solcher Gewißheit, wie ich das Gegentheil, behauptet, daß ich sein Fuhrmann und er mein Dienstgeber sei, so entschlossen wir uns endlich, Euch, würdiger Rabbi! dessen Weisheit berühmt ist von einem Ende der Welt bis zum andern, zu bitten, den Schuldigen unter uns zu ermitteln. Vorzüglich aber bitte ich, als Betrogener, mir zu meinen tausend Dukaten zu helfen; Gott wird es Euch gewiß lohnen. Denn ich habe Weib und Kind zu Hause, und die verlorene Summe ist mein ganzes Vermögen. Dieser Verlust würde mich und meine ganze Familie zu Bettlern machen.“ In diesem Tone sprach Josef Kohen noch lange fort, und als er endlich zu Ende war, und der Rabbi der langen Rede kurzen Sinn reiflich überdacht hatte, gebot er dem Chajim zu reden. Dieser aber erzählte dasselbe, wo möglich mit noch größerem Nachdruck und höchst mitleiderregenden Ausdrücken in der Art, daß er, Heim, der Betrogene, und Josef Kohen der Betrüger sei.

Als auch dieser mit seinem Vortrage zu Ende gekommen war, blätterte der weise Rabbi einige Minuten in den vor ihm offen liegenden Folianten; gleichsam als stünde darin, wer der Weinhändler und wer der Pferdelenker sei! Dann schlug er plötzlich dieselben zu, und redete zu dem Herzen der beiden vor ihm stehenden Männer: Es möge der Schuldige sich bekennen, daß er nicht umkomme in seiner Missethat, sondern ihm Verzeihung von Gott und Menschen werde. Allein dies war tauben Ohren gepredigt — der verstockte Bösewicht wollte durchaus nicht bekennen. Da mußte nun der kluge Rabbi auf ein recht drastisches Mittel sinnen, um dem schlauen Betrüger den Mund zu öffnen. Wie meinst Du wohl, lieber Leser! daß er dies bewerkstelligte?! Höre und staune. Er lud die Beiden auf einen Tag später zu sich ein, um zu einer bestimmten Stunde bei ihm zu erscheinen, gebot aber gleichzeitig seinem Diener, an diesem Tage Niemandem unangemeldet in sein Studierzimmer den Eintritt zu gestatten.

Die festgesetzte Stunde am festgesetzten Tage erschien und mit ihr die beiden Polen im Hause des Oberrabbi, wo sie, während der Diener sie anmeldete, in der Hausflur verweilten. Der Diener kam auch bald mit dem Bescheide zurück: sie mögen einstweilen doch im Vorzimmer warten; denn der Rabbi könne sie noch nicht empfangen. Gesagt, gethan. Während aber die Beiden im Vorzimmer sich in ein Gespräch einließen, polterte Rabbi Jecheskeel in seinem Studierzimmer herum, riß aber plötzlich und ganz unerwartet die Eingangsthüre auf, und schrie mit barscher Stimme: „Der Kutscher soll herein gehen.“ Dieser, welcher kein anderer als Chajim war, den diese List ganz unvorbereitet fand, da er gewöhnlich bloß unter diesem Namen

gerufen wurde, ging in die Falle, und lief sogleich, dem Aufrufe folgend, ins Zimmer. Hier wurde er von dem halb ob der Verstocktheit des Bösewichtes erzürnten, und halb ob des Gelingens seines Planes erfreuten Rabbi mit einer donnernden Strafpredigt empfangen, wobei es auch an Klüchen nicht mangelte, weniger für die jetzige Bereitwilligkeit, mit welcher er dem Rufe des Rabbi folgte, als für das frühere hartnäckige Lügner. Bald gestand auch Geheim, da seine Schuld nicht mehr zu läugnen war, reuevoll und unter Thränen dieselbe, und erstattete auch sogleich die entwendeten tausend Dukaten zurück.

Die Kunde dieser gelungenen List hatte sich bald in der ganzen prager Judenschaft verbreitet, und es war ordentlich ein Gedränge in den Gassen, um die beiden ohne ihr Verdienst berühmt gewordenen Polen zu sehen. Den besten Einfluß aber übte diese Begebenheit auf die Gegner des Oberrabbi, welche nach solch einem Beweise von Weisheit und kluger Umsicht die Waffen beseitigten und nun erst seine besten Freunde wurden.

Allein nicht nur Prag, sondern ganz Böhmen jubelte bei Verbreitung der Kunde dieses kleinen Geniestreiches, welcher die Wahrheit so schnell zu Tage förderte, und wo zu jener Zeit in einer Judengemeinde ein kleines Häuflein sich zusammensand, ward von nichts Anderem gesprochen, als von Rabbi Chaskele Jampolis (denn unter diesem Namen war er vorzüglich bekannt, weil ihn die Polen häufig so zu nennen liebten) und von seinem Begegnisse mit den beiden Polen. So klein und unansehnlich dies Ereigniß an und für sich war, so sehr wurde eben dadurch der Ruf seiner vorzüglichen Weisheit für alle Zeiten begründet, von welcher er natürlich während seiner vierzigjährigen Amtsthätigkeit in Prag sehr zahlreiche Beweise lieferte. Noch heute hört man alte Leute in Prag, die erwähnten Oberrabbi persönlich kannten, öfter sagen: „Der Zadik war ein Rizus von Schlaumau hamelech.“\*)

Seit jener Zeit lebte Rabbi Jecheskeel unangefochten in vollem Frieden in seiner Gemeinde, und seine später erschienenen Werke: *Noda b'jehuda*, *Zlach* u. s. w. errichteten ihm im Herzen aller tüchtigen Talmudgelehrten weit hinaus über die Gränzen des österreichischen Kaiserstaates ein ewig unzerstörbares Monument.

#### Friede seiner Asche!

Unter seinen Nachkommen gab es viele ausgezeichnete Männer, und noch nicht lange her ist es, als wir an dem Sarge seines Enkels, des vorzüglich um die Prager Judenschaft sich verdient gemachten berühmten Gelehrten M. J. Landau, Stadtrath zu Prag, weinten.

Die irdische Hülle ist geschieden. Möge sein Geist fortleben in uns für alle Zeiten!

\*) Der Fromme war ein Funke von Salomons Weisheit.

# Der Lieferant.

Novellette.

Aus den Ereignissen des Jahres 1848

von L. Herwert.

In einem Zimmer des Hôtels zum „weißen Roß“ in Wien sehen wir ungefähr gegen vier Uhr in der Frühe einen jungen Menschen, nachdenklich in halb sitzender, halb liegender Situation auf einem Sopha. Vor wenigen Stunden war er auf der Eisenbahn aus Ungarn angekommen, und er befindet sich noch in seinem Reiseanzuge. Das zu seiner Aufnahme bestimmte Bett ist von ihm unberührt geblieben. Seine Seele scheint von Gedanken wach gehalten zu werden, die keinen Schlaf zulassen. Plötzlich springt er von seinem Sitze auf, schlägt die geballte Hand vor die Stirn und ruft im kläglichen Tone: „Was hab' ich gethan, ich Unglückseliger!“ Nachdem er einige Mal im Zimmer auf- und abgerannt, bleibt er stehen, ringt die Hände und fährt im Selbstgespräche fort: „Die einzige Gelegenheit, welche mir die Mittel bot mich an das Ziel meiner heißesten Wünsche zu bringen, warum floh ich sie? Warum habe ich mir selbst den Weg verrammelt? . . . . . Doch was sage ich? verrammelt? kann ich denn nicht umkehren? — kann ich denn nicht noch . . .?“ Er endigt den Satz nicht und nach wenigen Augenblicken ist er in der Vorhalle, sein heftiges Zerren an dem Glockenzuge führt alsbald den Kellner herbei.

„Wann geht das Dampfboot nach Pesth?“ fragte er diesen. „Mit dem Schlage sechs Uhr.“ war die Antwort. „Schicken Sie mir den Hausknecht, damit er mir sogleich meinen Koffer an den Abfahrtsort bringe.“

Da wir diesen jungen Mann nach wenigen Stunden auf einem Dampfschiffe sehen, das seinen raschen Lauf nach der großen Ungarstadt verfolgt, wollen wir die Zeit benutzen, dem geehrten Leser eine nähere Auskunft über ihn zu geben.

Sebastian — das ist der Name des jungen Mannes — ist der Sohn armer jüdischer Eltern aus P. s in Ungarn. Seine Neigung zum Studium weltlicher Wissenschaften ließ ihn schon in seinem frühern Jugendleben manche Entbehrung willig ertragen, und lehrte ihn manches Hinderniß muthig und beharrlich bei Seite schaffen. Nach zurückgelegtem Gymnasial-Unterricht ging er nach Pesth, wo er die medizinischen Studien mit ungeschwächtem Eifer verfolgte, und nach mehrjährigen schweren Kämpfen gelangte er endlich an die letzte Pforte, zu welcher ihm aber der Schlüssel fehlte: er hatte kein Geld, um das Rigorosum zu machen.

An einem Markttage begegnete er zufällig Herrn Heller, einem wohlhabenden Tuchhändler aus seiner Heimath, dem er sein schweres Leid klagte. „Ich will dir, lieber Sebastian, einen freundschaftlichen Rath geben,“ sagte Herr Heller. „Ich habe daheim zwei hoffnungsvolle Knaben, für die ich einen Hauslehrer suche, und ich bin bereit dir ihre Erziehung zu übertragen. Nebst Quartier, Kost und sonst noch manchen Vortheilen erhältst du fünfhundert Gulden jährlich; somit bist du nach zwei Jahren in der angenehmen Lage, dir das erwünschte Diplom zu verschaffen.“ Sebastian fand in seiner gegenwärtigen Lage den Vorschlag seines Landsmannes annehmbar, er schlug ein, wiewohl es ihm schmerzlich fiel, das so glänzend geträumte Ziel wieder auf zwei lange Jahre hinausgerückt zu sehen.

In dem Hause des Herrn Heller traf ihn aber das sehr menschliche Unglück, den seltenen Reizen Johannens, der ältesten Tochter vom Hause, nicht widerstehen zu können. Leider ging es Johannem in Bezug auf den liebenswürdigen Hauslehrer nicht besser, und wenige Monate reichten hin zu einem Einverständnisse zwischen den jungen Leuten. Obschon sie sich innerhalb der Grenzen strenger Sittlichkeit bewegten, entgingen ihre Vertraulichkeiten doch dem Scharfblicke des Hausherrn nicht; und da dieser seine Tochter für seinen schönsten Tuchballen hielt, den er nur um den höchsten Preis an den Mann zu bringen entschlossen war, erschien ihm Sebastian als ein viel zu armseliger Käufer. Er ließ diesen eines Tages zu sich bescheiden, und redete ihn also an: „Mein Freund! indem ich dich in meinem Hause aufnahm, vertraute ich dir meine Knaben an, und behielt mir es stillschweigend vor, für meine Tochter selber zu sorgen. Da ich aber zu meinem Leidwesen bemerkte, daß du meine väterliche Sorgfalt mit mir zu theilen dich berufen glaubst, erachte ich es als meine Pflicht, etwaigen schlimmen Folgen bei Zeiten vorzubeugen. Seit sechs Monaten bist du in meinem Hause, hier sind zweihundertundfünfzig Gulden als dein entfallender Lohn, und binnen drei Tagen kannst du wieder nach Pesth, oder wohin es dir sonst beliebt, reisen.“

Während dieser niederdonnernden Ansprache fühlte sich Sebastian wie von einem Blitzstrahl gelähmt, und erst nachdem bereits Herr Heller das Zimmer verlassen hatte, versuchte er einige Worte herzustottern. Was konnte er unter den obwaltenden Umständen thun? Es blieb ihm nichts übrig, als

sein Bündel zu schnüren, und er that es auch. Er war jedoch vorsichtig genug, das Haus erst nach einer heimlich gepflogenen Unterredung mit dem Gegenstande seiner Herzensflamme zu verlassen. Das Resultat dieser Zusammenkunft war ein gegenseitiger Schwur ewiger, unverbrüchlicher Treue.

Der eben erzählte Vorgang ereignete sich im Monat August des Jahres 1848, als das Ungarland eben in vollem Aufruhr war.

Die übel berathenen Magyaren scharten sich rebellisch zusammen, und bereiteten sich auf einen blutigen Kampf vor. Auch zu P. . s bildete sich ein ziemlich zahlreicher Trupp von sogenannten „Honveds“ und man trug unserm Sebastian eine Lieutenants-Charge an, die er aber ausschlug. „Ich soll, sprach er, mein Blut versprechen für einen Boden, der mich nicht als einheimisch erkennen will? Ich soll ausziehen gegen den rechtmäßigen Monarchen an der Seite von Jenen, die mich niemals als Bruder betrachteten, und mich aller Gleichheitsrechte naturwidrig beraubten? Wollen die Ungarn etwa für die Freiheit kämpfen? Wo ist eine Nation freier und ungebundener als die Ungarn? Nein, für die Unterjochung Anderer wollen sie streiten; und wehe den armen Israeliten, wenn die Ungarn aus dem nächsten blutigen Kampf als Sieger hervorgehen! Wehe alsdann uns, wiewohl man uns heute so brüderlich und so vielverheißend die Hand reicht!“

Es ist leicht zu begreifen, daß Sebastian zu jener aufgeregten Zeit mit solchen Gesinnungen nicht lange unter dem fanatisch wüthenden Volkshaufen sich lebensicher fühlte. Nur wunderähnlichen Zufällen verdankte er einige Mal seine Lebensrettung, und endlich sah er sich genöthigt in dunkler Nacht zu entfliehen. Ohne einen bestimmten Plan für die nächste Zukunft, war es ihm vor der Hand nur darum zu thun, den rasenden Magyarromanen auszuweichen. Er floh nach Wien.

Kaum aber hier angelangt, fiel die Frage mit Bleieschwere auf sein Herz: was nun anfangen? Was sollte er an einem fremden Orte, ohne Freunde, selbst ohne Bekannte und ohne Vaarschaft unternehmen, um ehrlich das Leben zu fristen? Während dieser, gewiß nicht ermuthigenden, Reflexionen ergriff ihn noch ein anderer drückender Zweifel, der nämlich: ob er überhaupt recht gehandelt habe zu entfliehen? „Kann mich ja doch — dachte er — nur das Kriegsglück meiner Johanna, in den Augen ihres Vaters, ebenbürtig machen! Hätte ich die mir angebotene Charge angenommen! ich wäre gewiß dabei nicht stehen geblieben, und — ich hätte ja nicht für die Ungarn, sondern für meine Johanna gekämpft!“ Nicht sobald fuhren ihm diese Gedanken durch den Kopf, als er auch den Entschluß faßte, nach Ungarn zurückzukehren, um — sich einreihen zu lassen. Wir haben im Eingange dieser Erzählung gesehen, daß er seinen Entschluß auch rasch ausführte.

In seiner hoffnungsvollen Freudigkeit vergaß er es wohl zu bedenken, daß bis zu dem in Aussicht stehenden Avancement auch die kaiserliche Armee ein Wörtchen werde mitzureden haben; er war jedoch durchaus kein Politiker: „Johanna“ war sein Lösungswort, und hätte man ihm diese gegeben, so

würde er recht gern die Aufständischen mit Stumpf und Stiel haben ausgerotten lassen. —

Einige Monate später finden wir Sebastian als Honwed-Lieutenant in einem Dorfe in der Nähe von Komorn.

„Herr Lieutenant,“ referirte ein Feldwebel, „wir haben auf unserm Streifzuge einen guten Fang gemacht. Ein verrätherischer Lieferant, der zwei mit Tuch beladene Wagen in das feindliche Lager zu führen im Begriffe war, wurde von uns aufgefangen und sammt der Waare hierher gebracht. Bei unserm Anblicke wollte er entfliehen, wurde jedoch von uns ereilt.“

— „Was wollen wir hier mit ihm machen? ich werde ihn nach Komorn transportiren lassen.“

— „Nehmen Sie, Herr Lieutenant, vorerst ein Verhör mit dem Kerl vor; vielleicht ist es ein Spion, und wir könnten Dinge von ihm erfahren, die uns Vortheil und Nutzen bringen dürften.“

— „Gut, bringen Sie ihn herein!“

Der Feldwebel entfernte sich, und kam bald mit dem gefangenen Lieferanten zurück. Es war dieses niemand anders als — Herr Heller aus P. . s.

Von den eigenthümlichen Empfindungen, welche die zwei nun einander gegenüberstehenden Individuen ergriffen, da sie einander im ersten Augenblicke erkannten, läßt sich kaum eine Beschreibung geben. Wir wollen also die Vorstellung davon dem Leser überlassen. Doch waren sie bei Sebastian von minder betäubender Natur, und sonach stellte sich bei ihm auch zuerst wieder die nöthige Fassung ein.

„Wer sind Sie? und wie heißen Sie?“ fragte er in rauhem Tone.

Der arme Gefangene, der sich seit einer Stunde mit dem Gedanken an des Seilers Erzeugniß vertraut machte, fühlte durch diese barsche Ansprache den Strick sich fest zuschnüren, konnte also kein Wort der Erwiederung hervorbringen, und sah nur stier und glosend den Frager an.

„Wollen Sie antworten?“ herrschte ihn Sebastian an. Ein unartikulirter Ton, der ungefähr wie ein „Ja!“ lauten sollte, wälzte sich schwerfällig über die gelähmte Zunge.

„Wer sind Sie, und wie heißen Sie?“ wiederholte der Lieutenant. — Keine Antwort erfolgte.

„Herr Lieutenant,“ nahm der Feldwebel das Wort, „ich denke, zwölf Billen a posteriori werden dem Hallunken die verdammte Zunge lösen.“

Daß der freundliche Feldwebel eine psychologisch richtige Bemerkung gemacht haben müsse, läßt sich daraus schließen, daß schon die bloße Vorstellung von dem angedrohten Mittel nicht ohne Wirkung blieb. Mit bebender Stimme zwar, jedoch verständlich genug, stotterte der Examinirte: „Ich bin Kaufmann aus P. . s, und heiße Abraham Heller.“

„Geben Sie mir Ihre Papiere!“ gebot der Lieutenant. Zitternd holte der Inquisit eine Briestafche aus einer Seitentafche seines Rockes; sein

Reiniger riß sie ihm aus der Hand, und nahm die darin befindlichen Papiere heraus. Während er diese Schriften vor sich auf den Tisch niederlegte, wendete er sich zu dem Feldwebel mit den Worten: „Untersuchen Sie die Tuchballen auf den Wagen ganz genau und strenge, ob sich nicht sonst verdächtige Gegenstände unter denselben befinden.“ — Der also Beauftragte entfernte sich, und der Tuchhändler befand sich mit seinem ehemaligen Hauslehrer allein.

„Sie liefern der ungarischen Armee, nicht wahr?“ fragte Sebastian in einem bedeutend gelindern Tone, indem er die eben empfangenen Papiere ungelesen zu sich in eine Seitentasche steckte.

Wie ein elektrischer Schlag traf nun den Gefragten der Gedanke: sein vermeintlicher Todfeind vor ihm wolle ihn nicht verderben, und mit der zitternden Hand über die schweißtriefende Stirn fahrend, stotterte er ein: „Ach ja!“ hervor.

„Wenn Sie also unseren Freunden liefern,“ fuhr Sebastian fort, „warum suchten Sie zu entfliehen, als Sie der befreundeten Militärs ansichtig wurden?“

Herr Heller wischte noch immer, konnte aber den stets zunehmenden Schweißtropfen nicht steuern, und blieb die Antwort schuldig.

— „Glaubten Sie in Ihrer Angst vielleicht, Sie würden von den Kaiserlichen verfolgt, und wollten in Ihrer Unbekanntschaft mit dem Terrain, zu den Ungarn fliehen?“

— „Ach ja!“

— „Die Furcht hat Sie geblendet, so wie Sie noch jetzt nicht aufhören zu zittern, obschon Sie wohl wissen, daß Sie sich unter Freunden befinden. Gehen Sie in Gottes Namen nach Komorn und liefern Sie dort die Bücher ab. Ich werde Ihnen zwei Mann als Begleiter mitgeben, und einen Brief an den Hauptmann D. . . , der die Waare übernehmen und die Bezahlung veranlassen wird. Machen Sie sich dann sogleich auf den Weg nach Ihrer Heimath, und lassen Sie das halbscherische liefern. Nicht einmal den Ungarn liefern Sie; Sie könnten wirklich den Kaiserlichen in die Hände fallen, und es wäre um Sie geschehen.“

Nach dieser wohlmeinenden Zusprache setzte er sich nieder und schrieb den verheißenen Brief an den Hauptmann D. . . , versah ihn mit Unterschrift und Siegel, und übergab ihn dem ehemaligen Prinzipale, der sich vor Freude kaum zu halten vermochte; denn er fühlte den Strick um seinen Hals sich lösen, und das zu einem neuen Leben erweckende süße „Pardon!“ durchzitterte wonnig alle seine Nerven. Eben begann er eine improvisirte Dankrede, als der Feldwebel erschien mit dem Berichte, Nichts Verdacht erregendes gefunden zu haben.

„Das finde ich ganz natürlich, versetzte der Lieutenant; denn die Bücher waren für die Unsrigen nach Komorn bestimmt, wie mich die Dokumente deutlich belehren; allein dieser furchtsame Hasenfuß floh vor seinen eigenen

Freunden, da er sie irriger Weise für Oesterreicher hielt.“ Ohne dem überraschten Feldwebel Zeit zu gönnen, irgend einen Zweifel auszusprechen, wendete er sich an Herrn Heller. „Wissen Sie aber,“ sprach er, „daß dieser wackere Feldwebel sich um Sie sehr verdient machte, und daß Sie ihm zu großem Danke verpflichtet sind? Hätte er Sie nicht aufgefangen, dann wären Sie wirklich in die Gewalt der Oesterreicher gerathen, und es wäre Ihnen sicherlich sehr übel ergangen.“

„Allerdings, Herr Lieutenant!“ sprach hierauf Herr Heller, der nunmehr seine ganze Fassung wieder gewonnen hatte. Er zog seine Börse hervor, beschenkte den Feldwebel mit zwei Dukaten, und übergab ihm einige Zwanziger für die Mannschaft, die bei seiner Gefangennehmung thätig gewesen war, indem er noch einige Worte des Dankes hinzufügte. Jedenfalls waren die zwei Dukaten ein wirksames Mittel, die bedenklich aufsteigenden Zweifel in der Brust des tapfern Magyaren niederzuschlagen.

Nach Verlauf von zwei Stunden saß Herr Heller auf einem seiner zwei bepacten Wagen, welche ihre Richtung nach Komorn nahmen. Zwei bewaffnete Honveds folgten.

\* \* \*

„Halt!“ donnerte es aus drei kräftigen Kehlen zugleich, welche drei heransprengenden Kürassieren gehörten, dem Fuhrmann entgegen. Die beiden Honveds waren kaum der drohenden Gefahr gewahr, als sie die Waffen von sich werfend ihr Heil in der Flucht suchten; allein nur Einem von ihnen gelang es, unter dem Schutze des nahen Waldes und des Abenddunkels zu entkommen; der Andere sank, von einem Pistolenschusse wohlgetroffen, entseelt zu Boden.

Die Wagen folgten dem mächtigen Gebote, und blieben stehen.

„Wohin des Weges?“ wurde nun Herr Heller gefragt. Dieser, nunmehr in der frohen Hoffnung, unter dem Schutze der Kaiserlichen vollkommen frei zu sein, begann sein gehabtes Abenteuer zu erzählen. — „Davon verstehen wir nichts,“ unterbrach ihn Einer der Kürassiere, „Rechtsüm, Marsch!“

Die beladenen Wagen wurden auf eine andere Fährte gebracht, und nach Mitternacht langten sie in einem Dorfe an, worin sich kaiserliche Kavallerie befand. Herrn Heller wurden Fesseln angelegt, und trotz seiner Protestation wurde er in ein Zimmer des Kastells gesperrt.

Am nächsten Morgen nahm der stationirende Rittmeister mit dem Gefangenen ein Verhör vor. Bei seiner Durchsuchung hatte man Sebastians Brief gefunden, und dieser war keineswegs geeignet, den Unglücklichen einem kaiserlichen Offizier zu empfehlen; die Erzählung von der zweifachen Gefangennehmung erschien ebenfalls sehr zweifelhaft, wiewohl sie von dem Verdächtigen der Wahrheit getreu mitgetheilt wurde, so daß der Rittmeister ihn

nach einem halbstündigen Examen mit den nicht sehr beruhigenden Worten wieder in den Kerker zurückführen ließ: „Ihr Märchen wird Sie schwerlich vom Galgen retten.“ Am nächstfolgenden Tage wurde der beklagenswerthe Heller unter schwerer Bedeckung nach R. . geführt, um dort vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. — Die große Anzahl von Schuldigen und Verdächtigen, welche zu jener grauenhaften Zeit die Gefängnisse füllte, besonders an Orten, wo Kriegsgerichte eingesezt waren, machte, daß unser Deliquent erst nach mehreren Wochen zu einem ordentlichen Verhöre konnte vorgenommen werden; und als dieses endlich geschah, wurde er — zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Meine Leser, die mit mir von der vollkommenen Unschuld des Verdammten überzeugt sind, mögen sich keineswegs über dieses harte Urtheil wundern; sie wollen vielmehr bedenken, daß alle Umstände gegen den Unglücklichen waren, daß seine Erzählung wirklich märchenhaft und also unglaublich klang; sie mögen ferner erwägen, daß sich das Gericht auf einem blutgedüngten Boden befand, wo ringsumher die Fahne des Aufbruchs aufgesteckt war; und daß endlich unleugbar die Insurrektion viel schneller und minder blutig hätte unterdrückt werden können, wenn sie nicht von so vielen Verblendeten durch Liefserungen aller Art unterstützt worden wäre.

Zum Glücke noch für den unglücklichen Heller bekam der Kommandant in dem Augenblicke, da ihm das Verdammungsurtheil zur Bestätigung unterbreitet wurde, den hocherfreulichen Bericht von dem Waffenstreken Görgey's bei Bilagos. Die Revolution war als beendet zu betrachten, und in seiner Freude darüber fühlte er sich bewogen, die verhängte Todesstrafe in eine lebenslängliche Haft zu verwandeln.

\* \* \*

Der Vorgang bei Bilagos verfehlte natürlicher Weise auch die erhoffte Wirkung nicht. Das Waffenstreken von dreißigtausend Aufständischen lähmte die Insurrektion nach allen Seiten. Auch die Festung Komorn ergab sich, und die kaiserliche Gnade amnestirte die Besatzung. Unter den Amnestirten befand sich auch Sebastian, der sich nun nach P. . s, seinem heimatlichen Orte begab.

Ah, in welchem bejammernswerthen Zustande traf er hier die Familie seines ehemaligen Prinzipales! Der Judengemeinde zu P. . s wurde wegen der vermeintlichen Verrätherei des Herrn Heller, als ihres Commune-Mitgliedes, eine Strafe von vierzigtausend Gulden auferlegt. Ganz natürlich, daß man zu allererst nach der Habe des verrätherischen Urhebers griff, wodurch dessen Familie in die äußerste Dürftigkeit gerieth. Johanna arbeitete Tag und Nacht, um das Haus zu erhalten, was ihr aber nur länglich gelang. Diese ungewohnte Anstrengung, verbunden mit dem tiefen Gramme über das harte Schicksal ihres unglücklichen Vaters, hatte ihre sonst

rosigen Wangen gebleicht; ihre schönen blauen Augen, sonst die Wahrzeichen ihres heitern Gemüthes, waren jetzt matt und geröthet. Unter diesen Umständen war das erste Wiedersehen der Liebenden kein freudenvolles; ihre Thränen galten nicht der frohen Hoffnung einer baldigen Vereinigung; ihre Zukunft lag grau und düster vor ihren Augen.

Um der Geliebten wenigstens einige Erleichterung zu verschaffen, bewarb sich Sebastian eifrig um den Stundenunterricht, wiewohl dieser hier eben nicht glänzend honorirt wurde; er suchte sogar und fand als Abschreiber Beschäftigung für die Nacht, lebte für seine Person sehr eingezogen, ja nothdürftig, um nur die herabgekommene Familie unterstützen zu können. Es waren ja diese die einzigen freudigen Momente für ihn, wenn er zu Ende des Monates der Heißgeliebten den zurückgelegten Schatz übergab, und in ihrem warmen Kuß den belohnendsten Dank fand. All ihr Zureden und Bitten, doch auch für sich etwas zurückzubehalten, und sich auch einmal „einen guten Tag anzuthun,“ war da umsonst: der beste Tag, betheuerte er, sei für ihn derjenige, an dem er sie minder angestrengt wisse. Das Traurigste für ihn war die Aussichtslosigkeit auf ein heiteres Ende seines trübseligen und mühevollen Zustandes, und einschließlic die Hoffnungslosigkeit, jemals zu dem vollen Besiz der theuren Johanna zu gelangen; denn, im Falle er auch einen großmüthigen Wohlthäter fände, der ihm verhälfe die Doktorwürde zu erlangen — er träumte wohl bisweilen von einem so großmüthigen Wohlthäter — und käme er auch dadurch in die angenehme Lage einer Haushaltung anständig vorzustehen, so kannte er doch auch die zu ehrende kindliche Pietät seiner Johanna zu sehr; er wußte nur zu gut, daß sie sich um keinen Preis entschließen würde, ihr Glück in einem ehelichen Bündnisse zu suchen, so lange ihr unglücklicher Vater in Ketten schmachtete.

\* \* \*

Sechs jahreähnliche Monate dauerte dieser des Mitleids würdige Zustand, da hatte der Herr Erbarmen, und rief ein beglückendes „Genug!“

Eines Morgens kam Sebastian ungewöhnlich aufgereggt und blaß zu Johannem, bat sie, nicht zu erschrecken darüber, daß er so eilig und unvorbereitet auf acht Tage verreisen müsse; und beschwor sie, nicht in ihn zu dringen, da er vor der Hand genöthigt sei, aus der Veranlassung zu seiner Entfernung ein Geheimniß zu machen. Zugleich betheuerte er, sie habe keine Ursache deswegen irgend einer Besorgniß in sich Raum zu geben. All sein Bitten und Bethuern vermochte wohl, daß sich das arme Mädchen endlich beruhigt stellte; innerlich aber war sie es nicht; ihr beklommenes Herz ließ es nicht zu.

Wenn aber Sebastian Ursache hatte gegen Johanna geheimnißvoll zu sein, um ihre Seele nicht mit Hoffnungen zu füllen, deren Verwirklichung

noch in so dunkler Aussicht standen: so haben wir keinen Grund, dem geneigten Leser den Thatbestand vorzuenthalten.

In der verfloffenen Nacht, da Sebastian eben keine andere Beschäftigung hatte, fiel es ihm ein, seine Schriften zu sichten, und diejenigen, welche eine verdächtigende Deutung zuließen, dem Feuertode zu übergeben. Da kamen ihm die von weiland Lieutenant dem Herrn Heller abgenommenen Schriften in die Hand. Mit ahnender Gier durchlas er sie, und fand den Inhalt vollkommen geeignet, die Unschuld des Verurtheilten zu beweisen. Sogleich beschloß er in der Sache Alles zu thun, was in seiner Macht stünde, und es schmerzte ihn nur tief in seiner Seele, so lange unthätig gewesen zu sein, während er allein im Besiß von Dokumenten war, die im Stande wären, für die Unschuld des Vaters seiner Angebeteten zu sprechen.

Er reiste nach R. . . , wo er sich bei dem Kommandanten eine Audienz verschaffte.

„Gew. Excellenz!“ redete er diesen an, „ich komme, um mich selbst als Austausch für einen Unglücklichen anzubieten, der trotz seiner völligen Schuldlosigkeit von dem hiesigen hohen k. k. Kriegsgerichte zu harter Strafe verdammt wurde, bloß weil er die Wahrheit seiner Aussagen nicht zu beweisen vermochte. Wenn aber in dem fraglichen Falle irgend Jemand eine Schuld zu sühnen hat, so ist es kein Anderer, als ich selbst.“

Als von ihm eine nähere Aufklärung verlangt wurde, erzählte er mit der glaubwürdigsten Treuherzigkeit den Vorgang von der ersten Gefangennahme des Herrn Heller, und wie er kein anderes Mittel hatte, denselben zu retten, als indem er ihm die Dokumente, die er hier präsentire, entzog, und ihn anstatt derselben mit einem Briefe an einen Hauptmann D. . in Komorn versah. —

Die augenscheinliche Theilnahme, mit welcher der leutselige General seine Erzählung anhörte, erweckte seinen Muth, und er gab nun eine eben so getreue und rührende Schilderung von dem jammervollen Zustande, in dem sich eine redliche Familie seit so vielen Monaten befindet, bloß weil das Oberhaupt im treuen Dienste für die kaiserliche Armee das Unglück gehabt hatte, in die Gewalt der Insurgenten zu gerathen.

Als er schwieg, sagte der wackere Kommandant mit sichtbarer Rührung: „Bleiben Sie, mein Freund, bis auf meine weitere Ordre hier; und nehmen Sie die Versicherung, daß ich mich der Sache auf das Thätigste annehmen werde. Wir haben leider! so viele wirklich Schuldige zu verurtheilen, und müssen Gott danken, wenn wir unter den Angeklagten solche finden, die sich rein zu machen vermögen.“ — Schon am darauf folgenden Tage wurde Sebastian vorgeladen, und von einer zu diesem Behufe niedergesetzten Kommission vernommen; und nach acht Tagen ließ ihn der edle Kommandant zu sich bescheiden, und gab ihm den Auftrag, nach der Heimath zu reisen, und der trauernden Familie die Befreiung ihres Hauptes anzukündigen. Es ist leicht zu errathen, daß der überglückliche junge Mann mit Hast seine

Rückreise betrieb. Und als er dort angelangt, seine Botschaft überbrachte; als der Freudenruf durch die Räume des Hauses erscholl; als die beiden Knaben, wonneberauscht nach einem Tehilin\*) griffen, um Dankpsalmen anzustimmen; als Johanna dem Wonnebringer um den Hals fiel und „Unser Engel!“ schluchzte; und als auch die Hausfrau unter einem Strom von Thränen nicht aufhören wollte auszurufen: „Gott! mein Gott! laß' mich's nur erleben!“ . . . . . Soll ich, freundlicher Leser, zu beschreiben versuchen, was bei all Dem in der Seele Sebastians vorging? . . . ich schweige!

Das erste Anzeichen von der Verwirklichung dessen, was der wackere Kommandant verheißen, bestand darin, daß der Gemeinde von Seiten der Ortsbehörde die Anzeige gemacht wurde: es werde ihr die bereits eingezahlte Straf-Kontribution von vierzigtausend Gulden wieder zurückerstattet werden. Bald auch kam ein eigenhändiges Schreiben von Herrn Heller selbst. Er war bereits frei; da er jedoch den bedeutenden Betrag für seine ihm abgenommene Waare reklamirte, ihm auch die Bezahlung zugesichert worden war, wollte er vor seiner Heimkehr dieses für ihn und seine Familie so wichtige Geschäft gänzlich in Ordnung bringen.

Eine freudige Bewegung erfüllte auch die ganze Gemeinde zu P. . . . der mit der Rückerstattung der mühsam aufgebrauchten Summe zugleich eine Ehrenerklärung gegeben war. Der Obmann des Kultus-Vorstandes ließ Sebastian zu sich rufen, und redete ihn also an: „Die ganze hiesige Gemeinde ist Dir, lieber Sebastian, zu großem Dank verpflichtet, und sie will sich desselben mit Vergnügen entledigen. Reise daher alsogleich nach Pesth und verschaffe Dir Dein ärztliches Diplom; Du bist alsdann mit einem fixen jährlichen Gehalte von achthundert Gulden als Armenarzt angestellt. Hier sind überdies tausend Gulden zu Deiner Verfügung, die Du später in beliebigen Raten abzahlen kannst.“

Gern hätte Sebastian die Rückkehr des Herrn Heller abgewartet; man drang jedoch auf die Beschleunigung seiner Abreise. Er mußte nachgeben.

Acht Monate später sehen wir Sebastian als Doktor zu P. . . fungiren, und in seinem Hause waltet die überselige Johanna als Frau Doktorin.

\*) Loblieder Davids.

*Handwritten text in cursive script, likely a personal note or signature, partially overlapping the printed text.*

# Der Traum.

(Nach einer Erzählung des ehrw. Herrn Rabbiners J. W. zu Nikolsburg.)

Mitgetheilt von L — — d P — — r.

## I.

Es war an einem schönen Junimorgen des Jahres 1829 ungefähr um 3 Uhr. Der israelitische Wächter der Judengasse zu Nikolsburg in Mähren hatte seiner Pflicht gemäß eben durch ein schönes gemüthliches Lied in herrlicher Melodie den Tagesanbruch besungen, und kehrte in seine Wächterhütte zurück, nicht um der sehr benötigten Ruhe zu pflegen, sondern um seine Feiertagslivrée, bestehend aus einem tuchenen braunen Frack und Beinkleidern, eingefasst mit hellrothen Streifen, nebst einem Chevalierhute, anzulegen. Als er dies kleine Geschäft beendet hatte, pochte er an mehrere Fenster, um die Bewohner dieser Häuser aus ihrem sanften Schlafe zu wecken. Zu jener Zeit war nämlich Nikolsburg eine sehr wohlhabende gewerbreiche Stadt; denn sie bildete zwischen Brünn und Wien die Hauptstation, da es damals noch keine Eisenbahn auf österreichischem Gebiete gab. Vorzüglich begütert waren aber die Bewohner der Judengasse zu Nikolsburg, deren Handel durch die treffliche Lage ihres Wohnortes zwischen beiden Hauptstädten sich einer segensreichen Blüthe erfreute. Der Wächter der Gemeinde bekam daher oft von manchen Gemeindegliedern den Auftrag, dieselben zu einer gewissen Nachtstunde zu wecken, in welcher die damals bestandenen zahlreichen Messagerien und Postfuhrn von dort nach allen Seiten hin abgingen. So war es auch an dem eben beschriebenen Morgen der Fall. Während der kleinen Wanderung des Wächters zu den verschiedenen Häuserpforten und Fenstern des Ghettos, hielt er plötzlich still; denn er sah eine unter der Wucht ihrer Last gekrümmte Gestalt auf sich zukommen, in welcher er bei der Annäherung sogleich Reb Mosche Schliferls, einen alten Dorfgeher erkannte, welcher so eben aus Oesterreich heimkam, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen Beiden:

Wächter. Schalom aléchem<sup>1)</sup> Reb Mosche! Wo kommt Ihr so zeitig her?

Reb Mosche. Ich komme nicht zeitig, sondern sogar sehr spät, weil mir die Achse an dem Wagen gebrochen ist, und ich von Poisdorf zu Fuße gehen mußte. Ich habe gestern Abend Jahrzeit anzünden sollen, und hier sein wollen, aber es ist nicht von Gott gewesen, habe ich mir wenigstens in Poisdorf Minjan<sup>2)</sup> gemacht, aber heute muß ich in der Altschul dawenen<sup>3)</sup>. 30 Jahre bin ich zu Guten ein Balbos<sup>4)</sup>, aber das ist mir noch nicht zugekommen. Jetzt muß ich nach Hause, mich ein Bißchen ausruhen. Apropos. Wann klopfst man in Schul? — Du! was seh' ich? Ihr traget die Jontoffleider<sup>5)</sup>. Kommt denn heute der Kaiser?!

Wächter. Nein! der Kaiser fährt fort.

Reb Mosche. Ich verstehe euch wirklich nicht! Was heißt das?

Wächter. Schämen sollt Ihr Euch, 30 Jahre soll man ein Nikolsburger Balbos sein, und soll das nicht wissen, daß heute unser Zadik der Rabbi Reb Mordchai fortfährt.

Reb Mosche. So ist das! jetzt danke ich erst Gott, daß er mir in Gedanken gegeben hat, nach Hause zu gehen. Schein Maktopf und Wolf Enegl's haben mir sehr stark zugeredet, ich soll in Poisdorf über Nacht bleiben, und mir daselbst heute Morgen Minjan machen. Aber wohin fährt denn der Rabbi?

Wächter. Nach Karlsbad schicken ihn die Doktoren. Ich glaube kaum, daß ihm das Bad etwas nützen wird.

Reb Mosche. Wie könnt Ihr nur so sprechen, Uheim Wolf! Seid Ihr ein Doktor?

Wächter. Das wohl nicht, sonst hätte ich bessere Zeiten, als ich jetzt habe. Aber so viel weiß ich doch, daß ein kranker Mensch sich schonen und Ruhe haben muß. Der Rabbi soll hundert Jahre leben, ist das aber nicht im Stande. Gestern Abend hat mir erst sein Schammes<sup>6)</sup> Perez erzählt, daß der Rabbi noch einige Fragen von Rabbinern zu beantworten hätte, ohne deren Beantwortung er nicht abreisen will, und wirklich habe ich heute die ganze Nacht Licht in seinem Zimmer gesehen, aber nicht Licht wie bei unsereins, sondern als wenn die heilige Schechina<sup>7)</sup> im Zimmer wäre.

Reb Mosche. Ihr werdet allerlei gewahr. Nun guten Morgen. Ich will mich noch ein Bißchen niederlegen, um mich auszuruhen.

Wächter. Was Niederlegen? Jetzt ist halb vier Uhr, in einer Viertelstunde wird man in Schul klopfen, weil heute in allen elf Schulen<sup>8)</sup> Hafschomo<sup>9)</sup> gemacht wird, denn die meisten Leute werden den Rabbi begleiten.

Reb Mosche. Wenn dem so ist, so muß ich gewiß nach Hause gehen.

<sup>1)</sup> Friede mit Euch! so viel als: Willkommen! <sup>2)</sup> Privatgottesdienst bei 10 männlichen Personen im Alter von wenigstens 13 Jahren und 1 Tag. <sup>3)</sup> Beten. <sup>4)</sup> Familienvater, verheirathet. <sup>5)</sup> Feiertagskleider. <sup>6)</sup> Bedienter. <sup>7)</sup> Gottheit. <sup>8)</sup> Synagogen. <sup>9)</sup> Frühgottesdienst vor oder mit Aufgang der Sonne.

Wächter. Nun wiſſet Ihr jezt ſchon, warum ich mein Jontofsgewand trage, weil Kohol<sup>1)</sup> und das Beſdin<sup>2)</sup> bis Raigern mitfährt, und wo Kohol iſt, da bin ich auch. Bald hätte ich zu viel geplaudert. Ich muß jezt den Koſch hakohol<sup>3)</sup> Reb Henoch Abelis aufwecken. Guten Morgen.

Die Beiden ſchieden, der Wächter nahm ſeinen Weg gegen die untere Gaſſe; Reb Moſche Schliſerls aber begab ſich über die Bruck, eine ſehr ſchief liegende Gaſſe, welche an beiden Seiten noch heut zu Tage Seile hat, um ohne Lebensgefahr, beſonders im Winter, dieſelbe paſſiren zu können, nach ſeiner Wohnung, welche im Gärtel lag. Dieſes Gärtel iſt die Rückſeite der Nikolsburger Hauptjudengaffe, welche einen rechten Winkel bildet, und ſieht echt ghettoartig aus. Sämmtliche Häuser daſelbſt ſind bloß ebenerdig in einer ſehr niedrigen ſumpfigen Gegend gelegen, voll Schmutz von Außen wie von Innen, und beherbergen zumeiſt Leute aus der Geſe des Volkes. Sonderbarer Weiſe iſt das Gärtel noch heute, wie ehemals, und man fühlt ſich zum Staunen hingeriſſen, wie die Bewohner zweier benachbarter Straßen ſolche Gegenſätze in jeder Beziehung bilden können, wie es mit dem Gärtel und der Hauptgaſſe der Fall iſt.

\* \* \*

Bald nach der eben geſchilderten Unterredung wurde es ſehr lebhaft in allen jüdiſchen Gaſſen Nikolsburgs. Die während der Nacht verſchloſſenen Häuſerthüren wurden allmählig geöffnet, und in geſchäftiger Eile traten einzelne Männer mit ihren großen Taliſbeuteln<sup>4)</sup> in der einen und dem Häubelbretl<sup>5)</sup> in der andern Hand hinaus, um ſich in das Gotteshaus zu begeben; denn der Schulklopper Reb Iſkil hatte durch drei donnernde Schläge an jeder Hauſthüre des Ghetto's den im ſüßen Schlummer Begrabenen das Signal zum Aufbruche gegeben. Und wenn dieſes Zeichen ſtets elektriſch auf die Hörer wirkte, ſo war dieſes heute in um ſo höherem Grade der Fall, als doch Niemand unter den Begleitern des hohen Rabbi fehlen wollte. Es war daher bald in den Judenſtraßen (wenn dieſe Häuſerreihen dieſen Namen verdienen) ein buntes Gewirre und Gedränge zu bemerken. Greiſe mit weißen in Falten gelegten leinenen Kragen, Kröſen genannt, bekleidet, Männer, Jünglinge, auch viele Frauen mit reichen goldgeſtickten Hauben befanden ſich auf dem Wege zum Gotteshauſe. Auch die ſpekulative Gewinnſucht hatte nicht vergeſſen, ſich geltend zu machen bei der bevorſtehenden zahlreichem Verſammlung der Gemeindeglieder, denn in der Hauptſtraße bewegten ſich die ambulanten Straubenverkäufer<sup>6)</sup>, Knaben im Alter von 13 bis 15 Jahren boten nämlich unter beſonderer Anpreisung mit gellender

<sup>1)</sup> Gemeindevorſtand. <sup>2)</sup> Religiöſer Vorſtand aus Mehreren beſtehend. <sup>3)</sup> Erſter Vorſteher. <sup>4)</sup> Betmantel. <sup>5)</sup> Barett, wird in den älteren Gemeinden während noch immer bei jeder religiöſer Handlung getragen. <sup>6)</sup> Feines Buttergebäck.

Stimme ihr Gebäck feil, und fanden auch nach der Gebetsbeendigung reizenden Absatz, da Niemand erst seinen Morgenimbis zu Hause einnehmen wollte, in der Befürchtung, den Abschied des weisen Lehrers zu versäumen. — Mitten der jüdischen Hauptgasse zu Nikolsburg, gegenüber der Altschule, steht ein palaisartig gebautes Haus. An der Außenseite dieses Hauses sind 4 Marmorsäulen, an welchen man beim Eintritte in die Hausthür vorüber schreiten muß. In diesem Hause wohnte Rabbi Mordchai Buet in letzter Lebenszeit abgeschieden von den Seinen, um sich ungestört der Gotteslehre und dem Gottesleben widmen zu können. An jenem heiteren Junimorgen, mit welchem unsere Geschichte beginnt, saß der Rabbi nach dem Morgengebete noch mit Talis<sup>1)</sup> und Tefilin<sup>2)</sup> bekleidet in seinem Lehrstuhl, umgeben von den durch rabbinisches Wissen ausgezeichneten Notabilitäten seiner und anderer Gemeinden Mährens. Im Hintergrunde des düsteren Zimmers stand sein Sohn Nastali, umgeben von den wißbegierigen Jüngern seines hochgelehrten Vaters, mit welchen er sich in theologische Disputationen eingelassen hatte. Da meldete ein eintretender Diener, daß Alles zur Abreise bereit sei, indem die Vorsehrungen schon alle getroffen seien. Rabbi Mordchai, der vor seiner Abreise noch den Gelehrten und Jüngern einige kasuistische Fragen mitzutheilen hatte, zu deren Beantwortung er den Zeitpunkt seiner Rückkunft anberaumt hatte, hatte erwähnte Fragen nebst den erforderlichen Erläuterungen noch nicht beendet, und ließ sich auch durch die gemachte Meldung in seinem Vortrage nicht beirren, sondern fuhr in seinem Eifer fort, die geringsten Einzelheiten zum klaren Verständniß zu beleuchten, bis er nach ungefähr einer Stunde damit zu Ende kam. Sodann verabschiedete er sich bei den zahlreichen Besuchen, dankte für die frommen Wünsche, die aus so Vieler Mund zu ihm emporschallten, segnete die in tiefster Ehrfurcht ihn Umstehenden, küßte die heiligen Röllchen an den Thürpfosten aller Zimmerthüren und ging in Begleitung aller Anwesenden über die Treppe hinab zu dem ihn längst erwartenden Wagen, in welchem an seiner Seite der Kosch hatohol Reb Henoch Abelis und vis à vis die Dajanim<sup>3)</sup> Platz nahmen. Der Platz vor dem Hause des Rabbi Mordchai war, wie man zu sagen pflegt: „schwarz von Menschen“; wer nur das Haus verlassen konnte, drängte sich mit Ungestüm, um noch einmal vor seiner Abreise das Antlitz des unsäglich geliebten Seelsorgers zu sehen. Schon im Wagen sitzend, grüßte und segnete er noch freundlich die ganze des Segens harrende Menschenmasse, und endlich setzte sich der Wagen- und Menschenzug in Bewegung. Wessen Vermögensumstände es nur einigermaßen erlaubten, schloß sich fahrend dem unübersehbaren Zuge an. So lange die Fuhrwerke sich innerhalb der jüdischen Gassen bewegten, waren sie durch den stürmischen Andrang von Neugierigen gezwungen, gemäßigten

<sup>1)</sup> Betmantel. <sup>2)</sup> Denkriemen. <sup>3)</sup> Unterrabbiner, auch Juristen genannt. In Prag haben dieselben in alter Zeit den eigenthümlichen Namen „Appellanten“ geführt.

Schrittes zu fahren; sobald sie aber die Stadt im Rücken und die Stadtmauth an der Brünner Straße passirt hatten, hieben die Kutscher tüchtig auf die Kasse ein. Unweit Pohrlitz, ebenfalls an der Hauptstraße zwischen Brünn und Wien, erschienen der dortige Rabbiner, der Gemeindevorstand und einige jüdische Gelehrte, welche es zu jener Zeit in jeder noch so kleinen Gemeinde gab, zur Begrüßung des Rabbi Mordchai. In Pohrlitz selbst, wo die Postpferde gewechselt wurden, schieden die Nikolsburger Begleiter bis auf den Gemeindevorstand und die Dajanim, welche bis Raigern mitfuhren. Hinter Pohrlitz blieben die Pferde plötzlich stehen, und wollten nicht von der Stelle. Dies verursachte einen Aufenthalt von mehreren Minuten, während welcher Zeit der Rabbi durch heftiges Kopfschütteln und unzweideutige Mienen seine Besorgniß zu erkennen gab. Bald liefen die Pferde wieder ihrem Ziele entgegen — Rabbi Mordchai's Ruhe und Freundlichkeit aber war nicht wiedergekehrt; düsterer Trübsinn umlagerte seine Stirne, der auch später nur selten ihn verließ und im Zunehmen begriffen war, als seine Begleiter, mit Ausnahme seines Sohnes Raftali, in Raigern sich bei ihm verabschiedeten. Dieser, an seinem Vater solche Gemüthsstimmung ungewohnt, fragte zögernd mit inniger herzlichster Theilnahme nach der Ursache dieser befremdenden Erscheinung, worauf Rabbi Mordchai in sichtlich gerührter Stimmung erwiderte: „Liebes Kind! Es ist allerdings thöricht und irreligiös, an Ahnungen zu glauben, das Buch aller Bücher verpönt dies mit der strengsten Strafe, die in demselben verzeichnet ist, mit dem zeitlichen und ewigen Tode; aber ich fühle heute ein Etwas in mir, das mein Herz erbeben macht, und von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben vermag. Ich höre wie eine Stimme, welche ruft: „Gott sagt Dir, du kehrst diesen Weg nicht mehr zurück.“<sup>1)</sup> Bei einer solchen Gemüthsstimmung hat sonderbarer Weise das Stillstehen der Pferde auf mich einen furchtbaren Eindruck gemacht, und würde mich dieser geringfügige Umstand beinahe zur Rückkehr bewogen haben, wenn nicht — — — Doch wir wollen nicht mehr davon sprechen.“ — — — Und so wurde auch nicht weiter davon gesprochen. Die Reise ging so schleunig, als es dazumal möglich war, mit wenig Unterbrechung über Brünn nach Prag, allwo der Rabbi Mordchai über Sabbat blieb, und, immer umgeben von Gelehrten, sich fortwährend mit gelehrten Disputationen beschäftigte. In diesem seinem Elemente erheiterte sich sein ganzes Wesen wieder, seine Schwermuth schwand, und der Frohsinn gewann über ihn die Oberhand. Rabbi Mordchai war mit dem Anfange des Monates Juli 1829 zu Karlsbad in Böhmen zum Gebrauche der dortigen Kur eingetroffen.

<sup>1)</sup> Deuteron. Kap. 17, Vers 16.

## II.

In Nikolsburg besteht noch heut' zu Tage, wie ehemals in allen größeren jüdischen Gemeinden, ein Beth hamidrasch. Dies ist ein Lehrhaus, in welchem die der jüdischen Theologie Beflissenen zu jeder Zeit des Tages und der Nacht freien Eintritt genießen, wo in einem oder in mehreren, in der rauhen Jahreszeit auch erwärmten und beleuchteten Zimmern von einheimischen oder auch von fremden Talmudjüngern im Gottesworte geforscht wird. Dasselbst stehen jedem Eintretenden die mannichfaltigsten Werke der jüdischen Literatur zu Gebote, da ein solches Beth hamidrasch gewöhnlich mit der reichhaltigsten Bibliothek der jüdischen Theologie versehen ist. Von denjenigen Werken, welche nothwendig und öfter gebraucht werden, sind gewöhnlich mehrere Exemplare da. In Nikolsburg bestand seit undenklichen Zeiten die fromme Sitte, daß fast in jedem niedergeschriebenen letzten Willen eines vom Diesseits scheidenden Juden das Beth hamidrasch mit einem Legate bedacht wurde.

Außerdem hatten seine Verwalter auch mehrmals des Jahres Kollekten veranstaltet, wozu jeder Familienvater gern einen reichlichen Beitrag beisteuerte, um dadurch gleichsam als Laie die Thorapflicht zu erfüllen. Durch diese fromme Weise der verschiedenen Beiträge wurde bald ein großartiger Unterstützungsfond gegründet, und dadurch ermöglicht, das Beth hamidrasch in seiner jetzt bestehenden sehr vortheilhaften Einrichtung dauernd zu besetzen. Zu jener Zeit bestand das Beth hamidrasch aus 3 Zimmern, welche an einander gereiht waren, und zwar war das erste und dritte klein, das zweite aber ein großer geräumiger Saal. Diese Zimmer hatten folgende Bestimmung. Im ersten saßen die einheimischen talmudkundigen Familienväter, die sich in friedlicher Zurückgezogenheit jeder für sich mit irgend einem Traktate beschäftigten. Im großen Saale hingegen war ein wilder Tummelplatz für die fremden und einheimischen Jünger, deren Zahl oft hundert überstieg. Hier ertönten die sonoren Stimmen so laut, daß man in der nächsten Gasse oft glaubte, es sei irgend eine Revolte ausgebrochen, und wenn zuweilen sich Meinungsverschiedenheiten bei derartigen Anlässen geltend machten, so pflegten die Debatten auch durch eine Art Faustrecht entschieden zu werden, und nicht selten trugen die minder Nachgiebigen blutige Köpfe vom Kriegsschauplatz nach Hause, während zugleich die allerdings ordinären Meubel Spuren von Blessuren an sich trugen. Doch war selbst der Betroffene weit entfernt, diese Exekution übel zu nehmen, denn dies gehörte in der talmudischen Welt jener Zeit zum bon ton, und wurde mit dem schönen Namen hitlahawot (die Feuerflamme der Gotteslehre, die zünden und ohne Schonung verzehren muß, was nicht Feuer, wie sie ist) bezeichnet. Das dritte Zimmer war ein besonderes Kabinett für die Auserwählten. In demselben waren, was in den beiden ersten Zimmern

nicht der Fall war, die Bibliothekskästen verschlossen. Die Schlüssel hierzu hatte der Bibliothekar Reb Asriel, ein alter Lamden<sup>1)</sup>, welcher täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Beth hamidrasch weilte und sich eifrig mit der Gotteslehre beschäftigte, vorzüglich aber sein Augenmerk pflichtgemäß darauf richtete, daß die Folianten, Quart- und Oktavbände oder andere Requisiten nicht beschädigt würden. Zu jenem dritten Zimmer und den in seinen Kästen verschlossenen sehr kostbaren theologischen Werken war der Zutritt nur einigen Begünstigten gestattet, welche diese Günst durch Protektion bei der Lehrhausverwaltung erreichen konnten. Erwähntes Lehrhaus hatte nach streng jüdischen Prinzipien nicht nur der Gotteslehre, sondern auch dem Gottesdienste und der Wohlthätigkeit gedient. Nicht nur wurde täglich daselbst gebetet, sondern es wurden auch gewöhnlich Donnerstag um Mitternacht, bis zu welcher späten Stunde die meisten Talmudjünger an jenem durch die drei erwähnten frommen Uebungen geheiligten Ort mit ihren Studien beschäftigt verweilten, Trauerübungen wegen Zerstörung Jerusalems und des heiligen Tempels verrichtet. Vorzüglich erhebend und rührend waren diese Trauerbetübungen am 7. Adar, dem Todestage des großen Lehrers und Propheten Moses, in welcher Nacht oft nicht Raum genug war, alle zuströmenden frommen Beter zu fassen. Schreiber dieses wohnte mehrmals der religiösen Feier dieser Nacht bei, und fühlte sich stets tief ergriffen von den schmerzlichen Tönen, die hinaus in die lautlose stille Nacht erschallten. — Aber auch die Wohlthätigkeit hatte da ihr Zelt aufgeschlagen. Nicht selten sah man arme Bachurim<sup>2)</sup> mit ihren noch ärmeren Gefährten die Baarschaft, das frugale Mahl und dergl. theilen. Wohlhabende Lamdonim verließen nie das Beth hamidrasch, ohne die armen Bachurim beschenkt zu haben; ja Manche kamen nur zuweilen in der Absicht, um hier in bescheidener Stille ihre milden Gaben zu spenden. — — —

Es war an einem Nachmittage am Creb rosch chodesch Aw<sup>3)</sup> des Jahres 5589 (d. i. 1829 n. gew. Zeitr.). Man war eben vom Jom kipur koton<sup>4)</sup> heimgegangen, und das Lehrhaus, welches während der Dauer des Gottesdienstes geschlossen war, wurde nun wieder geöffnet, und bald hatten sich die leeren Räume mit Leuten gefüllt, die alle sehr kummervolle Mienen zur Schau trugen. In den Gesichtszügen Aller war bange Betrübniß und schwerer Kummer zu lesen, in Mancher Augen waren noch Thränen Spuren zu bemerken, die beim heutigen Jom-kipur-koton so zahlreich, wie noch selten floßen; denn der Briefträger Reb Pinches Frankfurter hatte dem Gemeindevorstande und den Dajanim Briefe aus Karlsbad gebracht, welche von dem besorgnißerregenden Zustande der Krankheit des Rabbi Mordchai Bnet berichteten. Rabbi Bnet, ein alter Lamden, hatte seinen gewöhnlichen Platz

<sup>1)</sup> Talmudkundiger. <sup>2)</sup> Unverheirathete Talmudstudirende. <sup>3)</sup> Rüsttag des Neumondes zum 5. Monat nach jüdischer Zeitrechnung. <sup>4)</sup> Veröhnungs- und Bußbetübung, welche am letzten Tage eines jeden Monats entweder Mittag oder Abend verrichtet wird.

im ersten Zimmer der Thür gegenüber eingenommen und saß bei seinem Schulchan Aruch<sup>1)</sup>. Doch wollte es ihm diesmal nicht gelingen, seine Gedanken auf einen Gegenstand zu konzentriren; denn in gewissen kurzen Zeitperioden seufzte er immer sehr schwer und verbarß sein thränendes Gesicht in das stets an der aufgeschlagenen Stelle des Folianten bereitliegende Sacktuch. Plötzlich unterbrach er sich in dieser seiner Beschäftigung und frug den eben eintretenden Rabbi Ghune: „Was sagt Ihr zu der traurigen Schmue<sup>2)</sup> vom Rabbi? Ich“ — — Aber noch hatte er den angefangenen Satz nicht beendet, als auch schon mit stürmischer Hast die Thüre geöffnet wurde und herein trat der Bethdinschames<sup>3)</sup> Reb Bär mit dem Ausrufe: „Kabaustaj<sup>4)</sup>! Alle Bne Tora<sup>5)</sup> sollen sogleich in die Altschul kommen Thilim<sup>6)</sup> sagen für den Rabbi.“ Kaum war diese Botschaft verkündet, als auch schon sowohl der Verkünder als die übrigen Bethamidraschbesucher mit hastiger Eile die offenen Folianten zuschlugen und der Altschule zu-eilten. Bald hörte man auch ein herzerhebendes Geschrei, jammervolle Töne aus der Altschule in die Gasse herüberschallen, die ihr Echo in jedem Herzen der Nikolsburger Judenschaft fanden. Alle Kaufläden waren geschlossen, wer nur nothdürftig hebräisch lesen konnte, eilte, um sein Gebet mit dem Gebete so Vieler für die baldige Genesung des frommen vielgeliebten Seelenhirten zu vereinigen. Auch fehlte es bei dieser Gelegenheit, wie bei den Juden überhaupt, nicht an frommen Vorsätzen und guten Werken, und selbst Mancher, der sonst nicht zu den Freigebigsten gezählt werden konnte, spendete an diesem Tage für die Armen außerordentliche Geschenke, indem er seinen Purim<sup>7)</sup> und Koschafschou<sup>8)</sup> Zettel hervor suchte, und wie zu diesen beiden Festen, auch an diesem Tage eine Betheiligung vornahm. Viele Andere, die nicht mit Glücksgütern gesegnet waren, aber doch auch ihre Anhänglichkeit an den großen Lehrer bethätigen wollten, versammelten sich schaarenweise auf dem jüdischen Friedhofe, besuchten da die Gräber der berühmtesten Rabbiner, als da sind: Rabbi Schmelle Horowitz, Rabbi Mendel, Verfasser des Werkes „Zemach Zedek“<sup>9)</sup>, Rabbi Gerson Polliger, Rabbi Gerson Chajos u. s. w. und beteten daselbst inbrünstig für das Wohl und das Heil des erkrankten Stadt- und Landrabbiners Rabbi Mordchai Bnet. Nach Beendigung des Gebetes wurde auf Veranlassung des Bethdin<sup>10)</sup> durch den bereits erwähnten Bethdinschames Reb Bär eine Kollekte veranstaltet, deren Ertrag unter arme Leute vertheilt, nach frommem heiligem Brauch früher zu einem Pidjon Nefesch<sup>11)</sup> verwendet wurde. Aber auch der Gemeindevorstand war nicht unthätig geblieben. Auf sein Geheiß mußten sich einige der tüchtigeren Bachurim auf der Gemeindefanzlei versammeln, um Depeschen

<sup>1)</sup> Religiöses Gesetzbuch, Codex. <sup>2)</sup> Nachricht. <sup>3)</sup> Kanzleidner des Rabbinatskollegium. <sup>4)</sup> Meine Herren! <sup>5)</sup> Gelehrte. <sup>6)</sup> Psalmen für Kranke. <sup>7)</sup> Befreiungsfest am 14. Tag des 12. Monats. <sup>8)</sup> Renjahr. Zu diesen beiden Festen ist es gebräuchlich, die Armen zu beschenken. <sup>9)</sup> Blüten des Rechts. <sup>10)</sup> Rabbinatskollegium. <sup>11)</sup> Erlösung der Seele. Eine ceremonielle Handlung, bestehend in Gebeten und Almosenvertheilungen.

an alle 52 Gemeinden der Israeliten Mährens zu befördern, die bezweckten, die betreffenden Vorstände und Rabbiner zu ersuchen, in ihren Gemeinden Betübungen für den erkrankten Oberlandesrabbiner zu halten. Während dies auf der Gemeindestube und in der Gemeinde selbst vor sich ging, saß Rabbi Bnet mit Rabbi Chune wieder im Bethamidrasch, aber nicht im Studium, sondern im Gespräche über das heutige Ereigniß vertieft. —

Reb Bnet. Ich sage Euch! Wenn man die halbe Welt ausreißt, findet man kein Nikolsburg, und so wie man kein Nikolsburg findet, so findet man keine Altschul, die ist ein kleines Beschamikdosch<sup>1)</sup>.

Reb Chune. Ich weiß zwar nicht, aber wie ich gehört habe, hat man vor vier Jahren in Wien eine Schul<sup>2)</sup> gebaut, die noch viel größer und schöner sein soll.

Reb Bnet. Seid mir esef p'šmin mochel<sup>3)</sup>, wie könnt Ihr nur Das vergleichen, dabei müßt Ihr sagen lemawdil<sup>4)</sup>. Die Wiener Schul ist gar nicht gebaut, wie ein Mokom kodvosc<sup>5)</sup>, sondern wie ein Theater, und dawenen<sup>6)</sup> thut man auch nicht, wie in einer jüdischen Schul, und darschenen<sup>7)</sup> thut man auch nicht, wie in einem jüdischen Gotteshause; memele<sup>8)</sup> wie könnt Ihr das vergleichen zu der Altschul?

Reb Chune. Ich habe gemeint, Ihr sprecht bloß von dem Bau; da soll die Wiener Schul wirklich schöner gebaut sein, aber wie Ihr jetzt sagt, nämlich mit der Awaudas hakodesch<sup>9)</sup> seid Ihr gerecht. Nur für die Wiener Posche Jisrélim<sup>10)</sup> ist eine solche Schul auch gut genug.

Während Reb Chune und Reb Bnet so sprachen, hatten sie auch einen Zuhörer, Namens Selig Kobersdorf, ein Bockur aus letzterem Orte in Ungarn gebürtig, der mit äußerst gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort lauschte, nun aber trat dieser aus der ihn verbergenden Fensternische hervor und gerade auf Reb Bnet zu, indem er in sehr höflicher Weise folgende Worte an ihn richtete: Lieber Reb Bnet! Ihr werdet schon verzeihen, daß ich als fremder Mensch ein Bißchen neugierig bin, aber ich habe in der Welt vorzüglich auf den Jeschiboth<sup>11)</sup> schon so Viel von der hiesigen Altschule erzählen gehört, daß ich mich freue, jetzt Gelegenheit gefunden zu haben, von Euch ein Näheres zu erfahren, und ich möchte Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr so gut wäret, mir Etwas über diese Merkwürdigkeit zu erzählen.

Reb Bnet. Eigentlich ist es eine Awéro<sup>12)</sup>, im Bethamidrasch D'worim b'télim<sup>13)</sup> zu sprechen. Da ich aber heute ohnedies wegen Schwire Léw<sup>14)</sup> über des Rabbi Reb Mordchais Krankheit nicht lernen kann, so will ich Euch bezigur<sup>15)</sup> etwas erzählen. Wenn weiter gar nichts

1) Tempel zu Jerusalem. 2) Synagoge. 3) Verzeihen Sie mir tausend Mal.

4) Zum Unterschied zwischen Heiligem und Unheiligem. 5) Heiliger Ort, Gotteshaus.

6) Beten. 7) Predigen. 8) Folglich. 9) Heiliger Dienst. 10) Abtrünnige von Israel.

11) Talmudschulen. 12) Sünde. 13) Leeres Geschwäp. 14) Kummer des Herzens.

15) In Kürze.

gewesen wär', als daß solche große Geonim<sup>1)</sup> und Zadikim<sup>2)</sup>, wie unsere Landrabbiner von jeher waren, in der Altſchul haben mißpaſſél<sup>3)</sup> gewesen, (ihr Schuß<sup>4)</sup> ſoll uns beiſtehen auf immer) wär' auch ſchon genug. Ihr habt ſchon gewiß gehört von unſerm Rabbi Schmelke, der war ein Gaon und ein Zadik, ein Peér hador<sup>5)</sup> wie man wenig ſeines Gleichen findet in der Welt; der hat keine Matbéa<sup>6)</sup> gekannt. Er hat nie mit Geld verkehrt, denn er war ein kodoſch meréchem<sup>7)</sup>, hat gar nicht gewußt, was Nam haſéh<sup>8)</sup> iſt. Jeden Freitag von 12 Uhr Mittag bis Moze Schabes<sup>9)</sup> nach Hamdolo<sup>10)</sup> iſt kein anderes Wort als Loſchon haſodeſch<sup>11)</sup> aus ſeinem Mund gekommen, der hat mit den Malochim<sup>12)</sup> geſprochen, als wären es ſeine Diener. Und unſer Rabbi Mordchai (er ſoll méoh ſchonim<sup>13)</sup> leben), hat man von dem noch zu wenig Zidkes<sup>14)</sup> gehört? Wiſſet Ihr, wie der Rabbi iſt hier Landroſ<sup>15)</sup> geworden; war hier ein gewiſſer Reb Awrom Leb Spiß, der war ein ſehr alter Mann und ein merkwürdiger Bal hauroo<sup>16)</sup> und derſelbe war in früheren Zeiten der Rabbi<sup>17)</sup> von Rabbi Mordchai, dann aber hier Koſchbeſdin, als der Rabbi Mordchai Landroſ wurde. Troßdem nun unſer Zadik Landrabbiner war, hatte er doch nie die Achtung gegen ſeinen ehemaligen Rabbi vergeſſen, und war ſo beſcheiden und zuvorkommend gegen ihn, als wäre er noch ſein Schüler. Ja er ließ ſich ſogar manche Demüthigung gefallen leſchém ſchomajim<sup>18)</sup>. Wiſſet Ihr was noch? Als Rabbi Mordchai hier ankam, lebte ſeine Mutter hier unter ſehr dürftigen Umſtänden. Der Zadik begnügte ſich nicht damit, ihr eine ſorgenfreie Exiſtenz zu gründen, ſondern er trug ihr außerdem täglich ſelbſt mit edler Selbſtverleugung ihr Abendbrod eigenhändig in's Haus, um meſajem<sup>19)</sup> zu ſein kibudém<sup>20)</sup>. Mi ſchema koſos, mi rooh koſos<sup>21)</sup>. Vor unſerm Zadik war hier ein Landrabbiner, der hat geheißén Reb Gärſche Chajoſ, der iſt hergekommen, als man gezählt hat 5540 (1780) und iſt niſter<sup>22)</sup> geworden im Jahre 5549 (1789). Während der Zeit ſeiner Amtsthätigkeit ereignete ſich hier folgende ſehr merkwürdige Geſchichte: Im Jahre 5544 (1784) am erew roſch hodeſch Eivan erkrankte plötzlich ein jüdiſcher Jüngling. Dieſer hieß Simon, ſein Vater hieß Moſche und ſeine Mutter Zerucheme. Die Krankheit war eine Art Schigoon<sup>23)</sup>, von welcher ſich kein Kóſé<sup>24)</sup> eine Erklärung zu geben mußte. Der Jüngling Simon, der früher ſehr fromm und gottesfürchtig war, ſing auf einmal an gegen ſeine Mutter widerſpenſtig zu werden, und that Dinge, die man

1) Hochgelehrte. 2) Fromme. 3) Gebetet. 4) Verdienſt. 5) Zierde des Zeitalters. 6) Goldmünze. 7) Heilig von Mutterleibe. 8) Genüſſe dieſer Welt. 9) Ausgang des Sabbats. 10) Gebet beim Ausgange des Sabbats. 11) Heilige Sprache, hebräiſche Sprache. 12) Engel. 13) 100 Jahre. 14) Frömmigkeit. 15) Landrabbiner. 16) Gelehrter Kaſuſt. 17) Lehrer. 18) Zur Ehre Gottes. 19) Erfüllen. 20) Ehrfurcht gegen die Mutter. 21) Wer ſah je ſo etwas, wer hörte dergleichen (Jeſaiás Kap. 66. Vers 8). 22) Geſtorben. 23) Waſnſinn. 24) Arzt, Chirurg, Dr. der Medizin.

von keinem ehrlichen Jehudi <sup>1)</sup> sieht. Auch besaß er eine solche Wuth und Stärke, daß, wenn sein Chalaas <sup>2)</sup> über ihn kam, zehn starke Männer ihn nicht überwältigen und von seinen thörichten Handlungen abhalten konnten. Bald verbreitete sich die Sage von dieser ungewöhnlichen Krankheit in der ganzen Rhile <sup>3)</sup>, bis sie auch zu den Ohren des Rabbi drang. Dieser ließ die Sache durch einen frommen Mann, der Reb Harsch Menaker hieß, untersuchen, und da der Rabbi ein tiefer Denker und zugleich eingeweiht in die Mystereien der Kabbala war, so brachte er bald heraus, daß ein Ruach hatumoh <sup>4)</sup> in dem Jünglinge stecke, der nun zu bannen sei. Auf welche erschütternde und zugleich heilsame Weise der Rabbi dies bewerkstelligte, wäre zu weitläufig zu erzählen, genug, am Erew rosch chodesch Cheschwon 5545 (1785) wurde der Ruach in der Altshul gebannt. Doch mir scheint, es muß Zeit sein, zu Maariv bismanoh <sup>5)</sup> zu gehen. Ich glaube, Ihr werdet jetzt zu erzählen wissen, warum unsere Altshul so berühmt ist. Guten Abend! —

### III.

Es war der siebzehnte Aw des Jahres 1829, als die Trauerkunde von dem am 13. Aw zu Karlsbad erfolgten Ableben des am 14. Aw zu Lichtenstadt in Böhmen begrabenen Rabbi Mordchai Bnet zu Nikolsburg erscholl. Die Wirkung dieser erschütternden Nachricht auf die Bewohner der Stadt Nikolsburg sollte eine geübtere und kundigere Feder schildern. In der ganzen jüdischen Hauptgasse sowohl, als auch in den anderen kleinen Gassen, hatten sich Gruppen von Trauernden gebildet, welche unter erschütterndem Jammer- und Klagegeschrei biographische Skizzen des verstorbenen Seelenhirten entwarfen, und mit ihrem lauten Schmerze die Luft erfüllten. Sie und da sah man auch alte Frauen ohnmächtig auf dem Straßenpflaster liegen, welche von der immer noch unerwarteten Nachricht so hart getroffen waren. Am Stürmischesten ging es wohl in dem bereits erwähnten Bethhamidrasch zu. Im großen Saale hielt ein Gelehrter aus dem Stegreif eine Leichenrede, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Bäche von Thränen flossen, alle Anwesenden zerrissen, nach alter Sitte, ihre Oberkleider, Manche bestreuten sogar ihr Haupt mit Asche, kein Herz blieb ungerührt, kein Auge thränenlos, selbst der alte blödsinnige Hagestolz Kalmen Schmelke, auf dessen Lippen als unverkennbares Zeichen seiner Gutmütigkeit ein ewiges Lächeln schwebte, stand damals ganz in sich gekehrt in einer Ecke des Bethhamidrasch und vergoß bittere Thränen über den Tod des Oberrabbi, von dem er auch sehr viele Wohlthaten genö<sup>6)</sup>. —

<sup>1)</sup> Jude. <sup>2)</sup> Krankheit, Krampf, Convulsionen, Paroxysmus. <sup>3)</sup> Gemeinde. <sup>4)</sup> Der Geist der Unreinigkeit, Dämon. <sup>5)</sup> Das Abendgebet zur gehörigen Zeit, d. h. mit dem Erscheinen der Sterne. <sup>6)</sup> Ein treffliches Charakterbild von Rabbi Mordchai Bnet, mit genauer Schilderung aller seiner trefflichen Eigenschaften hat Herr Rabbiner Fürth in den Sippurim 2. Sammlung unter dem Titel: „Ghrendenkmal“, entworfen. Ich overweise die Leser dieser Geschichte darauf.

Der Monat Tischni des Jahres 5595 war im Laufe. Die Schofartöne waren verhallt, die Bußetage waren vorüber, und die Festestage der Laubhütten waren herangekommen. Dieses Fest war stets mit außerordentlicher Freude in Israels Kreisen begangen worden. Denn so heißt es in der heiligen Schrift: Ihr sollt Euch freuen vor dem Ewigen Eurem Gotte<sup>1)</sup>. Doch diesmal war die Freude nicht eingezogen in Nikolsburg, denn mit Schmerzen dachte jeder Einzelne an den verlorenen Schatz, welcher Verlust sich an den verfloßenen Festtagen besonders herausstellte. Die durch 40 Jahre stets besetzte Kanzel stand nun leer und verwaist. Die Posauntöne hallten schauernd durch den Raum der Altschule, ohne daß eines Priesters Wort sie begleitete; das Kolnidre<sup>2)</sup> wurde mit seiner sanften melancholischen Melodie abgesungen, ohne vorher durch ein würdevolles Gebet und Aufforderung zur Buße eingeweiht zu werden, wie es in früheren Jahren immer durch den Landrabbiner zu geschehen pflegte. Alles dies hatte auf die frommen Mitglieder der Gemeinde große Einwirkung gemacht, und erneute täglich den Gram und Schmerz um den vielgeliebten Seelenhirten. Was aber vorzüglich das Vernarben der Wunde hinderte: das war die so weite Entfernung des Begräbnisortes Lichtenstadt von Nikolsburg. Es war der sehnlichste Wunsch der ganzen Gemeinde, den großen Lehrer, der so edel und treu mit seltener Uneigennützigkeit und Aufopferung durch so viele Jahre in der Gemeinde gewirkt, wenigstens als Leiche unter sich zu haben. Sein Grab sollte eine Zierde für den Friedhof, ein Andenken für kommende Geschlechter werden. Besondere Veranlassung zu diesem tiefgefühlten Wunsche gab der Oberrabbiner selbst durch eine Aeußerung, mit welcher er seine Willensmeinung zu erkennen gab, entweder in Nikolsburg oder in Prag begraben zu werden. Der Schmerz und die Trauer über den Hingeschiedenen aber hatten sich weit hinaus über die Grenzen der Nikolsburger Gemeinde erstreckt. So wurden nicht nur in allen jüdischen Gemeinden Mährens, sondern auch in vielen Gemeinden Ungarns so wie in Böhmen und Galizien Leichenreden über das Hinscheiden des Verbliebenen gehalten, denn in allen diesen Gemeinden lebten Schüler und theologische Korrespondenten des hochseligen Rabbi, die bei jeder schwierigen religiösen Angelegenheit sich brieflich an ihn wendeten. Mittlerweile waren die Halbfesttage des Laubhüttenfestes, Chol hamoét, herangekommen, an welchen Tagen nach den alten Gemeindestatuten stets die Gemeindevorsteherwahl vor sich ging. Diesmal ging es bei dieser Wahl sehr stürmisch zu; nicht daß es Opponenten gegen den einen oder den anderen der Gemeindeglieder gab, um dieselben unwählbar zu machen; sondern die Mehrheit der versammelten Kontribuenten war in der traurigen Lage, nicht einen Mann zu kennen, der unter den obwaltenden Umständen die geeignete Energie und Ausdauer für die diesmal dem Vorstande bevorstehende Mission

<sup>1)</sup> Leviticus. Kap. 23. Vers 40. <sup>2)</sup> Eingangsgebet am Versöhnungstage.

befessen hätte. Diese war durch den provisorischen Rabbiner bei Eröffnung der Sitzung den Wählenden durch einen kleinen Vortrag bezeichnet worden, und bestand darin, Leute in den Vorstand zu wählen, die mit Aufbietung aller ihrer Macht und Kraft sowohl bei den Landesbehörden einerseits, als bei den religiösen Autoritäten andererseits die Erlaubniß zur Ausgrabung der Leiche des Oberrabbiners und ihrer Uebertragung nach Nikolsburg bewirken können. Aber unter den Anwesenden waren sehr Wenige, die sich so viel Machtvollkommenheit zutrauten. Der Eine fürchtete durch seine Kantippe ein Gewitter über den Gehimmel heraufzubeschwören, wenn er, den strengen wiederholt eingeschärften Ermahnungen seiner Ehehälfte zuwider, es wagen sollte, ein Verwaltungssamt in der Gemeinde anzunehmen. Der Andere malte sich die Kenitz der Steuerpflichtigen und die dabei oft nothwendigen strengen Maßregeln; der Dritte die Beschwerden der Affentirung und die gewaltsame Herbeischaffung der militärpflichtigen in Oesterreich domicilirenden Jugend, welche zu Nikolsburg zuständig war; der Vierte die vielen Rabalen und Intriguen, die ein Gemeindevorsteher bei Verleihung der Geschlechts- resp. Familienstellen zu üben hatte. Kurz, es war trotz aller Majorität kein Vorsteher zu finden. Endlich vereinigten sich alle Anwesenden durch stürmische Aclamation in der Wahl des alten Vorstehers Reb Henoch Abeles, der durch keine wie immer Namen habende Verhältnisse und Rücksichten gezwungen war, die Wahl abzulehnen. Dieser nahm nach einigem Zögern das Amt an und versprach auch mit allem möglichen Kraftaufwand und Eifer für die Erfüllung des Gemeindevorwunsches zu streiten. — Das Laubhüttenfest war noch nicht zu Ende, als schon die geeigneten Schritte sowohl bei den landesfürstlichen Behörden im Wege der Protection durch Hochgestellte, wie auch bei den religiösen Autoritäten des Judenthums geschehen waren, um die Ausgrabung und Befetzung der Leiche des ehrwürdigen Landrabbiners zu erwirken. So sehr auch die besten Zusicherungen von Seiten der Behörden für die angeforderte Bewilligung erfolgten, so sehr sträubten sich aus religiösen Gründen mehrere Rabbiner gegen die Zumuthung, das Grab dieses großen Mannes, wie sie es zu nennen liebten, zu schänden. Einer der in seinem Urtheile am hartnäckigsten Beharrenden dieser Letzteren war Rabbi Moses Sofer, der damalige Oberrabbiner zu Preßburg, der von der Mehrheit seiner Zeitgenossen als Nestor mit dem Titel *Rabon schei kol bnè hagolah*<sup>1)</sup> bezeichnet wurde. Er verdiente auch diesen Namen nach dem einstimmigen Urtheile der hohen und höchsten Gelehrten seiner Zeit im vollen Maße, wie wir noch jetzt aus seinem hinterlassenen Werke<sup>2)</sup>, das einen seltenen Scharfsinn befundet, und aus der theologischen Gelehrsamkeit tausender seiner Schüler ersehen können. Dieser bewies nun haarklein und scharf durch unzählige Talmudstellen und

<sup>1)</sup> Vorzüglichster Lehrer aller Juden im Exil. <sup>2)</sup> *חזקוני*, leider nur als Bruchstück erschienen.

spätere Kasuistiker, daß der talmudische Wahlspruch: Mizwo lekajém diwré haméß<sup>1)</sup>, nicht so wichtig sei, um darum ein mosaisches Gebot zu übertreten, nämlich die Leiche eines Menschen zu schänden. — Diese Ansicht wurde von Rabbi Moses Sofer sehr vertheidigt, und alle Bitten der verschiedenen Betheiligten, um Aenderung in seinem Entschlusse, waren fruchtlos und vergeblich. Mittlerweile war der Monat Schwat 1830 und mit ihm die behördliche Bewilligung gekommen. Nun war ein förmlicher Krieg in der Nikolsburger Gemeinde entstanden, denn viele Gemeindeglieder wollten aus Liebe zu ihrem verstorbenen Seelenhirten nun, da die behördliche Bewilligung erlangt war, die Uebertragung seiner Leiche ungesäumt angeordnet wissen, während die Pietisten durchaus das Gutachten Rabbi Moses Sofer's beachtet wissen wollten. Aber ganz unerwartet kam, nachdem man alle Hoffnungen auf Erfolg aufgegeben hatte und ganz rathlos war, das bewilligende Gutachten des ehrwürdigen Rabbi Moses Sofer mit dem Beifuge, sobald als möglich die Uebertragung der Leiche zu veranlassen. Welchen Jubel diese Nachricht nicht nur in Nikolsburg, sondern in ganz Mähren verbreitete, läßt sich nicht in Worten wiedergeben. Niemand wollte diese freudige Ueberraschung glauben, der den felsenfesten unbeugsamen Charakter des Rabbi Moses Sofer kannte. Was zu dieser plötzlichen Entschlußänderung beigetragen, vermochte in jener Zeit Niemand zu errathen. Ich glaube nicht indiscret zu werden, wenn ich den Schleier des Geheimnisses mir zu lüften erlaube, um die Mittheilung eines ehrwürdigen, vollkommen eingeweihten Vertrauensmannes einer weiteren Verbreitung zu überheben. — Rabbi Moses Sofer wachte in einer sehr strengen frostigen Winternacht im Monate Schwat bei seinen großen Folianten. Mitternacht war bereits vorüber und es heulte und brauste ein tobender Sturmwind, welcher den Schnee von den Dächern trieb, daß die Fenster klirrten. Nie war der Rabbi noch so zerstreut gewesen; er konnte seine Aufmerksamkeit nicht an den Gegenstand fesseln, der ihn beschäftigen sollte. Es lag dem edlen Mann sehr am Herzen, sein Gutachten in der Angelegenheit der Leichenübertragung des Rabbi Mordchai Bnet, welches, wie er wußte, von entscheidendem Einflusse sei. Da überfiel ihn, den ewig nüchternen Mann, ein tiefer Schlaf. Sein greises Haupt senkte sich und fiel allmählig auf den vor ihm liegenden Band. Doch nicht lange war der Schlaf so süß; bald mußten Träume ihn stören; denn der Rabbi bewegte sich während seines Schlummers gewaltig, sprach halbe gebrochene Worte, die bald Staunen und Verwundern, bald Freude ausdrückten; endlich erwachte er mit einem Seufzer. Die düsteren Falten seiner Gesichtszüge waren geglättet, und ein liebliches Lächeln umspielte seinen Mund, wie die wärmenden Strahlen der Alles beglückenden Frühlingssonne. Sein erstes Wort nach dem Erwachen war: Ezba elohim hie<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Es ist ein gutes Werk zu erfüllen das Vermächtniß eines Dabingestorbenen.

<sup>2)</sup> Ein Zeichen Gottes ist dies.

Sonach pochte er an die Thüre des anstoßenden Kabinettes, in welchem sein ihn stets bedienender Jünger schlief, um denselben zu wecken, und als dieser halbbeleidet erschien, erhielt er vom Rabbi den Auftrag, sogleich einen frommen Mann, Namens Reb Wolf, zu wecken und in die Wohnung des Oberrabbi zu bestellen, welcher sich als langjähriger Schüler des Rabbi Mordchai Bnet vorzüglich bemühet, auf ein bejahendes Gutachten Einfluß zu üben. Dieser erfuhr nun bei seinem Erscheinen in dem Hause des Rabbi, daß der Oberrabbiner Rabbi Moses Soffer sich endlich entschlossen, den Bitten der Nikolsburger Gemeinde nachzugeben, und zwar begann der weise Rabbi folgender Gestalt: „Wisset Reb Wolf! Euer Rabbi war ein seltener großer Zadik. Mi jiten Achrizi kamohu<sup>1)</sup>. Er ist mir so eben heute Nacht im Traume erschienen und hat mich recht inniglich gebeten — noch sehe ich seine imposante Gestalt und seine gefalteten Hände — in seine Ausgrabung zu willigen. Es sei ihm nämlich bestimmt gewesen, sechs Monate in Lichtenstadt begraben zu sein, weil er einst sechs Monate mit der Frau des Lichtenstädter Rabbiners, die eben auf dem Lichtenstädter Friedhofe begraben liegt, verlobt war. Nun aber sei die Zeit um, und er bitte jetzt, da auch von Seiten der Behörde nichts mehr entgegenstehe, der Ausgrabung keine Hindernisse mehr in den Weg zu legen.“ —

Unsere Geschichte ist nun zu Ende. Der am 13. Av 5689 zu Karlsbad verstorbene Rabbi Mordchai Bnet wurde am 10. Ador 5690 nach Nikolsburg gebracht. Da aber die Leiche am Freitag Nachmittag in Nikolsburg ankam, wo nach jüdischer Sazung keine Trauerfeierlichkeiten gehalten werden, so wurde das Begräbniß auf Sonntag den 12. Av verlegt. Ueber Sabbath blieb die Leiche in einer Hütte auf dem Friedhofe unter Bewachung von zwei Talmide Chachomin<sup>2)</sup>, die zugleich die üblichen Ceremonien, Gebete und Studien verrichteten. Die Leichenfeier war sehr erhabend; es wurde sowohl in der Gasse, als auch auf dem Friedhofe vier Mal in die Posaune gestoßen. Alle, die sich mit der Leiche zu beschäftigen gesonnen waren, mußten vorher ein vorgeschriebenes Reinigungsbad nehmen. An dem für den Verbliebenen bestimmten Grabe hielten sieben Rabbiner aus Nah und Fern rührende Leichenreden, die von der frühesten Morgenstunde bis Mittag dauerten, ohne das zahlreich aus allen Gegenden Mährens herbeigeströmte Publikum zu ermüden. Ein einfacher Grabstein zeigt die Stelle, wo Rabbi Mordchai Bnet's irdische Hülle der Erde übergeben wurde; aber sein Geist, seine Mildthätigkeit, seine unbegrenzte Aufopferung und seine Uneigennützigkeit werden noch lange fortleben im Andenken der Judenthümlichkeit zu Mähren, besonders aber zu Nikolsburg. Im Jahre 1832 starb zu Karlsbad Rabbi Mordchai, Rabbiner zu Rosel in Mähren; — er wurde in das offen gebliebene Grab Rabbi Mordchai Bnet's gelegt. Friede ihrer Asche.

<sup>1)</sup> Wäre doch mein Ende dem seinen gleich! <sup>2)</sup> Talmudkundige.

# G h o l e m.

## Historische Thatsache in Form einer Fiction

von B. M. Altar.

Motto:

Vom Rextar trunken sein und doch besonnen,  
In heitern Augen ew'ge Wahrheit sünden,  
Aus Wahngelbilten feste Tempel gründen, —  
So wird des Dichters Lorbeerkranz gewonnen!

fr. v. Sallet.

### Die Vorgeschichte.

Der Jahrmarkt hat nun sein Ende — und vor dem Orte, auf der großen Haide, da wo der Pferdehandel betrieben wird, muß jetzt die lärmende Geschäftigkeit des Tages einer noch lärmenderen, tolleren Lustigkeit Platz machen.

Nicht nur die Kockstämme, die ja ohnehin den Tag über hier ihren Stand hatten, sieht man da um den reichbesetzten Schenktisch gereicht, sondern es ist auch aus dem Marktorde, wie auf ein Stelldichein, die bunteste Gesellschaft zusammengekommen, um den herrlichen Sommerabend zu feiern, und es entrollt sich nun dem Auge des neugierigen Zuschauers das herrlichste Bild echten magyarischen Volkslebens.

Der Bauer, der kleine Gewerbsmann, in ihrer einfachen Tracht, der Gzikós in seiner wilden, läßt hier seinem heißblütigen, kampfluftigen, eigenthümlich ungebändigtem Wesen, noch ehe er vom Weine trunken geworden, in der ungebundensten Weise vollen, freien Lauf. Selbst der sonst ungesellige Kondas, der, seiner schroffen Barbarei und rohen Einfalt nach zu urtheilen, als der echte Sprößling jener einst so gefürchteten Horden gelten kann, die dreizehn Jahrhunderte vor dem Zeitraume der gegenwärtigen Erzählung, geführt von Gzel Godegisel, unter dem Namen der Hunnen in die gesegneten Steppen Ungarns eingebrochen waren, — selbst dieser ungesügte Sohn der Wildniß hat sich mitreißen lassen, wenigstens als Zuschauer Theil zu nehmen an dieser rührigen Lebendigkeit, die sich nun entspinnen soll. Für ihn jedoch war weder die lockende Haideschenke, noch die muntere Freude des Getümmels der ziehende Magnet, der im Stande gewesen, ihn für einen

Abend seiner grunzenden Heerde zu entreißen; einzig dort jener phantastisch aufgepugten Truppe ist dies gelungen, die, um ein bepactes Geselein theils gelagert, theils beschäftigt, schon jetzt auf die ganze hier zusammengewürfelte Menge den mächtigsten Zauber ausübt, so daß sie würdig den Mittelpunkt der Scene inne hat. Und wie erst dann, wenn sie die Spiele wirklich beginnen, die sie jetzt vorbereiten; wenn das Cymbal schallt, wenn ihre Mädchen tanzen, wenn das Tamburin so lieblich klingt und dröhnt, und wenn dazu in reizend origineller Weise die Geige singt und weint — Zigeunermusik und Zigeunertanz! —

Aber sieh! dort! der Haideschenke gegenüber auf dem grasreichen Hügelrücken haben sich einige vollbärtige Männer um ein Weinfäßchen gelagert, Handelsleute, wie es scheint; aber sie blicken mit einer deutlich sichtbaren Verachtung in den freien, frohbewegten Kreis vor sich, und mit grämlichen, mißvergnügten Mienen schauen sie dem ganzen Getriebe zu; und wann sie plaudern und ein frohes Aufjauchzen der Menge, oder ein Chorus von allzulautem Gejohle ihre anscheinend gleichgültigen Gespräche stört, so kann man ihnen einen bissigen und schmerzlichen Unmuth über diese Lustigkeit deutlich vom Gesichte lesen. — Haben sie denn gar keine Empfindlichkeit für die Lust? — warum wird nicht auch ihnen so wohl ums Herz, wie dort dem schmierigen Kondas? oder was ist es, das sie noch ungeselliger macht als ihn? — —

Horch! jetzt geht's an! das Cymbal schallt und ihre Mädchen tanzen, das Tamburin erklingt und dröhnt so lieblich, und die Geige braust darein und klagt und jubelt, als hätt' sie Leben und Gefühl; und Leben und Gefühl überkommt sie alle, die unwirschigen Gesellen, und wer nicht tanzt, dem tanzt doch in der Brust das Herz, und wenn sie doch still sind, so lachen sie doch mit den Augen, und ihre derben, lärmenden Flüche schweigen. —

Was wollt ihr jetzt, ihr finstern Männer dort am Hügel? Warum schaut ihr immer noch so verdrossen in die Gläser, die ihr so schweigsam leert? Ihr könnt ja plaudern jetzt, und ungestört!! — —

Schwere Gedanken lagern auf den dichten Brauen der Alten in dieser Gruppe; die Jüngern trinken hastiger und oft, und von Zeit zu Zeit stiehlt sich ihr Blick über die frohe, bunte Menge weg, hin zu dem reizenden Schauspiel; und den jüngsten von ihnen, einen kräftigen, blühenden Mann, sehen wir gar in großer Unruhe seinen Sitz verlassen, und augenscheinlich bemühte er sich, eine heftige Aufregung niederzukämpfen, die sich seiner bemächtigt.

— — — „Da soll man sehen,“ bricht er endlich los, „da soll man sehen, was die Gojim sind; dem Juden steckt's gar nicht im Blut!“ — — —

Das also war das große Geheimniß! Du gehörst nicht zu den Gojim, du so wenig, wie deine Gesellschaft, und darum habt ihr euch mit eurem Wein getrennt von ihnen?! — — Und dem Juden steckt's nicht im Blut? was sagt denn dein glühendes Auge? und verräth denn deine hochgeröthete

Wange nicht auch ein wenig Reid und ein ziemlich starkes Gelüste, es jenen gleich zu thun? —

Ich will es dir sagen: Dein Blut ist wie das ihre, aber dein Muth ist gedämpft; frisch und heiter ist an sich die Lebenslust, so wie ihre, aber der freie Ausbruch derselben ist gewaltsam unterdrückt, und niedergehalten wird das Aufbrausen oder Aufwallen deines frohen, an dem milden Feuer der Freude erwärmten oder gar kochenden Herzens, durch eine darauf lastende Atmosphäre düsterer Sorge und schweren Jammers und stummen Glends; und nicht einmal deines! es ist deines Volkes Noth und deiner Nation, die diesen schweren, trüben Nebeldunstkreis bildet, von welchem auf dein Herz nur eine Säule drückt, aber, wie in der wirklichen Atmosphäre auch, um so gewichtiger drückt, je größer dieses dein Herz ist, armer Jude!

Du gehörst dem Volke an, von dem es vorzugsweise gilt, das Wort jenes großen Menschen: Nicht ein reges, lautes, mitredendes, ja, mitstürmendes, empfindliches Volk bezeichnet den gedrückten oder gar erdrückten Staat, sondern eines, das friedselig und schweigselig dasteht unter Jammer und Sturm und kaum die Zeitung begehrt. — So stehen im Winter die todtten Bäume unter den Stürmen ohne zu rauschen und ohne zu wogen, fest und still, weil die entblätterten Aeste und Gerippe den Wind durchlassen. —

Aber sieh! Der junge rothbärtige Mann hat in seinem begonnenen Satze so plötzlich innegehalten, und nicht wir haben ihn darin unterbrochen, sondern von einer neuauftauchenden bizarren Erscheinung ist seine spärende Aufmerksamkeit so sehr gefesselt worden, daß er die Fortsetzung der angefangenen Rede vergißt. Denn, im Stehen die zu seinen Füßen lagernde Gesellschaft der ernstesten Alten stattlich überragend, blickt er mit reger Neugier hinaus in die weite Steppe, wo unter kräftig schallendem Halloh- und Hussaruf ein Reiter auf den volkbelebten Haideplatz zugaloppirt, ein Mann, der so sonderbar auf seinem feurigen Ungarhengste sitzt, als er durch sein ganzes Wesen so sonderbar ihm auffällt. Wenn er nicht einzig durch die Kraft seiner Schenkel sein Köhlein regiert und lenkt, so muß er, wie ein echter Centaur, ein Geschöpf sein mit dem Pferde, ein Wesen Mann und Roß und ein Wille. Wie könnte dieses sonst so sicher Richtung und Ziel seines Weges wissen, da doch der Reiter, wie es scheint, schon seit lange, der Herrschaft über Zaum und Gebiß sich begeben hat; denn der Zügel hängt fast nachschleifend zur Erde nieder, und frei agirt und sicht der Mann mit beiden Armen in der Luft, bald in die Hände klatschend, und bald den breitkrämpigen, strohgeflochtenen Bänderhut in den Lüften schwingend. So, unter fortwährendem und weithin tönendem Jubelruf und Freudengeschrei stürzt er immer näher und näher heran, und sein langes schwarzes Haar fliegt ihm wild um den bloßen Nacken, und — jezt erreicht er im gestreckten Lauf den Saum des Volksgebranges.

Schon wollen die dichten Massen, wie aufgeschrecktes Wild, überrascht und erschreckt, vor dem tollen Reiter auseinandergestellt, als auch schon das schäumende, schnaubende Ross mit vorgestreckten Beinen, wie gebannt in dem Boden wurzelt; und unter höhnnendem, wiehernem Gelächter springt der muthwillige Reiter mit gleichen Füßen zur Erde nieder.

Rein, er ist doch sehr sonderbar, der ganze Mann. Seine gedrungenen, knochigen Glieder scheinen die enge Faßt der Kleider nicht ertragen zu können, und darum macht das schwarze grobe Hemde, welches aber die kräftig gewölbte Brust, so wie den breiten Hals frei und bloß läßt und nur um den Leib, mit den weiten wehenden Gathen zugleich, durch einen strammen Gurt zusammengehalten wird, seine Tracht aus, welche übrigens durch den schon erwähnten Strohhut noch vervollständigt wird; denn die leichten, engen Reiterstiefelchen, die zuweilen unter den faltigen Unterkleidern hervorschauen, verdienen zufolge ihres schlechten Zustandes und ersichtlich hohen Alters nicht eigentlich eine Kleidung genannt zu werden, und scheinen überhaupt nur der Sporen wegen beibehalten worden zu sein, die daran so prächtig glänzen. Wahrhaft furchterregend und imponirend ist endlich der dicke, schwarze, jedoch mit Grau schon bedeutend untermischte Schnurrbart, welcher aber dennoch steif und fest unter seiner starken Adlernase nach beiden Seiten weit hinauszieht und diesem trozigen, sonn- und wettergebräunten Gesichte ein recht martialisches Aussehen verleiht.

Jetzt hat er sein treues Thier an einen rohgezimmerten eingerammten Krippstock angebunden und dringt nun gewaltig durch das Gewühl an seinem so aufmerksamem und scharfem Beobachter vorbei. Der verliert ihn nicht aus den Augen, auch aus dem wirrsten Menschenknäuel findet er ihn heraus, und es entgeht ihm nicht, wie er in dem Gewoge auf einmal stehen bleibt, und mit der schwieligen Rechten über die buschigen, finstern Brauen fährt, während ein gedehntes, stöhnendes Athemholen seine weite Brust so gewaltsam hebt. Mag sein, daß er den Schweiß will trocknen, mag sein, daß er erschöpft ist, er hat einen scharfen Ritt gethan, — aber — hat sich nicht seine eiserne Stirne so düster gefurcht? lieh er nicht das stolze Haupt so traurig niedersinken? und schien es nicht, als ob in diesem Augenblicke der Trübfinn sein blißendes Auge wie ein Schleier verhing? — — und so mochte vielleicht seine Hand ein kummervolles Antlitz beschatten sollen, und sein gedehntes Athmen vielleicht mehr bedeuten als nur dies — einen schweren, schmerzlich tiefen Seufzer!? — —

Wiewohl, da er nach einem Augenblicke den Kopf wieder hoch aufwarf und weiter schritt, war es der muthwillige, tolle Reiter wieder, und wieder dasselbe lustige, lachende Gesicht. —

Jetzt ist er bei den Tischen angelangt vor der Schenke. Mit einem entschiedenen Faustschlag auf den Tisch begleitet er einen kräftigen Fluch: „Bassam, Janos! ich habe Durst!“ — und ohne Weiteres ergreift er das volle Humpenglas eines dastehenden Landmanns, und leert es auf einem Zug.

Wieder dringt, reizend und verlockend, mitten durch das dumpfe Getöse, der süße Klang herüber, von der nimmer müden Truppe — aber ihn sieht das jetzt nicht an, er will satt sein erst.

Wer die Gastlichkeit des Magyaren kennt, insbesondere aber seinen Respekt vor einem Ungar und wackern Reiter, als welchen sich doch der Fremde so glänzend bekundet, der wird sich nicht wundern, daß der so beraubte Landmann nicht nur ruhig geblieben, sondern daß er sogar dem kecken Eindringling in seine Gastfreundschaft, da er sich zu ihm setzte, auch noch freigebig von seinem Käse und Schwarzbrot mitgetheilt, bis daß es des Essens genug war. Nun aber hält es auch den Reiter nicht länger da. Zu verführerisch klingt die neuangestimmte, sinnberauschende Tanzweise in sein Ohr. Er muß nun hin und da mit eines der Mädchen erfassen und im glühenden, wirbelnden Tanze umschlingen, und wahrlich, er bewies sich auch in dieser Kunst als einen nicht minder bewährten und wohlgeübten Meister.

Aber alter Geselle! das wird deinen unberufenen Kritiken wohl wieder nicht recht sein! Auch wirklich höre ich ihn schon seine tadelnde Stimme erheben. Verb schüttelt er seinen Nachbar an der Schulter, um seine Aufmerksamkeit, die auch dieser jetzt dem Tanzplatz zugewendet hat, auf sich zu lenken. „Seht nur an!“ ruft er, „ein bald sechzigjähriger Bursche, wie man sieht, bittere Noth, und so herzlich, und tanzt dort mit der Zigeunermagd — nein! das ist der Jude doch nicht im Stand! was sagt ihr!“

„Hast recht Hirsch!“ entgegnete ihm der Angeredete, ein hoch bejahrter Mann, „bittere Armuth, kein Brod im Haus und so herzlich — — doch möcht einen das nichts angehen; aber gar der, ich schäm' mich's nur zu sagen, dessen seine Seele hat auch auf dem Sinai gestanden, so wie meine und deine, — wie Du ihn da siehst, den schuftigen Hund, pfui über ihn! es ist ein Sohn Israels!“ — — —

Und warum lagert sich nun mit einem Male ein so entsetzvolles Grauen auf die gespannten Mienen dieser Männer? warum starren sie so wild aufgeregt ihn an, den Fremden? was ist er ihnen, was sind sie ihm, daß sie auf sein Thun und Treiben ein so scharfes Auge haben? — daß sie nun sich seiner vollen freien Lust so schauernd schämen? daß sie nun in seinem ungezügelten Jubel auch für sich eine so namenlose Schmach zu finden scheinen, die sie jedoch durch ihre wegwerfende Verachtung, so wie auch durch die unzweifelhaftesten Kundgebungen des äußersten sittlichen Zornes zugleich von sich abwenden? daß sie mit einem Worte diese unerhörte, gräufenerregende Lustigkeit als ein kräftiges, unwiderlegliches, auf sie jedoch immer geltendes Zeugniß gränzenloser Gesinnungsverworfenheit darzustellen scheinen — wie dies Alles in diesen stieren, von Entrüstung flammenden Augen deutlich zu lesen? — — —

Ein Berrauschen, ein Verschwinden  
Alles Leben! — doch von wannen? —  
Doch wohin? — — Die Sterne schweigen,  
Und die Welle rauscht von dannen!

Lenau.

Nicht den Bäumen gleichst du Israel! nicht den todten Bäumen gleichst du, die da fest und stille stehen unter den Winterstürmen, ohne zu wogen und ohne zu rauschen — jenem Baume allein gleichst du, von dem das Märchen spricht. Kennt ihr das Märchen von dem Baume?

Es stand vor grauen Zeiten ein Baum gar wundervoll auf einer reichen Trift. Sein Stamm, so ästereich, fest wurzelnd in dem Grunde, sog allen Segen auf des fetten Erdreichs, auf dem allein er stand, und bildete in seiner schattenreichen Krone der Früchte mancherlei daraus in Ueberfluß. Und er gedieh, und allgemach erhob sein üppig Mark hoch bis ans Himmelszelt sein segenvolles Haupt zur Schau für unbegrenzte Fernen.

Des Feldes Thiere und die Vögel aus den Lüften ersahen ihn und kamen all herbei und lagerten in seines dichten Laubdachs duftvollem Schatten, und nisteten in seiner Zweige freundlich kühlem Schuß, und sie genossen seiner süßen Kost, und Freude war es um ihn her — allüberall. — Da traf auf ihn aus weisem Aug' ein drohend schreckenvolles Strafgericht, und über ihn verfügte streng des Erdballs heil'ger Wächter, und alsobald ward in Vollzug gesetzt des Richters Ausspruch. — Und ihn verließ nun, aufgeschreckt aus seiner sichern Ruhe, Alles was da lebt, und man entkleidet ihn des reichen Blätterschmucks, und seiner Schätze kostbare Fülle wird ihm genommen, und abgelöst so Zweig als Ast, gefällt sodann der stolze Stamm. — Verschwinden sollt' er von der Erde. —

Jedoch im Grunde tief die Wurzel sollte lebend fortbestehen und ihr ein denkend Herz darum gegeben sein, den Willen und die Möglichkeit so segenvollen Wirkens als stillen Schatz darin zu wahren und zu bergen, heimlich unvermerkt, und Zeiten, ungezählte, müssen wechseln über ihr, und überwuchernd Feldgras sie in ihrer dunkeln Haft verborgen halten, preis sie geben jedem Fußtritt, wie sie preisgegeben ist dem Thau des Himmels und den Wettern allen, die nicht ihr zum Segen sind. Denn, lähmend den gesunden Kern der Wurzel und ihres Herzens kräft'gen Willen, sind ihr ehrne Fesseln angelegt, auf daß sie nicht von Neuem sprieße und sich empor nicht

schwinge zum neuen kräftigen Baume, ehe denn die Zeit gekommen — denn Zeiten, ungezählte, müssen wechseln über ihr. — —

Noch sind sie nicht verronnen diese Zeiten, und noch immer brütet dieses gefesselte Herz mit seinem unmächtigen aber kräftigen Willen, mit seinem reichen, aber thatenöden Gedankenschacht, vergessen und aufgegeben von dem frischen, wirkenden Leben, über reiche aber fruchtlose Gedanken, und die nur Gedanken bleiben müssen, bis die Zeit abgelaufen, — und so lebt und so sinnt es tief unten im Grunde — und sinnt — — und sinnt. — — —

Und so lebst und sinnst auch du Israel! armer Rest einer zertrümmerten Vergangenheit, und Wurzel einer sichern, wenn auch späten Zukunft, so lebst und sinnst auch du, unbeachtet oder gar vergessen von den frisch blühenden Völkern deiner Umgebung, hingegeben deinen alten, merkwürdigen Traditionen, über fruchtlose, hohle Gedanken, Gedanken von der ungeheuersten Tragweite, jedoch Gedanken nur, deren Ausführung nicht in deine Macht gegeben.

Wenn in den großen Körpern des zusammenhängenden Staatensystems auf unserer Erde die einzelnen Völker nur Glieder dieses großen Körpers sind, so ist sicherlich Israel sein Herz. Aber nicht seinen sanften Eingebungen wollen die Glieder dienen, und dennoch, dennoch hält dieses mißkannte Herz fest an seinen alten Gedanken und wacht über ihnen, daß es sie ja nie und nimmer vergesse, daß es sie ja nie und nimmer aufgebe, denn es weiß ja recht wohl, daß dann auch die Wurzel des alten Baumes mitsterben müsse, sobald der allein sie belebende Gedanke in ihr stirbt. Und darum brütet Israel über seinem alten Gedankenschätze, darum sinnt es unaußgesetzt und unermüdet, wenn auch thatenleer und erfolglos; es hat nichts anders vor, als zu denken und zu sinnen, und scheut sogar (als Volk) jede lebenskräftige Regung, die es ja am Sinnen stören könnte — — — es hohlet! — —

Das Gespenst einer längst entschwundenen Zeit fesselt sein inneres Auge, und vor sich spähend forscht es in schwanken Rebelgestalten einer dämmernen Ferne, während die Flucht der augenblicklichen Erscheinungen schaal und wirkungslos an seinem Leibesauge vorüberzieht; die Gegenwart ist ihm eine zerfließende Welle, und was fest und glänzend in der Gegenwart scheint, das gleicht für Israel dem Sterne, der ja auch hell und unverrückbar — scheint! — woher? wohin? sind seine ewigen Fragen, und in seinen alten Traditionen bewahrt es die ewige Antwort.

Auch noch in einer andern Beziehung steht Israel eigenthümlich da unter den übrigen Nationen und Völkern der Erde. Wer weiß es nicht, daß bei diesen die staatliche Einheit als das Product in metaphysischer Ueberordnung über den Elementen steht und daß diese folglich für die Existenz des Staates (in einem Sinne) auch gleichgiltig sind; allein bei Israel beruht sein Volksbestand einzig auf die Summe seiner Individuen und die Summe, als eine bloß logische Unterordnung, läßt jeden einzelnen Summanden gleich wichtig als einen integrierenden Theil des Ganzen erscheinen! Und so ist es denn

auch begreiflich, daß die Gesamtheit jeden Einzelnen für ihre Existenz verantwortlich macht; und so ist es denn leicht erklärlich, wenn die Gesamtheit, oder, was diese repräsentirt, ihren vollen Zorn schleudert gegen jeden Einzelnen, der aus den gemeinschaftlichen Interessen freventlich heraustritt, oder wissentlich sich los sagt von dem, was der Summe gemeinsam. Denn ein solcher hat, so viel an ihm ist, die Existenz des Ganzen zerstört, da doch, wenn jeder Eine das Gleiche thäte, die Summe, und somit das Wesen des Ganzen von selbst verschwände.

So ungefähr sind die dunkeln, auch in den Herzen der bärtigen Männer schlummernden Gefühle zu deuten, welche ihnen diese extravagante Lustigkeit jenes wilden Gefellen in einem so verächtlichen, gräulichen Lichte erscheinen lassen, daß sie nur mit Abscheu dem Gedanken Raum geben können, einen Juden in ihm zu sehen.

Es ist dunkel geworden — die schlanke Pappel am Wiesenrande hatte bereits ihren längsten Schatten über den weiten Haideplatz herübergeworfen; es ist, als ob die hereinbrechende Nacht ihr Erscheinen durch diesen warnenden Riesenfinger hätte androhen wollen, und nun beginnt auch schon dieser allgemach in formlose Dämmerung zu verschwinden. —

Die Nacht zieht herauf.

Es ist kühl geworden; aber heißer wird's, wie's scheint, in den weinseligen, aufgeregten Köpfen der wilden Zecher und jene dichte Gruppe dort hat nichts Gutes im Sinne. Nicht auf Frieden deutet ihr wild Geschrei. — Und horch! Diese heisere Baßstimme, die alle die andern übertönt — es ist der tolle Jude wieder! — wie wird das enden? —

Auf dem Hügelrücken die Männer dort strengen umsonst ihre Augen an, die Dunkelheit zu durchdringen, denn nur die Massenbewegungen lassen sich unterscheiden. Immer stürmischer wird's da unten, immer dichter wird der lärmende Haufen und nur noch die Zigeunertruppe steht müßig gaffend da und genießt nun auch ihrerseits ein Schauspiel, wie sie vorhin eins gegeben. Jetzt hat der Mond seine volle Scheibe am Horizonte hoch genug heraufgerückt und sein bleicher Silberschimmer beleuchtet matt die Scene; aber grell und unheimlich fällt sein Strahl auf des trunknen Juden wuthverzerrt Gesicht. So gewahrt ihn auch eines der Weiber aus der gaffenden Truppe und sie winkt ihm eifrig und ruft ihm zu, jedenfalls etwas Unheilvolles, denn der schadenfrohe Zug, der sich dabei über ihr scheußlich Unholdengesicht ergießt, hätte ihn unfehlbar müssen erbeben machen. Allein er bemerkt sie nicht und hört sie nicht und sie muß sich Bahn zu ihm erkämpfen. Jetzt umkrallt sie mächtig seinen thätigen Arm und: „Heimgeritten!“ schreit sie ihm ins Ohr, wilder Wolf! bist lange weggeblieben! Heimgeritten! sag' ich Dir, und überleg' Dir fein, ob Du wirklich tauschen magst: Deine franke Tochter für einen gesunden Enkel! He?

Diese Worte haben die Männer auf dem Hügel unmöglich hören können und mit um so größerem Befremden bemerkten sie daher, wie den so

kräftigen Juden plötzlich eine erstarrende Lähmung überfällt und der Markt erschütternde Schmerzensschrei, der sich seiner schwer getroffenen Brust entringt, schlägt herzerreißend an ihr Ohr. Es war ein Schrei, wie ihn nur die Löwin ihrem geraubten Jungen nachbrüllt, ein Schrei, auf den die andern Stimmen alle schwiegen. Plötzlich rafft er sich auf, wie mit Riesenarmen wirft er ganze Menschenhaufen vor sich nieder, und wie der Sturmwind fährt er dahin und wirft sich seinem treuen Thiere auf den Rücken. Das Roß zuckt unter ihm erschrocken zusammen und entfährt in rasenden, schwindelerregenden Säßen in den nächsten Augenblicken den Augen der nachstaunenden Menge.

Es ist tiefe Stille geworden — nur noch schwach tönt der ferne Hufschlag aus der Steppe herüber — das Volk auf dem Haideplage hat sich nach und nach verlaufen und verloren; — es ist öde geworden. — Auf dem mondbestrahlten Hügelrücken steht die Gruppe noch der bärtigen Männer, versunken in der stillen Andacht des rechtzeitigen Nachtgebetes. Es ist fromm in ihrem Gemüthe; jenes schrecklichen Ausschreis schriller Hall tönt noch immer fort in ihrer Brust; — es ist ja doch ihr Bruder! —

---

### In der Synagoge.

und so liegt denn ein ganzer Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar, als bis auf ein kleines Flämmchen in der Brust verborgen, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den allen Reichthum entbedt. Jean Paul.

Wir haben uns durch die Vorführung der bis jetzt beschriebenen Scene die Verpflichtung gegen Dich aufgeladen, geneigter Leser, Deine in Betreff dieses so auffälligen Mannes vielleicht erregte Neugierde schleunigst zu befriedigen. Allein, mit Dir aus gleicher Quelle können wir nur schöpfen, mein freundlicher Leser, und auch für uns war das Auftauchen, sowie der ganze Verlauf des unserer Anschau dargebotenen Bildes, viel zu flüchtig, viel zu nebelhaft, als daß wir daraus hätten gründliche Belehrung holen können. Denn gestehen wir es nur gleich: hehr und streng ist uns die Muse, keine Frage gestattet uns an sich die Göttliche, sie erzählt uns nicht und zeigt nicht anders ihre Gunst für uns, als daß durch ihre Huld dem Auge unserer willigen Phantasie Erscheinungen und Bilder sind gewährt, Erscheinungen voll tiefen Sinns und Bilder schöner Deutung; als daß sie huldvoll uns, um diese aufzufinden, heimlich leitet, auf sichern Wegen magisch führt, wenn uns die Spur verläßt, und können wir nichts anderes dann, als schmutzlos wiedergeben, das was wir selbst gesehen. Auch ist uns nicht, wie bessern Günstlingen, gegeben, die Anschau zu vertheilen, auf zweierlei zu

gleicher Zeit mit unserm Sinn zu haften, und so müssen wir Dich bitten, geliebter Leser, uns freundlich nun zu folgen, wenn wir außs Neue zu suchen gehen, was uns Befriedigung soll geben.

Fremd war, wie wir gesehen, uns Allen dieser Mann, uns Allen, denen er Interesse abgewonnen. So wird es wohl gerathen sein, in Umgebungen von näherer und reicherer Beziehung auf seine Person ihn zu beobachten und am Besten zwar in seiner Heimath, und dahin, scheint es, hat ihn ja an jenem wilden Abend sein fliegend Roß davongetragen, als ihn die böse Kunde rief. So folgen wir der Richtung dieser Spur.

Schon angelangt am Saume fast der meilenweiten Steppe, entdecken wir, noch fern von uns, die kleine Stadt aus Morgensonnennebeln im Umriß sich entfalten, die unserer Vermuthung nach, auch unsern „wilden Wolf“ in ihrer Menschen Zahl umschirmend mitzählt.

Allein wir fürchten sehr im Ghetto nicht der kleinen Stadt (wo er doch hingeführt) als heimisch ihn zu finden. Denn gar zu schroff und feindlich stehen sich die ruhigen, von einer ewig gedrückten Stimmung düster umflorten, stets nüchternen Sitten der Bewohner dieses Stadttheils und die feinen, die wir schon zur Genüge kennen, einander gegenüber, als daß er im Schooße ihres stillen Verbandes behaglich sich hätte fühlen können. Siehe! hart vor unsern Augen die kleine Hütte da! warum gewinnt sie nun mit einem Mal so viel Bedeutung doch für unsre Acht?

Einsam, noch auf freier Steppe steht sie da, kahl, wie die Landschaft hinter uns und unerquidlich, wie der dürre Grund, auf dem sie steht, und zieht uns dennoch mächtig an, daß wir verweilen müssen, um in das Innere ihr zu schauen. Der enge Raum, ihr einziges Gelaß, enthüllt sich unserm Blick und wir gewahren jest den heimlichen Magnet, der uns hier hergelenkt. — Der Mann ist's, den wir aufgesucht, es ist der „wilde Wolf“! — Ach! nichts Wildes mehr in der ganzen Haltung, nichts Wildes in diesem trüben Blick. Auf seiner Wange, sonst so wenig roth, welch bleicher Gram hat nun sich eingemischt! Und warum so gallig finstern Ausdrucks fauert er auf plattem Tenneboden so in sich gefehrt und stumm? Sein schwergebeugtes vorgestrecktes Haupt, als könnt' es ferner nicht die eigne Last ertragen, ist nun gestützt auf eins der Knieen, das er mit beiden Armen eng umflücht. O! schwer und hart muß das Geschick gewesen sein, das dieses fühne Haupt so tief hat beugen können, ob dieses gleich hinwegzuleugnen die stolze Miene sich vergeblich dennoch müht. — So mag es der vom Sturm zerschellten Eiche sein, wenn sie nach langem Widerstand dem Meister endlich doch darniederliegt! So stolze Trauer spricht, so trozig tiefen Gram verräth sein vorgequollen Auge, dies Auge mit so trübem Blick, das leuchtender doch aufblüht, wenn sein Licht auf das Geschmeide jählings fällt, das dort im finstern Winkel lehnt. Ein Lasso ist's und eine blanke Lanze, die dort die kahle Lehmwand zieren und die ihm fröhliche Erinnerungen vorzu-

gaukeln scheinen, um dann die tiefe Nacht des stummen Harms noch trauriger zu machen.

Und dann sein Lederwammß, nach Kriegerart so sorglich aufgeschnallt — was klast so weiter Riß an seinem obern Saum?

Ein stöhnend Athemholen droht fast die Brust ihm zu zersprengen — wir haben einmal schon so seufzen ihn gehört — verstohlen gleitet dann sein Blick zur Seite nieder, und auf dem Boden, eine Mulde fällt uns auf mit Linnen ausgepolstert — ach! es liegt ein neugeborenes Kind darin!

Ein stämmig Weib tritt mit Geräusch jetzt in der Hütte friedlich stillen Raum; es ist die Wärterin, vielleicht Ernährerin, doch ach, die Mutter nicht des Kindes. Es ist ein fremd, ein ungeschlacht Magyarenweib. Sie keift und zankt und wagt es ungestraft, des Mannes Zorn zu reizen; und doch — sie weiß recht wohl, sie hätte sonst ihm das nicht bieten dürfen, dem „wilden Wolf“.

Es ist vieles anders geworden in dieser letzten Zeit. Allein wir werden wohl Belehrung hier vergeblich suchen, denn nur sein Dach ist's, was wir hier gefunden und seine Heimat nicht. —

---

Du hast ohne Zweifel zuweilen selbst schon die Bemerkung gemacht, lieber Leser! daß jede Natur-Scene und jedes Naturereigniß von seiner rührenden und erhebenden Schönheit so unendlich viel verliert, sobald sein Schauplatz im künstlichen Reiche der kalten Menschen liegt, oder sobald du es aus dem Fensterglase deines steinernen Hauses ansehen mußt. Sieh'! ich wende mich an dich, weil ich hoffe, daß du noch unermüdet mir auch ferner folgen willst auf dieser Wanderung. Wir sind in einem weiten Thale, von Sorgen leicht und über uns den Himmel. —

Sprich! ist es nicht so übermenschlich schön hier draußen im Freien? Ist es nicht ergötzlich mit anzusehen, wie dort hinter dem schwarzblauen, weiten Wald das tief-azurne Himmelsstück so mälig immer heller wird, und wie das weiße Licht von dort aus sich so nach und nach auf diese ganze Gegend senkt — so weit dein Auge reicht? — Jetzt kannst du schon die Felder unterscheiden, und die fetten, grünen, buntbeblühten Wiesen, zwischen welchen du auf schmalen Wegen wandelst. Noch ist's still und dämmerig und tiefe Ruh'; nur der scharfe Frühwind zieht, und dort im Walde rauscht es dumpf, und die bewegte Luft ist fast sichtbar zwischen den Bäumen, und du glaubst zu hören, wie sie dort viel anzuordnen hat, und Etwas vorbereitet. So rauscht es dort geheimnißvoll. Jetzt ziehen dünne Nebel fort, und Niemand weiß, wer sie hervorgerufen, und wer hinausgefand!

Schau dort! am Waldeßsaume, ein Kaninchen ist hervorgehüpft, macht ein Männchen, guckt dich wichtig an, thut als wär' es mit dabei gewesen, wie man drinnen tief die Nebel hat zurecht gemacht — jetzt, auf einmal reißt es aus, querseldein — der Köppler! er eilt — sein Frühstück sich zu mausen!

Nun, ich wette, dir ist's auch so wohl und selig hier, wie diesem kleinen Schelm, wie hoch zwischen Lannenzweigen dem lustigen Eichhörnchen oben, das auch schon munter worden.

Es ist dies freilich im Grunde doch ein leichtsinnig müßiggängerisches Leben, wie's die im Walde führen, so ohne alle regelmäßig nützliche Beschäftigung. Aber da ist weiter nicht zu helfen! das macht, sie haben keine — Schule, und sind auch gram geworden aller Cultur. Denn sieh! sie haben da einen fernen Sipp in der Stadt, der zu vielerlei gar nützlichen Handirungen und Künsten, als sehr gelehrig und geschickt, von geduldigen Meistern ist unterwiesen und erzogen worden. Dieser pflegt von Zeit zu Zeit mit seinen Meistern auf Besuch zu kommen in den Wald; da fanden sie, er sei ganz anderer Natur geworden, äußerst „practisch“ zwar, allein, der Himmel weiß, sehr unangenehm zugleich. Er thut so fremd, so stolz, und fahren denn insonderheit die armen Hasen schlimm, wenn er erscheint; und auch der ganze Wald erschrickt, wenn er in seiner schrecklich rauhen, barschen Sprache auch nur von fern sich hören läßt. Du kennst ihn wohl, man sieht sehr häufig ihn und sein Geschlecht in jeder Stadt, er ist da viel verwendbar, nützlich gar, und kehrt auch niemals wieder in den Wald zurück; denn wahrlich sie passen nun und nimmermehr zusammen, der leichte, heitere, geküthlich-fröhliche Wald, und der gar so „practische“.

Schau! jetzt ist's auch in den Lüften lebendig worden! höre doch diesen Vögelschwarm! Ich glaube, die sehen die Sonne schon, so hoch wie sie gestiegen. Die Luft ist nun mit Einem Male durchsichtig und klar — wo sind die leichten Nebel hin? — Jetzt! jetzt! dorthin schau! Des Morgenhimmels glüh'nde Purpurröthe ist allmählig bleich geworden, und das große Licht, es zittert allgemach herauf, und ein goldig-rother Glanz deckt die weiten Wiesen, und jedes Halmchen, jede Spitze trägt ein glitzernd Sonnensternlein und die Demantpracht der Farben blendet dein entzücktes Auge. —

Es liegt der Thau! — — —

Sprich! ist es dir nicht herzlich leid, jetzt einzuwandern in die graue Stadt, in diesen regelrechten, kunstgeformten Stein- und Schutthausen, der dir im Thale vor Augen liegt. Ein dichter, schwerer, gräulichweißer Schleier überdeckt die Häusermasse, und verhüllt sie deinem Blick. Das ist kein Morgennebel, das ist ungesunder Qualm, und auch das milde Auge des warmen Lichts hat sich auf sie noch nicht gefenft; und in den Gassen ist es dumpf und düster und todt..

Mit starren, finstern Fenster-Augen glozen dich die öden Häuser an;

deiner Füße hallender Tritt weckt ein mattes Echo, das dir selbst in deiner Seele bange macht.

Die Sonne steigt, der Rebelqualm beginnt zu sinken; es zieht ein wässeriger Hauch durch die trübe Luft, und bald bedeckt ein dunstig feuchter Niederschlag den trostlos fahlen Grund.

Das ist Stadt-Thau!

Schläfrig-gähnend knarrt ein Hausthor auf, und gähnend, schläfrig schlurft die Magd im trägen Schritt zum Wasserbrunnen hin; träg und schauernd kehrt sie wieder, und es schließt das Haus sich wieder.

Dedes, grauenhaftes Schweigen um dich her — vereinsamt und gelangweilt stehst du da — unendlich lange; und doch wagst du nicht dich zu regen und Geräusch zu machen. Allmähig wirkt entschiedener das Tageslicht und verscheucht die traurige Undeutlichkeit der Dämmerung; jedoch aus deiner Brust die bangen Zweifel nicht. Dir ist, als ob ein böser Zauber Alles um dich her gebannt, und nur an dich vergessen hätte; was gäbest du nicht um ein freundlich Menschenangeficht. Denn wahrlich, nirgends lastet sonst so niederdrückend und beklemmend lautlose Stille auf dem Menschengesicht, als mitten auf dem Ringplatz regen Treibens, im Herzen einer volkbelebten Stadt — die eben schläft.

Horch! schien dies nicht auch, als träse dein lauschend Ohr von schweren Tritten ein gedämpfter Schall? Oder hat vielleicht der harte Flügelschlag jener scheu aufplatternden Dohle das Gehör getäuscht? — — Nein! aus diesem Seitengässchen tönt es deutlicher heraus; gedulde dich, man kommt.

Ein alter Mann! gar düstert anzuschauen, was stört ihn auf so früh? — An einer Last von dünnen Kerzen scheint seine Rechte schwer zu tragen, und in der Linken hängt ein mächtiger Schlüsselbund. So geht er blöden Blicks an dir vorüber und achtet deiner nicht. Seltsam! seine dünnen, blaffen Lippen sind in hastiger, bald zitternder, bald heftig zuckender Bewegung. Jetzt will er um die Ecke biegen; wir folgen ihm. Aus Neugier? — Aus Furcht vielmehr in der unheimlich stillen Einsamkeit zurückzubleiben.

Vor einem großen Hause bleibt er stehen — kein Wohngebäude offenbar, und einer seiner größten Schlüssel öffnet mit Getöse den schweren Pfortenflügel. Eine feuchte, moderige Luft weht aus einer finstern Halle nicht einladend uns entgegen; aber eben diese mysterienreiche Dunkelheit der Halle ist uns so vielversprechend, daß wir dem Führer in das eigentliche Haus zu folgen kein Bedenken tragen. Vor der Eingangspforte auf der Stufe weilt er abermals und das bewegliche Lippenpiel gewinnt an Lebhaftigkeit und endlich beschließen tiefe Verbeugungen in das leere Haus den momentanen Aufenthalt.

Nun dürfen wir mit ihm hinein. Da steht im Schiffe Pult an Pult und Sitz an Sitz nicht eben in erquicklichster Ordnung, doch zeigt uns dies, daß wir in einem Versammlungshause uns befinden, und daß die Menschen erst, wenn sie drinn sind, ihm den eigentlichen und bezweckten Werth ver-

leihen. Jetzt aber ist's hier im stockhohen Hause menschenleer und wird dem Auge nichts geboten in dem großen Raume, nur die Tribüne fällt uns auf in Mitten, und die Stufen, die — du merkst es wohl — zum Tabernakel führen; denn in einer Synagoge sind wir jetzt.

Von den hohen Decken schweben an langen Eisenketten nieder viele Hängeleuchter und unser Führer geht daran die mitgebrachten Kerzchen aufzustecken. Das muß verborgene Bedeutung haben, an einem gewöhnlichen Morgen für das gewöhnliche Frühgebet einen so solennen Aufwand zu machen.

Im Uebrigen ist's hier so traulich still. Wir lassen uns in einem Sitz behaglich nieder und hängen, während wir der langsamen Geschäftigkeit unsers Cicerone mit den Augen folgen, unseren eignen Gedanken nach.

Er scheint in dieser Dunkelheit zu Hause, oder doch eingewöhnt zu sein, so geläufig ist sein Thun; und doch — 's ist wirklich dunkel hier. Die langen, schmalen Fenster verrathen zwar den hellen Tag von außen, doch lassen sie nur den spärlichsten Schimmer ein, so verkehrt sich engend sind ihre Rischen angelegt.

Die Finsterniß ist künstlich hier und reicht doch hin, den Mangel allen Schmucks zu zeigen. An den hohen, düstern Mauern suchen wir vergebens irgend ein Zeichen, ein Symbol des Geistes, der hier weht in diesem Hause. So kahl ist alles, so nackt. Die Thora selbst, die ihn enthält und lehrt, den Geist des Judenthums — ist unsichtbar, ist wohl verborgen und verwahrt, dort oben in der Lade, und auch diese hüllt ein Vorhang ein.

Und wohl kann auch der bloße Anblick keines Buchs schon schließen lassen auf den Geist, und seinen Sinn verrathen. Und gar dieses, dessen tiefverborgene Weisheit nach schon tausend- und abertausendjähriger Forschung dennoch jeden Denker von Neuem wieder anregt, und gar gewaltig treibt die Wahrheit aufzusuchen und zu finden. Nicht die Rolle darf Symbol der Lehre sein, die in ihr ruht, und scheint es auch eine zwar pietätvolle, aber nichtsdestoweniger meidenwerthe Verirrung der Gottesfurcht, die auch dem Pergament Verehrung zollt.

Zu Füßen der hölzernen Stufen, die zum Tabernakel führen, ist ein isolirter Doppelsitz angebracht. Der Schames (dafür halten wir ihn längst) ist in diesem Augenblick beschäftigt, mit herbeigeschleppten Polstern beider Sitze Brett und Lehne zu bekleiden. Aus einer Ecke holt er dann ein kleines Fläschchen und eine harpunenartige Hakenstange, deren Spitze mit einem Endchen Wachsdocht versehen ist, und besteigt die Stufen bis zur Mitte ungefähr. Vermitteltst des Hakens zieht er dann eine winzige unscheinbare Ampel, die da an Schnüren um fixe Rollen hängt, tief zu sich hernieder. Und wir gewahren jetzt den matten Feuerschein, der zwischen dieses engen Tiegels Wänden zittert. Aus der Flasche gießt er Del hinein, und es gelingt ihm dann, an dem ersterbenden Flämmchen sein Wachölicht anzuzünden.

So ausgerüstet geht er an den ersten Hängeleuchter, um ihm das Licht des Kerzens mitzutheilen, als die ersten Synagogenbesucher mit überraschten und erstaunten Mienen auf der Schwelle sichtbar werden, und bald gruppirt sich die kleine Schaar der zeitlichen Gäste wie auf Kommando um den Schames, der doch um das Geheimniß der Festlichkeit Genaueres wissen muß. Der aber guckt, unbekümmert um ihre Neugier, eifrig an den Hängeleuchter hinauf, und versteht durch zeitweilig angebrachte Grobheit alle Fragen abzuschneiden, und die Wichtigkeit seines Amtes, die so selten Gelegenheit sich breit zu machen hat, in diesem Falle gehörig auszubenten.

Neue Ankömmlinge, die bald gedrängter auf einander folgen, werden mit ihren Fragen in gleicher Weise abgewiesen. Unterdeß geübt das dem Schames anvertraute Werk der Erleuchtung unter seinen fleißigen und geübten Händen, und eben war er noch bemüht, die letzten Kerzen anzustecken, als ein Mann eintrat, rund und feist, mit einem so beschränkten Gesichtsausdruck, daß man hätte glauben sollen, es sei auch seine Seele feist und könne sich nicht recht bequemlich regen. Der nahm sich nicht die Mühe überrascht zu werden, sondern trat sogleich zum Schames hin: „Was Neues, Beer? — ein Briff? Wer, he?“

Nun war aber der Fragende einer der wichtigern Gemeindeglieder, er hatte nicht nur seinen eigenen Sitz, sondern war sogar unmittelbarer Vorgänger des jetzigen Synagogenverwalters (Gebbe) gewesen, und doch reichte dieses Alles nicht an die Eigenschaft, daß er sich oft zum Thoralesen „aufrufen“ ließ, was jedesmal eine kleine Spende für die Bediensteten abwirft; und man begreift, daß diese letzte Tugend in den Augen des Schames ihn besonders hob.

Ihm durfte er demnach nicht so rücksichtslos begegnen, hatte aber dies Mal doch nicht Lust zu antworten, dafür die Geistesgegenwart, daß er seine unausgeseht „bräbblenden“ Lippen mit der ernstesten Miene von der Welt schnell und heftig arbeiten ließ. Und nun mußte man wohl, als wegen der Annahme, er sei eben in der eifrigen Recitation irgend eines Psalms begriffen, sein unmanierliches Schweigen schon entschuldigen.

Auch begab sich der runde, feiste Mann daher auf seinen Sitz, aber, wie man ihm wohl ansah, ziemlich verdrossen, und ungeduldig, erst der nächsten Stunde die Befriedigung seiner Neugier überlassen zu müssen. Dennoch tauchte wieder eine neue Hoffnung in ihm auf, als bald neue Leute kamen, und diese riß den Wißbegierigen zu der Ungebührlichkeit hin, daß er mit lauter Stimme über einige Sitze weg einen der zuletzt Bekommenen um Auskunft bat. Nun ist zwar dies eine Verletzung der heiligen Stille im Gotteshause, und in der That eine Ungebührlichkeit; dessenungeachtet aber war's in jenen grauen, längst verstrichenen Jahren eine so sehr eingeriffene, so sehr zur Gewohnheit gewordene Unart, daß sie sogar, wie wir sehen, dem Ex-Gebbe entfahren konnte, der doch am Wenigsten hätte ein schlechtes Beispiel geben sollen.

Run hatte freilich der Angeredete, der selbst erstaunt in das Bethaus getreten war, keine genügende Antwort auf die Frage, welche Mutter eines Knaben gewesen sei (und doch macht dergleichen sonst in einer Kille wie ein Lauffeuer schnell die Runde); er wollte aber doch, mehr aus Höflichkeit als aus Ueberzeugung, durch eine kühn combinirte Vermuthung auf die Spur verhelfen, welcher hinwieder ein Dritter aus einem fernen Winkel herüber energisch widersprach. Ein Vierter an dem entgegengesetzten Ende des Hauses versuchte jetzt aus freien Stücken seiner eigenen Conjectur zur Lösung dieser wichtigen Frage Geltung zu verschaffen, und so entstand nach einigen Augenblicken ein ziemlich lärmender Streit, der schon unter allen Umständen die Grenzen des Anständigen bei Weitem überschritt. Obgleich nun dieses selbst nichts Seltenes war, so hielt es der noch immer „bräbelnde“ Schames, der sich im Grunde an diesem lebhaften Streite sichtlich weidete, diesmal dennoch für angemessen, der Zügellosigkeit Einhalt zu thun und er ließ deshalb auf den Tisch des Almemors einen kräftig wiederholten Faustschlag dumpf erdröhnen.

Eigentlich aber wollte er sich, ohnehin gekitzelt von dem süßen Gedanken, ausschließlich und ganz allein im Besitze eines Geheimnisses zu sein, über dessen Lösung sich alle so vergeblich die Köpfe zerbrachen, auch noch für so manche Demüthigung, die mit seiner dienstbaren Stellung fast unzertrennlich verknüpft ist, und die er in und außer dem Gotteshause so oft erfahren muß, die Genugthuung gewähren, jetzt einmal die volle Gewalt seiner Autorität hervorleuchten zu lassen.

Run aber, sollt ihr wissen, hat auch so ein abgedankter Gabbe aus dem beschwerlichen Dienste der Doffentlichkeit ein sehr reizbares, und was den Ehrenpunkt betrifft, äußerst empfindliches Gemüth in sein stilles Privatleben mit zurückgebracht. Es wurmte ihn daher tiefinnerlich, daß der brummige alte „Beer“ mit unter den anderen auch ihn sollte zur Ruhe gewiesen haben, und überdies mit vollem Recht und aus Amtspflicht — ihn, der doch vor noch nicht gar langer Zeit im Amte so hoch über ihm gestanden, wie er immer noch im Ansehen so hoch über ihm steht. Denn er war ja, mit ihm verglichen, so wohlhabend, reich sogar, wie man's an Allem ansah. Und freilich wohl, wäre er denn sonst auch Gabbe gewesen? —

Nicht etwa soll damit gesagt sein, als sei dies damals das einzige Verdienst gewesen, welches auf Erlangung einer solchen Ehrenstelle Anspruch gab; es soll damit nur auf die in den Gemeinden ehemals gewohnte Uebung hingewiesen werden, daß man stets den vom Glücke mehr Begünstigten auch die Bekleidung von Ehrenämtern zuwies, oder ihnen doch, unter sonst gleichen Umständen, in der Beziehung den Vorzug gab. Auch läßt sich's begründen: Einmal, weil man ihnen eine ungetrübtere Muße, und daher fröhlichere Bereitwilligkeit für die Ausübung ihrer übernommenen Pflichten zutraute, und dann — gehorcht es sich auch angenehmer solchen Männern, von denen man weiß, daß sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf viele

Wochen hinaus ihren Tisch versorgt haben. Denn worin, sagt, bestünde sonst der Vorzug so kleiner Reichlinge vor den anderen Leuten, die so demüthig thun, weil sie ihr täglich Brod sich täglich schaffen müssen.

Reich also war der Mann, und auch lange noch so unmächtig nicht, wie du wohl glauben magst, alter, grämlicher Beer! — Unterstand nicht noch immer die Verwaltung wenigstens Einer Klasse seiner Leitung? — mußst du nicht ihn um die Pfennige angehen, die du für die Speisung der ewigen Ampel (Ner tomid) brauchst, und hat er die Aufsicht nicht über die Wartung selbst dieser Ampel? — Das soll dich kirre machen, alter, störriger Beer!

Eine ähnliche Maßregel, wie das verschmigte Lippenpiel des ungefälligen Schames, war auch der Kniff, den der tiefverlezte Gabbe jetzt in Anwendung brachte. Nach einem minutenlangen, mürrischen, in sich gefehrten Sinnen, warf er plötzlich, in dem schönen Bewußtsein des eigenen Werthes, den dicken Kopf stolz und gemessen auf, und ließ dann wie zufällig seinen Blick auf jener Ampel des ewigen Lichtes haften. Sie oscillirte anhaltend und heftig und ihn schien das Spiel zu interessiren, so aufmerksam folgte er ihren Bewegungen lange mit den Augen. Es kam ihm endlich vor, als sollten ihre Pendelschwingungen gar kein Ende nehmen. Ach, es war ja dies die einzige Koketterie, mit der die Arme es zu wissen that, sie sei so eben neu versorgt und vorgerichtet worden. Wie hätte man es sonst auch wissen können?!

Ob wohl du, mein armes Lämpchen, das gesuchte Sinnbild sei'st? — Wer merkt auf dich? — wer denkt daran, daß es dir entströmt sei dieses große Feuermeer, welches jetzt im ganzen Hause mit mattem, unangenehmem Zwielficht aller Augen blendet; — daß du's enthieltest, schon da es dunkel war, wenn auch „wenig sichtbar nur, als bis auf ein kleines Flämmchen.“ — Und doch blieb's dunkel um dich her, und hattest nicht die Kraft, die Finsterniß zu durchbrechen! Keine Flamme! Docht und Schnuppe hindern dich, und das Gefäß auch trägt die Schuld, so dich birgt, und das, verwahrlost und so gräulich schmutzig übertüncht, dein reines Licht **entstellt**, und deinen hellen Strahl nicht **durch** will lassen!

Lange hatte der Gabbe seine ausdauernde Aufmerksamkeit jener Lampe zugewandt und er wartete so nur den Moment ab, wo ein auf den Schames ausgesandter Zornesblick der Wahrnehmung desselben nicht entgehen konnte und nun fixirte er ihn mit durchdringenden Augen. Dieser, der seinen Mann sehr wohl kannte, gewahrte und verstand das ominöse Augenspiel, er merkte, es solle jetzt ein Zänkchen geben, und glogte ihn erwartungsvoll mit dummen Augen an.

Mit einem faulen Fingernicken und einem Ahtels-Augen-„Zwinkern“ winkt er ihn zu sich heran. Er kam so eilig als es anging, ließ jedoch aus Vorsicht schnell wieder einen stillen Psalm über seine Lippen laufen.

„Beer“! fuhr er ihn an, — doch wir wollen lieber nur der langen feisenden Rede kurzen Sinn hersehen: er hätte nämlich für die bevorstehende Festlichkeit eines Briss auch das ewige Licht recht hell sollen brennen lassen, wie das in der Gemeinde so alte Sitte war.

Der Schames war wohl von diesem plötzlichen Ausbruche eines so wortreichen Mißvergnügens von seinem quasi Vorgesetzten keineswegs überrascht, sein Gesicht blieb auch das gleiche, dumme während der ganzen Standrede, und doch konnte man an der erhöhten Agilität seines pagodenartig klappenden Lippen-Mechanismus gegen Ende des bei den Haaren herbeigezogenen Zantes eine gewisse Ungeduld und ziemlichen Verdruß bemerken. Er war schlau genug, die Falle zu ahnen, und hinter diesem ganzen Eifer nur Neugier zu suchen. Ein Wort, daß wußte er, mußte zu Beider Befriedigung Alles gut machen, nicht nur den Neugierigen belehren, sondern ihn auch in Betreff jener ihm so hart vorgerückten Unterlassung entschuldigen, sogar, wie er glaubte, beinahe rechtfertigen. Dies drückte offenbar die abwehrende und verächtlich wegwerfende Handbewegung aus, mit der er die leicht bemerkliche Ueberstürzung seines stillen Psalms begleitete; denn um nicht maßlos sein zu müssen und dennoch möglichst bald dies Eine Wort hervorzustoßen, beschleunigte er im höchsten Grade die schwindelnde Hast seiner Andacht. Dabei war es komisch anzuhören, wie seine hastende Ungeduld schon den letzten Versen des Psalms Hauch und Stimme gab, und denselben Rhythmus und denselben Ton des Unmuthes und der Entrüstung einer gekränkten Seele, mit welchem er die eigentliche, wie in einem Guße unmittelbar sich anschließende Antwort ausstieß; und noch komischer, wenn man sich zugleich die Mühe gab, auch auf den Sinn dieses gedankenlos hervorgebrachten Verses einzugehen.

Die von Beiden so heiß ersehnte Antwort hieß:

„Oh! der Zigeuner aus'n Mofem!“ und gewiß dachte er nicht an das, was er so eben nachdrücklich recitirte: „Ueberfatt ist unsere Seele des Hohnes derer, die sich sicher wähnen, und von Berachtung Uebermüthiger“; auch fühlte sich der Gabbe nicht getroffen, ihm klang dies Eine nur im Ohr: der Zigeuner aus'n Mofem!

Wir können nicht dafür, lieber Leser! daß wir alle Anführungen so gewissenhaft getreu dir wiedergeben müssen, selbst auf die Gefahr, daß diese Mundart dir mißfallen sollte. Jedoch, so weit wir es im Stande sind, findest du uns auch gern bereit, die richtige, vielleicht auch nöthige Erklärung beizufügen. Ohnehin bleiben wir geraume Zeit uns selbst überlassen wieder, und unsere Ruße wird durch Nichts gestört. Die Räume haben sich gefüllt, der Vorbeter hat sein Amt so eben angetreten. Ich fühle mich veranlaßt, hier ausdrücklich zu wiederholen, was bereits im Eingang unserer Erzählung ist angedeutet worden, daß nämlich der Zeitraum der Ereignisse in diesem Theile derselben in das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts fällt, und in jenen Zeiten darf es nicht seltsam erscheinen, auch an ganz gewöhnlichen

Zugen fast die volle Gemeinde in der Synagoge versammelt zu sehen. O nein! es ist rührend vielmehr und in den Zeitverhältnissen begründet, daß sie hier zusammenkommen, hier wenigstens an jedem Morgen ein Rendez-vous sich geben, und auch treulich einhalten, weil sie wissen, sie würden tagsüber fremd einander sein und fremd unter den Leuten, mit denen sie verkehren werden, und thut es ihnen wohl, so unter den Seinen sich zu wissen und fühlen sie sich so recht zu Haus und heimisch hier. Ja, in diesem Lichte angesehen, kann man es doch erklären, vielleicht auch entschuldigen, daß sie in dem süßen, kindlich-frommen Sicherheitsgefühl unter der Allmacht unmittelbarem Schutze, diesem der Andacht und dem Ernst geweihten Hause die Rechte eines Mutterhauses und sich mitunter einem naiv gemüthlichen Tone lauter Geselligkeit hingeben — und plaudern.

Nach einem eifrigen, mit gedämpfter Stimme fortgesetzten, dann aber plötzlich abgebrochenen Geflüster, hatte sich der Schames wieder auf seinen Posten verfügt, auf das erhöhte Almemor nämlich; der Gabbe hingegen mit einem erstaunten, jedoch gemächlichem Kopfschütteln sich herumgewandt — sie beten jetzt.

Bedauerlich und doch auch komisch ist des alten Schames Lippengallopade anzusehen. Sein Silbenmühlwerk geht, als hätt' es Noth, den reichen Borrath zu bewältigen, der jetzt ihm zugeschoben wird, als hätte er sich vorgesezt, den redewackern Chafen wett zu machen. Und doch auch geht ihm ganz was Anderes durch den Kopf, und doch auch „nutzt“ er noch an dem Gespräch, an dem uns ungehört geliebten Geflüster! Sein grauer Bart vermag die Miene nicht zu bergen, die um den breiten bleichen Mund ihm spielt, und die etwas von hämischen Vergnügen und von vielleicht unbewußtem Tugendstolz verräth. Der denkt noch an den Zigeuner aus'n Mokem.

Dieses „aus'n Mokem“ war wie ein Wort ausgesprochen worden, hat aber dessen ungeachtet den Sinn eines ganzen, freilich elliptischen Satzes, und heißt: der außer dem Orte wohnt. Muthmaßlich wird dies hier von Jemand gesagt, dem die Bezeichnung Zigeuner nur als Spitzname aus irgend einem Grunde beigelegt wird. Aber um Alles wollte ich nicht behaupten, daß dieser Jemand in hohem Ansehen bei diesen Leuten steht; auch hätte man das grimassirende Nasenrumpfen nur mitbemerken dürfen, mit welchem der Gabbe diese Mittheilung aufnahm, um daraus auf die vernichtende Verachtung mit zu schließen, mit welcher man auf diesen Jemand herabschauen mußte, wenn man überhaupt ihn eines Blickes würdigte.

Das Gebet ist geendigt. Die Männer in ihren weißen Hüllen, ihrer Synagogentracht, stehen erwartungsvoll und nach der Thüre blickend an den „Ständern“. Der Schames bringt zu den beiden gepolsterten und decorirten Sizen einiges Geräth und mit rothem Wein gefüllte Gläser. Aengstlich eilt er dann auf seinen Almemor zurück, und späht angelegentlich hinaus — läuft dann zum Gabbe wieder und in wenigen Sekunden steht ein Mädchen

aufmerksamer Lauscher um ihn versammelt, die sämmtlich nun vernahmen, wie er in Sorgen sei, daß der nicht kommen werde; es sei zwar eine gute halbe Wegstunde herein, aber er könnte doch schon da sein. Habe anfänglich auch nicht gewollt, und daß er eigentlich habe müssen gezwungen werden, durch Drohungen gezwungen werden. — Wer? — Der Zigeuner aus'n Molem! — Der Schekez! — Durch Drohungen gezwungen werden, ehe er zu kommen eingewilligt. Habe den Kopf aber auch verloren über den Tod seiner Tochter, und ein jüdisch Herz hätte gar keine Schätzung. Niemand hätte von dem vermuthen können, daß der es so sich zu Gemüthe nehmen werde. Er (der Schames) sei zwei Mal bei ihm gewesen in dieser Trauerwoche, und habe einmal wie das andere ihn so gefunden, auf der Erde sitzend, neben sich das Kind, und sei kein überflüssig Wort aus ihm herauszubringen gewesen. Endlich, endlich habe er mit deutlichem Kopfnicken gesagt: „gut! — jetzt aber geht!“ — und da habe er (der Schames) nicht rasch genug hinauszukommen gewußt, weil er entdeckt hätte, wie die Augen dieses gefürchteten „Zigeuners“ zu funkeln angefangen.

Merkwürdig war das lebhafteste Interesse, mit welchem die Glücklichen, die nahe genug waren, oder zeitlich genug sich herandrängen konnten, diesen Bericht entgegen nahmen, fast als ob von einem seltenen Curiosum, etwa von einer grimmigen Bestie die Rede sei, wo es so angenehm, so ganz ohne Gefahr, durch einen Augenzeugen doch etwas Näheres zu hören. So erfuhren hier erst viele der Zuhörer, daß der Mann, den sie immer so sorgfältig umgangen und gemieden hatten, überhaupt eine Tochter gehabt, daß diese vor Kurzem erst gestorben, und daß es deren nachgelassenes Kind sei, dem zu Ehren heute diese festliche Vorkehrung im Gotteshause getroffen worden sei. Es sollte dieser neue Weltbürger aufgenommen werden in den Bund seines Volkes.

Die gesammte Zuhörerschaft war noch zu sehr unter dem Eindruck der eben erhaltenen Mittheilungen befangen, als daß sie hätten bemerken können, wie das ängstlich gespannte Gesicht des Schames, der doch noch irgend ein besonderes Interesse an diesem fast ungekannten oder vornehm ignorirten Mann haben mußte, auf einmal nach sekundenlangem Lauschen eine eigenthümlich gemischte Miene von Ueberraschung und befriedigter Zuversicht angenommen hatte. Plötzlich machte er sich Bahn in dem gedrängten Häuflein, und hastig eilte er für einen Augenblick abermals auf das Almemar, wo er unverwandt nach der Thür schauend, bei'm ersten Auftauchen einer dunkeln Gestalt mit kräftiger, fast jubelnder Stimme hinausrief: „Gevatter!“ und wieder dannhinunter eilte. Auf diesen Ruf hin erfolgte zunächst in den Räumen der Synagoge eine weitverzweigte große Bewegung.

Von ihren Sigen weg traten Viele in den freien Raum vor den Stufen, Gruppen sammelten und bildeten sich an den Ecken. Alles drängte sich bei Zeiten nach dem Vordergrunde. Zwei steinalte Männer, die einzigen,

die völlig theilnahmslos und unbewegt, nicht einmal neugierig waren, das hohe Alter hatte sie schon stumpf gemacht, nahmen mit angezündeten Wachsfackeln in den Händen stillschweigend auf den Stufen Platz, die zu dem Tabernakel führen; ein Dritter und Vierter nahmen die bereits erwähnten Geräthschaften und die Weingläser an sich, und machten sich bereit, als Ablatus der Hauptperson, dem eigentlichen Funktionär zu ministriren, dem Mohel nämlich, der ganz isolirt vor die beiden Sitze hin sich stellte.

Auf den hellen Ruf des Schames, auf dieses Alles erweckende Signal, hätte eigentlich von den im Bethause versammelten Männern Einer an die Pforte des Hauses treten sollen, um den neuen in den Bund aufzunehmenden Sprößling herbeizubringen. Dies war zwar der wirklich zum Gevatter erwählte und ernannte Verwandte oder Freund der zunächst theiligten Familie; und diesem vor Allem galt eigentlich der Signalaruf. Diesmal aber schaute Jedermann eine ganze Weile mit Spannung diesem einleitendem Akte entgegen, doch Keiner machte Miene, in diesem Sinne das Gevatteramt auszufüllen. Freilich wohl, es war auch Keiner dazu ernannt worden, wer hätte auch als eine „Ehre“ dem fatalen Umstand sich unterziehen wollen, für alle Zeiten als Gevatter des Zigeuners aus'n Mokem zu gelten und dadurch wohl oder übel in nähere Beziehung mit diesem selbst zu kommen.

Um den Schein zu wahren, wenigstens, oder um der Ordnungsmäßigkeit des gewöhnlichen Hergangs bei dieser Ceremonie keinen Abbruch zu thun, faßte endlich der Schames den Entschluß, wiewohl ungerufen und unaufgefordert, in diesen sauern Apfel zu beißen. Er schritt auf die Thüre zu, und hatte offenbar die Absicht, der dort harrenden dunklen Männergestalt das Kind, welches diese auf den Armen hielt, abzunehmen. Aber da er der Thüre schon nahe war, trat der Mann draußen gegen alle Ordnung hastigen Schrittes selbst herein.

Was in eines Menschen Seele vorgeht  
ist andern unbekannt.

Im Schu-king (Confucius).

In des großen Rafael meisterhaften Gemälden haben Kunstliebhaber und sogar Kenner lange das unbegreifliche, fast wunderbare Geheiniß angestaunt, welches bei vielen Personsgestalten mit vollkommener Genauigkeit die Situation errathen ließ, in welcher sich der hingemalte Mensch mußte befunden haben vor derjenigen, in der man sie auf dem Gemälde trifft, so daß, während doch nur ein Zeitmoment auf der Leinwand fixirt sein kann, dennoch auch der vorhergehende fast deutlich vor Augen des Beschauers liegt. Endlich ward es doch entdeckt, daß nämlich diese Wirkung in dem Faltenwurf zu suchen sei, der an den Kostümen so kunstreich angedeutet ist, daß Jedermann ohne über das Wieso? sich Rechenschaft-

zu wissen, nicht sowohl den gegenwärtigen Augenblick, als vielmehr einen Uebergang aus einer bekannten in eine zweite ebenfalls bekannte Bewegung, in der ganzen Schilderei gewahrt. —

Unwillkürlich denken wir daran, in dem Augenblicke, da wir mit begreiflicher Aufmerksamkeit in das scharf geprägte Mienenspiel des Mannes sehen, der eben eintritt. Du erkennst ihn doch, trotz seines veränderten und gewählteren, aber dessenungeachtet weniger kleidsamen Anzuges, auf den ersten Blick? — Leicht und deutlich ließt sich jede Regung seines Herzens in seinem Mienenspiel, in jeder seiner drastischen Bewegungen. Er fühlte und wußte es recht wohl, wie er mit diesen Leuten stand. Viele Jahre hatte er sie gemieden und umgangen, so wie sie ihn — und mehr — er haßte sie.

Jetzt sollte er erscheinen unter ihnen. Auf diesem seinem Gange hatte er einen Augenblick gehofft, ungesehen bleiben zu können und unbeachtet. Man werde ja an der Schwelle das Kind ihm abnehmen. Er hatte da gewartet eine geraume Zeit, und forschend in das Haus geschaut; doch Niemand regte sich.

Er grollte — nicht beleidigt ob der Schmach, die ihm geschehe, was fragte er auch nach all' den Männern; aber er war gekränkt im Namen seines Enkels, des Kindes seiner wirklich wackern Tochter. Jetzt sah er, daß der Schames kam und er errieth die Absicht. Da bäumte sich in ihm sein tief versteckter Stolz; der Schames sollte seiner unglücklichen Tochter ehrlich Kind nicht holen. Rasch entschlossen ging er selbst hinein. Streng und finster wirft er im Vorüberschreiten einen raschen Seitenblick auf den verdutzten Schames; er verachtete ihn zum wenigsten nicht minder, als dieser ihn. Der mit einer gewissen Scheu schaut auf seine hohe, kräftige Gestalt hinauf, blickt dann verwundert seinem rüstigen, fast imposanten Gange nach.

„Zusamm' in Eheder gängen!“ murmelt er erstaunt, „kann nicht jünger sein wie ich!“ — der schwache, alte Mann!

Die Menge in den vorderen Räumen hatte dieß Manöver wahrgenommen, und war frappirt, den Mann hereintreten zu sehen.

Welch felt'ner Gast! Wolf in der Synagoge! Schweigend ließ man ihn den leer gewordenen Hintergrund des Hauses halb durchschreiten. Mit frostig mürrischer Miene würdigt er das Volk kaum seiner Beachtung, er hat ein Geschäft hier abzuthun, sonst nichts — und genirt ihn nur der Haufen, der dabei sein muß. Und doch ein milder Zug in seinem verwiterten Gesicht verräth: 's ist etwas sanft in ihm — die Beleuchtung thut ihm wohl.

Ein lauter Willkommengruß schallt aus dem Chor der Männer ihm entgegen.

Das gilt dem Kinde freilich, dem neuauftretenden Bundesmitglied ein Gruß von den Bundesbürgern. Dennoch — ob er's nicht weiß? —

einen Moment lang bleibt er stehen. Das Blut schießt ihm in's Angesicht, in dem sich keine Miene ändert.

Die Menge schafft ihm eilig Platz; in ihrem Zurückweichen liegt nichts Verletzendes, im Gegentheil! — Vielleicht, daß sein so eingewohnter tiefer Ernst sie befremdet — es mischt sich ein wenig Achtung in die Reugier ihrer ausdauernden Forscherblicken. Jetzt steht er vor der hohen Lade und vor den Polsterfüßen. Auf dem einen dieser Sitze hat ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen Platz genommen, auf dem andern prangt in goldgestickter Schrift der Name des eifrigsten und kühnsten aller Verfechter der echten Gotteslehre und (wie man annimmt hier) des unsichtbaren wenigstens erbetenen Zeugen dieser heiligen Handlung, — des Propheten Elias!

Der Mohel ist an den steif und schroff dastehenden Wolf herangetreten, und hat das Kind ihm abgenommen. Er nicht und wohl auch Keiner außer uns hat es bemerkt, daß in dem Augenblicke, da jenem das Kind von den Armen ward genommen, diese Arme heftig zuckten; dann stand Wolf wieder steif und grade. Aber bleich ist er geworden — leichenblaß! Reaction vielleicht von dem plötzlichen Blutandrang vorhin.

Der Mohel hat das Kind auf den leeren Sitz gelegt, gleichsam in des unsichtbaren Propheten heiligenden Schooß, und spricht ein still Gebet dazu.

Lange — erschrecklich lange! Wolf wirft einen ungeduldigen Blick durchdringend auf ihn hin, als wollt er ihm zuschreien: Mach's kurz!

Er wäre gerne wieder hinaus. Er fühlt, wie sie alle ihn anschauen, ihre Augen scheinen ihn zu fragen: wie ist dir's unter uns? — Der Mohel ist noch immer nicht zu Rande mit seinem Gebet. Wolf muß sich drein ergeben. Unmuthig und gedankenschwer läßt er sein trogig Haupt ein wenig sinken und ein lebendig wechselnd Panorama zieht ihm durch sein heißes Hirn.

Wer hat die Bilder jetzt so schnell mit einem Schlag heraufbeschworen:

Sein frommer und gelehrter Vater, dem er viel Herzeleid gemacht — wie er dann aus der Schule, dann aus der Heimat sei geflohen — die Abenteuer alle, die er in fremden Landen so muthig durchvagabondirt — — — wie er mit fremdem Namen als Kriegsknecht dann unter die Reiter sei gegangen — — sein jetziges wildes Leben, und sein Umgang mit dem rohen Troß da draußen in der Pußta — die seligen Stunden in seiner stillen Hütte, wie er Abends heimkam, und seine Kinder, seine Tochter — — und ach! der heiße Schmerz, die Tochter todt! — daß seine Tochter, sein einzig Kind, auf welche, außer der gemeinen Vaterliebe, er auch die Liebe übertragen alle, die er an anderen Menschen so geizig abgefargt; daß seine taubenfromme, geduldigsanfte Tochter, nachdem sie Wittwe worden — gestorben sei in Harn! — — —

Und jetzt ihr Kind! — — —

Die Handlung war vorüber. Der Mohel kam, legte ihm das Kind auf seine Arme wieder und begann nun mit lauter fröhlicher Stimme die bekannte, die Namensbeilegung einleitende und begleitende Formel, unter der vielleicht uralten und darum zum Herzen dringenden, halb wehmüthig, halb fröhlich stimmenden Melodie zu recitiren.

Allen fiel es auf, daß jetzt Wolf mit einer gespannten Andacht seinen Worten horchte; und als die Stelle kam, gab er, ohne erst gefragt werden zu müssen, des Kindes Namen an: Löw; so hieß des Kindes nunmehr todter Vater auch. Und als die Stelle kam, in der es hieß: es möge das Kind eine Quelle sein der Freude für seinen Vater und des Frohlockens für seine Mutter; der besonnene Sprecher aber, mehr besonnen als gewandt, sich schnell verbesserte, und den Umständen gemäß die Stelle aus dem Stegreif änderte, — da schnitt ein jäher Krampf in die harten Züge des armen Wolf! Hieran schloß sich der Segen: Es wachse und gedeihe dieser kleine „Löw“ und reise heran für Thora, für Tugend und für den Trauhimmel! — Welche mächtige Ueberraschung! Hestig, krampfhaft hestig, laut und plötzlich schluchzte der arme „Wolf“!

Wer hätte das erwarten können?! dieser steinharte, eisensefste, troßige „Wolf“!

Es muß ganz eigen sein um das Weinen eines Mannes, dem doch die Thräne so selten ist; eines starken, gehärteten Mannes, der doch so manchen herben Schmerz erfahren — und überwunden hat; eines alten Mannes, der doch die Thräne flieht, schon weil sie zu heiß aus ihm dringt und auch zu langsam trocknet. — Es muß ganz eigen sein!

Unhörbar fast schwebten auf seinen Lippen die Worte, die er mit unbeschreiblicher Inbrunnst wiederholte: für Thora, für Tugend und für den Trauhimmel — und „Amen“! setzte er hinzu. In diesem Augenblicke ward es wieder weit in seinem gepreßten Herzen. In diesem Augenblicke hatte das kleine schlummernde Wesen, das er hob und sanft an sich drückte, eine kostbare Erbschaft angetreten, die einzige Hinterlassenschaft seiner Mutter — der alte Wolf hatte ihm seine volle Liebe zugewendet, und er selbst war wieder Vater!

Die Rührung war allgemein geworden, und senkte sich wie milder Thau auf Aller Augen. „Wolf“ gegenüber starrte ein weichmüthiger Alter mit verglasten Augen und halb geöffnetem Munde ihm in den Bart und Thrän' um Thräne rann die hohle Wange nieder. — Der Schames begann prälubirend sein eifriges Lippenpiel, das sollte abfällige Aufmerksamkeit ablenken von seinen Augen, denn er fühlte sie wieder naß. — Der Gabbe verzwickte gräßlich sein Gesicht und that ganz ungeberdig wild, daß ihm etwas in die Augen kommen sei; und alle stierten angelegentlich in die blaue Luft, oder an die hohe Decke, oder auf einen sichern Punkt an dem hohen Almemar und jeder hütete sich dem andern ins Gesicht zu schauen, damit man in anerkennender Wiedervergeltung auch ihn damit

verschone. Denn sie schämten sich, doch nur als Männer, nicht als Menschen, der Thräne nicht des Mitgefühls. Nachdem der Mohel mit schwankender unsicherer Stimme geendigt hatte, ertönte von allen Seiten ein herzliches donnerndes Masel tow! Der Schames war herangekommen; mit noch feuchtem Blick ergriff und drückte er die harte Hand des noch immer schluchzenden alten Mannes. „Masel tow! Wolf,“ sprach er zuthunlich, „denkst du noch, wir sind ja Chawerim gewesen,“ wandte sich rasch und begann erst recht zu weinen.

Man drängte sich theilnahmsvoll heran. Der feiste Gabbe, der noch immer ein ganzes Regiment von Mücken im Auge hatte, ward mit einem Male jovial, denn er erlaubte sich, in harmlosem Scherz den armen Mann zu fragen, wann die Sude sei? Damit jedoch wollte er ihm durchaus nicht wehe thun, nur Anlaß nehmen, sämtliche Anwesende zu sich im Namen Wolfs auf ein improvisirtes Festmahl einzuladen, das er binnen wenigen Stunden zu Stande zu bringen sich anheischig machte.

Das wird besucht gewesen sein!

Es entstand ein ziemlich geräuschvoller, fröhlicher Tumult, da man den abziehenden Wolf in pleno jetzt hinausbegleitete. —

Ich glaube, wir haben jetzt mit ihm zugleich hier seine Heimath aufgefunden! —

Und das Kind, das Kind aber, mit dem so eben höchst Bedeutsames vorgegangen. Das noch willenlos den ersten Kuß erhalten aus seinem Himmelreich in die — practische Welt, indem man es in eine Religion hat einregistriert; und zwar in die — politische, indem man es hat Jude werden lassen und dadurch gezwungen hat, fortan einen andern Standpunkt inne zu haben, als die andern Menschen alle — das Kind aber — wußte von allem nichts — es schlief.

Ich will hier nicht physiologisch untersuchen, nicht einmal fragen, ob in einem so jungen Leibe die junge Seele schon denken kann und sinnen; aber glauben will ich es. Ihr hat die Niederwelt noch keine Bilder eingepreßt, noch kein Erdeneindruck ihr die Kraft genommen in ihrer Welt zu denken;

Das Kind aber schlief — und hatte süße, himmlisch-schöne Träume.

## Im Ghetto.

Motto:

Denn wer geniest als nur der ruhig Sinnende?  
Wer sinnt, dem schweben Licht und Schatten wechselnd vor.

Platen.

Wenn man eine lange Zeit hindurch auf einen und denselben Erd-  
flecken, im Ganzen unter denselben Menschen fortlebt, und das Alltägliche  
derselben Zustände, in gleichem Grade aber auch das Alltägliche der ge-  
wöhnlichen natürlichen Veränderungen mit zu erleben sich schon ge-  
wöhnt hat, wenn man so nach und nach, ohne daß jeder einzelne Fall  
einen sehr bedeutenden nachhaltigen Eindruck zurückgelassen hätte, eine zahl-  
reiche Gruppe von bekannten, gewohnten oder gar befreundeten Gesichtern  
in den Zeitstrom hat hinabtauchen oder verschwinden gesehen: so wirkt es  
hingegen um so gewaltiger, um so erschütternder, wenn dann an einem  
späten, irgend bedeutsamen, elegischen, erinnerungsfrischen Tage, vor den  
Geistesaugen des so vorgelebten und überlebenden Menschen das Bild eines  
analogen, vor einer langen Reihe von Jahren aufgeblühten und abge-  
blühten Tages plötzlich sich aufrollt; wenn er dann gefühlswarm und weh-  
müthig vor seinem Seeleninn den ganzen dämmernden Kreis jener Per-  
sonen festhält, welche damals, wie er jetzt erst staunend entdeckt, der  
ganzen Zeit und seinem Leben auch eine weit andere Physiognomie auf-  
geprägt haben. — Und über Alles dies ist ein furchtbarer Wechsel er-  
gangen und nichts geblieben als die Erinnerung.

Aber nicht bloß die so seltene, ins Bewußtsein heraufbeschworene, son-  
dern auch eine unbewußte ist geblieben, eine, die als alte oder als ehe-  
malige Gewohnheit immer noch Einfluß nimmt auf Jeden, der sie  
mitgelebt, die als alte, halbvergeffene Gewohnheit immer noch ihn  
erzieht!"

Dem Einfluß einer solchen Erinnerung kann Niemand entgehen und  
jede Zeit erzieht ihre folgende! —

In unserer Erzählung sind über die zuletzt geschilderte Scene zwanzig  
Jahre hinweggeschritten und jetzt erst, da ein neues Bild unsere Aufmerk-  
samkeit auf sich zieht und unsere ganze Theilnahme fesseln soll, seien we-

nige cursorische Blicke in diesen langen abgelaufenen Zeitraum zurücksendet, den wir mit Vorbedacht verhüllt und deinem Anflitz entzogen haben, lieber Leser!

Was hätte es auch gefrommt, wenn du es hättest mit ansehen sollen, wie unser „Wolf“ so schleunig alt geworden? — — und hätte es dich etwa gefreut Augenzeuge zu sein, der kalten Gleichgültigkeit, mit welcher man in der Nachbargemeinde ihn fortan kommen sah und gehn, seitdem er oft da anzutreffen war? Hättest du diese vollkommene Kälte gegen den einst so scheu angesehenen und gefürchteten, ja gehäßten Mann, als das sprechendste Zeugniß von dessen physischen und geistigen Verfallen nicht mit Unlust wahrgenommen? Hättest du nicht vielmehr dem alten Haß selbst, und die ausgesprochenste Verachtung und den regsten Abscheu dieser Leute gegen ihn, in seinem Interesse sogar, zurückgewünscht — wenn nur um diesen Preis auch seine kräftige Originalität wieder hätte zurückgezaubert werden können? — —

Und doch wieder ist es Schade um den Verlust so mancher Scene, die im Stande gewesen wäre dir einen interessanten Einblick zu verschaffen in die räthselhaft verschlungenen Gänge seines paradoxen Geistes; die dich hingeleitet hätten zu den dunkeln, sonst unzugänglichen und von der Asche eines zu Trümmer und Ruinen niedergebrannten, einst hoffnungreichen Lebens arg verschüttete Schächten seines in der That reichen und tiefen Gemüths.

Du hättest bei so mancher Gelegenheit in diesem anscheinend liebedlich lockeren Gesellen einen hohen Grad von Stolz, ja von Stamm- und Ahnen-Stolz sogar mit Erstaunen zum Vorschein kommen sehen.

Du hättest die angenehme und gewiß unverhoffte Entdeckung gemacht, daß sein so niedriger, sich wegwerfender Leichtsinns lange nicht in der Gesinnungsverworfenheit seinen Grund hatte, deren Stempel allein ihn eingebraunt zu sehen, man allgemein hat glauben müssen; sondern daß eine bei Weitem edlere, nur zur Leidenschaft ausgeartete Herzensregung mit Theil hatte an dieser Regellosigkeit. Ehrgeiz war's, ungeheurer, schrankenloser Ehrgeiz, dessen Ziel jedoch, einmal gewaltsam verrückt, auch die falsche Stellung und Verschiebung seiner Bahn und Richtung nach sich hat gezogen.

Und wie hatte er nicht gerungen! Was hatte nicht sein Feuergeist ihm Alles eingegeben, da er noch rüstig war für jedes Streben und lebensfrisch und jung! — Sein heißer Kopf hat auch gewußt was spät nach ihm der edle Dichter sang:

„Nichts ist zu hoch, wornach der Starke nicht  
Befugniß hat die Leiter anzusetzen.“

und war er nicht stark! Sein Leben hatte er eingesetzt für diesen Lieblingstraum von „Größe“ und doch! was ist er geworden?! — —

Als dann das Spiel war ausgespielt und er's verloren geben mußte, als ihn die weite Welt, die ihm der Schauplatz seiner Thaten war, nicht ferner berührte, als sie ihn ausspie, heim ihn jagte an seinen öden Herd; als seine Heimath ihn an Hoffnungen um so viel ärmer wieder aufnahm, als reicher er sie einst verlassen hatte: da fühlte es der arme Mann, er habe ausgelebt, und schlimmer noch, es sei sein Leben einem eitlem Trugbild hingeopfert und ohne sein Verschulden — eingebüßt! Was half die Einsicht auch, daß er auf andere Art beginnen mußte, jetzt, da kein zweites Dasein ihm vom Schicksal angeboten ward. Für ihn war's zu spät und blieb nichts Anderes, als seinen Grimm darüber auszutoben und, glücklich, wenn's gelang, vielleicht zu übertäuben.

Der wilde Wolf, zum Resigniren war er nicht gemacht!

Ginst als er so saß an seinem öden Heerde; verloren in schwerem Unmuth und vertieft in drückenden Träumereien — sein vormals so beliebtes Narcotium einer erzwungenen und künstlich unterstützten Lustigkeit war längst schon aufgegeben worden, hatte längst schon einer nüchternen, wenn auch wenig practischeren Grübelelei Platz gemacht — als er so saß, den Ellenbogen aufgestemmt, sein mürrisch ernstes Haupt in beiden Händen stützend und begrabend, mit seinem träumerisch brütenden Geiste in weltweiten Fernen sich verirrend und verlierend, da hatte er sich und das All der Gegenwart vergessen, und wußte er es folglich nicht, daß er in langen Pausen seiner vorgestreckten Beine Cines einzog, beinahe willenlos, mechanisch an sich zog, weil ein etwas Fremdes ihm unbequem von Zeit zu Zeit daran hinauf sich mühte. Auch mag er es wohl in einem matten flüchtigen Dämmer-Urtheil für seinen zudringlich freundlichen alten Köter gehalten haben, als er endlich barsch und derb mit einem harten Kuck zu Boden stieß, so unsanft stieß, daß ihn der plumpe Fall zur vollen Besinnung jählings weckte. Unwillkürlich glitt zugleich sein Blick auf's Fallende hinab, aber, — o, mit welch überwullender, stürmischer Zärtlichkeit riß er es hastig vom Boden auf. Das Bübchen war's, sein kleiner Löw, der mit den feuchtblauen großen Augen ernst und still-verwundert an ihn hinaufgeschaut.

Wie liebevoll drückte er ihn an seine pochende Brust und eine tiefe weiche Wehmuth erglänzte dabei in seinen trüben Augen und verklärte sein hart Gesicht.

Aber warum nahm jetzt seine sonst so erklärliche Rührung plötzlich diesen Gang? warum legte er jetzt, so andächtig bewegt, auf das blonde Haupt des Knaben seine segnende Rechte? und hat es etwa zusammenhängende Beziehung auf sein stilles Sinnen, daß er jetzt so feierlich und halbweinend gar über ihn den Spruch erhebt, die im Volksmunde so geläufig gewordene Segensformel über ihn ausspricht: „daß er wachse und heranreise für Thora, für Tugend und für den Trauhimmel und „Amen“! setzte er hinzu, und noch setzte er hinzu, den verwunderten Knaben mit

heißen Küssen bedeckend: „Ja! fromm und alt sollst du mir werden! und ein Paul-Godel mußt du mir werden! mein liebes Kind!“

Es mag wohl jetzt ein zündender Gedankenfunke gefallen sein in seine Seele; oder war es der sinnige, tiefe Blick aus des schweigsamen Kindes großem blauen Auge, der ihn mit einem Male „das zweite, vom Schicksal ihm dargebotene neue Dasein“ erkennen ließ, in welchem er zu einem erreichbaren Ziele ein neues Leben sich anbahnen möchte?! — Das Kind nämlich selbst?! —

Das Kind nämlich selbst! — und ein Jüngling ist jetzt dieses Kind; denn sechzehn Jahre sind seitdem verstrichen!

Wie räthselhaft, wie schwankend und unbestimmt hätte nicht müssen so ein erster in die junge Seele eines entstehenden Menschen einfallender Lichtstrahl seine räthselhaften Farbentöne nachschimmern lassen; wie hätten diesen kargen ärmlichen Schimmer nicht müssen im Laufe so langer wechselnder Zeiten wohl tausend und aber tausend grellere und greifbarere Lichter und Farben überblenden und schwächen und gar ertöden, wenn nicht das stille, fromme Herz, in welches er einst gefallen war, der Strahl, die lichte Spur davon getreulich hätte dennoch aufbewahrt; wenn nicht dies stille fromme Herz jenem ersten Erkenntniß-Schimmer ein heimlich Zufluchts-winkelchen geboten hätte, um da sich scheu zurückzuziehen und sicher sich zu bergen vor den sengenden und verzehrenden Riesenlichtern des hellen schwülen Tags!

Aber nein! nur so tief, so abgrundtief ist das stille Herz des nunmehr zum Jüngling herangereiften „Löw“, daß er, sich da hineinversenkend, an seines hohen Geistes klarem Firmament, obgleich dort eine andre Sonne strahlte, den schwachen Lichtpunkt auch entdecken kann, der ihm zum erstenmal in seine Bahn hineingeleuchtet. So wie ja auch trotz Sonnenschein und Tageslicht das kleinste Sternlein wirklich sichtbar wird, wenn wir es nur versuchen, dem betäubend und verwirrend grellen Scheine aus dem Weg zu gehen — in die Dämmerung des tiefsten Schachts! —

Doch sieh ihn selbst, wie er im niedrigen Gemache seiner selbst vergessend steht, ausstarrend überlange in derselben Stellung bleibt, ein aufgeschlagenes Buch ruht mäßig auf seinen geduldig tragenden Armen und darüber hinweg hastet sein starres Auge an einer der getünchten leeren Wände. Um ihn her die gräulichste Verwirrung überall; zwei Dienerinnen sind bemüht, die alte Ordnung zu zerstören, und schieben, was nicht Niet- und Nagelfest, von seinem alt gewohnten Platz. Aus seiner alt-gewohnten Ecke wird der plumpe Eichentisch schwerfällig vorgerückt, und mancherlei Geräthe blank geschauert und gereinigt wird darauf gesetzt. Es sind die Fensterflügel ausgehoben worden, und lehnen jetzt sorgfältig rein gemacht und abgewaschen, an einer vorgeschobenen Bank; Bächlein Wassers tropfen ab von ihnen und rieseln durch's Gemach, so wie sie draußen in den Gassen strömen, weil's von den Dächern reiche Regenschneiben tropfte; denn es

schmolz der letzte Schnee. Ein verfrühter, feuchter Maitwind fuhr und segte von den Dächern, auf den Straßen überall herum, und streicht auch nah scharf durchs enge Kämmerlein, weil Thür- und Fensterraum ihm offen stehen, und jagt mit raschen Stößen hochauf des Träumers weiches Haar zu seinem wilden Spiel.

Ja, draußen auch im Haushalt der Natur wird jetzt gereinigt, „aufgeräumt“; — und ob's auch unbehaglich war, ob auch die Vielgeschäftigkeit von Wind und Wasser der Verwirrung ähnlicher, als jeder Ordnung sah: so schaute doch die liebe Wirthin, die alte Sonne nämlich, die all den Unfug angerichtet, mit ihrem freundlich warmen Blicke so vergnüglich und so selig drein — wie drinn im Kämmerlein die Wirthin, die alte gute „Taube“ mit still vergnügtem Blick den Fleiß der Dienerinnen mustert. Denn beide wissen sie, es würden liebe Gäste kommen, für welche sie doch eigentlich geschweert und gebohnt: der Frühling draußen — drinn das schöne Pessach-Fest. Das schöne Pessach-Fest! — und doch wars dieses nicht allein, was lächelnd auf dem Antlitz der guten Taube glänzte; noch eine andere Erwartung war's, die sie beglückte. Sie selbst wird nämlich auch als lieber Gast erwartet, und will noch heute ihr trautes Kämmerlein verlassen, um ihre wackere Tochter im nahen P. . . . . zu besuchen und ihre lieben Enkelchen, wie sie alljährlich thut, und halb ist sie schon dort, mit ihren Gedanken nämlich, und hat sie sich mitunter zu besinnen, um Acht zu haben auf das, was um sie her geschieht.

Dann aber gilt ihr erster Blick dem armen Löw, und haftet an ihm mit dem weichen Ausdruck warmer Theilnahme und mütterlicher Besorgniß. Was er wohl machen werde am Feste ohne sie, und wie er leben werde, das war es weniger, was sie bekümmerte denn dafür muß doch wohl der „Parneß“ sorgen — und er selbst! und gestern erst war er zurückgekommen aus dem gewaltigen Turnei, den wild bewegten harten Pilpul-Kämpfen, den ernstesten Fechter-Spielen, welche jährlich zweimal angestellt vom Rabbi, die Schärfe und die Biegsamkeit der Waffen prüfen sollten, des Geistes nämlich, und die Fertigkeit und Uebung der Fechter selber, und was sie aufgenommen, und was sie jugelernt im letzten halben Jahre, wo ihnen Zeit gegeben ward, den seltsamen Kampfboden mit Sorgfalt und mit Fleiß zu recognosciren, und zeigte sich's sodann, wie weit es jedem sei geglückt die Höhen und die Tiefen des Halacha zu ermessen, um dann, wo's galt, geschickt sich zu orientiren in des weiten Talmud labyrinthisch verschlungenen Gängen.

Und gestern erst war er heimgekehrt von diesem „großen Verhören“. Ob wohl wieder, wie schon das letzte Mal, als gekrönter Sieger? Wenn's so ist, so wird er doch den Preis auch wieder heut erhalten, wie auch das letzte Mal. Zwar nicht aus zarter Damenhand einen Ehrenkranz, aber viel nützlicher aus des Talmud-Jünger-Vogts, des „Parneß“ Hand die köstlichste Versorgung, eine gute „Plett“? — Aber daß er so brütend starrte, ängstigte sie, und daß er oft so seiner selbst vergaß, seit dieser letzten Zeit.

Es kam dieß allmählig, sie wußte nicht seit wann, und es wurde immer auffallender und schlimmer. Der ehemals so rauschend muntere, oft übermüthige Löw hatte zuerst unmerklich sie daran gewöhnt, daß er zuweilen einzelne stille Stunden, dann einzelne tief-ernste stille Tage hatte.

Auf dem Dachboden, seiner eigentlichen Studir- und Wohnstätte, wenn er Tagelang vor drei bis vier offenen Folianten, anscheinend seiner ganzen Bibliothek stillsinnend stand, wenn er sie Tagelang seinen trompetenhellen Talmud-Singsang, ihr die lieblichste Musik, vermissen ließ, so tröstete sie, die geringe Kennerin, sich noch damit, daß bei begabten Kämpfern in der heißen Schlacht des Wipuls auch in Erfindungen der Genius sich äußert, daß wohl auch in Löw's nunmehr geschärftem Geiste, zu einem architectonischen Meisterstücklein, zu einem babilonischen Thurmgebäude, für Angriff und Bertheidigung aus Schluß und Folgerungen logisch aufgebaut, der Plan entstehen mag.

Wenn er aber dann in melancholisch leisen Molltönen, sein „Leonen“ wieder „anhub“, wo sie doch von dem Siegbereichsten Fanfarengleiche Jubeltöne erwartet hatte und gehofft, so konnte sie ein innig Mitleid mit dem Grübler fühlen, weil sie als ein Zeichen nahm, daß vielleicht das gefährlich lustige Gebäude seiner Dialectik, noch vor dem Ausbau zusammen sei gestürzt.

Und als er einst nach eingenommenem Mahle in matter Langsamkeit noch immer mit dem leeren Löffel aus der leeren Schale schöpfte, hatte sie ihn damals, sanft verweisend, nicht „Cholem“ gar genannt? Sie hatte es gewiß nicht so schlimm gemeint, als er darüber sichtbar war erschrocken und zusammengefahren. Sie sieht es immer noch wie er damals bei diesem einzigen Wörtlein, als hätte es ihm ins Herz gestochen, plötzlich war erbleicht für einen Augenblick, wie er dann eben so plötzlich sich aufrafft und mit blutrothem Gesichte an seine Folianten gegangen, um so laut, so schreiend laut, wie lange nicht, zu „lernen“.

Zwar ward von Zeit zu Zeit, wenn sie ihn so schweigsam und oft so träumerisch starrend, wie eben jetzt er starrte, sah und theilnahmevoll beobachtete, zwar ward dann eine schwache, bange Furcht, nur ein Verdacht in ihr geweckt, sie wußte nicht wodurch, als sei der stille „Löw“ nicht mehr der alte, nicht mehr der viel belobte und auch sogar beneidete, als wacker anerkannte Talmud-Jünger, der er ehemals gewesen; als ob sein sinnend grübelnder Geist auf einer andern Fährte, eine andre Spur verfolgte, als welche ihn bis jetzt geleitet; — Doch wuchs zugleich damit ihr Mitleid nur, und ihr Interesse, das sie an ihm nahm, ja es schlich sich eine scheue Achtung ein, vor diesem düstern Räthselgeiste, von welchem eine dunkle Ahnung sie verrathen ließ, daß nur sein Vorzug könne sein, sein heimlich stiller Gang, und daß sie selbst wohl nie im Stande wäre, auch nach den gründlichsten Enthüllungen ihn zu begreifen.

Die gute „Taube“! Wie zärtlich sorgte sie auch jetzt dafür, so viel

als thunlich war, daß nichts den stillen Grübler stören, und nichts aus seinen wachen Träumen ihn erwecken sollte, damit durch diese Regellosigkeit des aufgestöberten Gemächs, sein so ruhig stilles Wesen unsanft nicht getroffen werde.

Er aber merkte von dem Allen nichts. In immer gleicher Stellung und unverwandten Blicks, mit immer gleicher Miene und unwandelbarem Stirnefalten harrte er aus, und starrte er ins leere Feld der weißgetünchten Wand.

Unterdessen hatte drin die alte „Tauben“ eifrig gerüstet, und ihr Bündelchen geschnürt und reisefertig harrte sie des Sidams schon, der nunmehr bald sie abzuholen mit dem Wagen kommen muß.

Draußen waren mittlerweile einzeln erst, und dann in immer dichtern Gruppen viel junge Leute rasch geschäftig am kleinen Häuschen vorbeigeilt, die Talmud-Jünger waren es, die nun zum „Parneß“ gingen, der nächster Nachbar dieses kleinen Häuschens war. Und da mitunter Einer und der Andere vor dem Häuschen still hielt einen Moment und neugierig befremdete Blicke durchs offene Fenster wirft auf den vertieften „Löw“, so achtet ihrer dennoch Niemand im stillen Kämmerlein. Sie eilen weiter.

Eine dichte Gruppe hat jetzt sich vor das Fenster hingestellt, und alle blicken mit Interesse in den innern Raum, und äußert sich auf sehr verschiedene Weise in ihren Mienen. Die Theilnahme für unsren Löw, die jüngern und die Jüngsten, die wohl ehemals als Lehrer ihn verehrt, und die im Grunde die ernste Wandlung sehr bedauerten, zwangen dennoch, als wollten sie der Mode huldigen und dem gegebenen Beispiel der ältern Kämpen folgen, ein sehr mißlungenes spöttisch Lächeln auf ihr betroffenen Angesicht. Bei einigen der Alten spuckte noch der alte Reid, und konnte man Befriedigung auf dem brutalen stummen Hohn, den ihre kalten Augen sprachen, deutlich lesen. Befriedigung, daß sie nicht ferner ihn als überlegenen Rivalen scheuen müssen. Und Einer gar, ein trotziger Gefell, als er des armen Löw ansichtig ward, der immer noch in sein Gedankensinnen ganz versenkt, die heiße Stirne jetzt in flacher Hand zusammendrückte und ein beklommen schmerzlich süßes Lächeln auf seinem feingeschnittenen Munde aufleuchten ließ; als der ihn sah, der knochige kurzleibige Gefell mit den pfliffigen Augen und dem rohen, nüchternen Gesichte, und er entdeckte ihn zuerst, wie hastig war er aus der Gruppe vorgeedrungen, mit welcher unverhohlenen Schadenfreude stierte er ihn lange an, mit vorgespitzten Armen in die offene Fensternische mit halbem Leibe vorgelehnt, und ein alter Groll flammte sichtlich wieder auf, mit widrigem Triumph jedoch, in seinen kleinen schwarzen Augen. „Jall“ war's, ein alt bemoostes Haupt, an Jahren der Jeschiwa Nestor, und Rabulist wie Goliath, den Löw jedoch als junger David in einer stürmisch-heißen Pilpul-Plänkelei im Angesicht des Königs und des Volks, das heißt, des Rabbi und der vollen Schülerzahl vereinst geschlagen und besiegt.

Wie giftig hing sein stehend Auge an dem stillen Träumer, und konnte er sich's nicht versagen seinen rohen Spott sogar in Worten ihm zu zeigen. Er redete ihn an. Es muß ein bissiger Biß gewesen sein, was er jetzt vorgebracht, denn eine allgemeine Heiterkeit des ganzen Chores hinter ihm belohnt den Sprecher. Nur Löw weiß von dem Allen nichts — und fällt verschmäh't es nicht aufs Neu ihm immer wieder anzureden, bis endlich er mit ungeduldig hastiger Bewegung sein schäbiges Varet in den Nacken schiebend und sich an sein Gefolge wendend mit lauter starker Stimme noch halb ins Zimmer hämisch ruft: „Kommt! — s'is wieder Nichts mit ihm zu machen heut, — — — der Cholem! — — — Kommt!“

Ich weiß nicht, war er zufällig eben hier aus seiner träumerischen Verzüchtung aufgewacht, der arme Löw, oder hatte doch der starke Ton der Stimme an sein Gehör geschlagen: seine Mienen nahmen einen ängstlich gespannten Ausdruck von bangem Schrecken an; er erblaßte und es sanken schlaff und matt ihm Haupt und Arme nieder, welchen das offene Buch entglitt, das rauschend zum Boden niederfiel.

Wie erschrad die gute Taube als sie es fallen sah; und mußte sie erleben, daß Löw es liegen ließ, und schweigend und gesenkten Blickes an ihr vorüberschritt, zur Leiterstiege hin, die ihn auf seinen Dachboden führte. Sie eilte hin und küßte schnell das schwere, große Buch, und hob es auf — das schwere Buch, und sanft es streichelnd um zu sühnen den schweren Fall, den es gethan, legte sie's sorgfältig auf den Tisch, ganz entrüstet und erstaunt über Löws ungewohnte Gottlosigkeit, daß er das Buch so liegen ließ.

Was mag ihm widerfahren sein? — Und überdieß verletzete und fränkte sie auch die Rücksichtslosigkeit, mit der er seit einer Zeit sie gar nicht beachtete, nichts zu ihr sprach, und wie so eben wieder schweigend an ihr vorüberging.

Jetzt entsteht ein sehr bedeutender Tumult vor und in dem kleinen Häußchen. Draußen war ein kleiner Korbwagen vorgefahren, und in höchster Eile entdeckt die gute alte Taube, daß sie noch Manches zu verfügen hat und anzuordnen. Und als sie endlich fertig worden und der ungeduldige Sidam sie schon in den Wagen hat gehoben, da strahlte eine schöne Freude auf in ihrem milden Angesicht. — Es ist ihr wohl! — Die Kasse ziehen an; sie blickt noch einmal nach dem stillen Häußchen zurück, und endlich verhallte das Geräusch des rollenden Wagens. — An den armen Löw hat Keiner mehr gedacht! — —

Große Geister gleichen Meteoren, welche glänzen und sich vergehren, indem sie die Welt erleuchten.

Ein Wort Napoleons I.

Es ist Nacht und tiefe, stille Ruh.

An dem düster blauen Himmelszelte ziehen glänzend weiße Wolken-Flöckchen, durchschimmert sanft vom milden Vollmondlicht.

Auf seinem Dachboden vor einem Bücherpulte steht der arme Löw finster und still und ruhig wie die Nacht um ihn.

Von Zeit zu Zeit, so wie die weißen Silberwölkchen fliehen, fällt der matte Mondschein durch die offene Fensterlücke und trifft verklärend sein blaßes Angesicht, bis wieder neue Schatten ihn verdrängen.

Horch! Von tiefen Männerstimmen ein gedämpfter Klang tönt durch die stille Nacht vom Nachbarhaus herüber, es ist die fromme Melodie, der süß bekannte Sang, wie er in allen Häusern jetzt gesungen wird, wo fromme Juden sind; es ist der Hallel-Jubel-Psaln, Volkshymne und Triumphgesang der Judenheit, der heute ganz besonders weihervoll und sieghaft klingt, als in der Pessach-Feier erster hoher Festnacht.

Seder-Nacht! wie wehmuthreich ruft sie Erinnerungen wach bei dem stillen vergessenen Lauscher, so wirre Rückerinnerungen an alte Zeit. Welche frohe Zuversicht, welche kindlich sichere Behaglichkeit liegt nicht im Namen schon und in den Lauten: Seder-Nacht. Da ist die Sorge ausgeschlossen und gebannt der Kampf und alle Mühe und Noth des Lebens — denkt man an Seder-Nacht.

Er aber jetzt so hart gedrängt, in einer bösen Stimmung seines schwankenden Gemüths ist ausgeschlossen von dem Fest und ausgeschlossen von den Feiernden, und denkt kein Mensch an ihn. Ach, hätte das die gute Taube wissen können, daß er es nicht gewagt beim Parneß sich zu melden, sie hätte doch für ihn gesorgt, obgleich es sie unsäglich verwundet hätte, die tiefe Schmach an ihm zu sehen, die er sich zugezogen.

An das kleine Dachfensterchen tritt er jetzt hin und überblickt von da den Hofraum, der zu des Parneß Haus gehört. Das Fenster ist sein Lieblingsplätzchen seit langer Zeit geworden, und kann er oft am Tage Stundenlang stehen davor und in den Hofraum schauen. Und doch was kann da viel Merkwürdiges geschehen? — Und heute erst am Morgen war er an diesem Fensterchen — es ist das Zaubermittel, das einzig noch vermag seinem schwülen und oft trüben Sinnen eine heitre Richtung wieder zu gewinnen.

Ein schöner Frühjahrmorgen war es heute: hell und warm leuchtete die Sonne, aber frostig und schattenhaft finster wälzten sich die traurigen Gedanken in Löw's verdüstertem Gemüthe, und ein harter Groll verbitterte

sein sanftes Herz; er hatte die Entscheidung seines Schicksals für die nächsten Tage überdacht! Fest stand, also, er sollte unbeachtet bleiben und von keinen Menschen bedacht während des Festes. Sein Antheil an der täglichen Betheilung mit den bekannten Osterbroden mußte ihm genügen, das „Brod des Glends“ war also für diese Zeit sein täglich Brod, hinreichend eben, das Leben ihm zu fristen, und war er viel zu stolz auf anderem als dem ehrbar legitimen Wege, durch den Parneß nämlich, sich eine Versorgung zu erbetteln.

Bei jenem „großen Verhören“ war's entschieden worden. Warum auch hat er hier sich so vergessen, was hat ihn so zur Unzeit so sehr im Geiste beschäftigen können, daß er nicht nur verkehrte Antwort gab, daß er sogar kaum hingehört, als einmal der Rabbi lange zu ihm gesprochen hatte, bis dieser es bemerkend ihm streng und ernst verwies, daß er seit Langem selbst den billigsten Erwartungen nicht mehr entsprochen habe, daß er nun aber seine Schonung nicht verdiene, weil er ein „Cholem“ sei! und ein schallendes Gelächter, das nun erfolgte, gab dem Verweis, der ernst und bieder war gemeint, einen andern viel schmerzlicheren Nachdruck, denn „Cholem“! war das Witz- und Stichwort seit Wochen schon gewesen, womit man ihn verhöhnt hat und verlacht, wenn er im Kreise der Jünger auftrat oder mit seinem gewöhnlichen stillen Ernst auch nur erschien, und nun ward's autorisirt, für einen „Cholem“ durfte man ihn halten! —

Phaibisch (Phöbus) hieß der kleine alte Jeschiwa-Diener (Schames) der ihm am Morgen heute die Osterbrode hat gebracht. Phaibisch war, von seinem Amt als Schames abgesehen, auf der Rangliste der Jeschiwa der zweiten Klasse zugeählt. Das war nicht etwa deutlich ausgesprochen, und eine, die allgemeine Stimme stellte ihn dahin. Er war bei Weitem nicht an Geist so scharf, wie Falk, und machte er auch nicht die Scharfsinnskünste zur Aufgabe seines Jeschiwa-Lebens, wie Falk es that. — Aber fromm war er, und das war sein ganzes Streben, daß er erfahre und auch einübe die Kunst mit minutiösester Genauigkeit gerecht zu werden allen Anforderungen der skrupulösesten Gottseligkeit.

Sonst in Allem aber war er höchst beschränkten Geistes, und darum hatte er für jeden Hell-Verständigen, wie Löw, nicht nur Bewunderung im Herzen, sondern auch geheime Scheu und ein gewisses Mißtrauen, fast Furcht und mied er darum ihren Umgang mit einer Aengstlichkeit die oft ihn lächerlich selbst bei seines Gleichen machte.

Heute als er Löw besuchen mußte, schwamm er aber in wahrer Seligkeit. Er war nämlich den Tag zuvor im Badhaus Aufseher gewesen und die ganze Nacht hindurch. Das war sein eigentliches Element. So viel verschwindend leichte Kleinlichkeiten, die ihm da zur Entdeckung geboten wurden, so viel Atömchen alten Teigs, die er da raschen Blicks entdeckt und abgeschabt, dabei die Wichtigkeit, die er in dies ihm anvertraute Amt zu setzen sich nicht entschlagen konnte! War er doch überzeugt, daß vieler

Menschen Seelenheil in seine Hand gegeben sei, und so ein unscheinbares Fältlein, das zurückgeblieben in dem dünnen Blatt des Brodes, birgt moralisch Gift für Jeden, der das Brod genießt! Und alles dieß hatte er überwacht und gewissenhaft besorgt. Er war also ganz selig, da er zu Löw gekommen war. Löw hingegen schaute ihn mit seinem kalten fremden Blick durchdringend an, denn ihn befremdete die Munterkeit, die Kühnheit an diesem sonst so trägen ungelentigen Gesellen.

Auch ist es nicht zu leugnen, er hat ein wenig ihn beneidet um seinen beschränkten Sinn, der konnte jetzt so fröhlich sein und kannte keine Sorge!

Denn er war um den Unmuth zu ertöden an das Fenster hingetreten und hatte lange da hinabgeschaut — lange — lange —

An Alles das denkt er zurück auf seinem finstern Dachraum, in der öden Dämmerung der Mondnacht, und abermals blickt er zum Fensterchen hinab. Jetzt freilich ist's auch unten still und öd und finster und hat sich alles Licht und aller Glanz ins Haus zurückgezogen, der heute Morgens den Hofraum unten so sehr verherrlicht hat.

Wie hatten ihm die goldig-rein gepuhten Kupfergeschirre, der ganze blanke Hausrath in die Augen geschimmert, der auf dem netten Pflaster unten dem Sonnenglanz war ausgesetzt. Da unten war der Küstplatz für die Herrlichkeiten des nahen Festes. Im Hause drin ward nichts geduldet mehr, was Ordnung-störend war, und kamen also die Dienerinnen an diesen Zufluchtsort um gröbere Arbeit zu verrichten. In einem Winkel stand die Eine und stampfte klein-gebröckelt Oster-Brod zu feinem Mehl, in einem kleinen Mörser ward für die Küche allerlei Gewürz gestoßen und der süßscharfe Duft drang bis in seine Nase. Jetzt ward auch ein ungeheurer Fisch aufs Brett gelegt, und mit gewandter Kunst zerlegt.

Er hatte diesem Treiben lange zugeschaut und wieder schlich, ich weiß nicht wie es kam, ein böß' Gelüste sich in sein bis jetzt so harmloses Herz.

Es kam ihm vor als ob hier eine Art von frommer Heimlichkeit bei all dem Thun zu merken sei, als sei's, besonders was den Fisch betrifft, auf eine Ueberraschung abgesehen für den Parneß, als habe er den Leckerbissen gar nicht nöthig und wolle man ihn bloß zum Ueberfluß damit erfreuen! Und daran nahm er ein unbestimmtes Aergerniß! Vielleicht auch deßhalb blickte er so häufig weg von diesem Schauplatz der Thätigkeit, weils ihn so ärgerte, — und schaute er nach dem Hausflur, als erwarte er von dorthier etwas Neues; vielleicht auch wirklich erwartete er Etwas, und kam sein Aergerniß von dem langen Harren?

Jetzt lassen sich hellklappernde, leichte, rasche Schritte hören. — Jetzt ist sie da — die langersehnte Erscheinung! „Blume“ ist's, die liebe Blume, des Parneß holdes Töchterlein!

Döw, als er sie auf ihren hochbestöckelten Pantöffelchen so leicht heranhüpfen sah, so gazellenartig anmuthig und leicht — mit einem plötzlichen Ausbruch wilder Leidenschaftlichkeit streckte er beide Arme hinab nach ihr — ein stummer Schrei, er hat ihn mit Gewalt nur unterdrückt, malte sich in seinem schmerzlich-seligen Gesicht, dann schwankte er zurück; es ging offenbar ein schrecklicher Wechsel vor in ihm, — kraftlos sank er auf seinen Sitz und ließ das Haupt auf seine Arme niederfallen, auf den Tisch — und weinte bitterlich! — —

Und draußen hat die Sonne so warm geschienen, und der alte Rußbaum unten hat seine jungen grünen Blätter schon entfaltet, und Döw saß da und weinte bitterlich!

Blume! die liebe Blume! Als er vor langer Zeit, nach jenem angestaunten und allgerühmten Sieg über „Falk“, den Heros der Jeschiwa, aus Anerkennung beim Parneß war zu Gast geladen, wie lieblich war sie da! Wie hatte sie ihn da mit ihren Feueraugen so groß-bewundernd angestaunt, welch ein kühnes Selbstbewußtsein hat sie in ihm nicht wahrgelerufen; sie hat ihn stolz gemacht durch ihr holdselig-freundliches Gespräch! Er ist hinweggegangen endlich ganz ein Anderer, als er gekommen war. Seit jenem Tage füllte ein kühn gewaltig Streben seine ganze Seele! Mit andern Augen schaut er Alles an und gährts und kochts in ihm, wenn er auch äußerlich erzwingt die kalte Ruhe und die Gedankenlosigkeit, die ihn als „Cholem“ erscheinen läßt.

D, weiß sie es, wie jetzt die Achtung sei so tief gesunken, die er sich ehedem errungen? Weiß sie es wohl, daß er das Spottziel aller hohlen Köpfe sei, die nicht begreifen können, daß die Allgewalt Eines großen Gedankens ihm Vieles so schal und klein erscheinen läßt, was ihnen einzig wichtig ist? —

Weiß sie wohl auch, wie er unausgesetzt so dankbar an sie denkt und weit, weit mehr als dankbar bloß? — D sie weiß es nicht, denkt wohl gewiß nicht mehr, daß sie einmal so liebeich-freundlich ihm gewesen, denkt wohl nicht mehr an ihn. — —

Er hatte ausgeweint, in dumpfem Brüten ist er noch lange einsam da geblieben, — ein kalter Hauch umzog sein Herz — es war etwas wie Menschenfeindlichkeit — Selbstsucht!

Jetzt im Dunkel der Nacht ist er ruhiger geworden. — Es ziehen Bilder und Gedanken an ihm vorüber — klarer kann er sichten jetzt und scheiden — und ein Entschluß gedeiht und reißt in seiner Seele.

Erschöpft und schauernd lehnt er auf seinem Sitze sich zurück, — die Nachtluft streicht jetzt kalt herein — ihn fröstelt. In halber Betäubung nimmt noch auf sein Ohr den starken Männerchor, das Tempellied, den elegisch-fröhlichen Gesang, der das Finale bildet für das Seder-Mahl — der scharfe Luftzug weht ihn herüber, den Gesang von des Parneß Haus. — Er horcht begierig hin — die Töne werden schwächer und verhallen

endlich. — Er sieht jetzt Blume, die ihm freundlich winkt und aus dem hellerleuchteten Gemache fröhlich sich entfernt. Auch er ist da! wie wunderbar! Ist selig wie er nie gewesen. — Der Parneß kommt und reicht ihm väterlich die Hand zum Gruß. Mit Ehrerbietung grüßen ihn die Andern — — — Wolf steht jetzt vor ihm, mit seinem finster-ernsten Gesicht, der alte Wolf! — Wie bei seinem letzten Abschied, da er als kleiner Junge weinend war ausgewandert zur Jeschiwa, so ernst steht „Wolf“ vor ihm, der Alte! Anzusehen wie ein Prophet der grauen Vorzeit steht er vor ihm und gießt ihm Feuerworte in die Seele und entflammt ihm seinen Geist, und Ehrfurcht beschleicht ihn vor der hohen Schule, die er jetzt beziehen soll und die ihm Gelegenheit soll geben seinem großen Volke ein großer Mann zu werden, wie „Wolf“ es von ihm hofft.

Gleichgestimmte, nach gleichem Ziele strebsame Jünglinge hatte er damals gehofft zu finden an der hohen Schule. — Wie war es alles anders! Keiner von den Allen sah weiter hinaus als über den nächsten Tag, Keiner von Allen hatte so wie er eine weitere Uebersicht, als über ihre eigenen, engsten nichtigen Verhältnisse.

Wie hatte er so kleinlich ihre Grübeleien gefunden, und hat er oft bejammert, daß so viele junge Geister verträumen ihre beste Kraft und solcher Art entziehen der besten Angelegenheit des Volkes. Er allein stand anders da als Alle, doch konnte er allein es nicht anders machen.

„Und sie nennen „Cholem“ ihn. — —

Den Rabbi sieht er wieder, der mit verhängnißvoller Richtermiene streng ihn schmält — er wußte nicht der würdige Rabbi, daß jetzt eben bei der großen Ueberschau, dem strengen „Verhören“, auch er, der Cholem, eine Ueberschau gehalten habe heimlich, daß jetzt eben ihn die Hohlheit und die Nichtigkeit seiner zeitherigen Verwendung ernstlich angewidert habe, daß ihm jetzt eben die Einsicht sei gekommen, wie wohl ein jeder Weg zu einem Höhengipfel führe, daß er jedoch einen andern wählen und bis zur Gipfelhöhe auch verfolgen wolle. Er wußte nicht der würdige Rabbi, daß er jetzt an Blume hat gedacht.

Und Andras sieht er hoch zu Roß vorüberreiten, den kleinen Andras, seinen Spielgenossen aus früher Knabenzeit, des Hufschmieds wilden Buben, der jetzt im Reichsheer Offizier geworden. — — —

### Im Freien!

Denn alle Poesie ist tiefes Klagen,  
Ist des gefangnen Adlers Flügelschlagen,  
Ein Wächterausschrei bei des Morgens Grauen,  
Sie stirbt, wenn wir des Lichts Erfüllung schauen!

Alfred Reifner.

An der Landstraße vor einem kleinen Städtchen nahe der Residenz erstreckt sich ein weiter üppiger Wiesengrund. Die ganze Landschaft, so herrlich sie auch prangt, ist gedrückt von einer dumpfen Ruhe. Es ist ein wunderschöner Sommerabend, gewitterschwül die Luft, und Wolken thürmen sich am Horizonte drohend auf. Nichts Lebendes ist weitaus sichtbar und selbst die Abendlüfte schweigen, still erwartungsvoll. Kein Vogel wiegt sich in den Lüften und kein Blättchen rauscht. Den Wiesenrain entlang zur Straße her, bedächtig langsam, kommen jetzt zwei Männer. Der eine treibt ein Rinderpaar vor sich und hat ein wachsam Auge auf ihren Schritt, doch hindert ihn das nicht sein Ohr zu leihen dem Manne, der ohne Unterlaß mit Eifer ihm erzählt.

Das Abendsonnenlicht nimmt eine düster gelbe Färbung an und allgemach bedecken die schwarzen Wolfenschatten den weiten Plan.

Die Männer haben jetzt die Straße schon erreicht und treibt der eine seine Thiere dem Städtchen langsam zu. Der andere wischt den Schweiß vom Angesicht und scheint erschöpft zu sein. Er zupft verdrießlich seinen grauen Bart und zugleich den Arm des dicken aufgedunsenen Treibers, und scheint er ihn um kurze Rast zu bitten. Dieser aber schüttelt heftig seinen großen Kopf und ungeduldig weist er nach den Wolkenmassen hin, die wetterleuchtend näher ziehen.

Ein schwaches fernes Rollen wird vernehmlich, die Wanderer können noch nicht unterscheiden, ob schon der Donner sein furchtbar Spiel beginne, oder ob ein Wagen die Straße lang herauffährt. Dem bärtigen und runzeligen Manne, der gebeugten Rückens langsam schleicht und feucht und hüftelt, hängt in einer schlappen Lederscheide mit Holzgriff eine Waffe am Gurt nach vorn eingehakelt nieder, und — kennst du die beiden Männer?

„N. Falk, ich sag euch!“ fährt der ältere fort in seinem eifrigen Gespräch, „er muß ein sehr großer Dschai sein, und daß er hier im Sommer

lebt mit seiner Familie, ist auch ein Beweis, daß er sehr reich sein muß; Ihr dürft mir glauben, es ist kein anderer wie der kleine Löw Cholem aus Ungarn, ich habe ihn selbst gesehen und noch erkannt, er sieht zwar aus wie ein Esar, aber noch ganz so wie er als Bocherl hat ausgesehen.

Der andere hatte von Zeit zu Zeit seinen langen Stab auf eins der Thiere abwechselnd fallen lassen, er schien ein wenig ungeduldig und die Erzählung mißbehagte ihm.

„Das ist schon recht,“ antwortete er, „aber R. Phaißisch seid mir mochel, das versteht ihr nicht. Ich bin ein Razew (Fleischer) und weiß was ein Geschäft ist. Darum muß man noch kein Dscher sein.“

„Was fällt euch ein,“ schrie dieser „ihr sollt nur hören, was man sich erzählt von seinem großen Einfluß selbst beim Kaisers Hof, ihr sollt ihn nur einmal sehen!“

Im Eifer des Gesprächs hatten beide überhört, daß wirklich das Rollen von Wagenrädern immer näher kam. Jetzt aber wandte rasch R. Phaißisch sich herum und eine offene Carosse mit Kutscher und Bedienten kam nah herangefahren, und ein einzelner Mann von kräftigem, blühendem Aussehen saß darin.

„Bei meinem Leben, da kommt er hergefahren,“ schrie er zu Falk. Und unwillkürlich blieben beide und stierten lange auf den behäbigen stolzen Mann mit der sinnenden Stirne, der gar nicht sie bemerkte. Phaißisch machte einen Bückling nach dem andern, und Falk mit den kleinen blizenden Neuglein ließ Stab und Leitseil unbewußt zur Erde fallen.

Er war schon längst vorbeigefahren.

„Hm, Hm!“ brummte staunend Falk und nahm Stab und Leitseil wieder auf.

Phaißisch rieb sich vergnügt die Hände.

„Was hat er jetzt davon,“ meinte er endlich, „der hätte können ein Goön Dlem werden! Er war immer ein Cholem gewesen, jetzt vercholemt er seine Zeit wieder mit Geschäften!“ —

Ein heftiger Wetterschlag, ein langer schwerer Donner grollte und brummte in den hohen finstern Wolken. —

„Falk“, noch immer sinnend, wurde mächtig aufgeschreckt und wüthend hieb er auf seine beiden Thiere.

Phaißisch hingegen, plötzlich ernst werdend, führte andächtig seine Finger an die Lippen und sprach die Broche!

# Junker und Judenmaid.

Scenen aus dem 17. Jahrhundert

von

Joach. Rosenauer.

Gespens der Vorwelt.

„Was ruffst du mich herauf aus meinem dunklen  
Grabe?“

Bauberer.

„Damit du Zeugniß gäbest von einer dunklen  
Zeit!“

Diese Zeilen, die wir auf dem Titelblatte eines der trefflichsten deutschen Romane der Jetztzeit lesen, haben uns auch die passendsten für unsere folgenden Darstellungen geschienen. — Mögen sie zugleich andeuten und rechtfertigen einen Inhalt, der, wie grell er auch sei, und wie natürlich und berücksichtigungswerth uns auch die Scheu vieler unserer Glaubensbrüder vor dem Wiederwecken der Schauer-scenen einer längst verschollenen Zeit mit längst überwundenen Anschauungen erscheine — es ist die Scheu des redlichen, sich keiner Schuld bewußten Mannes vor den Erinnerungen aus den Tagen einer unschuldig erduldeten Kerkerhaft — doch nicht ohne Nutzen, wie uns dünkt, erkannt werden dürfte. — Möge der Nachkomme Jakobs daraus erkennen, daß zu allen Zeiten, in allen Ländern der erklärteste Feind seiner Ruhe jene abgeschlossene Zurückgezogenheit war, jenes sonnenscheue Dunkel, in welchem naturgemäß nur giftiges Unkraut empornwuchern konnte, jene Abgesondertheit von allem geselligen Umgang mit Andersgläubigen, welche den fruchtbarsten Boden für schädliche Ideen, für jede Art lächerlicher und trauriger Verdächtigung darbieten mußte. Der gebildete, gefühlvolle Christ aber wird einen neuen Beleg für die alte Wahrheit gewinnen, daß die Toleranz eines Volkes der sicherste Maßstab seiner Civilisation ist, daß Re-

ligion und Glaube, die veredelnden Potenzen des irdischen Daseins, zu den gräßlichsten Waffen des Menschenhasses, die Lösung zur Entfesselung jedes bössartigen Triebes werden, wenn nicht das Licht einer geläuterten Vernunft ihr Heiligthum durchstrahlt, daß, wenn es das vorzüglichste Streben des jegigen Zeitgeistes ist, die gähnende Kluft zwischen Mensch und Menschen auszufüllen, er aber nur Jahrhunderte langes Leid, maßlos erlittene Schmach und Unbill an dem bedrängten Volke der Bibel wieder gut zu machen strebt! —

## I.

*Πολλὰ τὰ δεινά, καὶ οὐδὲν ἀνθρώπου  
δει νοτερον πελει.\*)*

Unfern jenes Punktes, wo die königliche Wtawa, so hoch gefeiert in altezechischen Gefängen, ihren Ursprung nimmt, um vorerst in südöstlichem Laufe, parallel beinahe mit der böhmisch-bairischen Grenzlinie die noch nicht erstarrte Kraft zu versuchen, gleichsam als scheute sie sich — in jenem bescheidenen Selbstbewußtsein noch vorherrschender, jugendlicher Ohnmacht, wie sie die wahre, künftige Größe kennzeichnet — sogleich der eigentlichen, stolzen Bestimmung sich zuzuwenden, beginnt auch das Flüsschen Wollinka seinen kürzern Lauf, durch ein langes, seine Richtung scharf bedingendes Felsenthal in einer Gegend, wo die unwirthlichen Höhen des Böhmerwaldes in terrassenförmigen Abdachungen allmählig zu den gesegneten Ebenen des mittlern Böhmens sich verflachen, zu der gewerbsleißigen Stadt Strakoniz sich hinwindend, um von hier mit den Fluten der größern Wottawa vereint, der prangenden Hauptstadt zuzuziehen. Als ein vorzüglicher Abfluß der beinahe zerronnenen Schneemassen, die in dem hercynischen Urwalde der strengen Winter angehäuft, ist es ein wahres Bild launenhafter, wankelmüthiger Jugend; denn wenn der ganze Sommer dasselbe in klarer Strömung im kaum ausgefüllten Bette hinziehen gesehen, und schon die ersten Nordhauche des nahenden Winters das melancholische Grau des Eises über sein harmloses Dasein hingehaucht, schwellt es der Frühling zu einer für die Anwohner um so gefährlichern Höhe an, als die Metamorphose des segenspendenden Bäckleins in den verheerenden Waldstrom gewöhnlich kaum das Werk weniger Stunden ist. — Diese jugendliche Unart — nicht minder schädlich als die Meisten ihres Gelichters — mag wohl dem sonst gutmüthigen Flüsschen den Namen des tollen zu Wege gebracht haben. —

\*) Wir könnten füglich diese poetischen Worte des Sophokles durch die nicht minder poetischen unseres Schiller übersetzen: „Doch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.“

In der Mitte seines Laufes berührt es das Städtchen Wollin, dessen Größenverhältnisse so ziemlich den seinen entsprechen dürften. —

Diese ganze Gegend, den von der Wottawa durchflossenen Theil mit eingezählt, war von jeher ein Sitz des Friedens. Dank sei es dem schützenden Grenzwalde, nie ist ein äußerer Feind verheerend in diese Fluren niedergestiegen, sie sind glücklich genug des traurigen Ruhmes zu entbehren, der Schauplatz mächtiger Kriegsthaten gewesen zu sein. Ruhig bepflügt hier der Landmann sein Feld, ohne Furcht auf die traurigen Spuren der ewig zwischen den Menschen wüthenden Erinnyß zu stoßen, kein Monument verewigt hier den Triumph eines Helden und das Unglück der Zeugen desselben. Zwar auch hier hat die denkwürdigste Periode der böhmischen Geschichte sich Unvergesslichkeit gesichert, auch hier hat der wilde Taboritenführer sich seine Monumente — zerstört, — war es doch diese Gegend, die nicht nur seine Wiege, sondern auch die Hüfens gesehen, blickt doch noch jenes ihm so verhängnißvolle Kabbä wie ein versteinertes Schauermärchen düster auf den Wanderer nieder — doch schon sind sie im Nebel der Sage verschwommen, jene graußigen Zeiten — schon haben sich die Gestalten zu mythischen Gebilden verklärt, und nur am traulichen Heerde, am wärmenden Kamine erschallen noch ihre Namen. —

Wie die Pflanze dem Lichte sich zuwendet, so wendet sich der Jude dem Frieden zu. — Es ist also nicht zu verwundern, daß er von jeher diese Gegend sich zur stillen Niederlassung erkoren, auch liegt die Vermuthung nicht fern, daß die verheerenden Stürme, die im Laufe des 15. Jahrhunderts im benachbarten Oesterreich über das Volk Gottes hereingebrochen, manche Menschenfaat in diese Gegend verstreut, daß einen guten Theil der jüdischen Bewohner die Wuth der Messnerin aus Ems und die nur allzu große Bereitwilligkeit des damaligen Herrschers jenes gefegneten Landes, das vollziehende Werkzeug derselben zu sein, in diese Gegend geschleucht habe. —

Ob sie übrigens immer hier ungefährdet ihr der Religion geweihtes Dasein gefristet, versichert uns die Geschichte nicht, und es ist auch sehr zu bezweifeln, man kennt ja das Mittelalter und den Geist, der es beselte. Doch der arme Jude, an Unterdrückung gewöhnt, mußte sich und seine Ansprüche stets den Zeiten zu fügen, und wenn im 19. Jahrhunderte seine Hoffnungen und Wünsche schon nicht zu fühl bis zur völligen Gleichstellung sich versteinen dürfen, und sein gutes Recht, im Principe wenigstens, schon von der gebildeten öffentlichen Meinung anerkannt wird, so mochte er damals wohl mit gelinder Knechtschaft zufrieden sein, um so mehr, da selbst die Stellung seiner christlichen Nachbarn gegenüber ihren Herren keine beneidenswerthe war, wenn nur kein Uebermaß des Druckes sein Leben, eigentlich dem Drangsal geweiht, ihm zum völligen Fluche umwandelte.

So viel jedoch ist gewiß, daß im 17. Jahrhunderte eine Periode eintrat, wo das Loos Israels in diesen südlichen Grenzgegenden nicht mehr

erträglich genannt werden konnte. Es liegt für dieses Volk eine eben so erhebende als verhängnißvolle Wahrheit in dem Ausspruche: „Alle Israeliten sind Bürgen für einander \*).“ Wer weiß es nicht, daß von jeher unter ihnen einer für den andern, einer mit dem andern gelitten, daß was einer unter ihnen etwa gethan, allen angerechnet wurde, zwar nie im Guten, doch immer im Bösen. —

Noch heut zu Tage geschieht es ja nicht selten, daß ein Jude, sei es durch besondern Edelmuth, oder in Kunst oder in Wissenschaft sich auszeichnend, von den Widersachern nur als Ausnahme hingestellt wird, der Bösewicht hingegen wirft den Schatten seiner That auf die Gesamtheit des Volkes. — Wie viel mehr mochte das nicht erst in jenen finstern Zeiten des Fanatismus und eines kaum von den Gelehrtesten überwundenen Aberglaubens der Fall sein, ein Jahrhundert früher, bevor noch die ersten Strahlen der Sonne bürgerlicher und religiöser Duldung — im Westen Europas emporleuchteten!

Die harmlose Stadt Strakonitz war damals der Heerd, auf dem eine für den ganzen Umkreis verderbliche Flamme entglomm. —

Von dem Ringplatze derselben, der sich mehr durch seine Länge als durch schöne Gebäude auszeichnet, führt ein schmales Gäßchen hinauf zu dem sogenannten Straz. — Hier soll einst (so verkündet die Sage) die Judenstadt gewesen sein; noch will man in dem Eckhause die Spuren der einstigen Synagoge finden.

Es war im Vorfrühlinge, jener für das Judenthum wie für die Natur bedeutungsvollen Zeit, da man das Jahr 1683 zählte. Eine stürmische Nacht lag auf der Gegend. Die Wellen der Wottawa, von dem Winde gepeitscht, rauschten unheimlich durch das schauerige Dunkel, pfeifend durchstrich der Nord die eng gewundenen Gassen und rüttelte an den morschen Thoren der kleinen Häuser. Nichtsdestoweniger lagen die Bewohner, nach den Mühen des Tages, in tiefen Schlummer versenkt, auch im Ghetto herrschte tiefes Schweigen, und die Dede dieses, bei Tage eben nicht unbelebten Stadtwinkels hätte nur mit jener eines Friedhofes verglichen werden können, wenn nicht durch das niedrige Fenster eines mehr Hütte als Haus zu nennenden Gebäudes ein matter Lampenschein auf den nächstgelegenen Raum gefallen wäre. Einzelne schwache Töne, von der originellen Art Rabbi Falks aus Prag, und von den Schwingen des Aeolus weiter getragen, deuteten dem verspäteten Wanderer an, daß hier noch jemand wache und — Gemarah lerne. Es war in der That so. Drin, im engen Stübchen, welches, reinlich wie es war, das Bild eines beschränkten und genügsamen Daseins darbot, saßen um einen runden Tisch drei lebensfrische Gestalten, deren Gesichter, von einem nicht längern Barte umsäumt als eben genügte, ihnen das Ansehen würdevoller Männlichkeit zu verleihen, deutlich

\*) כל ישראל ערבים זה בזה

ihre Verwandtschaft verriethen. — Alle drei nannten sie sich die Söhne eines Weibes, wohl desselben, welches wir in der Ecke auf einem einfachen Lager von ruhigem Schlummer umfangen erblickten. Ihr Schlaf mochte die Ursache sein, daß die Männer, wiewohl offenbar im höchsten Pilpul begriffen, ihre Stimmen bis auf die untersten Sprossen der Tonleiter hinabgedrückt hatten. — Ueber ihre Folianten geneigt, suchten sie mehr durch Mienen als durch Worte ihre Meinungen zu verfechten. — Dies hatte so eine Stunde gewährt, als vom nächsten Uhrthurme der Wind die zwölf dröhnenden Schläge der Mitternacht herübertrug.

„Aruhem,“ wandte sich einer der Brüder an den ihm zunächst sitzenden, als zufällig sein Blick über das Lager der hochverehrten Mutter hingeführt war, „sieh' nur mal, wie unruhig die Mutter zu schlafen scheint. — Ich bin nicht ohne Besorgniß! — Sieh, wie alles auf ihrem Gesichte arbeitet.“

„Pschah,“ erwiderte der Angeredete, „sie wird einen bösen Traum haben, wie das nicht selten geschieht. — Ich versteh' aber da den Marschuh nicht!“ —

Das Weib mochte in der That von schweren Phantasieen gequält werden; denn unruhig begann sie sich auf ihrem Lager hin und her zu wälzen; auf ihrem vorher so friedlichen Antlitz malte sich Schrecken und Angst und einzelne bange Rufe entzogen sich dem gepreßten Busen. Obwohl die nächsten, verhängnißvollen Ereignisse ihren Schatten voraus in ihr Gemüth geworfen hatten? — Plötzlich fährt sie mit einem lauten Schrei in die Höhe und krampfhaft den Rand der Bettstelle erfassend ruft sie: „Um Gott den Allmächtigen, ich bitt eich Kinderl, was ist das draußen im Vorhaus?“

Die Talmudisten sprangen von ihren Sesseln empor. — In der That war es draußen leise rege geworden. — Sie glaubten deutlich zu hören, wie jemand die Thüre sacht öffnete und hereinschlich. — Dann wurden ein leises Geslüster und hin- und herwandelnde Schritte gehört, verschiedene verdächtige Bewegungen machten sich vernehmlich. — Die drei Brüder, ob schon tüchtige Talmudisten, waren nicht frei von Aberglauben, sie meinten also im ersten Schrecken nichts anderes wähen zu dürfen, als daß die Ausgeburten der Finsterniß, die in den kabbalistischen Büchern viel herumspukenden Schedim, für heute ihr Quartier in ihrer armseligen Hütte aufgeschlagen, wiewohl es auffallen mußte, daß sie mit ihren traditionellen Hahnenfüßen gar so plump auftraten; denn daß Diebe von ihrer Dürftigkeit angelockt worden sein konnten, mochte ihnen eben so wenig einfallen, wie jenem bekannten witzigen Rabbi, der, nachdem er sich dennoch überzeugt, daß ein Artaxerges Langhand seiner splitterdürstigen Behausung die Ehre erwiesen, diesen mit stämmiger Rechten erfassend bei allem Heiligen beschwor, zu sagen, wo etwas bei ihm zu stehlen sei, damit er es redlich mit ihm theilen könnte.

Der Talmud, welcher mit seinen Pendanten, deren Zahl wir wohl zu gering mit Legion bezeichnen würden, und mit dem nicht minder zahlreichen Heere seiner Commentatoren, nach einer noch jetzt vielseitig gehegten Ansicht, eine Art Brokhaus'schen Conversationslexikons, und nichts weniger als auch eine Realencyclopädie aller Wissenschaften, unmittelbar vom heiligen Geiste redigirt, sein soll, hat natürlich auch den Fall eines Gespensterbesuches seiner Beachtung gewürdigt. Er lehrt also auch ein Mittelchen gegen Schedim. Es heißt Umkreisen. Man könnte sagen: *Vile remedium sed probatum*. Nochim, so hieß der älteste der Männer, säumte auch nicht von diesem unfehlbaren kabbalistischen Präservativ Gebrauch zu machen und war eben im Begriff, mit schlotternden Beinen sich der Thüre zu nähern, als diese plößlich mit polterndem Geräusche aus ihren Angeln gestossen wurde. — Heulend stürzte ein Weib herein, mit aufgelösten Haaren, wild gerungenen Händen und funkelnden Augen, mehr einer Furie gleichend. „Ha, du feiles Ratterngesücht,“ rief sie mit schäumendem Munde, „und solches hofftest du ungestraft verüben zu können? — Ah, mein Kind, mein theures Kind, mein armes Söhnlein! — Diese Menschenfresser haben dich ihrem Götzen geopfert. Doch noch hab ich eine Faust, um euch die Schädel einzuschlagen, noch habe ich Nägel, um euch die Gesichter zu zertrazen, Gottlob, noch haben wir Holz genug, um für euch Scheiterhausen zu errichten!“

Das Entsetzen, welches die Erscheinung des Weibes bei den Bewohnern der Stube hervorgebracht, wurde durch ihre Rede natürlich noch gesteigert. Doch trotz der Aufregung, in der sie sich befanden, hatten sie alsbald in der Wüthenden eine in ihrer nächsten Nachbarschaft wohnende, im höchsten Grade übel berüchtigte Person erkannt. — Die gelbe Durel, so hieß die Furie allgemein, war schon durch längere Zeit durch einen sträflichen Umgang mit einem ihrer würdigen Manne associirt. — Ein Kind war die Frucht davon gewesen. Da sie viel zu feige war, um dem bedauernswürdigen Geschöpfe sogleich das Lebenslicht auszublafen, so hatte sie, vom ersten Momente seiner Geburt an, nicht aufgehört, dasselbe mit den ausgesuchtesten Martern zu quälen, um es auf die möglichst strafloseste Weise aus der Welt zu schaffen. — Glücklicher oder unglücklicher Weise hatte jedoch, wie dieß schon zu geschehen pflegt, die zähe Natur des Knaben bisher allen ihren Bemühungen den kräftigsten Widerstand geleistet.

„Durel was sicht euch an, was fällt euch ein, um des Himmels Willen;“ tief ihr Nochim mit zitternder Stimme entgegen, „was wissen wir von eurem Knaben? — Er war Abends bei uns, es ist wahr, sein Anblick jammerte uns, ihr hattet ihn eben erst wieder erbarmungslos mißhandelt, und wir gaben ihm die Reste unseres Abendmahles; denn er klagte über Hunger. Dann verließ er uns; was weiter mit ihm geschah, wissen wir nicht!“

„Ihr wißt es nicht? o ihr gotteßleugnerische Brut! — Ihr wißt nicht, was mit meinem Knaben geschehen?“

Bei diesen Worten faßte das immer rasender sich geberdende Weib den armen Nochim bei den Haaren, und schleifte ihn hinaus vor die Thüre.

Gräßlicher Anblick, der sich ihm hier darbot! — So schwach auch der Schein war, welchen das matte Licht des Zimmerchens in dem Vorhause verbreitete, so konnte er doch in dem Halbdunkel deutlich eine Wahrnehmung machen, die ihm das Haar zu Berge sich sträuben ließ. —

In der Mitte des kleinen Raumes an einem eisernen Haken, mit abwärts gefehrtem Haupte hing die Gestalt eines Knaben. Gräßlich verstümmelt war sein Leib, der aufgeschlitzte Bauch ließ frei die Eingeweide heraushängen, auf dem rückgebeugten Kopfe, voll klaffender Wunden, auf welchem das Haar durch das immer noch strömende Blut gräulich zusammengefittet worden, waren kaum mehr die Spuren eines Antlitzes wahrzunehmen.

Der geneigte Leser hat sicherlich schon in dieser Scene, die wir ihm mit widerstrebender Feder hier wahrheitsgetreu geschildert, eine ältere Auflage der Geschichte des Pater Thomas in Damaskus erkannt. — Von wieviel schrecklicherer Bedeutung aber ein solcher Vorfall in jener finsternen Zeit sein mußte, wird jeder leicht ermessen!

Noch hatte sich Nochim von dem entsetzlichen Anblick nicht erholt, noch war sein Kopf völlig betäubt von dem plötzlich auf ihn niedergefallenen Schlage, noch war es ihm nicht recht zum Bewußtsein gekommen, welcher fürchterlicher Unheil über ihn, seine Familie und wahrscheinlich die ganze Judengemeinde des Ortes hereingebrochen, als schon die wüthende Mord gegen die Thüre gesprungen war und diese mit Einem Drucke aus den Angeln werfend eine in horchender Stellung vorwärts geneigte Gestalt sehen ließ mit dem Ausdrucke der thierischsten Rohheit in dem aufgedunsenen Gesichte, in welchem ein Paar Augen voll böshafter Schadenfreude und Rächgier funkelten. — Es war der Geliebte des Weibes. — Mit einer Schnapsflasche bewaffnet schien er nur auf ein Gebot von innen gewartet, und sich mittlerweile durch einige tüchtige Schlucke Muth zu fernerm Frevel geholt zu haben: „Matheß,“ rief sie ihm zu, „lauf in die Stadt und weck' alles Volk. Rüttle sie aus dem Schlafe, laß die Sturmglocke läuten; denn es ist Schreckliches geschehen in diesem Hause. Lauf zu St. Protop, weck den Thürmer, daß alle Leute kommen, und wir ausrotten dieses Gezücht, und wir vertilgen dieses Gewürm von der Erde.“

Mit dem innigsten Ausdrucke der Befriedigung hatte der Knecht diese Worte angehört. All' seine viehischen Begierden, seine thierische Mordlust wurden rege. — Jene den verwahrlosten Menschen eigenthümliche Freude am Unheil schien gekißelt und ein entsetzliches Lächeln umzog sein Antlitz, als er sich eilends aufmachte, um die in Schlaf gewiegte Stadt zu Tumult und Aufruhr aufzurütteln.

Schüchtern nur gehen wir nun daran, unsere schwache Befähigung an die Schilderung von Scenen zu wenden, die besser die Phantasie des Lesers sich selbst ausmalen würde. Nur den Sprachgewaltigen, den Helden an

Geist und Rede, jenen, die mit schöpferischer Bildungskraft begabt, längst verschollene Personen und Thaten durch den Hauch ihres Genies zu neuem, lebensfrischem Dasein erwecken, könnte es gelingen, Momente treu zu schildern, die, alle bösen Leidenschaften entfesselnd und völlig die verborgene Hölle des menschlichen Gemüthes bloßstellend, den Herrn der Schöpfung tief unter das Thier hinabziehen, und welche weit jede Dichtung überflügelnd, die ganze maßlose, entsefliche Verwilderung unkultivirter, zum Fanatismus aufgestachelter Seelen vor dem thränumflorten Auge des Menschenfreundes enthüllen.

Von der Prokopskirche her erklangen die ersten Töne der Sturmglocke, herz- und seeleerschütternd. — Durch das schauerige Dunkel der Nacht hallte bald von den übrigen Thürmen der Gruß wieder, dumpf antwortete das Echo der nahen Berge dem Geläute. —

Wie die Wogen eines aufgeregten Meeres wälzten sich tobende und heulende Menschenmassen durch das enge Gäßchen, mit einem Wuthgeschrei, das allein schon fähig gewesen wäre, die bangen Herzen der armen jüdischen Mütter und Greise in Angst vergehen zu machen. — Auf das Haus der armen Witwe war zuvörderst der Sturm gerichtet. —

Im Fortschreiten von Mund zu Munde, der Lamine vergleichbar, hatte der Ruf der gräßlichen That sich natürlich bis ins Unendliche vergrößert. — Das nahe bevorstehende jüdische Osterfest gab den willkommenen Vorwand zu allerlei schauervollen Auslegungen des aufregenden Ergebnisses. Schon sah man um einzelne Demagogen die Volkshäufen sich sammeln und mit Spannung ihren entseflichen Erörterungen lauschen. „Das längst durch Sagen Ueberlieferte, und doch von Vielen nur mit ungläubigem Kopfschütteln Vernommene, was die ehrwürdigen Klatschmäuler alter Mütter nie müde geworden waren warnend zu erzählen, hatte somit seine endliche, schreckliche Bestätigung gefunden. — Ein armes Christenkind war geschlachtet worden, — schon hatte sein Fleisch der ganzen Gemeinde der Juden zum fannibalischen Mahle gedient — eben sollte sein Blut zum Anmachen des Osterteiges gebraucht werden, als plötzlich — mirabile dictu — ein Donnerschlag mitten unter die Frevler gefallen wäre. Ein Blitz hätte die Gegend in Flammen gesetzt, und so die endlich ermüdete Langmuth Gottes das Haus des Frevlers der schlummernden Gerechtigkeit geoffenbart.“ — —

So ungefähr lauteten die Berichte, die man anfangs in gedämpften Tönen schüchtern einander ins Ohr raunte, bald aber kühner und zuversichtlicher werdend mit immer größerem Aufgebot der rauhen Kehlen unter Flüchen und Verwünschungen ertönen ließ. — Der martervollste Untergang, Tod und Verderben wurden mit wüthenden Geberden und schäumendem Munde den Frevlern angedroht. Da wurde plötzlich ein herzerreißender Zammerschrei vernommen, unverkennbar aus dem Munde eines Weibes und das ganze Bogengebrause unheimlicher Stimmen durchdringend. Derselbe kam aus dem Hause der Witwe. —

Hier hatte beim ersten Andränge des racheschnaubenden Pöbels die rasende Magd sich zwischen denselben gestürzt, um durch ihr Geschrei, wüthendes Händeringen und die immer reichlicher ihre Wangen überströmenden Basiliskenzähnen diesen zu wachsender Gereiztheit aufzustacheln. — Nochim, wiewohl niedergeschmettert, hatte doch im dunklen Drange des nie schlummernden Erhaltungsinstinktes die Thüre kräftig hinter ihr zugeschlagen und mit Hülfe der Brüder fest verrammelt. — Die Armen! Welch schwacher Schuß in solchem Momente! — Die Thüre war auch kaum geschlossen worden, als schon Artzschläge gegen dieselbe fielen, immer hageldichter, mit immer größerer Kraft gesendet. — Als das Holz jedoch dem ersten Andränge widerstand, rief eine Stimme: „Schlagt die Fenster ein, macht kürzern Prozeß!“ — Im Ru klirrten die Scheiben von fünfzig Armen getroffen. Den ersten in das Zimmer fallenden Scherben folgten die Wüthendsten aus der Menge. — Zuwörderst wurde nun das halbtodte Weib bei den Haaren erfaßt und mit wildem Hohngelächter hinaus durch das Fenster geschleudert. — „Meine Mutter, meine arme Mutter!“ rief Nochim in herzzerreißenden Tönen, indem er ihr, von den Brüdern gefolgt, nachsprang und sie den Händen der tobenden Menge zu entreißen suchte. „O, schonet ihres grauen Haares, habt Erbarmen mit der Greisin! Gott meiner Väter, was haben wir euch gethan, was haben wir verbrochen?“

So jammerte der Unglückliche unter den Händen seiner Bürger. — Doch schon war die Frau bis in das dichteste Gewühl geschleift worden. — Nichtsdestoweniger suchte Nochim mit der Wuth und Kraft einer Hyäne sie zu vertheidigen. — Aber von allen Seiten fielen die dichtesten Faustschläge auf ihn nieder, auch mörderische Eisengeräthe schimmerten schon durch das Dunkel, unter ihrer Wucht betäubt zusammensinkend wurde der Arme anfangs mit Füßen getreten, dann hin- und hergezerrt, endlich — in Stücke gerissen — das erste, wohl können wir sagen, Opfer einer schändlichen Verleumdung. — Und seine Mutter? — Schon war ihr Leib an hundert Stellen verwundet, schon waren Aexte über ihrem Haupte geschwungen, um ihr den letzten Rest zu geben, als die Scene plötzlich eine andere Wendung erhielt. —

„Platz dem Bürgermeister,“ riefen mehrere Stimmen vom Marktplatze her. Das Volk drängte sich, um dem Gebote zu willfahren, es dauerte aber eine gute Weile, bevor eine beleibte, vierschrotige Figur, mit einem eben so feisten Antlitz als umfangreichen Bauche unter dem ganzen Kraftaufgebote ihrer walzenförmigen Füßchen daher leuchten konnte. „Ruhe, sag ich euch, silentium!“ so begann die Figur ihren erbaulichen Vortrag, „Achtung dem Gesetze! — Was greift ihr vor der Gerechtigkeit? — O divina justitia, welche Hände sind deine Vollstrecker! O templum sanctae legis, wer wagt es, in deine ehrwürdigen Hallen einzubringen, welches sind deine Priester! Platz, sag ich euch, ihr Sodomiten, schon habt ihr der gefeglichen Strafe ein Opfer entzogen!“

Mit einem Murren, welches wenig Erfolg für den salbungsvollen Sermon verhieß, wurden die Worte aufgenommen, trotz der Hochachtung, die man der Wohlbeleibtheit des Vorstandes zu zollen schien, waren doch die aufgeregten Bogen der Volkswuth schon zu sehr über ihr Bette geschritten, als daß sie so leicht gehemmt werden konnten. — Die Raserei des Pöbels schien vielmehr durch die erfahrene Einsprache ihren Kulminationspunkt zu erreichen. Wie ein zündender Funke fiel plötzlich der Zuruf in die Gemüther: „Nieder mit den Judenhäusern!“ — Im Nu hatten tausend Hände sich mit Zerstörungswerkzeugen gewaffnet. — Kein Zureden, kein Bitten, kein Ermahnen und Drohen des von Schweiß triefenden Bürgermeister und seiner Begleiter vermochte mehr die rasende Thätigkeit zu hemmen. —

Da wurden nun Scenen des Jammers erlebt, der Verzweiflung und des Unheils, die jeder Schilderung spotten. Mütter, die mit zerrauten Haaren, ihre Kinder auf den Armen, im Begriffe aus den zusammensinkenden Hütten zu eilen unter dem plötzlich einstürzenden Mauerwerk ihr frühzeitiges Grab fanden; Greise, die, zusammenbrechend unter der Last der Jahre und des Jammers, unter Hohn und Mißhandlungen ihr schwaches Leben verhauchten; Männer, die mit der Kraft der alles bewältigenden Familienliebe ihre Frauen und Kinder zu schützen suchten, aber bald unterliegend, mit dem letzten Hauche Gott um Hülfe und Rache anriefen; Kinder, die in unsäglicher Angst die Füße ihrer Erzeuger umschlingend mit diesen zugleich den Tod erlitten. —

Welch ein Ungeheuer kann doch der Mensch werden, wenn das Licht seiner Vernunft erlischt und die Teufel böser Leidenschaften sich seiner bemächtigen! —

Der ehrwürdige Präses, dem man es nachsagen muß, daß es ihm eigentlich mehr um Conservirung seines Ansehens als der Judenstadt zu thun war, da er endlich sein Bemühen als völlig fruchtlos erkannte, hatte einem seiner Begleiter einige Worte zugerufen, worauf dieser sich mit Mühe durch die Menge drängte, eilends ein Pferd bestieg und mit verhängtem Zügel aus der Stadt eilte. „Wartet ihr Frevler!“ rief der Bürgermeister, indem er sich von dem Platze entfernte, „in wenigen Stunden wird ein Fähnlein kaiserlicher Reiter hier sein, um euch pro merito zu züchtigen.“ Dann an die sämmtliche ihn begleitende städtische Sauvegarde (in zwei Policisten bestehend) sich wendend, fügte er mit dem Aufwande seiner ganzen bürgermeisterlichen Dignität hinzu: „Man bringe die Witwe mit ihrer fluchwerthen Sippchaft in Verwahrung!“ — Und in dem süßen Bewußtsein, nun seinen Obliegenheiten vollkommen Genüge gethan zu haben, keuchte er von dannen.

Der erste Schimmer des Morgens beleuchtete eine Scene, die nicht jammervoller gedacht werden kann. — Die Naturgeschichte erzählt, daß gewisse Raubthiere, wenn sie einmal Blut gekostet, nicht mehr in ihrer Mordgier gehemmt werden können. — So geht es dem Pöbel, wenn er

einmal die wilde Lust des Zerstörens empfunden. — Die ganze entsetzliche Bodenlosigkeit der finstern Abgründe seines Gemüthes wird er dann enthüllen, mit der Befriedigung derselben wird seine Wuth nur gesteigert werden! —

Die ganze Judenstadt war ein Schutt- und Trümmerhaufen geworden, die Synagoge, wo noch gestern eine andächtige Versammlung ihr Herz vor ihrem Schöpfer ausgeschüttet, bot jetzt kaum einige nackte Mauerreste dem Anblicke dar, manche Leiche der Frommen, die in ihr Schutz und Trost gesucht haben mochte, unter ihrem Schutte bergend; die heiligen Gesezesrollen über die Gasse zerstreut! —

Ah, wie wenig, wie gar so wenig Zeit hatte nur dazu gehört, um alles Glück, allen Frieden, alle Seligkeit so vieler Familien auf immer zu vernichten! Doch Heil denen, die den Untergang alles dessen, was ihnen hienieden theuer gewesen, nicht überlebten, aber wehe jenen, die das Elend ihrer Freunde mit ihren leiblichen Augen ansehen mußten! von welcher namenlosen Qual wurden nicht die Herzen der Armen zerfleischt, die da gefesselt ihrem Schicksale entgegenharrten, von dem siegreichen Pöbel nur darum verschont, um ihm bald das über alles werthe Schauspiel einer öffentlichen Execution darzubieten.

Mit den triumphvollen Gefühlen eines Helden betrachtete eben die endlich müde gewordene Menge ihre nächtliche That, noch hie und da nachhelfend, wo es ihrer bessern Einsicht nothwendig schien, als sich plötzlich das schreckensvolle Gerücht verbreitete, daß die Drohung des Bürgermeisters in Erfüllung gehe, und durch das piseker Thor eine Schaar kaiserlicher Reiter so eben ihren Einzug halte, mit entblößten Schwertern, ohne Zweifel bereit in die Menge einzuhaufen. — Mit Sturmeseil waren sogleich die Massen zerstoßen, alles lief, was es nur konnte, sich und sein Bewußtsein des entsetzlichsten Frevels in der dunklen Behausung zu bergen.

Wie es gewöhnlich geschieht, war auch diesmal die Hülfe zu spät angelangt; die Reiter kamen nur, um das fliehende Volk und das verlassene Schlachtfeld, von einer Staubwolke überdeckt, zu sehen. —

Sie hielten auf dem Marktplatze, den Trompeter an der Spitze, der eine kriegerische Fanfare blies. Lauter kräftige Burschen, mit blanken Helmen, nett glänzendem Rüstzeug und Waffen, die fernhin in der Sonne — eben war sie prächtig über die blutgedüngte Wahlstadt der Lynchjustiz aufgestiegen — glänzten und schimmerten. — Ihr stolz zu Pferde sitzender Anführer, mit wehendem Helmbusch, glatt geschniegeltem und funkelndem Lederkoller, mit hohen Reiterstiefeln, an welchen silberne Sporen blippen, schien ein Adelliger, von jedenfalls merkwürdigem Aussehen.

Sein kaum mehr jugendlich zu nennendes Antlitz, eben so bleich als hager, mit stark hervortretenden Backenknochen, straff am Beine anliegenden Muskeln und den, einem angespannten Trommelfelle gleichenden Wangen, bekrundeten in ihm auf den ersten Anblick einen jener bedauernswürdigen Männer, die früh für alle, das Mark des Leibes und Geistes aufzehrende

Lüste gereift, ihr ganzes Thun und Streben nur auf die Befriedigung des in ihnen stets regen Wollustteufels richten. — Düster brannte das Feuer seiner grauschwarzen Augen, die unter dicht buschigen Brauen hervorblickten, ein stereotypes, höhnisches Lächeln umschwebte einen Mund, welchen ein mehr langer als dichter Schnurrbart beschattete. —

Er hatte kaum auf dem Marktplatz seinen Reitern ein kräftiges „Halt“ zugerufen, als in demüthigster Haltung sich ihm der Bürgermeister näherte.

„Willkommen, edler Herr von Duba,“ rief er ihm mit seiner heisern, freischendenden Stimme zu, „habt wahrlich einen scharfen Ritt gethan heut zu Nacht. Nur thut mir leid, thut mir wirklich leid, Euch vielleicht aus den Armen eines Liebchens aufgeschreckt zu haben. — Doch habt Ihr wohl gehört, was sich hier zugetragen in dieser fürchterlichen Nacht, die mir nicht vergeßlich sein wird, und wenn ich das Alter Methusalem's erreichen sollte. He, was sagt Ihr dazu?“

„Was ich dazu sage?“ erwiderte barsch der Angeredete, „gelacht hab ich anfangs, dann aber mich geärgert, ja geärgert, mit Verlaub, Herr Bürgermeister, über Eure Pedanterie! — Und war's auch nöthig, solcher Kleinigkeit halber fünfzig schmucke Burschen aus dem Schlafe aufzustören? — O Ihr meint wohl auch noch, daß es nur die Sache sanctae justitiae sei, armen Sündern das Lebenslicht auszublasen, und es gelte gar nichts, wenn nicht über jede Bagatelle einige Zentner Papier verschmiert werden. — Sie werden es Euch schlecht Dank wissen, glaubt mir, die edlen Herren vom Rathe, daß Ihr ihnen so eine ungelegene Procedur auf den Hals geschoben. — Daß konnte rascher und billiger abgemacht werden *paratis semper ad occidendum populi manibus*, um in Eurer Lieblingsprache zu reden. — Ja, man muß zu Zeiten verstehen, ein Auge zuzudrücken, Herr Bürgermeister, und gar bei solchem lächerlichen Handel!“

„Das ist Euch eine *causa ridicula*, gnädiger Herr?“ sprach kopfschüttelnd der Bürgermeister, „wenn ein Kind von verruchten Händen abgeschlachtet wird, um zu einer *coena Thyestis vel Harpagonis* zu dienen, um mit seinem Fleisch zu sättigen, mit seinem Blut zu tränken *aquae instar*?“

„Lappalien!“ lachte der Herr von Duba. „Ha, ha, ha, und Ihr ließt Euch auch von solchen Ammenmärchen verblenden? — Wahrlich, ich kenne viele Juden, aber so dumm, und von so absonderlichem Geschmack hab' ich noch keinen gefunden, daß er über den magern Genuß eines dünnen Bastarden Hals und Kragen, Gut und Blut aufs Spiel setzte. — Nichts desto weniger aber durste dem Pöbel sein Gaudium verkümmert werden. Ihr hättet ihn immer ruhig wirthschaften lassen sollen. Wird ihm doch so selten Gelegenheit, sich eine Recreation zu schaffen. Die Zeitläufte sind schlecht, Herr Bürgermeister, Juden gibt es genug, und ich sag' Euch, für den nahen Türkenkrieg wird unser Kaiser und Herr manches Bürschlein aus dem Volke brauchen. — Gönnt ihm also eine unschuldige Spielerei, und sucht's nach Kräften bei guter Laune zu erhalten.“

Zutraulich gemacht durch solche Reden des Führers und die ruhige, harmlose Haltung der Krieger, hatten sich die verlaufenen Volkshäufen bald wieder gesammelt.

Freundlich und mit den Fingern schalkhaft drohend lächelte ihnen der Herr von Duba zu.

„Ihr könnt Euch Euren Morgenimbis wohl schmecken lassen,“ sprach er in gnädigster Herablassung, „Ihr habt ein eben so mühevolleres als undankbares Werk gethan heut zu Nacht. Beelzebub wird sich drob freuen, Ihr habt ihm manchen Höllebraten geliefert!“

Ein lautes „Vivat“ erscholl nach diesen Worten.

Eben war Jaroslav (so war der Vorname des Ritters) im Begriffe, durch dankendes Kopfschütteln seine Fraternalisation mit dem Pöbel fortzusetzen, als ein Ruck an seinen Stiefeln und ein leises „gnädiger Herr!“ seine Aufmerksamkeit nach abwärts in seine nächste Nähe lenkte. Er hatte auch kaum den Blick gesenkt, als ein freudiges „Ach Hynek“ aus seinem Munde ertönte, und er im nächsten Momente gewandt sich vom Pferde schwingend an der Seite eines Menschen stand von eben so rohem als verschmiztem Aussehen. „Bringst Du gute Nachricht, Hynek?“ fragte der Ritter. „Ich wußte nicht bessere zu bringen, gnädiger Herr, das hat der Zufall gut gefügt, daß er Euch grade hieher nach Strakonitz geführt, auf halbem Wege mir entgegen.“

Und indem sich der Knecht an das Ohr des Edelherrn neigte, schien er ihm ein Weilchen etwas angelegentlich zuzulüftern, was den höchsten Ausdruck von Freude auf das Antlitz des Ritters hervorzauberte. — „Bravo, Hynek,“ rief er in heiterster Laune. „Aber nun ist mir dieses nächtliche Ereigniß wirklich fatal,“ fügte er hinzu, „das hätte trefflich in meine Pläne gepaßt.“

Und an den Bürgermeister sich wendend, fuhr er fort:

„Drei der Hauptthäter dieser nächtlichen Gräuelp, ich meine die Witwe und zwei ihrer Söhne, sind doch in Euren Händen? — Nun wohl! — Ihr wißt ohne mich, was Eures Antes ist. — Wollt sie also in strengem Gewahrsam halten und vor den Händen des Pöbels schützen. — Bin ich Euch etwas werth, so seid so gut, mich von Allem in Kenntniß zu setzen, was sie betrifft über die genauern species facti, über die sonstigen Ergebnisse der Amtshandlungen und welchen Verlauf überhaupt diese seltsame Affaire nimmt.“

Ueberrascht von dieser plötzlichen Sinnesänderung des Ritters, vermochte der Angeredete nur durch eine tiefe Verbeugung seine Zustimmung zu geben.

Der Ritter aber, nachdem er seine Leute in die verschiedensten Quartiere der Stadt kommandirt, warf sich wieder zu Pferde, und nur von Hynek! der ebenfalls ein Roß bestiegen, begleitet, gallopirte er eilends von dannen.

## II.

È temer aria impresa  
L'irrit ar uno sdegno  
Ch' ha congiunto il poter.  
Metastasio.

Der freundliche Leser begleite uns nach Wollin.

Dieser Ort ist zwei Stunden von Strakoniz entfernt und liegt an der Wollinka, wie wir bereits zu sagen Gelegenheit hatten. Ob übrigens der Fluß dem Orte oder der Ort dem Flusse den Namen entlehnt, wüßten wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben; das Erstere scheint jedoch wahrscheinlicher. — Am Fuße und Abhange eines jener terrassenförmig abfallenden Berge erbaut, durch welche der Südwest Böhmens, nicht unähnlich einem riesigen Amphitheater zu den schneeigen, weit hin sichtbaren Höhen des böhmisch-baierischen Gränzwalles emporsteigt, kann diesem, sonst wenig ausgezeichneten Dertchen eine recht freundliche, pittoreske Lage nicht abgesprochen werden. Mit Vergnügen wird der Wanderer von dem im Nordosten vereinzelt sich erhebenden, mit einer halbverfallenen Kapelle geschmückten Bergkegel aus eine reizende Vogelperspektive der kleinen Stadt genießen. — Schon hat das Flüsschen die Mitte seines kurzen Laufes erreicht, und windet sich wie ein Silberband in anmuthsvoller, leiser Strömung durch die Gegend hin, zwischen blumigen, tristenreichen Auen, die den Norden und Westen des Ortes umschließen. —

Wollin mag übrigens von jeher eine Judengemeinde in seinem Schoße geborgen haben; ein vergessener Gebirgswinkel Böhmens, wie wir diese Gegend füglich nennen könnten, mochte sie nur um so verlockender erscheinen dem die möglichst geräuschloseste Lebensfristung anstrebenden Volke Jakobs.

Wenige Tage waren seit jenen Ereignissen zu Strakoniz verflossen. Es war an einem Freitag Abende. — Die milde Sabbathstille, in die engen Räume der Judengasse einziehend, sah bei einbrechendem Dunkel, wie gewöhnlich, die ganze Gemeinde in der Synagoge sich versammeln. — Aber welch ein düsterer, brustengender Geist wehte heute durch die friedlichen Hallen des Gotteshauses! — Nicht auf die altherkömmliche, eben so gemüthlich-wohlthuende als feierliche Weise wurde diesmal die Sabbathbraut empfangen; nicht in heitern Tönen stimmte die Gemeinde in jene idyllischen Ruhe und Seelenbehagen athmenden Worte des frommen Sängers der Elegie an die Burg Zion\*) ein; düster und still, wie am klagerreichen Vor-

\*) Juda ben Halevi, Verfasser des Icho dodi und vieler anderer herrlicher rituelser Gesänge, über welchen Schreiber dieses eine längere Arbeit für die Stypurim unter der Feder hat.

abende des neunten Avo ging es her; kaum daß Jemand es zu wagen schien, die Augen zu der mit allerlei Arabesken, Schriftstellen und sonstigem phantastischen Schnörkel wunderbarlich genug ausgeschmückten hölzernen Decke der Synagoge emporzuheben; mit einer Stimme, die vor innerer Aufregung zitterte, folgte man gedankenlos der Leitung des Chasan; wo doch blieb sie diesmal die neschema jesera, die, nach dem sinnvollen Ausspruche des Talmudisten, am Sabbathe in jedem Gläubigen ihr sanftes Licht entflammt?

Es wird kaum nöthig sein, hier beizufügen, daß auf der Versammlung der entsetzliche Eindruck der Nachrichten aus Strakoniz lastete; die Seelenqual, von der die Armen gefoltert wurden, mußte um so größer sein, als auch der hiesige Pöbel es bereits nicht an drohenden Anzeichen eines nahenden Sturmes fehlen ließ.

Zwei Männer nahe dem Eingange der Synagoge ziehen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. — In bei weitem höherem Grade als die übrige Versammlung tragen sie den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit auf den bleichen Gesichtern; von schwerem Kummer muß ihr Herz erfüllt sein, von quälender Sorge das gebeugte Haupt; denn nur die peinigendste Unruhe scheint sie auf diesen letzten Plätzen des Gotteshauses zurückzuhalten, wohin sie nur gekommen sein mochten, nicht dem Drange andächtiger Gefühle folgend, sondern nur um keinen Anstoß zu geben, um kein Aufsehen zu erregen.

Der eine von ihnen, ein bereits ältlicher doch noch rüstiger Mann im pelzverbrämten, kastanähnlichen Ueberrocke, die hohe polnische Mütze auf dem gebleichten Haupte, zeigt einen solchen würdevollen Anstand in Miene und Haltung, daß er offenbar zu den vornehmsten und reichsten Gliedern der Gemeinde zählen muß. — Sein Nachbar ist ein Jüngling von eben so edler, freier Haltung als blühender Schönheit, mit einem Gesichte, in welchem jugendliche Anmuth mit männlichem Ernst um den Vorrang streiten; einer hohen Stirne, sanft und würdevoll blickenden Augen und einem leichten Bartflaum um das gerundete Kinn.

Die Ungeduld der Beiden schien mit jedem Augenblicke im Wachsen begriffen, so daß sie endlich nicht umhin konnten, gleich nach dem Kidusch mit leisem Schritte die Hallen des Gotteshauses zu verlassen.

Schweigend schritten sie anfangs nebeneinander her; endlich begann der Jüngere:

„Es scheint mir, mein theurer Vater, daß ihr heute Nachrichten aus Prag erhalten habet. — Ich sah einen Boten bei euch einkehren, er hat euch Briefschaften gebracht. — Entschuldiget, wenn ich euch daran zu erinnern wage, daß ihr mir noch nicht davon gesprochen.“

Nach einem, mehrere Sekunden andauernden Schweigen erwiederte der Alte:

„Mein Kind, es ist wahr, ich habe heute Nachrichten aus der Heimath erhalten; mir sind Mittheilungen zugekommen vom Parneß der prager Ge-

meinde; auch unsere theuern Anverwandten haben mich ein Wort von sich wissen lassen. — Es war schon Zeit. — Sie sind alle wohl!“

„Täuschet mich nicht, ich bitte euch, theurer Vater,“ sprach der Jüngling wehmüthig bewegt; „denn eure Miene straft eure Worte Lügen; das ist nicht die Weise, in der man Erfreuliches mitzutheilen pflegt! — Ihr seid von schwerer Sorge niedergedrückt, ich lese eine ungewöhnliche Bangigkeit auf eurem Antlize. — Verzeihet, aber eure tröstlichen Worte heitern mich nicht auf; ich kann und darf wohl nicht mich darüber freuen!“

„Nun, sie sind wohl,“ wiederholte der Alte mit Nachdruck, „offenbar beflissen, dem Gespräche ein Ende zu machen? „Gesegnet sei ihr Sabbath und Freude komme in ihr Herz!“ fügte er mit innigem Ausdrucke bei; „mögen sie nie hören, was sich in unserer unglückseligen Gegend zugetragen. — Nochmals, mein theurer Nephthali, sei beruhigt ihretwegen; ihr Friede ist nicht gestört!“

„Und wird er es immer bleiben?“ fragte bang der Jüngling.

Die beiden Männer hatten bei diesen Worten grade den Eingang eines kleinen Hauses erreicht, welches etwa in der Mitte der Judengasse lag. Offenbar war dies ihre Wohnung; denn schon hatte der alte Mann seinen Fuß über die Schwelle gesetzt; doch bei diesen Worten seines Begleiters wandte er sich rasch um und zog ihn wieder mit sich zurück ins Freie. Schweigend legte er hier die Hand an die Stirne, in Nachsinnen versallend; endlich sprach er:

„Du hast Recht, mein Kind, wenn ich's eigentlich bedenke. — Du hast die Jahre des Leichtsinnes und sorgloser Lebensfristung schon hinter dir. — Und ob du gleich nur mein Pflegesohn bist, so hat sich deine Treue und Anhänglichkeit doch besser bewährt als so manches eigenen Kindes. — Was sollte ich also zögern, Deinen Schultern auch einen Theil der Sorgen aufzubürden, die mich niederdrücken; dein Verstand scheint mir schon zur Genüge gereift, um den Tücken des Schicksals mit den Waffen des Geistes zu begegnen, um den ganzen bittern Ernst des Lebens zu fassen. — Was also unsere theuern Freunde und Anverwandten in Prag betrifft — so sind sie allerdings zur Stunde wohl — ich habe keine Unwahrheit gesagt. — Was aber ihr ferneres Schicksal sein wird, welches Loos ihrer harrt, das, mein theurer Sohn, steht in der Hand jenes oben, der die Sterne in ihren Bahnen lenkt, und der schon so lange, ach, allzu lange seinem Volke Israel zürnet. — Eine schwere Anklage ist auf ihre schuldlosen Häupter gewälzt worden. — Du weißt, hast es schon gehört, daß der Erbfeind des Christenthums, der Türke, schon wieder im Osten sich regt — die Fackel des Krieges, kaum gelöscht, wird bald wieder von Neuem verheerend flammen und die Bewohner Oesterreichs und Ungarns sind aus ihrer kurzen Ruhe zu peinvollen Sorgen aufgeschreckt. — Aber unsere armen Brüder sollen wiederum nicht nur das allgemeine Leid mittragen, ihnen ist abermals eine absonderliche Qual dazu beschieden. — Es geht nämlich das verhängnißvolle Gerücht um und

findet leider allzu leicht Glauben bei unsern Widersachern, allzu leicht Verbreitung durch unsre Hasser, daß einige Mitglieder der prager Gemeinde dem Reichsfeinde Spionirdienste geleistet, daß sie ihm Alles verrathen hätten, was die Rüstungen, Pläne und Kräfte unseres Staates beträfe. — Und das würden sicherlich, die Vermuthung liegt nahe, nicht die Schuldigen allein büßen; in herzverzehrender Bangigkeit sehen drum unsre Brüder in der Hauptstadt der nächsten Zukunft entgegen; denn schon ist ihnen die schrecklichste der Strafen angedroht, Ausweisung und Vertreibung vom heimathlichen Boden.“

In düsteres Nachsinnen versank der Jüngling nach diesen Worten: „Also nirgends Ruhe für uns — für das bedrängte Volk Gottes. Ich hatte es schon bereut, nach diesen Ereignissen in Strakoniz, bitter bereut, eurer allzu großen Besorgniß nachgegeben und Prag verlassen zu haben, und wollte schon mit dem Vorschlage auftreten, daß wir Alle wieder dahin zurückkehren in die unvergeßliche Heimath; doch da kommt ihr mit dieser Nachricht, die alle meine Pläne wieder vereitelt, meine hoffnungsvollen Träume einer bessern Zukunft.“

„Ja, Viele sind unsere Widersacher,“ sprach der Alte, das thränende Auge gegen den heiter gestirnten Himmel erhebend, „Viele, die aufstehen gegen uns. — Kaum dürfte der göttliche Sänger mehr Ursache gehabt haben, in diesen Jammerruf auszubrechen, als wir. — Laß uns mit männlicher Fassung uns rüsten, mein Sohn; denn mir ahnet nichts Gutes. — Der Ewige weiß, wie lange noch dieser unser stille Zufluchtsort unentdeckt bleibt, ob nicht die nächsten Tage uns wieder alle alten Leiden und Qualen erneuern!“

Der Jüngling trat bei diesen Worten einige Schritte erschreckt zurück. — Dann rief er mit aller Leidenschaftlichkeit der Jugend: „Wie, sollten etwa unserer Hannah, meiner theuern Braut, neue Gefahren hier drohen? — sollte auch sie hier nicht sicher und geborgen sein?“

„Wer unter Feinden lebt,“ erwiderte der Alte, einigermassen unangenehm berührt von der Heftigkeit seines Pflugesohnes, „darf sich nie von den Gefühlen allzu großer Sicherheit in Sorglosigkeit wiegen lassen. — Wir müssen allerdings auf unserer Hut sein, mein lieber Sohn. — Ich bin nicht ohne Verdacht seit einigen Tagen; innere Ahnung bestärkt mich darin. — Unser stiller Wohnsiß scheint mir seit kurzem der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten eines zerlumpten Burschen, den ich mehrmals hier herum-schleichen gesehen. — Möge uns der Gott unserer Väter beschützen und uns behüten vor plötzlichem Verderben, daß nicht von Neuem Unheil über unsere Häupter hereinbreche!“

„Großer Gott!“, rief Nephthali, zitternd vor Aufregung, mit bebender Stimme, „sollte jener adelige Bösewicht uns aufgespürt und bisher uns gefolgt sein? — Sollten wir vergebens Heimath, Freunde und Verwandte verlassen haben, um seinen Nachstellungen, den Flammen seiner wollüstigen

Stut zu entgehen? — Und eure Hannah, meine theure Braut, auch hier sollten wir ihretwegen nicht sorglos athmen können?“

„Beruhige dich, mein Sohn, noch sind es bloße Vermuthungen, die ich hege. — Dem aufgeregten Gemüthe wird der unschuldigste Gegenstand Ursache der Besorgniß und des Schreckens. — Wenn das Herz von düstern Ahnungen erfüllt ist, so zittern wir vor dem Rauschen eines Blättchens und das Auge kann nicht unbefangen die Dinge betrachten — die ganze Welt sieht es in einen Trauerflor gehüllt — was klar und unverdächtig wie der lichte Tag, erscheint ihm ein dunkles, schauervolles Geheimniß. — Also nochmals, sei beruhigt und laß uns friedlich einkehren in dieses Haus des Friedens, daß wir den Theuern drin nicht unnütze Sorge machen. — Du siehst, schon hat die ganze Gemeinde die Schül verlassen und sitzt daheim bei den Lieben. — Möge es dem Sorgenbrecher, der anmuthsvollen Braut Sabbath, gelingen, ihren Kummer zu zerstreuen, ihr Herz zu erleichtern.“

Sie traten ein. —

Es war ein überaus freundliches Stübchen, welches die Männer in seinem behaglich durchwärmten Raume empfing. Wie auf Verabredung, hatten sie Beide rasch ihre eben erst von dem Ausdrucke der schwersten Sorge verdüsterte Stirne zu jenem der unbefangenen Heiterkeit geglättet. — Eine achtzackige goldig blinkende Lampe umspann sie mit ihren milden Lichtkreisen; von lauter Gegenständen des Haushaltes fanden sie sich umringt, denen man es deutlich ansah, daß sie erst vor Kurzem frisch aufgeputzt und gereinigt worden. — Blank geschauert war der Boden, hoch aufgethürmt schwellten sich die Betten unter großgeblumten Ueberzügen auf schneeweißem Grunde, eine spiegelglatte, zirkelrunde Messingscheibe auf der dem Tische zunächst stehenden Wand warf ihnen freundlich, wie zu heiterem Willkomm, ihre gelblichen Reflexe zu — die Tafel mit tadellos weißem Linnen bedeckt, von einfachen aber von Reinlichkeit schimmernden Sesseln umstellt und mit blankem, zinnernem Tischgeräthe bedeckt, schien des einfachen Mahles zu harren.

Oben an der Spitze der Tafel im weichgepolsterten Lehnstuhl saß sie, ohne Zweifel die Mutter des Hauses, eine heitere Matrone, in jenem Stadium des weiblichen Greisenalters sich befindend, welches das angenehme genannt werden kann, die goldene reiche Haube über dem noch von der Farbe der Gesundheit gerötheten Antlitz, welches, in einen großen Sidur geneigt, eben der Ausdruck jener herzinnigen Andacht verklärte, deren nur das Gemüth des schwächern Geschlechtes fähig ist. — Ihr zur Seite, die voll gerundeten, schneeweißen Arme, welche keine neidische Hülle bedeckte, auf die Tafel gelehnt, mit jenem lieblichen Ausdrucke sanften Nachsinnens, welches den in Entfaltung begriffenen Jungfrauen so anmuthig steht, saß ein Mädchen, welches wohl an Reiz und Anmuth keiner der gepriesenen Schönheiten der Bibel nachstehen mochte. — Eine üppige Lockenfülle umschäkerte ihr Antlitz, wie die auf dem Wasser von leichten Westen umkostete Lilie schwankte ihr kleines Haupt gedankenvoll hin und wieder; eben weilte das schmachtende blaue Auge auf

der Gestalt der hochverehrten Mutter, eben wollte über ihre halbgeöffneten Lippen, die das Roth der Korallen beschämten, eine Frage hinein, als sich die Thüre öffnete, und jene, die ohne Zweifel eben die Gegenstände ihres träumerischen Sinnens gewesen, mit einem gemüthlichen „Gut Schabbes“ eintraten. Freundlich wurde der Gruß erwidert, mit sanftem Lächeln erhob die Matrone ihr Haupt; mit einem wohltonenden Ausrufe der Ueberraschung eilte die holde Jungfrau dem Eintretenden entgegen, ihr liebliches Köpfcgen neigend, um den am Sabbath üblichen Segen zu empfangen. Mit leuchtenden Augen sprach der Vater: „Möge der Herr dich segnen, dich behüten, möge er dir sein Antlitz leuchten lassen und dir gnädig sein und dir den Frieden geben!“ — Dann zog er die Hände ab von dem anmuthsvollen Haupte, und mit der Rechten ihr rundes Kinn erfassend, hob er ihr Antlitz gegen das seinige, welches der innigste Ausdruck der Vaterliebe verklärte, als er einen Kuß auf die glänzende Stirne drückte. — Mit tiefinniger Freude betrachtete der Jüngling diesen Vorgang; der Anblick seines Bräutcheus mochte sein Herz schwellen machen in Lust; er konnte endlich dem Drange nicht widerstehen, auch seine Arme um ihren schimmernden Nacken zu schlingen und mit dem feurigen Siegel der Liebe das zarte Roth der Wangen für einen Moment zu verschleichen.

Und nun erscholl das gemüthreiche Lied an die Engel des Friedens in einer jener rührend-einfachen Melodien, die so trefflich dem Iyrisch-elegischen Geiste jüdischer Festgesänge sich anschließen, wunderbar Seele und Herz ergreifend. — Nachdem der Hausvater noch, in einen warmen Schlafrock gehüllt, die sinnigen Sätze des „Esches chail mi jimzah“ mit öfterm zärtlichen Hinblick auf sein Weib gesprochen, wusch man die Hände und setzte sich zu Tische. — Andachtsvoll sprach der Vater den Segen über das Brod, welches mit seinem Linnen bedeckt vor ihm auf dem Teller lag. — Dann wurde das einfache Mahl aufgetragen. — Bis an die Decke empor stieg der Dunst der Speisen, aus den einhüllenden Qualmwölklein flimmerten milde wie unschuldige Kinderaugen die einzelnen Flämmchen der Lampe hervor, auf jeden glänzenden Gegenstand, sogar auf die dampfende Suppenfläche ihren glitzernden Schein werfend.

In reizender Geschäftigkeit eilte das Mädchen hin und wieder, hier einen Teller, dort ein Glas darreichend, jeden Wunsch erspähend, ihr milde Auge weilte überall, in blendenden Bogenwindungen regte sich ihr Arm allerwärts — mit Ellenleichtigkeit schwebte sie dahin, aus der Küche in das Zimmer, aus dem Zimmer in die Küche.

Es war ein herzerquickender Anblick dieses irdische Walten eines Engels an Schönheit und Milde.

Sie hatte auch kaum bemerkt, daß der Vater so eben sein Glas nur halb mit Wasser füllen konnte, weil der Krug schon geleert war, als sie rasch das Gefäß ergriff, und ohne daß jemand ihren Abgang bemerkte, vor die Thüre hüpfte, um an den Fluß zu eilen.

Eine freundliche Nacht lag draußen auf der Gegend. — Es war in der wechselvollen Zeit des Vorfrühlings. — Linde, leise Lüfte wehten über die Fluren hin, die glühende Wange des Mädchens kühlend, welches leicht, wie eine Gazelle, auf dem anmuthigen Pfade hineilte, der sich mitten zwischen Gebüsch und üppiges Gesträuch hinwand. — Bald war der Fluß erreicht. Ruhig murmelten die Wasser über die blinkenden Kiesel und den grauschimmernden Sand hin, im freundlichen Widerschein der Himmelslampe strahlten die kaum erst vom Eise befreiten Wellen. — Mit einer Grazie, die nur der unschuldigen Weiblichkeit eigen ist, hatte das Mädchen ihr leichtes Röckchen in die Höhe geschürzt, um von einem felsigen Vorsprunge aus den Krug hinab in den Fluß zu neigen, als der eilende Trab eines Pferdes, kräftige Hufschläge an ihr erschrecktes Ohr drangen. —

Angstlich hob sie ihr Haupt in die Höhe, fernhin leuchtete der Alabaſter ihres Schwanenhalses; schon war sie im Begriffe zu entfliehen, da ließ sich ein Geknistern im Gebüsch vernehmen, feste Männerschritte erschallten, die Weiden wurden rasch und heftig zurückgebogen, und in kriegerischer Kleidung stand ein Mann vor ihr, der sie alsbald mit den Worten begrüßte:

„Guten Abend, mein trautes Schäschen! So treff' ich Dich einmal wieder? Geseget seien diese meine Augen, daß ihnen abermals der Anblick Deiner Holdseligkeit wird. — Und geseget seien die sanften Sterne deines Antlitzes, die mir lieblicher strahlen, weiß Gott, als die Plejaden, Dioskuren, und wie das astronomische Paß da droben sonst noch heißt, die mir jetzt, ich hoff' es, freundlicher zulächeln werden als vormals! — O Du, lieblicher als die Erzmutter deines Stammes, als sich am Brunnen die lusternen Blicke des Knechtes Abrahams weideten, ja schöner als Rebecka, reizender als Rahel — sag' wie geht es Dir? — Erinnerst Du Dich noch zuweilen meiner? — was führt dich hierher? — was thust Du immer, mein Schäschen? —“

Ein lebhaftes Zittern hatte die Glieder der Jungfrau ergriffen, alle Röthe war von ihren Wangen gewichen, unwillkürlich entrang sich ihr der Schreckensruf: „Jaroslav!“

„Ja, der bin ich, mein trautes Liebchen,“ lachte der Mann. „Sieh da, ich habe mich nicht getäuscht, du kennst mich ja noch — noch Erinnerst Du Dich meiner! — Ich habe noch mein Plätzchen in Deinem reizenden Kopfe. — Wer hätte das gemeint, wer hätte das gehofft? — Und Du verließest mich doch ohne Abschied, nicht ein sterbendes Wörtchen vernahm ich davon, als Du das schöne Prag verließest — Du sein Schmuß und seine Zierde — das schöne Prag, welches mir todt schien ohne Dich — verließest Prag und verkrochst Dich in diesem gasstigen Winkel — eine Perle im Mist.“

Mit einer heftigen Bewegung hatte sich mittlerweile das Mädchen erhoben — alle ihre Kraft zusammenraffend, versuchte sie zu entspringen.

„Ah nicht doch,“ sprach Jaroslav, in welchem die Leser ohne Zweifel

schon den Rottensführer aus Strakoniz wieder erkannt haben, indem er sie kräftig erfassend einen glühenden Kuß auf die alabastergleiche Schulter drückte. „Du bist ja scheuer als ein Reh! Soll ich umsonst Dir so lange nachgeforscht, Dich wie ein Blinder sein verlorenes Augenlicht gesucht haben, soll das Sehnen meines Herzens nicht doch endlich gestillt werden? — Du kommst mir nicht so leichten Kaufes los!“

„Allmächtiger Vater,“ rief das Mädchen, welches jetzt erst wieder den Gebrauch seiner Stimme erlangte, „ist es noch nicht genug der Verfolgungen? — Um des Himmels Willen laß mich los! — Meine Eltern daheim vergehen vor Angst und Sorge. — O ich Unglückselige, was that ich Euch, daß Ihr nicht nachlassen möget mit Nachstellungen. — Was wollt Ihr von mir?“

„Von Dir? — Was ich will? — Welche Frage! — Sie ist so naiv, daß sie nur aus solchem lieben Mündchen kommen konnte. — Mädchen, rasend möchte ich werden vor Liebe zu Dir. — Bist Du doch das holdste Wesen, das je der Sonnengott mit seiner Fackel beleuchtet. — Was ich von Dir will? — hm, nichts und Alles — mein Lämmchen! — Gib mir Deine Liebe und Du hast mich zum glücklichsten der Erden söhne gemacht! — Gönn mir den Genuß Deines holdseligen Leibes und mich soll der Donner erschlagen, wenn ich nicht Adel, Ehre und Gut in die Schanzen schlage und Dich mir zur trauten Gesponsin erkiese.“

„Mich, die arme Judenmaid, Ihr, der stolze und reiche Ritter?“

„hm, Exempla trahunt,“ lachte der Junker, dem nach der Weise jenes pedantischen Zeitalters eine Masse lateinischer Brocken so mundgerecht waren, daß sie ihm selbst in den Augenblicken der größten Aufregung, am unpassendsten Orte entschlüpfen, „es fehlt nicht an Beispielen. Ueppiger und stolzer blühen die Blumen des Orientes — duftender entfalten sich seine Blüthen als im kalten Westen. Was that denn Ahasverus, von dem Dir sicherlich Deine härtigen Rabbis erzählt haben? — Er hat die wunderliche Esther als Gattin heimgeführt und zur Königin seines Harems gemacht. — So nimm ein Exempel an der Esther, wie ich am Ahasver. — Was dem gottlosen Heiden gut war, ist auch dem frommen Christen gerecht!“

„O Jammer,“ flugte Hannah, „zu welchem Unheil bin ich aufbehalten. O, meine armen Eltern, Du mein theurer Nephtali — seht das Leid, das über mich hereinbricht! — habt Erbarmen, Erbarmen, Herr Ritter!“

„Nimmer,“ sprach jener mit entschlossener Entschlossenheit, „jenem dürren Judenbuben sollte ich Dich gönnen, Dich und Deinen köstlichen Leib, der für Könige und Fürsten geschaffen worden. — Daß ich ein Narr wäre! — Ich halte Dich und keine Macht des Himmels, kein Teufel soll Dich mir entreißen.“ —

Doch mit der Kraft der Verzeißlung hatte das Mädchen aus seinen

Armen sich losgewunden, wild flatterte das gelöste Haar um ihre Schultern; mit Einem Sprunge hatte sie den Fußpfad erreicht.

Doch vergebens! — Mit Einem Sage war der Ritter an ihrer Seite, seine Arme umschlangen ihren schlanken Leib; heftig, mit allem Feuer rohsinnlicher Gier preßte er sie an seine Brust, und indem er, einen Kuß auf die erbleichenden Lippen drückend, sie in das Gebüsch trug, wo mit grinsendem Antlitz sein Helfershelfer, der uns schon bekannte Knecht Hynel seiner harrte, sprach er in sanftesten Tönen:

„Sei keine Thörin, mein trautes Schätzchen. Du wirst doch nicht einen Juden mir vorziehen, dessen Besitz tausend edle und feine Mägdelein Dir neiden werden. — Sieh, ich bin reich, habe Geld und Gut, und alles lege ich Dir zu Füßen. — Sei meine Königin, ziehe als Herrscherin in mein Edelshloß. Du sollst herrliche Tage bei mir haben. — Ich will ja alles thun, was Dir genehm sein wird!“

Ohne Erwiderung blieb diese Rede; denn ohnmächtig lag das Mädchen in seinen Armen. — Schon hatte er die holdselige Gestalt auf das Pferd gehoben, schon wieherte dieses munter unter der leichten Bürde — sein Herr setzte eben den Fuß in den Bügel, als ein lautes und kräftiges „halt!“ in durchdringendem Tone erschallte, und der Mädchenräuber, sich wendend, mit der Schnelle eines angeschossenen Hirsches einen Jüngling auf sich zuweilen sah — der kein anderer war als Nephthali.

„halt!“ rief dieser nochmals mit donnernder Stimme, „laß sie los, verfluchter Mädchenräuber — laß ab von deinem Raub, elender Wicht!“

Mit Hohnlachen erwiederte der Ritter: „Ah, du bist es, feines Jüngel? — Kommst mir grade recht in den Wurf, Bube. — Auf dich hab ich schon gewartet, dich Art und Sitte zu lehren.“

Und im Nu flammte sein Schwert aus der Scheide, kampflustig schwang er es um sein Haupt, daß es weithin bligte durch die helle Nacht. Dann kehrte er es mit geschickter und heftiger Wendung gegen seinen Gegner. Doch dieser, außer sich vor Wuth, und von der Schrecklichkeit des Momentes mit Riesenstärke gewaffnet, hatte alsbald einen der stärksten Aeste von einem der nahen Bäume gebrochen, und ehe es sich der Junker noch im Geringsten versehen konnte, hatte schon die nervige Rechte Nephthalis zwei so furchtbare Hiebe, den einen auf seinen Arm, den andern gegen sein Haupt geführt, daß das Schwert ihm entsank, und er taumelnd mit blutüberströmtem Antlitz zu Boden sank.

Doch im Augenblicke erhob er sich wieder. Mit racheschnaubendem, Schaum und Blut bedecktem Munde, mit Augen, die wie Blitze flammend in ihren Höhlen rollten, begann er auf den Jüngling loszuhauen. — Doch die Wuth machte ihn blind. — Mit der Gewandtheit eines kunstgeübten Fechters wich Nephthali seinen ersten heftigsten Streichen aus, ließ den Arm des rasenden Gegners in tollen Lusthieben seine Kraft vergeuden, bis er sich die Gelegenheit ersah mit seiner um so gewichtigeren je plumpere Waffe

einen solchen Schlag mit aller Kraft, welche der höchste Grad zorniger Ent-  
rüstung verleihen kann, gegen die Wollust erfüllte Brust seines Feindes zu  
führen, daß alsbald die klirrenden Degenscherben um die Häupter der  
Kämpfer schwirrten, und der Ritter einige Schritte bestürzt zurückwankend mit  
den bespornten Füßen im Weidengestrüppe sich versing, und nochmals im  
dröhnenden Falle den Boden bedeckte. —

Diesen günstigen Moment benutzte der eben so kühne als gewandte  
Nephtali. — Der Ritter, dem keine Zeit zur Besinnung und zu einem  
neuen Entschlusse gelassen worden, fühlte sich plötzlich wie von eisernen Ar-  
men umfangen und zusammen gepreßt, aller Athem war ihm aus der Brust  
gedrückt, kaum daß er noch mit schwacher Stimme zu rufen vermochte:  
„Hülfe, Hülfe! Hynel, du träger Knecht, herbei räudiger Hund!“ indem er  
wie eine wilde Raqe mit sprühendem Munde um sich biß.

Der Gerufene kam nun zwar herbei, doch mit so zögernden und be-  
dächtigen Schritten, daß dem Ritter wenig Hoffnung blieb, durch diese dritte  
intervenirende Nacht dem Kampfe eine andere Wendung zu geben. —  
Schreckgelähmt waren dem feigen Knechte die Arme niedergesunken beim  
Anblicke der schmählischen Niederlage seines Herrn, und er brauchte nur auf  
dem zornentflammten Antlize Nephtalis die leise Absicht zu erkennen, sich  
von dem Ritter weg auf ihn selbst zu stürzen, um eben so schnell zu ent-  
fliehen, als er langsam gekommen war.

Mittlerweile hatte der seine Geliebte vertheidigende jüdische Löwe seinen  
Gegner mit der Schnelligkeit des Wirbelwindes mit sich fortgeschleift, hin  
zu den rauschenden Wellen des Stromes.

„Glender Jude,“ läspelte der Ritter kaum hörbar, „was hast du vor  
mit mir?“

Ein gräßliches Lachen war die Antwort Nephtalis; denn überwältigt  
von Wuth und Ingrimme hatte diesen jetzt alle kluge Bedächtigkeit ver-  
lassen. „Feiger, schmählcher Räuber,“ rief er mit donnernder Stimme,  
daß es weit hin tönte durch die stille Nacht, „mit einem Juden glaubtest  
du es leicht aufnehmen zu können, du wähtest uns so schwach und kraft-  
los, wie unglücklich und bedrückt. — Doch noch lebt in unsern Armen die  
Stärke, die einst unsere Väter in Kanaan erfüllte und zum Schrecken der  
Heiden machte. — Ich werde dich nicht tödten; denn du bist nicht werth  
von redlicher Hand zu fallen, aber abkühlen werde ich deine Liebesgluth,  
die gräuliche Wollust, deine thierische Gier — abkühlen im Wasser!“ —

Unter diesen Worten war Nephtali bei jenem felsigen Vorsprunge an-  
gelangt, von welchem aus Hannah vorher den Krug hinabgelassen hatte.

„Da!“ rief er zähneknirschend, einen mächtigen Faustschlag in das Ge-  
sicht des Ritters führend, daß dieser schier die letzte Besinnung zu verlieren  
vermeinte, „da, noch eins zum Geleite!“ und indem er ihn bei der Brust  
erfassend leicht wie einen Federball in die Höhe hob und wüthend in der  
Luft hin und herschüttelte — der Moment schien die Kräfte des Jünglings

verzehnfacht zu haben — schleuderte er ihn mit einem zweiten gewaltigen Stoße so heftig hinab in das Wasser — daß dieses rauschend empor fuhr und der schäumende Gischt bis in das eigene Antlitz Nephtali spritzte. —

Indem nun der tapfere Jüngling, auf die noch immer ohnmächtige Hanna zueilend, sie in seine Arme nahm, um rasch mit ihr den Schauplatz des unheilvollen Kampfes zu verlassen, hörte er die ingrimmvollen Worte des Edelherrn aus dem Wasser nachschallen: „Rache, schreckliche, unverzöhnliche, blutige Rache dir und dem ganzen Judengezücht!“

Die Haare sträubten sich dem entsetzten Nephtali zu Berge. — Nichts desto weniger umfing er mit liebevoller Sorgfalt die theuere Bürde; einen inbrünstigen Kuß auf die bleichen Wangen hauchend eilte er mit beflügelten Schritten von dannen.

Auf halbem Wege kam ihm schon der alte Pflegevater, Reb Ephraim, entgegen, der die Hände über dem grauen Haupte zusammenschlug beim Anblicke seines Kindes.

„O, meine Ahnung,“ jammerte er, „vergehe in Pein, mein altes Herz, denn die Tochter ist todt!“

„Beruhigt euch, theurer Vater,“ sprach in mildesten Tönen der Jüngling, „unsere Hannah ist nicht todt, ihr süßes Leben ist nicht entflohen. So eben habe ich sie den Krallen des Tigers entrißen.“

Und nun erzählte er in kurzen Worten den schrecklichen Vorgang. — Reb Ephraim, anfangs aufjauchzend in Lust über die Rettung seines Kindes, versank jedoch bald in düsteres Nachsinnen, dann fuhr er verzweiflungsvoll mit den Händen in die Haare und rief mit herzerschütternder Klage: „O mein Gott und Gott meiner Väter, was hast du gethan, mein Kind — wozu ließeß du dich von deiner maßlosen Heftigkeit hinreißen! — Nun — nun erst ist unser Unglück entschieden. — Das verzeiht der Bösewicht nie — er wird uns alle verderben!“

„Ich habe gethan, was ich mußte,“ sprach fest der Jüngling, „oder sollte ich eure Tochter dem Lotterbuben überlassen? — Wer kann sich mäßigen in solchem Momente? — Wahrlich, ich bin noch zu jung, um über dem Juden den Menschen zu vergessen — keine Schmach, keine Unbill zu fühlen. — Erst mit den Jahren kommt die Weisheit,“ fügte er bitter hinzu, „erst mit der Zeit können die erbarmungslosen Feinde unseres heiligen Glaubens uns zu lammfrommen Hillels \*) umwandeln, die da jedes Leid, alles Unrecht, allen Schimpf und jede Kränkung ungerochen über ihre Häupter hingehen lassen.“

„Und doch durstest du nie die dem Juden stets nöthige Bedächtigkeit verlieren,“ erwiederte Reb Ephraim, krampfhaft die Hände vor die Augen

---

\*) Der bekannte jüdische Weise, eben so ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit als durch wahrhaft bewundernswerthe stoische Gelassenheit und Ergebung in jedes Schicksal, welche es wohl verdient hat, sprichwörtlich im Judenthum zu werden: „Hillels Geduld.“

drückend, „du hättest denken sollen, daß wir Fremdlinge, geächtet sind auf diesem Boden, daß wir uns mäßigen müssen, daß rohe Gewaltthat nur unsern Peinigern ziemt, daß der Sklave weise und einsichtsvoll sein muß, soll ihn die Fessel nicht erdrücken.“

„O, wie hasse ich diese Weisheit, wie ekelt mir vor dieser Einsicht! — Sind wir wehrlose Schafe von der Natur geschaffen? — hat sie nicht uns auch Kraft in die Muskeln und Mark in die Knochen gegeben? — Bei dem Gott unserer Väter, ich möchte kein Jude sein, so lieb und theuer mir das Gesetz Moßs ist, wenn Feigheit bei ihm zur Tugend würde. — Und meint ihr, ein glimpflicheres Verfahren hätte was geholfen? — Ich wäre todt — o, warum ist es nicht so, und was läge daran, — aber eure Tochter wäre geschändet und entehrt. — Glaubt mir, theurer Vater, der Schwächere ist immer im Unrecht, weh dem Besiegten! Dem Juden wird nie ein billiges Urtheil. — So laßt uns denn das hereinbrechende Unheil mit Geduld und Gottergebung tragen, wenn es nicht zu ändern ist!“ — \*)

Die gepreßte Brust des Alten machte sich durch einen schweren Seufzer Luft. — Sein stumm gegen den Himmel gerichteter Blick war beredter als alle Worte.

Sie traten endlich in ihre Wohnung ein; \* Nephthali, die ohnmächtige Hanna noch immer in den Armen tragend. Sie fanden die arme alte Frau außer sich vor Kummer und Sorgen.

Jubelnd stürzte sie nun auf die Tochter los; ihres Alters und der schwachen Kräfte vergessend, hob sie mit leichter Mühe ihr Kind auf das Lager. — Ihre Thränen, ihre Küsse und heftigen Liebkosungen riefen das Mädchen bald wieder zum Bewußtsein zurück. — Mit nicht zu schildernder Wonne schlug die holde Jungfrau ihre sanften Augen auf, und erblickte sich — die Seligkeit des Paradieses fühlte ihr Herz in diesem Momente — im Kreise der Ihrigen, umgeben von den sämmtlichen, Thränen der Wehmuth und Freude vergießenden, theuern Anverwandten.

---

\*) Der Verfasser kann bei Gelegenheit dieser Aeußerungen Nephthalis die Bemerkung nicht unterdrücken, wie sehr jene Unrecht thun, die speciell dem Juden Feigheit vorwerfen. — Als ob die Geschichte es nicht überall bestätigte, daß mit der äußern Macht und dem politischen Ansehen eines Volkes auch seine sittliche Würde und Kraft zum Sinken gebracht wird. — Der Jude theilt also hierin nur das Lob der meisten besiegten Völker, nicht nur der alten sondern auch der neuen Zeit. (Man denke an Amerika und an die steigende Erschlaffung seiner ureingebornen Völkerschaften.) — Wem fällt es ein bei den jetzigen Griechen und Römern die moralische Größe der alten Bewohner von Hellas und der ewigen Stadt der sieben Hügel zu suchen? —

### III.

— Quum fas atque nefas exiguo sine libidinum  
Discernunt avidi — — —

*Horaz.*

Die seligen Tage des Frühlings waren wiedergekehrt, und mit ihnen das lieblichste, bedeutungsvollste aller Feste des Judenthums. — Seine milden Schwingen hatte der Pessach über die niedern Hütten des Gottesvolkes ausgebreitet, und Frieden und Wohlbehagen in die stillen Räume gehaucht. — Wie verklärte sich doch sonst das Antlitz jedes Gläubigen beim Einzuge des chodesch ho-owiw, wenn die Natur ihm und seiner Freude an Israels Vergangenheit, der wehmuthsvollen Rückerinnerung an längst geschwundene Größe und Herrlichkeit sich bräutlich zu schmücken schien, und allen Reiz und alle Anmuth der Jugend zu entfalten, befreit von dem harten Drange des Winters, wie einst Israel von dem härtern einer entwürdigenden Sklaverei. — Wie sehr eignet sich doch die Jahreszeit zu dem Feste der Erlösung! —

Doch unermessliches Leid war diesmal in seinem Gefolge über die Judengemeinden des südlichen Böhmens gekommen.

Es war am Sabbathe, der da genannt wird schabes chol hamoed. — Da bot die kleine Stadt Strakoniz auf ihren wenigen Straßen und Plätzen das Bild des regvollsten Lebens und Treibens dar. — Es war wie an einem Markttag. — Aus der ganzen Umgebung, von nah und fern, war das Volk herbeigeeilt, Neugierde las man auf allen Gesichtern und gespannte Erwartung dessen, was da kommen sollte. — Denn durch einen nicht allzu verschwiegenen Diener des Gerichtes war es bekannt geworden — so wünschenswerth auch die Verheimlichung gewesen wäre — daß heute der Tag sei, an welchem die erste Amtshandlung, das sogenannte Vorverhör der angeklagten drei Juden, stattfinden sollte, bevor sie an das Kriminalgericht zu Pilsen zur fernern und eigentlichen Procedur übergeben würden.

Die Außerordentlichkeit des Verbrechens und die ganz besondern örtlichen Umstände, die dabei in Anbetracht kamen, hatten diesmal ein ungewöhnlich langes Verweilen der Gefangenen am Orte des Frevels zur Folge gehabt, wo doch ihr Endschicksal sich nicht entscheiden sollte, und eine bedeutend größere Tragweite, als dies sonst der Fall gewesen wäre, diesem ersten, förmlichen Einvernehmen der Beinzichtigten gegeben. — Bei dieser Menge von Zeugen, bei dieser Masse der am Vorfalle Mitbetheiligten, und bei der so überaus umständlichen Rechtspflege jener Zeiten konnte es in der That nicht anders geschehen, als daß erst nach Verlauf mehrerer

Wochen der Schneefang der Justiz der Amtsbesessenen über die „accurateste“ Erhebung der species facti, welche aber durch alle dabei beobachtete pedantische Aengstlichkeit doch nur selten an Zuverlässigkeit gewann, einigermaßen zu Athem zu kommen erlaubte.

Welches größere Fest konnte es nun für den Pöbel geben, als jene zu verhöhnern, die schon der Name ihres Volkes dem allgemeinen Spotte Preis gab und nochmals an den Qualen derer sich zu weiden, die bereits einst seine grausame Rachgier empfunden. — Wirklich war auch keiner unter dieser Menge, der die armen Angeklagten nicht für todeswürdig gehalten und sich nicht im voraus über die herbe Strafe gefreut hätte, die über sie würde verhängt werden.

Befonders lebhaft aber ging es vor dem Rathhause her, einem etwas räumlichern, über die andern bedeutend hervorragenden Gebäude, dessen dunkle Mauern, mit den kleinen, fest vergitterten Fenstern schon allein geeignet waren, ein Gefühl der Bangigkeit in dem Herzen des Beschauers zu erregen. — Da herrschte denn ein ohrbetäubendes Gesumme, da wurde erzählt, gestritten, gezankt und hie und da auch — wo die Kraft der Rede etwa nicht ausreichen mochte — durch die Faust derselben Nachdruck gegeben. — Die Reugierigsten — es sind dieses gewöhnlich die Unverschämtesten und Rohesten des Volkes, nicht selten auch seine Wortführer hatten sich bis in die Hausflur gedrängt und Treppen und Geländer besetzt, unverwandten Blickes auf eine eiserne Pforte hinstarrend, vor welcher zwei Stadtwächter, mit Hellebarden bewaffnet, deutlich das Bewußtsein ihrer amtlichen Würde und Wichtigkeit zur Schau trugen.

Da schlug die Amtsstunde. — Der höchste Grad der Unruhe bemiserte sich des Pöbels, dessen nie zu ermüdende Geduld, besonders wenn es die Befriedigung einer rohen Schaulust gilt, in der That schon bedeutend auf die Probe gestellt worden war.

Die Eisenpforte öffnete sich, und von starken Wachen geleitet, aus einer finstern Kammer heraus schritten drei lebende Bilder des Jammers, in schweren Eisenbanden, deren Last ihnen kaum einen aufrechten Gang gestattete.

Was hatte doch eine kurze Haft für entsetzliche Wirkungen auf die armen Menschen hervorgebracht! Todtsahl waren ihre Wangen, der Glanz ihrer Augen erloschen im Grusthauche des Kerkers, unscheinbare Lappen umhüllten ihre Glieder, Haar und Bart der Männer triefend von Rässe, starrend von Schimmel und Moder. — Am herzerreißendsten aber war der Anblick des Weibes. — Vertrocknet schon schien der Quell ihrer Thränen; denn mit einem nicht zu schildernden Ausdruck des Schmerzes hob sie die von brennend rothen Kreisen umgebenen Augen zum Himmel empor, mit lautlosem Munde — ohne Klage — denn welche wäre stark genug gewesen für ihr Leid? — um Hülfe und Rettung stehend. —

Wen hätte dieser Anblick nicht bis in die innerste Seele erschütteret? —

Doch nicht so der erbarmungs- und schonungslose Pöbel. — Hohngelächter, wieherndes Gejohle, unflätige Ausbrüche eines im Puhle des Schmutzes wuchernden Volkswiwes waren der Willkomm der Unglücklichen. Es bedurfte aller Kraft der Wächter, um die rohen Hände der wüthenden Gaffer von ihnen abzuhalten, daß nicht im Hause der Gerechtigkeit ein Frevel an den Gefesselten verübt wurde.

Das Reden konnten sie jedoch nicht verwehren; mit Flüchen, Drohungen und Schimpfnamen der empörendsten Art überhäuft, erreichten die Gemarterten den Eingang eines ziemlich geräumigen Saales, in welchem ihre Ankunft durch eine plötzlich eintretende und eine gute Weile andauernde, lautlose Stille angekündigt wurde. — Dann pflanzte sich ein leises Gezißel von Ohr zu Ohr fort, und alle Bewegungen und Mienen der Anwesenden mochten den Unglücklichen andeuten, wie groß die Aufmerksamkeit sei, deren beklagenswerther Gegenstand sie in diesem Augenblicke waren.

Sie befanden sich im sogenannten Gerichtssaale.

An einem großen Eichentische, mit einem riesigen Dintensasse, dergleichen Streusandbüchse und halbellentlangen Federn überdeckt, saß im weichen Armseffel Herr Thomas Hrnicek, Stadtrichter von Strakoniz, eine Gestalt, eben so lang dürr und hager, als ihr Nachbar — wir erkennen den Bürgermeister wieder — feist und klein war. — Beide edle Herren hatten ihre Gesichter in möglichst finstere Falten gelegt, die frisch gepuderte Perrücke sollte noch das Gravitatische ihres Aussehens erhöhen, wenn es nicht schon das spanische Rohr that, welches, mit einem massiven Silberknopfe prangend zwischen ihren wohlgefällig gekreuzten Beinen lehnte. — Rechts und links befanden sich zwei Tischen, an denen in emsiger Geschäftigkeit zwei Schreiber saßen.

Das Zimmer übrigens, noch überdem von einer guten Anzahl Stadtbürger, als Gerichtsbeisitzern erfüllt, bot das möglichst trübseligste und düsterste Aussehen von der Welt.

An den beräucherten Wänden hingen hie und da an Nägeln Hand- und Fußseisen, auch zweischwänzige Peitschen mit bedeutungsvollen rothen Flecken überdeckt, auch eine Bank mit langgliedrigen Ketten war an der Thüre zu sehen. —

Beim Eintritte der Angeklagten lehnte sich Herr Hrnicek bequem in seinen Sessel zurück, und nachdem er alsdann einem Rathsdienere befohlen, ihnen die Fesseln abzunehmen, hustete er einigemal, räusperte sich mit Anstand, nahm eine große Prise aus einer riesigen Tabaksdose — rieb die dürren Hände, warf einen strengen Blick auf die Delinquenten, schnupfte nochmals und niesete drauf und war in dessen Folge genöthigt, einen kleinen Ballen Leinwand zu entfalten und aufzurollen, der sein Sacktuch vorstellte — als der zu wiederholten Malen auf der Straße und unmittelbar vor den Thüren des Saales sich erhebende Tumult ihn so wie die anderen Herren daran mahnte, daß man vorerst jene Stille herzustellen habe, die nach Ci-

cero's Ausdruck „so wunderbar den Geist nährt.“ bevor man an die Verhandlung gehen könne. — Viele aus dem Pöbel nämlich hatten sich so weit von ihrer ungestümen, frechen Reugier hinreißen lassen, daß sie gradezu verlangten, in den Saal eingelassen zu werden, und im Verweigerungsfalle drohten, sich den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen. Es erhob sich demnach der Bürgermeister von seinem currulischen Sessel, schritt mit aller Grandezza eines Diktators über Tod und Leben vor die Thüre, begleitet von den mit derben Stöcken bewaffneten Viktoren, und begann einen salbungreichen Vortrag an die Menge, worin er durch eine Masse Sentenzen im barbarischesten Küchenlatein darzuthun suchte, „was massen man keineswegs sanctam justitiam in dero Funktionen turbulentiren dürfe, daß man jedenfalls persuasionem hegen könne, daß die Frevler poenae merita nicht entgehen, daß man gewaltig im Irrthum versire, vermeinend, daß hoc loco et tempore die Angelegenheit zur Entscheidung komme, sintemal dies die Sache und Sorge superiorum sei.“ — Wirklich gelang es ihm — so wenige auch sein Kauderwälsch völlig verstanden hatten, wenigstens die Friedlichern zum Heimgang zu bewegen, die Unruhigsten, die Tumultuanten von Profession, konnten nur durch die Hinweisung auf die kleine Militairmacht, die sich zur Stunde im Orte befand, dazu vermocht werden, die Räume des Rathhauses zu verlassen. — Weit entfernt jedoch, still nach Hause zu gehen, blieben sie vielmehr in einzelnen Haufen auf den Gassen versammelt, bereit, an jedem sich ereignenden Spektakel, den ihr feiner und sicherer Instinkt sie heute mit Bestimmtheit vorahnen ließ, sogleich thätig Theil zu nehmen. —

Als der Bürgermeister wieder zurückgekehrt war, und seinen frühern Platz eingenommen hatte, begann der Richter seine Interrogationen mit dem an den ältern Sohn der Witwe Aaron gerichteten zu allen Zeiten unvermeidlichen judiciellen Exordium: „Wie heißt ihr?“ —

„Ich sehe keinen in dieser Versammlung, edler Herr,“ fuhr der Angeredete fort, nachdem er das Verlangen des Richters erfüllt hatte, mit jenem würdevollen Anstande, den das Bewußtsein der Unschuld gibt, sein bleiches Haupt in die Höhe richtend, „ich sehe keinen in dieser Versammlung, der nicht so gut wie ich euch meinen Namen nennen konnte, und der dies nicht noch vor kurzem mit dem ehrendsten Beiworte gethan hätte. — Die ganze Stadt kennt uns — und als rebliche, friedliche Leute darf ich wohl beifügen. — O, wie schwer liegt die Hand des Herrn auf uns! Arm waren wir von jeher, aber rechtschaffen, und Niemand vermag uns eines Unrechts zu zeihen, obschon wir hier geboren und aufgewachsen sind. — Wir waren immer geehrt und geachtet in diesem Orte — so weit es einer aus unserem unglücklichen Volke sein kann.“

„Es ist wahr,“ gegenredete der Richter, „daß ihr bis vor wenigen Wochen keine Ursache zur Klage gegeben, man hat nur Gutes von euch gehört, euer Wandel schien ein tadelloser! — Aber,“ fügte er bitter bei, „ihret wäret nicht die Ersten, die unter heuchlerischer Maske ein schändliches

Treiben verbergen, denen die Tugend zum Deckmantel des Frevels dient. Wißt ihr, welch' graufigen Verbrechens ihr hier angeklagt steht?"

"Wir könnens nur vermuthen," erwiderte Aaron, "denn wir hoffen noch immer, daß man von einer Anklage zurückkommen werde, für die sich nicht einmal Wahrscheinlichkeitsbeweise werden aufbringen lassen."

"Was ist mit dem Christenknaben geschehen, der vor einigen Wochen am Abend in eure Stube getreten?" fragte mit strengem Tone der Richter.

"Edler Herr, was soll ich es euch nochmals sagen, was ihr so gut wißt als ich, was die ganze Stadt gesehen, daß er jämmerlich ermordet und zerfleischt in unserem unglückseligen Hause gefunden worden."

"Also gesteht ihr ein, daß ihr das Kind zu schuwürdigem Brauche, zu einem schändlichen Baalsdienste getödtet?"

"Wie können wir etwas eingestehen, edler Herr, was gegen alle Vernunft, alles Recht, gegen alle Religion, absonderlich aber gegen das Gesetz Moses ist, das wir verehren, und was auch ihr als göttlich anerkennt."

"Ihr habt Recht an Moses zu erinnern, ihr böswilligen Ketzer," brauste der Richter auf in erkünsteltem Zorne, "wie schwer habt ihr's dem guten, lieben Manne nicht gemacht, euch zu lenken — was hat's ihm nicht gekostet, eure Hartnäckigkeit zu besiegen. — Doch nicht von eurem Propheten ist jezt die Rede, es fragt sich, ob ihr bekennen möget und bereuen?"

Mit fester und sicherer Stimme erwiderte Aaron: "Unser Bewußtsein ist rein von Schuld — es ist uns unmöglich, etwas zu bekennen, wovon unsere Seele nichts weiß. — So bedarf es auch keiner Reue von unserer Seite! — So wahr möge uns der Gott unserer Väter beistehen, und uns erretten aus der Macht unserer Feinde, als da nicht klebt an unsern Händen das Blut dieses unschuldigen Kindes!" —

"Ihr seid eben so verstockt als böse," erwiderte der Richter auf diese mit der ganzen, überzeugenden Macht der Wahrheit gesprochenen Worte. "Sagt mir, habt ihr das Kind schon früher gekannt?"

"Das arme, unglückselige Geschöpf," erwiderte der Jude, innigst bewegt, "wir haben es nur zu gut gekannt. Es kam täglich zu uns, und weilte wohl am liebsten in unserem Hause, das schuß- und obdachlose Wesen — weiß es sicher war, da der Wuth und den Mißhandlungen seiner entmenschten Mutter zu entgehen. — Seine Anblick war herzbrechend. — Dieser Tiger in der Gestalt von Gottes Ebenbilde, dieses sittenlose Weib ohne Gefühl, welches heute das schändlichste Verbrechen, den Mord des eigenen Kindes durch ein wo möglich noch gräulicheres, dadurch, daß sie eine unschuldige Familie dem Verderben weiht, daß sie die wohlverdiente Strafe auf unsere Häupter wälzt, gut zu machen sucht, diese schuwürdige, diese verabscheuungswerthe Rabenmutter — wäre es nach ihrer Absicht gegangen, ihr Kind wäre längst eine Beute des Hungers und maßlosen Glends geworden. — Nun haßt sie uns und verfolgt uns, weil wir ihren rucklosen Plan vereitelt, weil wir die Frucht ihrer Sünde gegen ihren Wunsch zu

erhalten suchten und ihm wenigstens die nothdürftigste Nahrung gereicht haben.“

„Ihr habt das Kind genährt, pecoris instar,“ sprach höhnisch lächelnd der Richter, „um es dann zu schlachten. — Ja, ja die species facti sind klar — das corpus delicti noch vorhanden! — Was wird euch also das Lügnern helfen? — zu einigen Foltergraden, versteht sich. O wir haben Mittel,“ fuhr er, die Hände wohlgefällig reibend, fort, „um verstockte Sünder reden zu machen. Ihr werdet sie kennen lernen. — Man wird euch das Geständniß auspressen — dafür steh ich — wenn ihr's nicht gutwillig ablegt. — Man lasse die Mutter des Kindes vortreten,“ gebot er dem Rathsdienner.

Eine Pause erwartungsvollen Schweigens trat ein, bis sich die Thür abermals öffnete, und in demüthigster Haltung, das Haupt geneigt, die Magd hereinwankte, ein trefflicher Beleg für die Behauptung jenes geistreichen Franzosen, daß eigentlich in jedem Weibe die Natur eine Schauspielerin gebildet habe, mächtig, jeden Affect in ihren füsameren Gesichtsmuskeln zu reproduciren, in ihrer, der einstigen Verführerin glücklich entlehnten Gewandtheit den weichern Ton in jede Form schmiegend, daß der höchste Edelmuth wie die niedrigste Verworfenheit nur in dem Busen des schwächern Geschlechts Raum finde.

Ihre Brust schien bereits den letzten Athem verhaucht zu haben, ein Thränenstrom ergoß sich über ihr Antlitz hin, auf die Schultern des Rathsdieners gestützt, in den fiebrisch zitternden Händen die abgegriffenen Kugeln eines Rosenkranzes rollend, leise Gebete vor sich hermurmelnd schien sie nur mit Mühe sich noch aufrecht zu halten, und vor den Stuhl des Richters mehr geschleppt zu werden, als sich zu bewegen.

„Armes Weib,“ sprach der Richter, indem er seinem Gesichte den längst entwöhnten Ausdruck des Beileides anzukünsteln suchte, „beruhigt euch, und wiederholt hier nochmals öffentlich eure Aussage, wie ihr schon einmal vor mir allein gethan.“

„Mögen alle Heiligen in meiner Hülfe sein,“ sprach mit matter Stimme und ganz zerknirscht das Weib, indem sie schwach das Haupt erhob und beim Erblicken der angeklagten drei Juden schauernd zusammenfuhr. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, was ich soll erzählen. Ja vor Gott und seinem gekreuzigten Sohne klage ich mich hier selbst als die Mörderin meines einzigen, geliebten Kindes an. — Mir kann nie und nimmer Verzeihung werden — zerfleischt wird mein Herz von dem Bewußtsein, daß ich noch mehr Schuld bin als diese Keger da an dem Tode des Knaben. Ja, meine Nachsicht, mein frevelhaftes Schweigen, meiner Herzensgüte und, o du mein Heiland, auch die sündige Lust am Gewinn haben dir dein frühes Grab bereitet, du meine Hoffnung, du einziger Trost meines Lebens, Freude und Bönne meiner Tage.“ —

Das Weib wäre wohl noch lange in diesem Tone fortgefahren, wenn nicht der Richter sie verdrießlich unterbrochen hätte:

„Laßt jetzt die Klagen, armes Weib, geschehen ist geschehen. — Wir alle nehmen Theil an eurem Schmerz; doch was hilft jetzt weinen? — Euer Jammer wird nicht mehr euer Kind ins Leben rufen. So erzählt denn mit einfachen Worten den Hergang der Sache.

„Ich bin eine arme und redliche Magd,“ sprach das Weib nach der gewöhnlichen Art verworfener Menschen, nicht sparsam im unverschämtesten Selbstlobe, „habe von jeher einen frommen, christlichen Wandel geführt, habe mich mit meiner Händearbeit kümmerlich genährt, und es gibt keine fleißigere Kirchengängerin in hiesigem Orte. — Die Leute kennen mich alle und mein sittliches Leben.“ —

Nicht bloß die ganze übrige Versammlung, selbst der Richter konnte bei diesen Worten eines Lächelns sich nicht erwehren, weshalb die Magd bissig fortfuhr:

„Und wenn ich auch einmal mein schwaches Stündlein gehabt, wer ist frei davon? — Es lauert der Versucher überall und des Teufels Macht ist groß. — Ja es lehre jeder nur vor seiner Thüre und man ziehe den Balken aus den eigenen Augen. — Hab ich einmal gefehlt, so hab ich's wieder gut gemacht. — Wie hab ich nicht die Frucht eines unbewachten Augenblickes geliebt und wie sorgsam gepflegt, wer kann anders sagen? — Wer kann mich eines andern Vergehens überführen, und wer will sagen, daß ich mein Kind mißhandelt habe? So trete er auf, daß ich ihm mit diesen meinen Händen die Augen austrage.“

„Weib,“ rief erzürnt der Richter mit donnernder Stimme, „welcher Satanas rast in euch? — Wollt ihr eure böse Zunge in Zaum halten? — Redet kurz — antwortet, was ihr gefragt seid. — Ich scheer mich den Kufuf um euren Lebenswandel.“

Die Magd schauderte heftig zusammen. Es mochte ihr wie die Mahnung des jüngsten Gerichtes tönen. — Man weiß, wie wenig oft nur dazu gehört, um alle Schrecken des bösen Gewissens in einem frevlerischen Busen wach zu rufen. — Es dauerte also eine gute Weile, bevor sie ihre Fassung einigermaßen wieder erringen konnte.

„Edler Herr,“ sprach sie mit bebendem demüthigsten Tone, „ihr kennt wohl das Sprichwort: Weiß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. So verzeihet mir denn. — Ich will ohne Umschweife reden.“

Nachdem sie frisch Athem geholt, fuhr sie anfangs noch kleinlaut, bald aber, da sie die ungetheilte, steigende Aufmerksamkeit aller Anwesenden wahrnahm, immer kühner und zuversichtlicher fort, das schändlichste, lügenhafteste Gewebe von Trug und Hinterlist zu entrollen.

„Ich will vor Allem sagen, edler Herr, wie ich in die Bekanntschaft dieser gottlosen Keßer da gekommen. Ihr wißt, daß die Juden an ihrem Sabbathe wie an keinem ihrer Feiertage eine Art von Arbeit verrichten

mögen. — Es sind nun mehrere Jahre, daß ich in meiner thörichten Gottlosigkeit mir beikommen ließ — der böse Geist selber hatte hier sicherlich seine Hand im Spiel, der Einfall konnte nur von ihm kommen — an solchen Tagen diesen Juden die nöthigen Dienstleistungen zu machen; es kann ja eine gar so große Sünde nicht sein, dachte ich anfangs, es sind ja Menschen. — Du mein Jesus, wie bin ich heute so hart für diese ruchlosen Gedanken gestraft.“ —

Nach einem schweren Seufzer fuhr sie fort:

„Nun ja, man hatte mir guten Lohn verheißen, was thut der Mensch nicht um Gewinnes halber, und so ließ ich mich in des Teufels Netz verstricken. — Aber ich soll ihn noch bekommen, diesen Lohn. — Denn in meiner Gutmüthigkeit, in meiner Einfalt wartete ich immer zu und ließ mich von Tag zu Tag vertrösten. Nun mögen es zwölf Wochen her sein. Ich könnt' euch noch die Stunde sagen, wenn's grade Roth thäte; denn das vergeß' ich in Ewigkeit nicht, es war am Sabbath früh. — Da ging ich zeitlich in das Haus der Juden wie gewöhnlich und heizte den Ofen von außen. — Dann ging ich in die Stube und nahm den Besen und machte mich dran, den Fußboden zu fegen. Es war Niemand da, außer Nochim, der älteste Sohn, der schlimmste aller Kezer, er büßt nun schon in der Hölle für seine unzähligen Frevelthaten. — Dazumal aber saß er am Tische, dieser war mit einem Leintuch bedeckt, ein großes Buch lag vor ihm und er betete, so däucht mir. — Als ich den Boden rein gefegt, so ging ich zum Kasten, welcher gegenüber der Thüre stand, um das Geschirr drauf zurecht zu legen, Schalen, Becher, Gläser. — Ich bin von jeher an Ordnung gewöhnt, an Reinlichkeit, so hab' ich's von meiner Mutter, Gott schenk' ihr die Seligkeit. Währenddem hört' ich was zu Boden fallen. es klang wie Silber. Ich bückte mich und suchte nach und fand einen fest zugeschnürten Beutel aus Leder. Ich heb' ihn auf und leg' ihn wieder auf seinen Platz. — Dabei kehre ich zufällig mein Gesicht dem Nochim zu. — Dieser betete nicht mehr, sondern lachte still in sich hinein, dann blickte er von seinem Buche auf und warf einen lauernden Blick auf mich. — Aber was ging mich das an? Ich dachte nichts Arges, ich bin nicht neugierig von Natur, und so fuhr ich in meiner Arbeit fort. — Da sagte der Jude zu mir: „Durel, was habt ihr dort aufgehoben von der Erde? — Wißt ihr, daß das Geld ist, Silbergeld?“ — „Was sollt' ich nicht!“ sagte ich, „ich hab's ja klingen gehört, hab' auch schon 'mal Silber gesehen. — Nun ja, drin mag ein schönes Bißchen davon sein — aber es gehört ja nicht mir — was geht's mich also an?“ — „Das geht euch ja an!“ sagte der Jude. — Ich machte große Augen, versteht sich, und bekreuzigte mich, und: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern befreie uns von dem Uebel. Amen!“ so betete ich. — Nochim hatte sich inzwischen erhoben, er hatte die Hand auf das Buch gelegt, und indem er mich scharf anblickte, sagte er: „Durel, Geld ist eine schöne Sache, ihr glaubt mir's ungeschworen. Geld regiert die Welt, heißt's und

so ist's auch. — He, wenn ihr alles dieses Silber hättet? — Und ihr könnt's haben!" — Dabei schritt er zum Kasten hin und öffnete den Beutel aus Leder und zählte fünfzig blanke Thaler vor mir hin, daß 's mir vor den Augen flimmerte. „Durel, all' das Silber könntet ihr haben!" wiederholte er nochmals. Mir wurde, ich weiß nicht wie zu Muth. „Herr Jesus," rief ich, „das ist ja viel — zu viel!" und der Versucher kam über meine unschuldige Seele in dem Augenblicke. „Wie könnt' ich dieses Geld haben?" fragte ich, „das ist ja zwanzigmal mehr, als ich je bei euch verdient!" — „Sprecht nicht von der lumpigen Bagatelle," sagte er, „das ist wirklich nicht der Rede werth. — Was ihr bei uns als Lohn stehen habt, das kriegt ihr auch, bis auf Heller und Pfennig, ich steh' euch dafür. — Aber die fünfzig Thaler da sind auch euer. Ihr braucht nur zu wollen." — Als ich vor Erstaunen ganz sprachlos da stand, mein Gehirn wirbelte mir im Kopfe herum, da fuhr er fort: „Durel, es sind schlechte Zeiten jetzt, wahrlich, man hat nie das Geld auf den Gassen gefunden und jetzt zum wenigsten. — Was muß man sich nicht placken um den lieben Groschen und muß man sich schinden um den bittern Kreuzer, ihr wißt's am besten, Durel, ihr seid arm und eure Hände sind euer einzig Vermögen. — Seht, was ist das nun nicht für ein seltsamer Fall, wenn man einem 'mal Geld umsonst anbietet, und viel Geld dazu, fünfzig Thaler gar... blank fünfzig Thalerchen! — Durel," sagte er weiter, „euch will das Glück hold, ihr seid in dem Fall! — Und was mehr ist, ihr habt nichts dafür zu thun, und statt euch eine Last aufzulegen, will man euch eine abnehmen für das Geld. — Ja ja, glogt mich nur an, so viel ihr mögt, was ich sage, sag' ich. Für diese Thaler will man euch noch eine Bürde abnehmen, eine schwere Bürde." — Und jetzt rückte er deutlicher mit der Sprache heraus. „Durel, ihr habt ein Kind — was soll's euch? — Es wird euch sauer genug, euch selbst zu ernähren in dieser bitteren Zeit. — Also nehmt dies Geld und gebt uns das Kind. Da habt ihr dann doppelten Gewinn." — — Wie niedergedrückt von der Wucht der Erinnerung, ließ das Weib hier sein Haupt nieder sinken. — Als sie sah, wie sehr die Erwartung der Hörer gespannt war, fuhr sie nach einer Weile fort, indem gleißnerische Zähren über ihre Wangen reichlich hinfließen:

„Edler Herr, was soll ich euch nun noch ein Langes und Breites erzählen. Ihr errathet das Weitere. — So lange ein Athem in meiner Brust noch ist, will ich's nicht vergessen. — Mein Leben lang wird es mein mütterliches Herz bluten machen, daß ich damals so nachsichtig gewesen. — O mein Gott und Heiland! Es handelte sich um nichts Geringeres, als daß ich dem Juden für sein Geld mein Kind hingab. — Die Thaler hatte die Judengemeinde des Ortes zusammengeschossen, wie er mir später sagte. — Und ihn hatte man beauftragt, weil er am besten mit mir bekannt war, mir den Antrag zu machen. — Stellt euch meinen Schrecken für, edler Herr. — Ich war erstarrt vor Entsetzen, meine Zunge war gelähmt. —

Aber als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, da raste ich wie ein Tiger. — Ich warf mich auf Nochim und hätte ihn erwürgen mögen in meiner Wuth. — Aber was konnte ich schwaches Weib gegen den Bösewicht ausrichten? — Er schleuderte mich an die Wand. — Wie war mir? — Ich wollte das ganze Haus umstürzen. — Mir mit dieser Sache zu kommen, einer so zärtlichen Mutter. — Zur Thüre hinaus wollte ich und die ganze Stadt in Aufruhr bringen. — Aber ich fand sie fest zu, man hatte sie gewiß von außen verriegelt. — Also mußte ich meinen Zorn in dem Zimmer vertoben. — Nochim war todtenbleich, er stürzte mir zu Füßen, flehte mich um des Himmels Willen an, zu schweigen und ihn nicht in's Unglück zu bringen und die ganze Judengemeinde. — Ja, er drohte mich zu erschlagen, wenn ich nicht verspreche, kein Wort von dem Vorfalle zu äußern, er wolle schon nicht mehr mein Kind, ich sollte nur ruhig sein. Und dabei drückte er mir einen Thaler in die Hand und versprach noch mehr zu geben. — Was sollte ich thun? — Ja, so thöricht und verblendet war ich, ich glaubte selbst einem Kezer Wort halten zu müssen. — Als ich endlich meine Galle ausgegossen, ging ich den Vorschlag ein, er drängte mich so viel und ich bin so weichherzig von Natur. — Ich nahm den Thaler und ging. — Den Thaler hab' ich noch, er liegt daheim wohl verwahrt. Aber ich will ihn einem frommen Werke widmen, es ist ja ein Blutgeld. — Was weiter geschehen ist, das erlaßt ihr mir zu erzählen, ich könnte ja nicht vor Weinen. — Wie doch zuletzt mein Kind für mein gottloses Schweigen hat büßen müssen — o die arme unschuldige Seele — das habt ihr erlebt und gesehen und die ganze Stadt mit euch." —

Hier endete die ruchlose Magd ganz erschöpft. — Wiederum trat eine Pause peinvollen Schweigens ein. — Der kleine Raum bot in diesem Augenblicke einen Anblick dar, der kaum beschrieben werden kann. Welche reiche Ausbeute physiognomischer Studien hätten nicht die Gesichter der Anwesenden einem Lavater gewährt!

Beinahe ohne Zeichen von Leben und Bewegung hatte sich die arme Witwe, Frabl war ihr Name, in einen Winkel des Gemaches hineingelehrt. Ihre Augen waren geschlossen, das bleiche Haupt war kraftlos auf die welke Brust hinabgesunken. — Die ganze in sich selbst zusammengebrochene Gestalt mit den bläulichen, regungslosen Lippen, den eingefallenen, blutlosen Wangen und den schlaff an den Seiten herabhängenden Händen, die kaum mehr eine Spur von Muskeln zeigten, war ein tief ergreifendes Bild der Resignation. —

Auf dieser Stirne, scheinbar ohne Ausdruck, war es dennoch deutlich zu lesen, daß in dem von ihr umschlossenen Raume kein Gedanke der Hoffnung mehr sich regte. — Das Herz des Weibes hatte ausgerungen, ihm war mit dem letzten Streiche, der auf das Haupt des unglücklichen Sohnes gefallen, auch der Todesstoß gegeben, ihre Seele hatte sich bereits abgewendet von irdischen Wünschen, in seligern Gefilden bei den Manen eines theuern Hingeschiedenen weiland. —

O, es gibt Lagen im menschlichen Dasein, wo es nur noch zwei rettende Häfen auf der wogenden See der Leiden gäbe — Tod oder Wahnsinn. — Aber da zum wenigsten will es dem sturmgezagten Lebensschifflein gelingen, sie zu erreichen. — Da gleicht das Herz einer quellenlosen Wüste, in der trostlosen Oede des Gemüthes will kein Hoffnungsblümlein mehr keimen. — Aber die sonst doch so gebrechliche irdische Constitution erweist sich grade in solchem Momente von einer Zähigkeit, von einer Unverwüstlichkeit, die endlich das denkmüde Haupt der gräßlichsten Verzweiflung preis gibt. — Während jedoch die ganze Haltung und Miene ihres jüngsten Sohnes Pinchas, welcher sein von leiblichem und körperlichem Weh verstörtes Antlitz in die Höhe gerichtet und die zitternden Hände betend gefaltet hatte, als eine lebendige Illustration zu den erschütternden Worten des Psalmisten: Adonai ma rabu zoroï rabim komim olai erschien, war Aaron, wie wir bereits gesehen haben, ein Mann von gereifter Einsicht und Erfahrung, weit davon entfernt, irgend ein ängstliches Gefühl oder eine schwächliche Aufregung zu verrathen. Mit kühn emporgerichtetem Haupte stand er da, in edelster Haltung, sein frommes Herz wurde geschwellt von dem erhebenden Bewußtsein der Unschuld und ein bedeutungsvolles Lächeln umspielte seinen Mund. Tief hatte er die dichtbuschigen Brauen über das Auge niedergezogen, aus welchen nur zuweilen ein Blick der erdrückendsten Verachtung auf eine Versammlung niederblitzte, die solcher elenden, erbärmlichen Verleumdung aller Wahrheit und bessern Ueberzeugung zum Trotz ein aufmerksames Ohr leihen konnte.

Aufgefordert, endlich zu sprechen, trat er nur langsam und zögernd vor, die Hände über der Brust gefaltet, und seine Stimme zeigte nicht den geringsten Anflug von Bitterkeit, als er mit tief aus der Brust geschöpften Tönen also zu sprechen begann:

„Edler Herr, dieses Weib da nennt sich eine Christin — eine gläubige Tochter jener Religion, die, wie ihr, so schön durch Worte, aber nicht durch Thaten beweiset, ihren Verehrern nur Liebe und Milde gebietet, und ich — ich bin nur ein Jude — jenem gebeugten Stamme entsprossen, welchem ihr es einräumet, die Quelle alles Heils gewesen zu sein, das ihr aber dennoch nimmer enden möget mit unauslöschlichem Grolle zu verfolgen und am Feuer eines nie erköhlenden Grimmes zu versengen. — Wahrlich, ein sehr großes Vergehen ist es, das ich in euren Augen zu sühnen habe, nämlich jenes, ein Stammesbruder eures Heilands zu sein — es ist mein nie zu tilgender Frevel, daß ich nicht willkürlich einst über meine Geburt zu verfügen vermochte. — Wie kann es mir demnach einfallen, mein gutes Recht gegenüber einer Person behaupten zu wollen, die, wie offenkundig auch ihre böse Lebensart ist, doch innerhalb des Vollwerks eines herrschenden Glaubens sich birgt, und wie tief gesunken sie auch in der menschlichen Gesellschaft sei, wie verworfen durch Wandel und Sitte, doch noch einige Stufen höher steht als wir — die Fußschmel des Böbels. Nicht in eurem Kopfe, daß bin ich zur Ehre menschlicher Einsicht sicher, aber in eurem Herzen bin ich

längst verurtheilt. — Nun wohl! so möget ihr den Todesstoß führen gegen jene Brust, deren Athem zu hemmen ihr beschloßten, möget ihr immerhin zerschmettern unsere müden Häupter, welche in den Staub zu beugen euch so gefällt! — Warum werde ich aber dennoch reden? — Nicht um euch zu überzeugen; denn euer Ohr ist mit Felsen verschlossen meinen Worten, ihr wollt nicht überzeugt sein — auch nicht, um von mir und diesen lebenden Jammerbildern da das Verderben abzuwenden — denn um was handelt es sich? — Etwa um das Leben von Menschen? — Nein, nur um das Leben von Juden! Warum werde ich also dennoch reden? Ich werde reden, damit ich in den untersten Inhalt eures Lebenskelches die verzehrenden Tropfen der bittersten, vergeblichen Reue träufle, damit in den Nächten eures spätesten Alters die Traumbilder unschuldig Gemordeter den Schlaf von euren Augen scheuchen, damit in jenen letzten Augenblicken eures irdischen Daseins, dann wenn der Sturm böser Leidenschaften in jedem Herzen sich legt, wenn die Brust gereinigt von allen niedrigen Gefühlen und jedem gemeinen Haß dem Gedanken der Ewigkeit sich erschließt, wenn jeder thörichte Wahn der hehren Wahrheit weicht, damit dann die Rachegeister eines bösen Bewußtseins sich eurer bemächtigen, daß euer ganzes hinsälliges Sein erbebe in dem schrecklichen Gedanken, mit Gewalt der bessern Ueberzeugung einst euer Herz verschlossen zu haben. Ja, darum werde ich reden, damit in den Stunden der Heimsuchung, wo die Allbarmherzigkeit eures himmlischen Vaters allein euch tröstend zur Seite stehen und euer Gemüth aufrichten würde, damit ihr dann verzweifeln müßt an seiner Gnade, weil ihr selbst nie Erbarmen und Mitleid geübt habet. — Ja, damit eure Seele“ (seine Stimme erhob sich zu dem höchsten Grad leidenschaftlicher Erregtheit bei diesen Worten) damit eure Seele mit Grauen und Furcht hinüberziehe vor den Stuhl jenes ewigen und höchsten Richters, der nicht Haß und nicht Liebe kennt im Augenblicke des Gerichtes. —

„Doch ich will zurückdrängen in den schmerzbeugten Busen die gerechten Gefühle der Entrüstung, ich will vergessen, daß ihr schon maßloses Unrecht, daß ihr schon so großes Leid auf unsere Häupter gehäuft — kein Vorwurf soll mehr über meine Lippen gehen; denn welche Sprache vermag der Dolmetsch meiner welterschütternden Empfindungen zu sein — und der Geist meines gemordeten Bruders mahnt mich zur bedächtigen Sühne seines blutigen Schattens. — Also will ich in kalter Rede, wie das herzbohrende Eisen so kalt, in ruhigen Worten mit euch rechten.

„Es hat dieses Weib so eben die überflüssige Mühe sich genommen, nochmals das unsinnigste, das ungereimteste aller Märchen euch vorzutragen. — Sie konnte wahrlich die Mühe sparen. — Jedes alte Weib im hiesigen Orte wird euch von ähnlichen Vorfällen berichten — die sie gehört hat von Leuten, die's wieder gehört haben. — Daß sie so was mit eigenen Augen gesehen, daß sie sich von der Wahrheit solcher erbärmlichen Anklagen, wie sie gegen uns geschleudert werden, selbst überzeugt, wird gewiß Nie-

mand behaupten, dem noch ein schwacher Funke von Gottesfurcht innewohnt, dem nicht schon der letzte Rest von Gewissen im Schlamm der Sünde versunken. — Doch was läßt man sich nicht bereitwillig finden von jenen zu glauben, die man haßt — man sieht ihre offenbare Unschuld — und ist herzlich froh, endlich einen Grund der Verdächtigung zu finden — man fühlt, daß es frevlerisch ist, sie umsonst zu verfolgen, und weiß es Jedem Dank, der diesen Frevel zu vermindern sucht, dadurch, daß er das allzu willige Herz leicht von der Schuld derer überzeugt, die man so gern schuldig wähnte. — Wir hätten also ihr Kind gemordet, ist die freche Behauptung des Weibes. — Zu welchem Zwecke? frage ich. — Ihr antwortet: Nach den Geboten einer höllenwürdigen Frömmigkeit, um unserem Gotte Dankesopfer zu weihen! — Ist dieses etwa, sagt, derselbe Gott, dessen Gebote wir in dem heiligsten aller Bücher, in der Bibel, die auch euch heilig ist, — niedergelegt finden? — Nun dieses zugestanden, wenn ihr einräumet, daß wir heute noch denselben Gott verehren, der sich einst unserem Propheten Moses auf Sinai geoffenbaret, so müßt ihr uns entweder für sinnverrückt oder aber für schuldlos an diesem gräßlichen Frevel erklären; denn wie wär es möglich, daß wir mit unverwirrter Einsicht, mit gesunder Vernunft der Gottheit grade durch das Gegentheil dessen, was sie uns gebietet, uns gefällig erweisen wollten. Schlaget nach in dem heiligen Buche, auf den ersten Blättern desselben findet ihr folgende Erzählung: Noah verläßt die Arche und bringt dem Ewigen Dankopfer dar, daß er endlich der Erde wieder gnädig sein Antlitz zugewendet. — Da wird ihm von Jehovah aufgetragen: \*) „Alles was sich reget, was da lebt, euer sei es zum Essen, wie das grüne Kraut gebe ich euch alles. Doch Fleisch mit seinem Leben, seinem Blute sollt ihr nicht essen.“

„Jedoch das Blut eures Lebens werde ich fordern, von der Hand eines jeglichen Thieres werde ich es fordern und von der Hand des Menschen, von der Hand des einen werde ich fordern das Leben des Bruders.“

„Wer Blut eines Menschen vergießt, durch Menschen soll sein Blut vergossen werden; denn im Bilde Gottes hat er den Menschen gemacht.“ —

Ein krampfhaftes Schluchzen des alten Weibes unterbrach hier den Redner. Er wandte seinen verdüsterten Blick der Mutter zu. Eine stumme, wie abwehrende Bewegung seiner Hände deuteten seine tiefe Erregung und den heißen Wunsch an, neuen Muth und aufrichtenden Trost in das gebrochene Herz der Erzeugerin zu hauchen. — Aaron hatte bisher, sein Antlitz mit dem Kleide bedeckend, nur durch das Heben und Senken seines Busens seine Theilnahme an den Vorgängen um ihn her kund gegeben. — Jetztkehrte er seinem Bruder das in Thränen schwimmende Auge mit einem Ausdruck des Jammers zu, daß dieser sich ermannend im Bewußtsein seiner hohen Obliegenheit, wie neu gekräftigt fortfuhr: —

\*) Genesiß 9, 3. 2c.

„O du heiliges, nie zu entweihendes Wort unseres Gottes, einzige Quelle unseres Lebens und Glaubens, wer kann dich mißdeuten? — Klar wie die Leuchte des Ewigen ist sein Geheiß, wir wandeln in seiner Helle. — Ist dieses Verbrechen des Mordes wirklich in der heiligen Schrift verzeichnet — so könnte es immerhin Bösewichter unter uns geben, die es übertreten, die ihre Hand bes Flecken mit dem Blute des Nächsten, aber nicht zur Ehre und Verherrlichung, sondern zur Schmach und Schande des Judenthums. — Nur der Wahnsinn kann sich überreden, daß wir Frömmigkeit und gottgefällig nennen, was so ausdrücklich als todeswürdiges Verbrechen bezeichnet ist. — Sind denn unsere Sinne verwirrt — hat nicht in unsern Häuptern der Herr die Leuchte der Vernunft angezündet, vermögen wir nicht zu unterscheiden zwischen gut und böse? — Sind wir gleich geachtet in euren Augen jenen Heiden, von welchen unser heiliges Gesetz uns nichts Entsetzlicheres zu erzählen weiß, als daß sie auch ihre Söhne und Töchter opfern im Feuer ihren Götzen.“

„Ihr, meine Richter, laßt, wenn ihr Barmherzigkeit zu finden hofft, in den Prüfungen des Lebens, laßt doch einmal den dicken Schleier des Vorurtheils, um der Gnade des himmlischen Vaters willen, laßt ihn für einen Augenblick nur sinken — prüfet, ihr werdet erkennen den grundmilden Geist unserer Gebote. Wer hat je mehr gefrevelt an unserem Volke als der Egyptier — gegen wen mochte sich der Haß des bedrängten Hauses Jakobs gerechter kehren, als gegen die Stieranbeter am Nil? — Und doch — wird uns rächende Wiedervergeltung der Unbilden geboten? — Nein, nur an die Gastfreundschaft jenes Volkes gegen die Väter denkt unsere heilige Lehre, und kein Grund zu Beleidigungen sollte das einstige Sklavenvorhältniß uns sein, sondern ein Grund mehr zu erhöhter Milde und Schonung. — Wer, der ein Herz hat, wird ohne Bewegung die liebeathmenden Worte der Schrift lesen: „Du sollst nicht schelten einen Egyptier, denn du warst ein Fremdling einst in seinem Lande.“ Und als der Würger der Völker, Nebuladnezar, unsere Brüder als Sklaven vom heimathlichen Heerde weggetrieben, ruft den armen Söhnen Jakobs, die da mit blutgerigten Füßen und sackumgürtetem Leibe in Elend und Verbannung hinaus wandern, der Prophet in göttlicher Begeisterung die Worte nach: „Und sie sollen beten für den Frieden der Stadt, dahin ich sie verbannt habe; denn in ihrem Frieden wird auch sein euer Friede!“

Lange wäre vielleicht noch der Jude fortgefahren, auf diese Weise sein überströmendes Gefühl in ergreifenden Worten über die Versammlung zu ergießen, wenn nicht die Scene plötzlich eine andere furchtbare Wendung genommen hätte.

Der Eindruck der Rede war jedenfalls ein außerordentlicher, erschütternder. — Auf den Gesichtern der Richter hatte die Röthe des Purpurs mit leichenhafter Blässe gewechselt; in allen Mienen und Bewegungen derselben gab sich ein innerer Seelenkampf kund. — Keiner der Anwesenden, wie

grimmig er sich auch früher geberdet, konnte seine Theilnahme für die Unglücklichen nunmehr verbergen. —

Da dringt plötzlich, wie das Geräusch eines nahenden Gewitters, der Lärm eines auf der Gasse sich erhebenden Tumults in den Saal. — Alles eilte in größter Bestürzung an's Fenster. — Aus einer etwas entlegenen Gasse, die von der Wottawa aus in den Hauptplatz einmündet, war eine Pöbelrotte unter furchtbarem Geschrei im Anstürmen gegen das Rathhaus begriffen. — Verworren kreuzten sich die Töne. — Deutlich war nur der hundertfach wiederholte Ruf zu unterscheiden:

„Tod den jüdischen Menschenfressern und Allen, die's mit ihnen halten!“ An der Spitze raste eine zerlumpte Gestalt, mit allen Zeichen der Gemeinheit in Haltung und Antlitz, in welcher wir, trotz der augenblicklichen, gewaltsamen Verzerrung aller Mienen und Geberden dennoch den Knecht Jaroslaw, Hynek, wiedererkennen.

Man kann sich die Ueberraschung des Senats bei diesem unerwarteten Zwischenfall denken. — Mit sorgenvoller Amtsmiene wandte sich der Bürgermeister um Rath an seine Collegen, aber aus jedem Gesichte konnte er die verlegene Frage herauslesen, die er, der auch lateinisch zu denken sich zu allen Zeiten redlich bemüht, gewiß mit den altklassischen „quidnam facerent de rebus suis“ sich übersekte. — Endlich trat Herr Thomas Hrnicek vor und sprach: „Hochweises Concilium! uns bleibt mit nichten Zeit zu langer Deliberation. Celeri opus est auxilio. — So geht nun mein maßgeblicher Rath dahin: Pro primo: Man verammle das Thor unserer Curia. Ist dieses citissime geschehen, so schicke man einen nuntium ad centurionem an den hoch- und edelgeborenen Herrn Jaroslaw mit dienstfreundlicher und treu gehorsamster invitatione, von rückwärts aus mit seiner Mannschaft curiam zu besetzen.“

Dieser Rath fand allgemeine Beistimmung. Mit einer Eilfertigkeit, die den jahrealten Aktenstaub seines Amtshabitus in dichten Wolken emporwirbeln ließ, legte der mercurius magistratus seinen kurzen Weg zurück. — Er fand aber den Ritter in einer seltsamen Aufregung, in einer, absonderlich für seinen Auftrag, höchst ungünstigen Stimmung.

Derselbe empfing den Boten mit einem derben, noch aus den guten Zeiten Wallensteins ererbten Fluche, voll schaudererregender Kernhaftigkeit. „Was das pedantische, schreibselige Paß einem alles für Verlegenheit bereiten kann! — Das ist eine kurieuse Affaire, in die man mich verwickeln möchte. — Ich soll für Juden in die Schranke treten? — Das hieße gegen sein eigenes Blut — ja das hieße contra se ipsum salvare!“

Während er nun, die Augen grimmig rollend, und den langen Schnauzbart zwischen den Fingern drehend, wie toll im Zimmer auf und nieder rannte, daß von den Streichen seiner Sporen sich die Späne der Fußdielen emporhoben, führte ihm die rege Phantasie alle Bilder der jüngsten Vergangenheit von neuem vor die Seele. — Er sah sich nach jener

schmählichen Niederlage, da er trotz Fluchen und Loben, trotz Degen und Speer durch die überlegene Körperkraft Nephthalis gezwungen worden, ein zu der Jahreszeit wenig angemessenes Bad zu nehmen, endlich mit Hülfe Hynek's, durchnäht bis auf die Haut und das Antlitz blutüberströmt, wieder aus dem Wasser erheben. — Sein erstes Geschäft war damals gewesen, den säumigen Knecht auf eine Weise durchzubläuen, daß seine und jenes leibliche Empfindungen so ziemlich harmonirten. — Dann war in seiner ruchlosen Seele der Gedanke aufgetaucht, sich gradezu auf die Judengasse loszustürzen und mit Feuer und Schwert alles zu verheeren. — Doch die bessere Ueberlegung kam hinterher. — Mit List wollte er von nun an zu Werke gehen, und tiefeingehende Rachepläne hatten sich in seinem Gehirn gekreuzt, da er endlich in langsamem Trabe sein Pferd gegen Strakoniz gehen ließ. — Dieser Ort schien ihm in jenem Augenblicke der geeignetste zur Vollführung seines Vorhabens. — Er hatte also zuvörderst den Magistrat zu veranlassen gewußt, daß dieser an seinen dazumal in Wisel lagernden Feldobristen das Gesuch richtete, dem Ritter die Weisung zu erteilen, während des Verlaufes des Judenprocesses mit seinem kleinen Kriegertrupp in Strakoniz zu verbleiben.

Fast scheint es überflüssig, nun noch als Ergänzung des Erinnerungsganges des Ritters beizufügen, was der Scharfsinn des Lesers ohnedies schon selbst gefunden, daß unter den Aufwieglern und Aufhebern gegen die Juden, deren es leider zu keiner Zeit gefehlt, besonders nicht zu jener, von der jetzt die Rede, Jaroslav den ersten Platz einnahm, nicht zwar in eigener Person (dagegen sträubten sich seine Ahnen und sein militärischer Rang), sondern in der, wie wir gesehen haben, höchst respektablen Persönlichkeit seines Knechtes Hnek. — Dieses eben so feige, als feile Werkzeug hatte mit Freuden den Auftrag übernommen, durch Ueberredung, im äußersten Falle auch durch Geld am Gerichtstage, wo denn doch eine entfernte Möglichkeit eines den Juden günstigen Urtheils sich darbot, einen Aufruhr anzuzetteln. — Wir haben bereits gesehen, daß diese Mühe nicht umsonst gewesen, und werden uns nun nicht mehr über den schlechten Empfang des Magistratsboten verwundern; denn obwohl dem Herrn von Duba schon die einfachsten Regeln der Klugheit gebieten mußten, sich bei der Begebenheit möglichst in Schatten zu stellen, so hatte doch in diesem Augenblicke das Gefühl verzehrender Rache in so hohem Grade das Uebergewicht über seine vernünftige Einsicht erlangt, daß er, unbekümmert um die Anwesenheit des Boten, an das Fenster sprang, und mit schmunzelnder, grimmer Freude das unten sich entwickelnde Schauspiel betrachtete.

Dann schritt er mit wuthblikenden Augen und sprühendem Munde so heftig auf den armen Abgesandten los, daß diesem die Knie vor Angst bebten, und indem er ihm einen kräftigen Stoß in das zitternde Kinn versetzte, daß plötzlich das Antlitz des armen Gerichtsdieners in schiefer Richtung gegen die Zimmerdecke gekehrt wurde, sprach er zähneknirschend: „Hier, mein

lieber, mein wackerer Junge den Botenlohn vor Allem, und sag du magistratus, daß ich mich an seine Launen nicht kehren kann; nicht wußte, nicht ahnte, daß heute dies jurisdictionis sei, daß ich meine Burschen gestern in den Böhmerwald zur Fahndung auf baierisches Raubgesindel ausgeschiedt, daß also selbigem magistratus zu warten beliebe bis übermorgen, wo sie heimkehren! — Somit Gott befohlen, mein Bursche!“

Dieser machte vor Schrecken soldatenmäßig „Kehrt“ und erhielt noch als Scheidemünze einen so derben Ruck, daß er mehr fliegend als gehend die Thüre erreichte.

Der Pöbel hatte sich mittlerweile vollends vor dem Rathhause zusammen gerottet. — Die schreckliche Aufregung war bald der ganzen Stadt mitgetheilt. — Ueberall sah man Thüren und Thore weit sich öffnen, und leichtes Volk jeder Art und Gattung dem Marktplatze zuströmen. — Der behagliche Philister, der zu stolz war, und es gegen alle bürgerliche Decenz gehalten hätte, sich mit dem gemeinen Haufen zu vermengen, lehnte sich schmunzelnd in sein Fenster, sich eine Augenweide zu gönnen. Mit lautem Gejohle stürzte die Straßenjugend aus allen Winkeln hervor, mit allen Kräften bemüht, auch ihre übermüthigen Töne in das allgemeine Geheul des Tumults einmünden zu lassen. — Bald war die Menge, theils aus bloß neugierigen Zuschauern, zumeist aber aus bereitwilligen Mithelfern am entseßlichen Frevel zu einem solchen unentwirrbaren Knäuel angewachsen, daß der Platz, von der Höhe gesehen, wohl füglich einem wogenden Meere von Köpfen verglichen werden konnte. —

Dem Tumulte von außen entsprach bald eine gräuliche Verwirrung im Innern des Rathhauses. — Hier war kaum der ablehnende Bescheid des Ritters bekannt geworden, als sich bei den Rathsherren — die höchste Rathlosigkeit kund that. Im ersten Gefühle des Schreckens und der Ueberaschung war der lange Tisch umgestürzt worden, polternd folgten die Sessel seinem Beispiel. — Die Aktenstöße lagen umhergestreut, schwimmend in einem kleinen Strom von Dinte. — Voller Verzweiflung rannten die Gerichtsbeisitzer auf und nieder; denn — zu ihrer Ehre sei's gesagt — sie laborirten noch unter dem Eindrucke der erschütternden Worte des Juden — und sahen nun deutlich kaum abzuwehrendes Unheil über die armen Angeklagten hereinbrechen. —

Die Verwirrung erreichte ihren Gipfelpunkt, als der unten von seinen Wortführern zu immer größerer Kühnheit aufgeregte Pöbel sich endlich alles Ernstes anschickte, das Thor des Rathsgebäudes zu erbrechen. — Da hatte es vollends sein Abkommen von aller Disciplin, da trat ein Zustand förmlicher Auflösung aller ordnungsmäßigen Sitte ein. — In dem unglückseligen Bestreben, es allen Andern an amtlichem Eifer zuvorzuthun, mochte Jeder nur schreien und Keiner hören, Alles befehlen und Keiner gehorchen. Bei dieser Lage der Sachen erging es natürlich Niemanden schlimmer als den wackern Gerichtsdienern. — Sie wurden wie ein Federball von Hand

zu Hand geschleudert, oder richtiger gezerrt, und in dem ohrzerreißenden Kreuzfeuer von Befehl und Gegenbefehl, von Geheiß und Gegengeheiß war ihnen bald das schwache Haupt derart warm gemacht, daß sie nur taumelnd, ein willenloses Perpendikel, hin und her zu schwanken vermochten, und wenn doch einer von ihnen in maschinenmäßiger Servilität zu einem festen Schritte sich aufraffte, um einer endlich begriffenen Ordre mit gekrümmtem Buckel sich zu fügen, so war er sicher, im nächsten Augenblicke von zehn Armen erfaßt, von zwanzig Kehlen angeschrien zu werden, so daß es kein Wunder war, wenn bald das letzte Fünkchen von Pflichtbewußtsein in der betäubten Dienerseele erlosch, und das gedankenarme Gehirn, ohnedies der stärksten keines, von einem Orkane verworrenener Töne durchrauscht, seiner Funktionen banterott sich erklärte. —

Der Bürgermeister stand noch immer händeringend am Fenster. „Ist das je erlebt?“ rief er aus gramersfühltem Herzen, „o die böse Rotte Korah. — Das wird ein scandalum werden, daß sich die Kindesfinder noch davon erzählen! O ich alter Thor,“ fuhr er fort, mit der Faust auf die Brust schlagend, „und mir geschieht recht! — Noch ein Verweis a superioribus obendrein! — denn ich habe allerdings contra ordinem gehandelt. — Hätte dem von Duba nach Gebühr und Schicklichkeit die Anzeige erstatten sollen, so wäre eine vis militaris hier — und alles konnte secundum formam vor sich gehen.“ —

Endlich ermannte er sich zu dem Entschlusse, mit dem drängenden Volke drunten in Unterhandlung zu treten. Er öffnete bedächtig das Fenster. „Plebs coeca et stolidi,“ rief er hinunter, „hat euch Belial mit seiner Legion gefallener Geister nicht lieber in den Schoß seiner Frau Großmutter führen können, als hieher, wo ihr den besten Gang hochweiser Deliberationen stört? — Sticht euch das Futter? oder rappelt's in euren capitibus? oder habt ihr gefoffen, böse, aufrührerische Rotte? — Quid? Non habetis verecundiam legis? wißt ihr nicht, was ihr einer Obrigkeit schuldig seid, und mir dem Haupte eurer Communität? — Ich frage euch: quid vultis? zu deutsch, was mögt ihr von uns?“

Ein Hagel von Steinen war die Antwort; rasch mußte der wackere Bürgermeister den Kopf zurückziehen, um welchen hundert Glascherben klirrend fuhren. —

Sein amtlicher Eifer wurde jedoch durch diese unliebsame Ovation keineswegs abgekühlt. Mit Heftigkeit lehnte er sich nochmals zur Fensterbrüstung hinaus. „Volk von Sodom und Gomorah,“ kreischte er aus heiserer Kehle, „meine Geduld übersteigt noch euren Frevel! Nochmals öffnet sich mein Mund — nochmals ergeht die Frage an euch: „Ihr Freveler, was ist euer Begehrt? — Hans Tollwurm regt sich heute in euren Schädeln — quid possum — was kann ich thun, um ihn zu bannen? — Sprecht — nun habt ihr meine permissionem dazu!“

Ein zerlumpfter Bursche, ein ehemaliger Studiosus, dessen hochrothe Nase davon Zeugniß gab, daß er im Schoße der alma mater mehr dem Gambrin und Bacchus als den Musen gehuldigt, wollte sich zum Wortführer aufwerfen.

„Servus domine praeses!“ rief er hinauf. Der Angeredete ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern unterbrach ihn gleich mit der ärgerlichen Bemerkung: „servus nullum caput habet,“ sagt das jus romanum. „Mit euch, lieberlicher Galgenstrick, cui lumen ademptum est mag ich nun gar nichts zu thun haben.“

Während der Student, wüthend über die erfahrene Beleidigung, mit geballten Fäusten hinauf drohte, ertönte von allen Seiten der wilde Ruf: „Heraus mit den Juden! Ihr seid bestochen von ihnen! Wir hängen euch allesammt? Heraus mit den Menschenfressern!“

„Gebt die Juden heraus — ihr Schmerbäuche!“ wiederholten die Frechsten. —

Mit dem ganzen Nachdruck seiner Amtswürde fuhr der Bürgermeister fort: „Ihr Prozeß wird eben abgehandelt. — sub iudice lis est. — Und macht euch keine Sorge fürder um die Juden! — Was empört ihr euch gegen altherkömmliche Ordnung? — Quo, quo sceleste ruites? Den römischen Schulzen heulte die plebs einst an um panem et circenses — und ihr freißt nach Juden? — So wollt ihr gottlose Neuerungen, und werdet sicher ein fetter Fraß des Beelzebub. — Und gesetzt, man gibt euch die Juden heraus, was habt ihr vor mit ihnen?“

Diese Frage kam recht unerwartet. — Der gedankenlöse Pöbel war bisher dem blinden Drange seiner Leidenschaft gefolgt; es war ihm zuvörderst bloß um Lärm und jenen Kitzel zu thun gewesen, welchen die Aufregung eines Tumults rohen Seelen zu gewähren pflegt, und kaum Einer in der Menge, die Anstifter des Aufruhrs ausgenommen, mochte sich bisher über den eigentlichen Zweck seines Lobens Rechenschaft gegeben haben.

Es trat also eine längere Pause ein, ein Gemurmeln durchlief den Haufen. — Man schien zu berathschlagen. — Aber der Entschluß der Führer stand längst fest. Es sollte was Ungeheures, gewaltig Aufsehen Erregendes eintreten; man wollte „ein exemplum statuiren,“ nach dem Ausdrücke des Studiosus, der sich jetzt wieder vordrängte, und mit frechem Hohne dem Stadtvorstand zurief: „Ihr seid mehr neugierig als billig, domine praeses! — So vernehmt denn das populiscit. — Auge für Auge! Die Juden sollen nicht ungeschmort auf die Tafel Beelzebubs kommen. — Sie werden nach allen Regeln artis culinariae verbrannt und gebraten!“

Mit nicht endendem Jubel wurden diese Worte aufgenommen. Hiemit war die gräßliche Lösung gegeben; jetzt erst war dem rebellischen Haufen Ziel und Zweck seines Lobens klar geworden.

„Verbrennen, verbrennen!“ tönte es aus allen Kehlen nach.

Eine furchtbare Bewegung ging jetzt durch die Menge. — Wie auf empfangene Ordre lösten sich einzelne Schwärme los, um mit aufrührerischem Geschrei die Gassen zu durchheilen, aus allen Häusern Holz und Brennmaterial zu dem löblichen Werke herbeizuschaffen, wohl auch um gelegentlich einen Unfug auf eigene Faust zu verüben, der bei der großen Unordnung nicht in Anschlag kommen konnte. Ein Theil drang in die Kirchen und alsbald verkündeten die ehernen Zungen der Glocken den fernsten Umwohnern den städtischen Tumult. Die Zurückgebliebenen setzten inzwischen mit verdoppeltem Eifer ihr Einbruchswerk am Rathhausthore fort; Aelte, Brecheisen, Spaten und Schaufeln wurden bereitwillig dargeboten und genommen; das Geräusch dieser Werkzeuge jedoch wurde bei weitem von dem Geschrei übertönt, welches die entlegener Stehenden zur Aufmunterung ihrer Frevelsgenossen unausgesetzt erhoben.

Nun mußte der wackere Bürgermeister wohl die Vergeblichkeit seiner redlichen Bemühungen einsehen. — Mit verdüstertem Antlitze wandte er sich in den Saal zurück. — Der frühern Bewegung war eine lautlose Stille gefolgt; nur das lebendige Mienenspiel der Gerichtsbeißiger gab ihre innere Aufregung kund. Um so deutlicher war der Lärm von der Straße herauf zu vernehmen. — Ein prasselndes Geräusch ließ sich jetzt hören, das Thor widerstand nicht mehr dem heftigen Andränge, das Holz begann auseinander zu gehen. — Lauter Jubel erscholl durch die Menge bei dieser Wahrnehmung. In immer kürzern Pausen wiederholte sich das verhängnißvolle Krachen. — Da galt es den Herren im Rathssaale auf die eigene Rettung bedacht zu sein. — Die Meisten der Verzagten sahen sich bereits nach einem Zufluchtsorte um. — Aber die Haltung des Bürgermeisters zeigte einen imponirenden Ernst, mit der Größe der Gefahr war auch die Thatkraft der kleinen Seele gewachsen: „*Si fractus illabatur mundus, impavidum ferient ruinae,*“ sprach er in begeisterter Opferbereitwilligkeit vortretend, „vergebens wirfst du einem wüthenden Stier Vernunft vorpredigen. — Wohlan denn, ihr Herren, laßt uns alle in redlicher Berufserfüllung fallen!“ Doch diese römische Seelengröße theilte sich den Uebrigen nicht mit. — Vielmehr sah man Manchen schon nach den riesigen Altentößen hinschielern, hinter welchen allerdings genügender Schutz und Schirm gesucht werden konnte. Ein bitteres Lächeln streifte über das Antlitz des Vorstandes hin bei dieser Wahrnehmung. — „O Roma, wo ist dein Senat?“ sprach er schmerzlich bewegt, und befahl den Gerichtsdienern, die Juden in ihre Gefängnisse zurückzuführen und dieselben fest zu verschließen.

Doch leider, schon war es zu spät für diese Maßregel. Wie geduldige Opferlämmer hatten sich die Juden über die Thürschwelle leiten lassen; ein leises Vibriren ihrer Lippen deutete an, daß so eben ihr Herz in stillem Gebete zum Gott ihrer Väter sich ergoß. — Da wurde ein alles übertönder, donnernder Fall vernommen, alle Thüren im Hause erbeben, begleitet von dem klirrenden Geräusche der noch ganz gebliebenen Fenster, ein zweites

rollendes Getöse folgte, und „das Thor ist erbrochen,“ schallte es im Jubel herauf, und tönte es in bangen Rufen im Saale nach. Im nächsten Augenblicke war der Hof, die Treppe, das Vorhaus, der Saal, kurz jeder Raum des Rathhauses von den Wüthenden erfüllt. —

Das war nicht nur für die feigen Diener, sondern auch für die meisten der Gerichtsherrn die Lösung zur schleunigen Flucht. Viele derselben suchten sich still in der Menge zu verlieren, andere, in ihrer Schlechtigkeit, hielten es für gerathener, mit den Wölfen zu heulen, und waren die ersten, die dem mordlustigen Pöbel seine Schlachtopfer mit den Worten andeuten: „Rehmt sie und kühl euern Grimm! Es lag nicht an uns, ihr Guten, daß ihr erst im Schweiß eures Antlizes euch die Köpfe dieser Blutsauger holen müßtet.“

Die also preisgegebenen Unglücklichen waren schnell von fünfzig Händen ergriffen, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und auf jede erdenkliche Weise mißhandelt. Nachdem Jeglicher sein erstes Müthchen an ihnen gekühlt, wurden sie mit weithin schallendem „Halloh“ an den Füßen hinab auf die Gasse geschleift.

Welches menschenfreundliche Auge hätte den Anblick ertragen, der sich hier darbot. Die Humanität verhüllt ihr trauerndes Antlitz, der Geist schaudert zurück vor diesen Gräueln eines sinnverwirrten Fanatismus, und es sträubt sich die Feder an die Ausmalung der Scenen zu gehen, die den Menschen in seiner thierischen Nacktheit zeigen, und ein tief beschämendes Gefühl in dem Herzen jedes Edlen erregen müssen, daß er solche Verworfenheit, solche entsefliche moralische Verwilderung bei Wesen wahrnehmen muß, die ihrer äußern Gestalt nach als seines Gleichen zu betrachten sich berechtigt glauben. — Wie viel geben solche Auftritte, die leider nicht selten sind in der Geschichte der Menschheit, dem Philosophen zu denken! — Kann darf so Entsefliches im Namen der Religion, des allerheiligsten und beseligendsten Begriffes, geübt werden? —

Ein riesiger Scheiterhaufen war von allzu bereitwilligen, verruchten Händen grade den Fenstern des Rathhauses gegenüber errichtet worden, und noch immer wuchs er an durch massenhaft zuströmende Beisteuer.

Ein andächtiger Kreis hatte sich um den Scheiterhaufen herumgebildet. — In dessen Mitte wurden die Juden geschleift. — Das alte Weib wimmerte; im Begriffe zusammenzubrechen, wurde sie von ihrem Sohne Awruhm aufrecht erhalten, der mit bleichem, ernstem Antlitz sie fest anblickend ihr neuen Muth in die zerrüttete Seele hauchte. „Gott meiner Väter steh mir bei in diesem Augenblicke,“ betete sie leise vor sich hin.

Die Schau- und Mordlust des Pöbels hatte den höchsten Grad erreicht. — Doch noch drohte derselben eine Täuschung. Sei es auf höhern Antrieb oder von eigener menschenfreundlicher Regung bewogen, trat ein wackerer Bürger, von noch zwei andern begleitet, mit einem Crucifix in der Hand an die Juden heran. Noch einen Versuch wollte er machen, den menschen-

ähnlichen Hyänen ihren Raub zu entreißen. — Mit innig bewegter Stimme begann er zu sprechen; sein Auge umflorte sich, da er dem Pöbel zu Liebe, sich zu rauhern Worten, als sie ihm aus der erschütterten Seele quollen, zwang:

„Unglückliche, das Ende eures sündenbelasteten Daseins ist gekommen! — Seht, welch gräßlicher Tod eurer harret, ihr Armen! — Doch beuge euren Starrsinn, ich flehe euch an darum! Laßt nicht diesen Ort zu einer fluchwürdigen Stätte des Mordes werden. Es ist noch Zeit, das Verderben von euren Häuptern abzuwenden. — Befehret euch, schwört ab die Irrthümer eures Lebens! Bekennet mit uns, Unglückliche, daß der gekreuzigte Heiland der Erlöser der Menschheit ist. — Nehmt dieses Zeichen des Friedens und der Veröhnung aus meinen Händen, und ihr werdet unsere geliebten Brüder sein. — Möge das Wasser der Taufe euch rein waschen von eurer Schuld. — Werdet Christen, das ist die würdigste Sühne; lebt dann unter uns als reuige Söhne Christi und unsere Freunde. — Tauschet das Verderben gegen zeitliche und ewige Glückseligkeit. — Zögert nicht.“ — Schluchzen unterbrach hier seine Rede, schwere Thrämentropfen flossen über sein Antlitz herab — „schwanket nicht in der Wahl zwischen Leben und Heil, und Tod und ewigem Verderben.“

Diese Rede wurde von einem Theil des Volkes mit beifälligem Zuruf aufgenommen; ein anderer konnte sein Mißfallen darüber nicht bergen, daß ihm doch endlich der lang ersehnte Genuß eines auto-da-fé entgehen sollte. Während allenthalben Stimmen laut wurden wie: „Taufet euch, Juden!“ — „Tauft sie mit Gewalt!“ — „Und verbrennt sie dann!“ standen die drei Unglücklichen mit auf der Brust gesenkten Häuptern ernst da. — Zuweilen hatte Awruhm sein trockenes Auge gegen den Himmel erhoben, seine zitternden Hände falteten sich bald, und sanken bald wieder erschlafft an den Lenden herab. — Als der wackere Bürger seine Anrede geendet, nahte sich ihm Awruhm und sprach in würdevollster Haltung: „Heil sei mit dir, edler Mann. Dich hat das Geschick erkoren, uns die glücklichste Stunde unseres Daseins zu verkünden. Wahrlich, nicht für ewig zürnt der Herr, er läßt Strahlen himmlischer Freude in die Nacht unseres Elends fallen; denn groß ist sein Erbarmen. — O mein Freund, was gibt es für höhern Gewinn, als für den Glauben der Väter den letzten Athem hinzugeben. — Wir sterben unschuldig, aber welch ein geringer Preis ist unser elend belastetes Dasein gegen ein solches Gut! — O daß wir zehn Leben hätten, sie für die Heiligkeit und Einigkeit des Namens unseres Gottes hinzugeben. — Ihm sei Lob und Dank in den Höhen, er hat unser Loos unter den Lieblichen fallen lassen, ich preise ihn aus der Tiefe meiner erhobenen Seele, die sich schon für den Flug zu seinem Throne beschwingt.“ Und indem er sich an Mutter und Bruder wandte, fuhr er fort: „betet mit mir, o meine Theuern, laßt uns mit Lobgesängen diesen Wohnsitz des Jammers verlassen.“

Und alle Drei stimmten im Verein die ergreifenden Worte des 27sten Psalms an.

„Ein Psalm Davids.“

„Der Herr ist mein Licht und meine Rettung, wen soll ich fürchten? Der Herr ist die Kraft meines Lebens; vor wem soll ich erschrecken?“

„Wenn die Frevler, meine Widersacher und Feinde sich gegen mich erheben, zu verzehren mein Fleisch, so sinken sie und fallen. — — — — —

„Denn in der Zeit der Betrübniß birgt er mich in seinem Wohnstige, im Innern seines Heiligthumes verwahrt er mich, er setzt mich auf einen Felsen.“ — —

„Höre mich, o Herr, wenn ich rufe mit meiner Stimme, hab Erbarmen über mich und antworte mir!“

„Wenn du sagst: Suchet mein Antlitz, so sagt mein Herz zu dir: dein Antlitz, Herr, will ich suchen.“

„Verbirg nicht dein Antlitz fern von mir, verwirf deinen Knecht nicht im Zorn, du warst meine Hülfe, verlasse mich nicht, o Gott meines Heils.“

„Wenn Vater und Mutter mich verlassen, so wird Gott mich schirmen.“

„Lehre mich deine Wege, o Herr, führe mich den graden Weg, um meiner Feinde willen.“

„Ueberliefere mich nicht der Willkür meiner Widersacher; denn falsches Zeugniß ist gegen mich erhoben worden, und von solchen, die Grausamkeit athmen!“

Und als sie zu dem Schlußverse gekommen waren:

„Vertraue dem Herrn und hege guten Muth. Er wird stärken dein Herz. Vertraue, sage ich, dem Herrn!“

Da hatte die Ungeduld des Pöbels den höchsten Grad erreicht. Ein tobendes Geheul ließ sich vernehmen.

„Sie wollen sich nicht taufen lassen?“ tönte es von allen Seiten wieder.

„Was, wir bieten ihnen Heil für Verderben und sie verschmähen es?“

Und mit den Ausbrüchen einer wahrhaft thierischen Wuth drängte die Menge die drei Schlachtopfer zum Scheiterhaufen hin. —

Aber durch den furchtbaren Tumult erschallte der weithin dringende Ruf der Unglücklichen:

„Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist ein einziger, einziger Gott!“

Der Holzhaufen war in kurzer Zeit entflammt. — Jetzt plötzlich von einem Schauer ergriffen, wich das Volk unwillkürlich zurück. — Die Flammen stiegen, wie Vergeltung stehend, empor gegen den unwölkten Himmel. — Dichter Rauch zog sich über den Platz hin, die Vollsührer des Frevels in Dunkel und Nacht hüllend. — Schweigen des Todes herrschte jetzt rings umher. — Um so deutlicher ließ sich das Prasseln der Flammen vernehmen; in manchem, noch nicht ganz verhärteten Busen mochte es wie die Mahnung

des jüngsten Gerichtes tönen. — Noch einmal tauchte das Antlitz Arurums aus den Flammen empor, bis sie sein Auge umzingelten und er erstickt zusammenbrach. — — — — —

Das ist die Geschichte der drei Märtyrer zu Strakoniz. — Jahre und wieder Jahre sind seitdem verfloßen — die Zeit hat gewechselt, ein milderer Geist der Duldung ist in die Herzen der Menschen eingezogen; man hat das Wort der Bibel seitdem besser zu deuten und zu verstehen gelernt, „Religion und Glaube“ sind die Losung des Friedens und der Versöhnung geworden, es kam das Jahrhundert Joseph des Zweiten, des Menschenfreundes, der die traurigste Epoche des Judenthumes zum Abschluß brachte, und auch für die gequälten Söhne Abrahams die Sonne bürgerlicher Berechtigung und Freiheit aufgehen hieß; aber in dem Andenken der Juden zu Strakoniz leben die heiligen Märtyrer fort, und mit Wehmuth werden ihre Namen zuerst genannt an jedem Festtage, wenn man die Seligen erwähnt, die da hinüber geschieden zum Vater in ein besseres Dasein! — — — — —

#### IV.

Convien ch'ovunque sia, sempre palese  
Un cor villan si mostri similmente  
Natura inclina al male, e viene a farsi  
L'abito poi difficile a mutarsi.

*Ariosto. canto XXXI.*

Hinter jenem Theile des Städtchens Wollin, der die Judengasse heißt, zieht sich ein breiter Wiesengrund hin. Auf fetten, tristenreichen Auen wird hier mit inniger Befriedigung ein noch für einfache Naturschönheit empfängliches Auge weilen, besonders „wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Mai,“ wenn der wonnige Frühling die ganze Fülle seines Blüthensegens auf die sanfte Ebene ergossen. — Von der Wollinka, dem kristallklaren Bächlein, wird sie durchrauscht, deren beiderseitige Ufer üppiges Weidengebüsche krönt. — Von einer milden Anhöhe herab, über welche jetzt die immer höher ansteigende Straße nach Baiern hinaus sich hinzieht, blicken die letzten Häuser — sit venia verbo — des Ortes auf die grasreiche Flur nieder.

In der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, wurde dieser Wiesengrund durch eine ziemlich hohe Mauer — ihre letzten Reste sind noch zu sehen — von der Judengasse abgesperrt. — Ein Thor reichte eben hin, einem mittelmäßigen Fuhrwerke den Eingang zu gestatten. — Nicht weit von demselben lehnte sich an jene Mauer ein hüttenähnliches, in sehr verwahrlostem Zustande befindliches Gebäude, mit Oeffnungen, mehr Löcher als Fenster zu nennen, und einer überaus schmalen Thür. — Ueber die Bestimmung dieses Häuschens wird uns noch Gelegenheit werden zu sprechen. —

Eben hatte sich die Wiese wieder in den duftenden Schmuck des jungen Jahres gekleidet — die belebenden Hauche der wiedererwachten Natur zogen als linde Weste über sie hin — es war zu Ende des Ostermondes, wenige Tage nach den im vorigen Abschnitte geschilderten Ereignissen, als bei einbrechender Nacht — nur schwach von den Strahlen des ersten Mondesviertels erhellt — sich hier ein beunruhigendes Schauspiel entwickelte. — Von der nahen Anhöhe zogen einzelne Pöbelhaufen unter drohendem Geschrei herab, mit allerlei Werkzeugen der Zerstörung bewaffnet, von wort- und phrasenreichen Aufwieglern angeführt und mit Vorstellungen des Mordes und der Verwüstung unterhalten. — Niemand wohl konnte über die Absichten dieses Ansturmes der Menschheit zweifelhaft sein — die guten, spektakellustigen Leute sehnten sich eben auch nach einer kleinen St. Bartholomä, sie waren neidisch über den frisch erworbenen Ruhm der Strakoniger, sie mißgönnten ihnen das genossene blutige Schauspiel und wollten ihnen eben zeigen, was auch sie vermochten! „Hier soll's noch lustiger, noch bunter hergehen als in Strakoniz -- die Leute dort sind Narren und Stümper — sie verstehen sich schlecht auf das, was sich gehört, sie sind mit der Thür ins Haus gefallen, haben's zu kurz, zu rasch, haben zu wenig Umstände gemacht. — Himmel, wie anders hätten wir noch mit den Juden hier umspringen mögen.“

Solche und ähnliche Reden wurden viel und häufig gewechselt, während man sich mit wachsendem Ungeßüm der morschen Mauer näherte. — Seit mehreren Tagen her war das Thor nicht mehr geöffnet worden, und seit ebensolange hatte Alt und Jung in der Judenstadt sich keinen Schlummer gegönnt. Die rüstigen Leute in derselben waren beständig auf den Füßen, um von keinem Ereignisse überrascht zu werden, bei dem Thore war der Sammelplatz der kühnsten und entschlossensten unter denselben, bereit, den letzten Lebenshauch für die Rettung der theuern Angehörigen hinzugeben. — Man kann sich den Schrecken und das Entsetzen der armen Juden denken bei den ersten Anzeichen des Tumults. — Verzweiflungsvolle Zammerrufe entranen sich jeder Brust, alles machte sich zum Tode bereit. — Nur einer war da, der den Muth nicht völlig sinken ließ, und dessen todesverachtende Entschlossenheit sich bald der ganzen rüstigen Jugend des Ghetto mittheilte. — Es war Nephthali, der Bräutigam der schönen Hannah. — Durch kräftige, unermülich gepflogene Rede wußte er seine Glaubens- und Altersgenossen zur Thatkraft aufzustacheln, so daß diese sich sämmtlich bereit finden ließen,

die der Waffen ungewohnten Hände mit Äxten, Schaufeln, kurz, mit allem, was nur zur Gegenwehr tauglich schien, auszurüsten. —

Der Moment und die Verzweiflung schaffen bekanntlich selbst die Schwächsten und Hülflosesten zu Helden um. — Dies war hier der Fall. — Ein Häuflein von nicht mehr als zehn Jünglingen hatte sich vor den morschen Thorsflügeln hingepflanzt, eine Entschlossenheit in den abgehärmten, blassen Gesichtern, in den düster blickenden Augen zeigend, welche deutlich beurkundete, daß nur über ihre Leichen der Pöbel in die Judenstadt dringen konnte. — Nephthali vor allen bewies die lebhafteste Thätigkeit und Energie — er begnügte sich nicht, auf einem Posten zu bleiben, sondern eilte überall umher, theils zu trösten, zu beruhigen und aufzumuntern, theils auch, weil er die nur zu gerechte Besorgniß hegte, der Pöbel könnte auf einer andern Seite eindringen. —

Troß dieses kühnen Muthes der Israeliten ist es jedoch kaum zu bezweifeln, daß hier die Scenen von Strakoniz eine noch gräulichere Wiederholung erlebt hätten, wenn nicht des Himmels Barmherzigkeit sich das sonderbarste und unerwartetste Werkzeug zu ihrer Rettung auserkoren hätte. — Schon war das Volk in voller — es ist überflüssig beizufügen — lärmender Thätigkeit, sein leichtes Geschöß spielte unermülich, ein Hagel gewichtiger Steine folgte nämlich dem andern, Viele versuchten es, die Mauer zu durchbrechen — Andere hatten sogar schon die Höhe derselben erklettert und wurden nur noch durch die entschlossene Haltung der jüdischen Vertheidiger abgehalten — da ließ sich plötzlich von der Wollinfa her rasches Pferdegetrapp vernehmen, und bald tauchten in dem Zwielicht die Gestalten von vier bis fünf Reitern auf. — Einer derselben — in besonders glänzender kriegerischer Rüstung — that schon dadurch, daß er den andern um etwa zehn Schritte voraus ritt, deutlich kund, daß er der Anführer sei. — Der Pöbel hielt ein Weilschen bestürzt inne, doch er hatte kaum den vordersten Reiter erkannt, als er jubelnd sein löbliches Werk fortzusetzen sich anschickte. Denn es war kein Anderer als der Ritter von Duba, der in schnellem Trabe dem Haufen sich näherte. — Eine Salve von Beifallsrufen begrüßte ihn, die er mit vornehmem Kopfnicken beantwortete. — Das Volk freute sich, durch die Gegenwart eines Offiziers seinem Vornehmen eine Art Legalität verliehen zu sehen, und schickte sich in tollem Wonnerausche zu einer von jenen hündisch demüthigen Ovationen für den Ritter an, wie sie den gemeinen Volksklassen gegenüber den Mächtigen zu allen Zeiten geläufig gewesen, als zu seiner nicht geringen Ueberraschung Jaroslav sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Ihr guten Leutchen, was müht ihr euch ab und Niemandem zu Dank? Ich rathe euch heut', das Werk sein zu lassen. — Nach Hause — nach Hause und legt euch auf's Ohr — auf's linke oder rechte — mir gleich — nur macht keine weitem Umstände und laßt Satan sich selbst zurecht finden mit diesen Juden. — Es ist jezt das erste Mondviertel und solche Zeit ist nicht hold diesen Unternehmungen. — Glaubt mir's — und trollt euch. —

Ich laß euren sämmtlichen Hausstand — den alten und jungen — grüßen. — Es ist angenehmer, in den Armen einer Frau Liebsten warm zu ruhen, als in einer windigen Nacht sich den Schnupfen holen und alles, was böß ist. Das hab' ich in einer uralten Historia gelesen, und sag' es euch nur, damit ihr's wißt und nicht umsonst zu Schaden kommt!" —

Diese launige Anrede verfehlte jedoch ihre Wirkung, weil sie dem Pöbel gar zu unerwartet kam. — Ein Gemurmel der Unzufriedenheit lief vielmehr durch die Menge, und einer der Recksten aus derselben wagte es sogar, mit Vorstellungen an den Ritter hervorzutreten. „Sind wir weniger als die Strakonizzer, daß ihr uns den Spasß verderben mögt? — Gönnt ihr uns nicht das bißchen Seligkeit, welches man durch Vernichtung dieser gottverhaßten Brut sich verdienen kann.“

„Gut gesprochen, Mathes!“ riefen mehrere Stimmen. — „Auch wir wollen den Zug mitmachen — wir sind eben so gute Christen — wir haben kein schlechteres Recht. — Es ist gar nicht schön von dem Ritter, so parteiisch zu sein — und hier zu verderben, was er anderswo gut gemacht. — Auch wir wollen uns den Himmel billig verdienen — können's nicht durch Almosen thun, sind halt arme Leute. — Die Sach' ist eben im rechten Gange, die Gelegenheit kommt nicht sobald wieder — wir brauchen keine Rathschläge — wissen selber, was zu thun ist — wissen selber, was Rechtens ist — hat's uns Niemand erst zu lehren.“

Eine dunkle Wetterwolke des Zornes lagerte sich auf die Stirne des Ritters. Mit dumpfer Stimme wiederholte er seine Ermahnung.

Doch vergebens. — Der Pöbel schien entschlossen, nicht so leichten Kaufes von seinem frevlerischen Vorhaben abzulassen, das böse Gelüste nach Unfug hat schon zu sehr sein Herz beschlichen, die Hoffnung, bei der Verwirrung zu gewinnen, wie man sagt, im Trüben zu fischen, war zu verlockend, überdem konnte oder mochte sich Keiner überzeugen, daß es dem von Duba Ernst mit seiner Ermahnung wäre; denn nur zu bekannt war die ganz verschiedene Art seines Benehmens in Strakoniz, und eher hätte man ihm zugemuthet — wie notorisch auch seine gemeinsinnliche, wüste Lebensweise war — ein ascetischer Heiliger zu sein, als ein Protektor des Judenthums.

Sie sollten bald eines Andern belehrt werden. — Der Ritter winkte seine Begleiter, die sich bisher in respectvoller Entfernung gehalten, zu sich heran. Auf einen zweiten bedeutungsvollen Wink sah man rasch jeden von ihnen eine blanke Pistole aus der Halfter ziehen, auch die Hand Jaroslav's hatte sich im Nu mit einer gleichen Schußwaffe bewehrt. —

„Zurück, Gefindel!“ rief er jetzt mit donnernder Stimme. „Ich werd' euch ein Tränklein reichen, daß ihr länger schlafet als ihr begehrt.“

Der Drohung folgte die Ausführung auf dem Fuße. Einige wohl absichtlich tief gezielte Schüsse fielen und heulend sah man fünf bis sechs aus dem Pöbel mit blutenden Beinen davon hinken. —

Da der Ritter und seine Mannschaft sich augenblicklich zur Wiederholung

des Manövers anschießen, so schien es den Tumultuanten denn doch nicht rätlich, dieses abzuwarten. — Unter Flüchen und Schimpfen verlief sich das Volk. — In wenigen Augenblicken war der Platz gereinigt. —

„Man komme solchem Pack ja nicht mit Vernunft und mit billigen Vorstellungen,“ sprach der Ritter, sich lachend an seine Begleiter wendend: „Sie sind nicht Milde gewohnt; nur mit ernstester Strenge wird was bei ihnen ausgerichtet. — Die's getroffen, haben einen Denkfettel auf ihren Füßen, der sie Zeit ihres Lebens Gehorsam und Unterwürfigkeit lehren wird.“ —

Vielleicht aber möchte auch so mancher unserer freundlichen Leser an uns die Frage richten: „Wie kommt dieser Wüstling dazu, jetzt plötzlich ein Beschützer der Juden zu sein?“

Geduld! — Auch wir verweisen auf den Verlauf der Begebenheiten!

Einige kräftige Schläge fielen auf das morsche Thor des Ghetto. Eine zitternde Stimme fragte von innen nach dem Begehr.

„Aufgemacht, im Namen des Kaisers!“ rief Jaroslav. —

Gegenüber diesen Worten konnte natürlich kein Zögern statt haben. —

Die Thorflügel gingen langsam auseinander. — Mit Ungestüm sprengte Jaroslav auf feurig sich bäumendem Rosse vor, gefolgt von seinen Begleitern. Als er die bleichen Gesichter der jüdischen Wächter, die in demüthigster Haltung vor ihm standen, erblickte, konnte er eines höhnischen Lächelns, in welches alles Gift seiner gemeinen Seele sich ergoß, sich nicht erwehren. — „Ihr habt Pulver gerochen, Juden!“ rief er mit einschneidendem Spotte, mit rohem Uebermuth die Keitgerte schwingend, „und das ist euern Mägen übel bekommen. — Ich weiß nicht, welcher Dämon mich verführt hat, euch zu Liebe mir so viel Mühe zu geben! — Doch wer von euch, Moses oder Zeikew oder Ezechiel, wird mir den Weg in die Wohnung des Ephraim Hirsch weisen? Ihr kennt ihn doch. — Er ist vor einigen Monden erst aus Prag hiehergekommen, hat ein feines Töchterlein et cetera, et cetera!“ —

Während sogleich einer von den jungen Leuten sich bereit zeigte, dem Wunsche des Wüstlings zu willfahren, sah man einen andern unter ihnen mit hastigen Schritten sich entfernen, den Ausdruck gesteigerter Angst und Unruhe in dem edel gebildeten Antlitz. — Es war Nephthali. —

Trotz der späten Abendstunde hatte in dem Hause Ephraims noch Niemand an Schlaf und Ruhe gedacht. — Ein kleines Dellämpchen verbreitete seinen Schein in dem Zimmer, in welchem an dem gewichtigen Tische der ehrwürdige Hausvater in gebeugter Haltung über einem Folianten saß. — Sein von drängenden Sorgen und bitterem Kummer verdüstertes Antlitz stützte sich auf die linke Hand, während die rechte nicht selten eine verstoßen hervorquellende Thräne trocknete. — In der dunkelsten Ecke des Zimmers saßen die Gestalten zweier Frauen. — Es war die rührendste Gruppe, die man sich denken kann. — Das Mädchen hatte sein lockiges Haupt in den Schooß der Mutter gesenkt, die milden Augen waren träumerisch geschlossen und die alabasterweißen Hände über der Brust gefaltet. — Die Mutter hatte

wieder ihren Eidur vor sich aufgeschlagen, aber sie betete nicht, ihr glanzloses Auge starrte wie gedankenlos vor sich hin, und über das faltenreiche Antlitz strömten unaufhaltsam die Thränen herab und bedeckten die halberloschene Schrift ihres Betbuches. — O, die armen Unglückseligen, mußte sie wohl ahnen, welches gräßliche Leid ihnen die nächste Zeit bringen sollte!

Da öffnet sich rasch und leise die Thüre. — Nephthali trat ein. — Ephraim eilte ihm entgegen mit stumm fragendem Blicke. „Die Brüder sind gerettet — Dank sei es dem Hört Israels!“ — sprach Nephthali.

„Gelobt sei sein Name in Ewigkeit,“ fügte Ephraim freudig bewegt hinzu. —

„Aber um so größer ist das Unheil, das uns selbst, unsre ganze Familie bedroht!“ fuhr der Jüngling mit gedämpfter Stimme fort.

„Auf ihn setze ich mein Vertrauen,“ sprach der Vater mit demüthig genüßtem Haupte. „Der Ewige ist mit mir und ich fürchte Nichts.“ —

Nephthali hatte kaum Zeit gehabt, in kurzen Sätzen seinem Pflegevater das Vorgefallene mitzutheilen, als schon draußen das Wiehern der Rosse die Ankunft der Reiter verkündete. —

Im nächsten Augenblicke vernahm man das Gekirr der Sporen auf der Hausflur. — Die Thüre flog weit auf, und Jaroslav trat barsch ohne Gruß ein, mit raschem Blick die Anwesenden musternd. — Sein grinsendes Lächeln streifte über die anmuthsvolle Gestalt der Jungfrau hin, welche mit einem lauten Aufschrei der Angst sich aus ihrer liegenden Stellung erhoben hatte, Hohn und teuflische Schadenfreude bligten auf seinem Antlitz, da er des vor Aufregung bebenden Nephthali ansichtig wurde. Ephraim trat ihm demüthsvoll mit rasch entblößtem Haupte entgegen, in kaum hörbarem Tone nach seinem Begehr fragend.

„Ihr heißt Ephraim Hirsch?“ fragte der Edelmann.

„Euer Gnaden zu dienen!“ erwiderte der Jude.

„Ihr seid aus Prag gebürtig, habt immer daselbst gewohnt, von Kindheit auf allerhand geschachert, allerhand Geschäfte getrieben in Prag!“

„Es ist wie Eure Gnaden sagen!“

„Nun, und warum habt ihr denn die Hauptstadt verlassen, euren frühern Aufenthalt?“

Ephraim konnte sich bei dieser Frage einer Bewegung der Ueberraschung nicht erwehren. — Aus diesem Munde hätte er am wenigsten diese Frage erwartet. — Die gleichgültig freche Miene des Ritters, welcher sein Blick in diesem Momente begegnete, raubte ihm vollends alle Fassung. Im dunklen Hintergrunde seiner Seele stiegen noch unklare schreckensvolle Gedanken auf, er fühlte, daß unermessliches Leid über sein Haupt hereinbrechen. Da er also mit der Antwort zögerte, trat Nephthali, der seine Entrüstung nicht länger bemeistern konnte, mit zornentflammten Blicken vor. —

„Wir haben Prag verlassen,“ sprach er in festem entschlossenem Tone, „weil wir eine Unschuld vor einem frechen Räuber zu schützen, weil wir

eine scheue Taube vor den Nachstellungen eines mordlustigen Geiers zu bergen hatten.“

Das Gesicht des Ritters verzerrte sich zu dem Ausdruck einer höllischen Wuth bei diesen Worten. „Nicht dir galt die Frage, Bube!“ rief er, indem er mit der eisernen Scheide seines Degens einen so heftigen Hieb gegen die Stirne Nephthalis führte, daß dieser ohnmächtig auf den Boden hintaumelte.

Unbekümmert um das Jammergeschrei der Frauen, die sogleich hülfleistend über den Jüngling herfielen, fuhr Jaroslav gegen Ephraim gewendet fort:

„Wo war eure Klugheit, Jude? — Glaubt ihr, uns so schlecht bedient, glaubt ihr, man werde nicht erfahren, weshalb ihr eigentlich Prag verlassen, man werde alle Nachsichungen einstellen, sobald ihr den Behörden nicht mehr unmittelbar vor den Augen seid. — O, ihr waret auf den Kopf gefallen! — Wähntet ihr der gerechten Vergeltung in den Staaten unseres allergnädigsten Kaisers zu entgehen?“

„Gott meiner Väter!“ rief Ephraim, wie vernichtet auf den Sessel zurücksinkend, „was bedeutet diese Einleitung?“ —

„Sie bedeutet,“ fuhr der Ritter mit einschneidendem Hohne fort, „sie bedeutet, Jude, daß man euer Spiel endlich durchblickt hat, daß nichts so fein gesponnen, was nicht kömmt an's Licht der Sonnen, daß euer böses Thun und Treiben enthüllt ist, daß die langsame Strafe den eilenden Frevler doch endlich erreicht! — O, ihr Bösewicht -- ihr seid ertappt! — Ihr habt nicht redlich gehandelt, ihr habt, statt bei eurem Schacher zu bleiben, allerhand Wohldienerei in Prag getrieben, dem Erzfeind des Christenthums gegen euern Kaiser und Herrn verbrecherische Dienste geleistet, habt spionirt, gekundschaftet, Reisen durch Ungarn und Oesterreich gemacht und dem Türken die Stärke unserer Heere und Festungen verrathen, mit Offizieren und Soldaten in schlimmster Absicht Umgang gepflogen — ihr hakt —“

Der Ritter wäre noch länger fortgefahren, sein höllisches Gewebe in einer Fluth eben so roher als frech lügnerischer Anschuldigungen zu enthüllen, wenn er nicht jetzt erst bemerkt hätte, daß seit einer guten Weile schon Niemand als die nach und nach eingetretenen Begleiter seinen Worten mehr horchte. — Ephraim saß wie versteinert da, keine Miene gab ein Zeichen des Lebens; — die Augen nur hingen starr an dem Munde Jaroslavs, aus dessen Gesicht eine Freude und Genugthuung strahlte, wie sie wohl Satan empfunden haben würde, wenn ihm wirklich den gottvollen Hieb in seinen Netzen zu verstricken gelungen wäre. —

Eine gute Weile hatte sich der Ritter an dem Anblicke der Qual seines Opfers geweidet, wie in Erwartung einer Lebensäußerung desselben. — Da diese jedoch nicht erfolgte, winkte er seinen Begleitern. Diese entfernten sich sogleich. — Mit bedeutender Anstrengung aller Gesichtsmuskeln suchte er seinem Antlitze den Ausdruck des Beileids anzuheucheln. — Dann sprach er in süßlichen Tönen: „Erholet euch, Mann, kommt zurück von eurem

Schrecken! — Es ist noch nicht alle Hoffnung für euch verloren! — Glaubet, noch nie wurde es mir so schwer, eine Berufspflicht zu erfüllen! — Seht hier den Befehl zu eurer Verhaftung (er zog dabei ein Blatt aus der Tasche), euer Schicksal liegt in meiner Hand. — Ich kann euch verderben, aber auch retten! — Ich habe euch nicht getroffen — ihr hattet bereits eine Kunde von dem euch erwartenden Schicksale — seid geflüchtet mit Hülfe eines alten Geleitsheines — seid schon jenseits der österreichischen Grenzen — bevor die Justizschnecke sich zu eurer Verfolgung aufrafft — ihr versteht mich, Mann! — Also wählet. — Noch kann ich euch die Wahl frei stellen. — Ihr habt ein einfaches Mittel in Händen. — kurz; — denn die Zeit drängt — stellt eure Tochter da zwischen euch und eurem Verhängnisse — sie sei der Preis eurer Freiheit — nur mit ihr könnt ihr euch loskaufen! — Uebergibt mir das Mädchen — ihr geschieht kein Leid — und euer Schicksal soll sich noch günstiger gestalten, wie wenn nie von eurem Verbrechen die Rede gewesen wäre.“

Diese Rede hatte dem alten Manne sein volles Bewußtsein und die Sprache wiedergegeben. Auch Rephtali hatte sich in etwas erholt, seine Anstrengungen, sich zu erheben, blieben aber vergeblich.

„Also darauf ging es hinaus!“ rief Ephraim mit ergreifender Wehmuth. — „Mensch, du vergiffest, es gibt noch einen Gott, dessen Gericht ewig ist! — Das schändliche Gewebe von Trug und Verleumdung liegt klar am Tage! — Bösewicht, gedente der Stunde, wo die Wucht deines Frevels dich erdrücken wird! — Doch was heische ich Erbarmen von dir? — Dein Herz schwimmt aufgelöst im Sumpfe der Wollust — die schändliche Eier trieb dich an zu diesem teuflischen Komplotte; du allein bist mein Ankläger, du allein willst mein Verderben — und wehe, du allein vermagst auch mich zu verderben — in dieser Zeit der Rechtslosigkeit gleicht ja das arme Volk Israels einer Heerde ohne Hirten, dem Schafe gleich zur Schlachtbank geführt! — Nun, die Rathschlüsse meines himmlischen Vaters mögen an mir in Erfüllung gehen — aber mein Leib allein sei der Preis — meine Seele soll keinen Schaden nehmen durch den irdischen Jammer, der mich erdrückt. — Jene Unschuld fängst du nicht! — Schändlicher, umsonst war dein Mühen — das Ziel deines ruchlosen Strebens erreichst du dennoch nicht! — umsonst hast du mit allem Aufwande einer höllischen Kunst den Frieden einer Familie für immer gestört — ach, meine Glückseligkeit zertrümmert; umsonst wird die Ahnung eines schauervollen Gerichtes einst dein ruchloses Gemüth durchbeben — kein Preis wird deinem Frevel — jenes Haupt, welches du schon so lange als mordlustiger Geier umkreist, wird nimmer und nie doch deine Beute — vergehe in ohnmächtiger Wuth; denn deiner Beharrlichkeit wird kein Lohn; denn es gibt noch eine Tugend — und einen Vater im Himmel, an dessen Gnade du mich nicht verzweifeln machen sollst! — O meine theuern — meine unendlich geliebten Kinder,“ — fuhr er, seine tiefe Be-

wegung mit männlicher Kraft niederkämpfend, fort, indem er sich erhob und die Hände dem mit durchdringendem Jammerruf auf ihn losstürzenden Weibe und Kinde entgegenbreitete, „mein Verhängniß erfüllt, sich! — Wehe dieser Zeit und diesem Geschlechte! — Mein Weg senkt sich dem Grabe zu. Ertraget gefaßt euer Schicksal — als Juden müßtet ihr darauf vorbereitet sein! — Seht mich wie einen Sterbenden an; denn in der That — jede Hoffnung ist uns geschwunden — dieses sind die letzten Augenblicke unseres Zusammenseins — auf dieser Erde, sag' ich; denn daß wir uns auf andern Gefilden wiedersehen, dafür bürgt uns eben dieses unser bitteres Leid. — So hört noch meine letzten Wünsche und Befehle, Nephthali!“ — Der Jüngling zuckte bei diesem Rufe zusammen, machte abermals den Versuch, aufzustehen, sank aber wieder zurück, und konnte nur krampfhaft die Hände in ohnmächtigem Jammer zusammenpressen, und seine Blicke starr auf die Gestalt des theuern Pflegevaters richten. „Nephthali!“ sprach Ephraim mit feierlichem Tone, „meine Hanuah ist deine Verlobte, laß einen Sabbath noch verstreichen — dann am Mittwoch werde du nach den Gesetzen Moses und Israels ihr Mann und Gatte. — Vielleicht, daß sie als rechtmäßiges Weib mehr Anspruch auf den Beistand der Gesetze erlangt denn als Jungfrau; wo nicht, so schütze du sie — und setze dein Leben für sie ein — wenn es Noth thäte!“ —

Die Nührung übermannte den alten Mann; er schwieg, mit beiden Händen das Antlig bedeckend. — Nicht ohne Zeichen tiefer Erschütterung hatte anfangs Jaroslov da gestanden. — Bald jedoch raffte er sich wieder zu allem Muthe des Frevels zusammen; — abermals verzerrte sich sein Antlig zu einem Ausdruck des Hohues; — und mit steifem und ceremoniösem Anstande näherte er sich der Thüre, öffnete dieselbe geräuschvoll und gab seinen Schergen ein bedeutungsvolles Zeichen, worauf diese mit klirrenden Eisenbändern wieder das Zimmer betraten. —

Die Mitternacht war längst vorüber, — aber dessen ungeachtet war der Platz vor der Wohnung N. Ephraims weithin von Menschen erfüllt — es war fast die gesammte Judengemeinde, die hier in entsetzlicher Spannung der endlichen Lösung des verhängnißvollen Begebnisses harrete. — N. Ephraim war, wie wir bereits gesagt, seit seiner Anwesenheit das geehrteste und geachtetste Mitglied der Gemeinde gewesen. —

Endlich ging die Haushüre auf — und in würdiger Haltung, die Arme gefesselt, aber den Blick zum Himmel erhoben, trat Ephraim in der Mitte der Soldaten heraus, die alle Mühe hatten, die beiden nachstürzenden Weiber in die Hausflur zurückzudrängen. — Noch einmal wandte er sich segnend zurück — ein lautes vielfach im Chore sich wiederholendes, von einem tiefen Schluchzen, welches wie geheimnißvolles Windesrauschen durch die öde Gasse hinschlich, begleitetes „Schma Jisroel“ schallte ihm entgegen — schallte ihm auf seinem schweren Lebensgange nach! —

Das erste Krähen des Hahnes verkündete den Anbruch des Morgens. — Dichte Finsterniß lag auf der Gegend. — Kein Stern strahlte am Firmament. — Der Himmel hatte seinen Trauerflor umgehängt.

V.

E come di nuovo amor lo punge e scalda  
Move alcune ragion di poco frutto,  
Per romper quella mente intera e salda  
Ch'ella avéa fissa al creator del tutto.

— — — — —  
*Ariosto. canto XXIX.*

So war denn ein schrecklicher Miß im Hause H. Ephraims geschehen. Acht Tage waren seit jener Scene verfloßen. — Welche jammervolle Zeit für die unglückliche Familie! — Und doch sollte dieses eine Hochzeitwoche sein, — eine Zeit des höchsten Jubels, der höchsten Freude! — Man weiß, welche besondere Wichtigkeit der Jude dem Trauungsakte beilegt, er, der zu den ersten Geboten seiner Religion die Verpflichtung zählt, in jenen Stand zu treten, der den Bestand, die Fortdauer und die ganze wahre Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft bedingt. —

Der scheidende Vater hatte einmal befohlen, daß in dieser Woche die Vermählung stattfinden sollte; seinen Worten mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden, wie sehr auch die äußeren und inneren Verhältnisse der Familie, absonderlich ihr peinvoller Gemüthszustand sich dagegen sträuben mochten. Es war am Tage vor der Trauung. — Bei herannahendem Abend sah man einen Zug jüdischer Frauen sich gegen das Ende der Judengasse hinbewegen, zu jener Mauer, die, wie wir bereits früher gesagt, ehemals die Wohnsitze der Juden zu Wollin von jenen der Christen schied, und heute nur noch durch einzelne Steinhausen ihr einstiges Bestehen dem jetzigen Geschlechte, welchem freundlichere Zeiten beschieden sind, andeutet. —

An diese Mauer lehnte sich dazumal ein kleines unscheinbares Häuschen mit morschen Wänden und Thüren und winzigen Fensteröffnungen, eben genügend, um den nothdürftigsten Bedarf an Licht und Luft eintreten zu lassen. — Es war dieses das Badehaus der Gemeinde; denn „Baden“ gehörte zu allen Zeiten zu den religiösen Akten des Judenthums, zu den am eifrigsten gepflegten Reminiscenzen aus dem Oriente, seiner ehemaligen, nie völlig der Erinnerung entschwundenen sonnigen Heimath. — Nach alt-herkömmlicher, durch Gewohnheit wie durch ausdrückliches Schriftgebot geheiligter Sitte, wurde und wird noch zum Theile jezt jeder wichtige Lebensakt, auch der letzte stille Gang zur ewigen Ruhestätte hin, durch ein Reinigungsbad eingeleitet, ja selbst die bedeutendern jährlich wiederkehrenden Feste erhalten

ihre erste Weihe durch dasselbe. — Es ist begreiflich, daß diese Ceremonie am wenigsten vor einer Trauung unterlassen werden durfte, vorzüglich aber gehört es noch jetzt zu den unerläßlichsten Verpflichtungen der Jungfrau, ein „Bad vor der Hochzeit“ zu nehmen. —

Der Leser darf jedoch auf dieses Badehaus bei Leibe nicht die Begriffe übertragen, die ihm etwa eine moderne mit allem Comfort ausgerüstete ähnliche Anstalt gegeben. — In unserem Häuschen würde man vergebens irgend welche Toilettegegenstände gesucht haben; kein schwellendes Sopha lud zu behaglicher Ruhe ein, kein schimmernder Spiegel bot die Möglichkeit des Begaffens eigener Anmuth und Schönheit -- sehr ungleich wiederum dem Oriente, wenn man an die Schilderungen aus Tausend und eine Nacht denkt, die keinem Zuggegenstande mehr Aufmerksamkeit zu widmen pflegen, als eben jenen mit Gold, Marmor und Elfenbein auf die verschwenderischste Weise ausgestatteten Reinigungs- und Erfrischungshallen.

Die dunklen zerklüfteten Wände des Innern hätte man unbedingt nackt nennen müssen, wenn nicht Unkraut jeder Art und Gattung, aus den Rissen üppig emporkuchernd, eine melancholische Hülle gebildet hätte. — Kaum die nothdürftigste Einrichtung war übrigens vorhanden. — Den halben Raum nahm die Oeffnung eines Brunnens ein, dessen sehr bedeutender Umfang von mehr als vier Klaftern, dessen noch bedeutendere Tiefe in keinem Verhältnisse zu dem einfachen Bedürfnisse stand, das hier befriedigt werden sollte. — Eine zerfallene Treppe führte zu dem finstern Schlunde hinab, noch etwa in Manneshöhe sich unter den Spiegel erstreckend, so daß der Badende auch im Wasser, auf Stufen stehend oder sitzend, eben nicht mit sonderlicher Bequemlichkeit die gewünschten Waschungen vornehmen konnte. Hierher bewegte sich nun der Zug der Frauen. — In ihrer Mitte schwankte eine blasse leidende Gestalt einher, — es war Hannah — gestützt auf die Arme ihrer Mutter. — Wer dürfte es wohl unternehmen, die widerstreitenden Gefühle zu schildern, die bei diesem Gange das Herz der Frauen bewegten. — Trauriger war wohl noch nie eine solche Feier begangen worden. — Thränen glänzten in den Augen der Begleiterinnen, die, als man endlich den Eingang des Badehauses erreicht, sich segnend mit inbrünstigen Gebeten entfernten. Die Thüre wurde von innen geöffnet; eine ehrwürdige Matrone lud mit frommem Gruße Mutter und Tochter zum Eintritte ein. —

Unter verschiedenen Vorrichtungen zu dem religiösen Akte mochte eine halbe Stunde verflossen sein. — Endlich hatte Hannah zitternd ihr Oberkleid abgelegt. — Da warf sie sich nochmals mit überströmendem Gefühle unter lautem Weinen ihrer Mutter an den Hals. —

Diese war, bewältigt von dem Sturm der Gedanken und Gefühle, in halber Ohnmacht auf eine Art Bank niedergesunken. — Jetzt neigte sie sich an die bleiche Wange ihres Kindes, und indem sie den letzten Rest ihrer physischen und moralischen Kraft zusammenraffte, versuchte sie einige Worte der Ermuthigung und des Trostes emporzuhacken; ihre Anstrengung blieb

jedoch vergebens, sie vermochte eben auch nichts mehr, als mit heißen Thränen das Antlitz des Mädchens zu überströmen, und mit herzbrechendem Schluchzen in die Klage töne der jammervollen Braut einzustimmen. — Die alte Wärterin, die einzige Zeugin dieser erschütternden Scene, hielt ein Gebetbuch in der Hand, und die leisen, convulsivischen Bewegungen ihrer Lippen deuteten eben sowohl ihre innere Erregung als das Bestreben an, die herkömmlichen Gebetsformeln zu verrichten. — Während dieses im Innern des Badehauses vorging, entwickelte sich draußen in dessen nächster Umgebung ein Schauspiel ganz anderer Art. Hier geschahen Bewegungen, welche den Frauen unendlich hätten entgehen können, wenn nicht eben ihr völlig nach Innen und auf den bewältigenden Andrang ihres unermesslichen Leides gerichteter Sinn ihnen jede Aufmerksamkeit nach anderer Seite hin verwehrt hätte. — Die Abenddämmerung war jetzt völlig hereingebrochen, im salben Zwielichte des untergetauchten Tagesgestirnes lagen die stillen Zufluchtsstätten der Wolliner Juden. — Dies war für den im Dunkel schleichenden Frevel eben der günstigste Moment. Jaroslav hatte nicht umsonst der erschütternden Abschiedscene im Hause H. Ephraims beigewohnt. — Er hatte alles wohl beachtet und während der ungeheure Jammer der Familie in erschütternden Weherufen sich ergoß, war in seiner wollüstigen Seele die frohe Hoffnung aufgetaucht, daß diese Woche, eben die Hochzeitswoche, ihm wahrscheinlich die beste und sicherste Gelegenheit zur Ausführung seines ruchlosen Vorhabens, welches er mit zu großer Beharrlichkeit bisher verfolgt hatte, um nicht das Aeußerste zu dessen endlicher Vollbringung zu wagen, darbieten dürfte. — Wohl kannte er den frommen Gebrauch des „Bades vor der Hochzeit,“ und es konnte ihm gar nicht schwer fallen, über Zeit und Ort der Ceremonie sich Auskunft zu verschaffen. Seine Maßregeln waren bald genommen. Einige Nächte nacheinander war sein treuer Cumpen — sein geistiger Standesgenosse — bemüht gewesen, in der der Wiese zugekehrten Wand des Badehäuschens eine für den Durchgang eines Mannes hinreichende Oeffnung zu bewirken. — Dies konnte ihm bei dem geschilderten Zustande dieser Lokalität nicht besonders schwer fallen. — Etwas größere Mühsal mochte es aber allerdings verursachen, diese Oeffnung auch wieder geschickt zu verdecken. Doch welche Mittel weiß nicht gierige List, und ein Frevel, dessen elastische Spannkraft noch durch die Springsfedern der Hoffnung gehoben werden, in Bewegung zu setzen. — Genug, alles war den Beiden nach Wunsch von Statten gegangen. —

Noch lag das Mädchen in den Armen seiner Mutter, noch suchte sein schmerzbewegter Busen Erleichterung in bitteren Zähren — da kamen die Schläge, die schon ein Weilchen angedauert — immer näher — die Aufmerksamkeit der Frauen wurde endlich rege, und Hannah sprang empor. — Eben war sie im Begriff, rasch ihr Oberkleid wieder anzulegen, doch in diesem Augenblicke begann auch ein Theil der Wand zu wanken — die Glieder der Jungfrau erstarrten im Schrecken — Schutt und Gerölle wälzten

sich in das kleine Gemach — mit lautem Geräusch stürzte bald das Mauerwerk zusammen. — „Gott Abrahams!“ rief die unglückselige Braut in verzweiflungsvollen Tönen. — Vor ihr stand ihr böser Geist, ihr unermüdlicher Verfolger, der Zertrümmerer ihres Familienglückes, die einzige Ursache all ihres Jammers und Leides — der Ritter von Duba — Jaroslav.

Mit durchdringendem Schreckenrufe stürzte das Mädchen zurück. — Jaroslav ergriff sie bei der Hand. „Ruhig, mein Schäfchen,“ sprach er in einschmeichelnden Tönen, „still, mein Herzchen; denk an deinen Vater, dessen Schicksal in meine Hand gegeben ist, dessen Loos du allein umgestalten kannst. — Und was hilft dir nun auch alles Widerstreben? Du bist nunmehr in meiner Macht! — jetzt entgeht die süße Beute mir nicht! — Endlich, endlich bin ich am Ziel meines Strebens — ich steh vor den Pforten des Paradieses — du vermagst nicht, mich wieder in die Hölle zurückzu stoßen; denn eine Hölle und noch schlimmer dünkt mir das Dasein ohne dich!“

Und er umschlang sie mit beiden Armen und schleifte die heftig Widerstrebende mit sich fort zur Oeffnung. — — — — —

Schon stand er innerhalb derselben. — Aber da stieß er plötzlich auf ein unvermuthetes Hinderniß. — Bei seinem raschen und heftigen Eindringen hatte sich vollends alles obere Mauerwerk losgelöst und den Ausgang fast zur Hälfte verschüttet. — Er war also genöthigt, die rechte Hand von seiner Beute abzugeben. — Diesen Moment benutzte die unglückliche Jungfrau mit beinahe überirdischer Stärke. Während der Ritter unter lautem Fluchen und Toben seinen draußen harrenden Knecht zum Beistande aufrief — rang sie sich los, und stürzte zurück in die Kammer. — Einen Moment stand sie noch da, im weißen Gewande, mit dem todtenbleichen Antlitze und den wild um den feinen Nacken flatternden Haaren — eine überirdische Erscheinung. — Dann warf sie sich, die zarten Hände über dem Haupte krampfhaft zusammenringend, mit dem lauten Rufe: „Lebt wohl — lebt wohl, ihr Theuern auf immer — mir bleibt keine Wahl!“ — — — hinab in den Brunnen. — — —

Wie leise mahnende Geisterlaute drang das Geplätscher der Wellen von unten herauf — an das Ohr der jetzt im Uebermaße des Entsetzens in Ohnmacht zusammenbrechenden Frauen. — Noch ein Ruf, der wie „Nephtali“ klang und ein Seufzer, in welchem die göttliche Seele sich von der lieblichen Hülle trennte — und stille wurde es in dem kleinen Raume — — — — —

Wie lange diese Stille andauerte, läßt sich nicht bestimmen. Die Wärterin war es zuerst, die wieder zu sich kam und die Besinnung erlangte. — Doch ihre alten Glieder waren von dem Schrecken gelähmt, sie vermochte mit aller Anstrengung nicht, sich zu erheben. Aber ihr leises Wimmern und Klagen drang bald in die stille Nacht hinaus. — In kurzer Zeit war Alt

und Jung aus der Judengasse herbeigeströmt. — Mit haarsträubendem Entsetzen wurde man endlich durch die abgebrochenen Worte des Weibes über das Vorgefallene klar. — Man zog die Jungfrau aus dem Brunnen. Ach, keine Hoffnung auf Wiederbelebung bot sich mehr! — So lag sie da, die zarte Hülle des edelsten Geistes, den Frieden des Todes — das unverfälschte Siegel einer himmelentsprossenen Tugend in dem erbläuten Antlitz, auf welches die Zähren aller Anwesenden mit nicht enden wollender Klage niederfloßen. — Da scholl ein herzerreißendes „Ach und Weh“ durch die ganze Gasse hin — da neigten Greise ihr altes Haupt hinab in den Staub — da zerrissen Männer in grimmem Schmerze ihr Kleid — da wimmerten Jüngling wie Jungfrau der gemordeten Unschuld nach — da gab es kein noch so verhärtetes Gemüth, welches nicht die bittere Wollust der Thränen zum erstenmal kostete. —

Und als man die Mutter zu schrecklichem Bewußtsein wieder zurückgebracht — als auch Nephthali herbeigeeilt war — doch lieber, freundlicher Leser — dieser Austritt läßt sich denken, doch nicht beschreiben. — —

Aber nicht auf die Judengasse blieb die Kunde des schrecklichen Vorfalles beschränkt. Sie durchdrang auch in kurzer Zeit alle Räume der Christenstadt. — Da umbrausten wiederum die Wogen des Volksstromes die Wohnsitze der Juden. — Aber kein gemeines Gefühl regte sich in den Herzen der Anwesenden. — Es war ein heiliger Moment, als die allgemeine Entrüstung sich in Flüchen und Verwünschungen des Mörders Luft machte. — Die Schauer des Todes — des Versöhners — hatten alle Gemüther durchzittert — vergessen war die Feindschaft, — und Ein Schmerz, Eine Klage vereinte sie alle. — Man drängte sich zu der schönen Leiche hin. Ihr ergreifender Anblick entflammte viele thatkräftige Herzen zur Rache. Allgemein wurde bald der Wunsch, den Wüstling zu verfolgen, und schreckliche Wiedervergeltung an ihm zu üben. —

Doch dieser war, wie von Furien gejagt, längst auf schnellen Rossen mit seinem Helfer entflohen — er wurde nicht mehr in der Gegend gesehen, sein Name blieb der Schrecken und Fluch der folgenden Geschlechter.

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle — ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. — Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. —

Schotte.

Es war im Jahre 1704. An einem trüben Septembervormorgen erregte ein kleines, dennoch seltenes Ereigniß nicht wenig die Neugier der ehrsamten Bürger der k. Kreisstadt Piesfel, und bot für einige Zeit den wackern Gevattern und Muthen den willkommenen Anlaß zu allerhand ingenieusen Vermuthungen. — Es mochte die neunte Vormittagsstunde sein, als man ein sonderbares Paar sich über den Ring hinbewegen sah. — Es war ein ehrwürdiger Pater Capuziner in braunem Talare, ein schwarzes Sammetkappchen auf dem schon ergrauten Haupte, einen Stock in der kräftigen Rechten schwingend, und mit der Linken zu wiederholtenmalen durch den schneeweißen Bart fahrend, der ihm bis auf die Brust niederwallte. — Sein Nachbar trug auch einen Bart, aber es verhielt sich der Gesichtschmuck des einen zu dem des andern, wie die Ausnahme zur Regel. — Denn wenn nicht schon der ächt orientalische Gesichtstypus es verrathen hätte, so that doch der in drei scharfe Spitzen auslaufende Hut, zumeist aber ein bedeutungsvoller gelber Fleck auf dem Gewande es zweifellos kund, daß der Begleiter des Mönches — ein Jude war. — Wer um diese Zeit sich auf der Gasse befand, blieb sicherlich verdutzt stehen; denn im eifrigen, wie es schien, sehr freundschaftlichen Gespräche begriffen, schritten die beiden Männer auf ein hohes, düsteres Gebäude los — Allen wohlbekannt als der schreckenvolle Ort des Gerichtes — das Kriminal. Auf wiederholtes Pochen des Mönches öffnete sich das schwarze Thor, ein mürrisches Haupt kam zum Vorschein, welches sich bald als einem kleinen und buckligen Thorwächter angehörig erwies. Der Pater richtete leise eine Frage an diesen, worauf er bejahend nickte, und nicht ohne scheelen Seitenblick auf den Juden ins Innere passiren ließ. —

Nachdem sie nun einen weiten Hof, in welchem das Schweigen des Todes herrschte, durchschritten, gelangten sie an eine Treppe, und betraten endlich, immer der Führung des Wächters folgend, einen geräumigen, düstern Vorsaal des oberen Stockwerkes, wo ein Gerichtsdienner auf die Frage des Capuziners: „Sind seine Gnaden, der Herr Kriminalrath zu sprechen?“ mit einem demüthigen „Ja“ antwortete, worauf sie, der Mönch voran und ihm folgend der Jude, in ein hohes Gemach von sehr bedeutender Ausdehnung eingelassen wurden.

Eine halbe Stunde mochte die Unterredung gedauert haben, als sich die Thüre des Saales wieder öffnete. — Der Mönch trat heraus; ihm zur Seite ein stattlicher Mann in wohlgeputztem kurzen, mit Goldknöpfen besetz-

ten Nothe, dessen würdevolles, in ernste Falten gelegtes Antlitz in ihm deutlich den Präses des Kriminalgerichtes erkennen ließ. — Den Beiden folgte der Jude in demüthigster Haltung.

Unterweges wandte sich der Richter an seine geistliche Begleitung: „Reverendissime, ihr kommt also aus Baiern, von der Donau her? — Dort ist jetzt die Kriegsjurie los, es soll hiezig hergehen in Schwaben; aber man vernimmt hier so wenig von den Zeitläuften, selten verirrt sich eine Nachricht bis zu uns — wir leben da wie in einem andern saeculo, wahrlich. — Das letzte, das wir gehört, war die unerfreuliche Neuigkeit von dem Falle Passaus. — Dem Verräther am Reich, dem Baiern, soll es in die Hand gerathen sein, als er unsern General — wie hieß er doch? — Styrum — bei dem ewig unglückseligen Ort Hochstädt geschlagen!“

Bei diesen Worten kehrte sich der Mönch mit einiger Heftigkeit gegen den Sprecher: „Was sagen da euer Gnaden, welches Wort ist dero Lippen entfahren? — Ewig unglückseliger Ort Hochstädt?! — O glorreichstes Monument des österreichischen Kriegsrühmes, das ist wahrlich nicht der Titel, der dir ziemt. — Von Hochstädt, euer Gnaden, werden mit freudigem Herzpochen noch unsere Kindskinder reden, wenn sie sich erzählen, wie Gott den Stolz gedemüthigt und das übermüthige Unrecht in den Staub geworfen. — Von Hochstädt kam ich eben her!“

„Wie,“ rief freudig bewegt der Rath, „so wär' es nicht wahr, was vor nahe einem Jahre uns die Fama verkündigt? Aber man hat ja von keiner Seite einen Zweifel dagegen erhoben, und bestimmt wurde uns versichert, daß der Baiern obgesiegt und es schlimm steht um die Sache des Kaisers. — Und dennoch nicht wahr?“

„Allerdings wahr!“ erwiderte der Capuziner. „Allerdings hat am 20. September verfloffenen Jahres bei Hochstädt der Himmel die Waffen Austra's nicht begünstigt, wir wurden geschlagen — aber tausendfach gut gemacht ist jenes Unglück worden auf derselben Wahlstadt, Gott wollte nicht, daß Hochstädt eine Schmach des deutschen Namens bleibe. — Ihr wißt wohl, daß nun die beiden trefflichen Generale gemeinsam agiren.“

„Mir ganz wohl bekannt,“ sagte der Kriminalrath, „o es war eine glückselige Stunde, in der sie sich vereinigt, der englische duc de Marlborough und unser großer Kriegsfürst Eugenius, mit welchem Glück und Segen sei.“

„Amen!“ sprach andächtig der Capuziner. „Also am 13. August wars — ein Tag für alle Zeiten denkwürdig und glorreich. — Unsere Armee zählte nicht mehr als 52,000 Mann, uns gegenüber zog sich eine lang gestreckte Linie von 56,000 Franzmännern und Baiern hin. Diese Windbeutel hielten es gar nicht für möglich, angegriffen zu werden, wiewohl ihre Position die miserabelste war, die man sich denken kann. — Sollten bald eines andern belehrt werden. — Um 2 Uhr nach Mitternacht ertönte das Commando zum Aufbruche, auch mich riß es fort; denn die Begeisterung

war groß im Lager. — Aber der Feind, wie mit Blindheit geschlagen, hielt unsere Bewegung für nichts anderes, als ein Reißaus. — Ja selbst um 7 Uhr des Morgens, als schon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen unser Eugenius und Marlborough vordrangen, ihnen fast unter der Nase standen, hielt der pflüchtige Marschall Talarus das Ganze für eine List, unsern Abzug zu verdecken. — Hatte sich viel mit dem Abzug! Zu spät erkannten sie ihren Irrthum — Was halfs nun, sich in größter Eile in Schlachtordnung stellen? — Wir waren ihnen am Leibe. — Zwar focht der Feind mit größter Bravour; man muß es den fränkischen Teufeln und Vänderplünderern nachsagen, sie haben Courage im Leibe. — Aber wie ein böses Wetter schlugen die Unserigen drein. — Also am Nachmittag um 5 Uhr war die ganze Schlachtlinie, die sich über eine Meile weit hinstreckte, von Marlborough durchbrochen. — Heiße, war das ein Jubel und Viktoria. — Die Verfolgung wurde uns erspart; denn als dem Feinde der Rückzug abgeschnitten worden, so sah er sich genöthigt, hübsch fein die Waffen zu strecken. — 11,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Marschall Talarus selbst fiel in unsere Hände. — Baiern ist in unserer Gewalt. — Eine derbe Züchtigung für den Völkerpeinigter Ludovikus, der lange von diesem Schlage sich zu erholen haben wird.“

Während dieser Erzählung, die der Kriminalrath abwechselnd mit Gebarden des Erstaunens und der Freude begleitet hatte, waren sie an einen überaus schmalen Corridor gelangt, der sich schräg in die Tiefe zu senken schien, so viel man nämlich bei der darin herrschenden Dunkelheit wahrnehmen konnte. Auf einen Ruf des Richters nahte sich eine stämmige Gestalt, in der Rechten einen Bund gewichtiger Schlüssel, in der Linken eine Fadel tragend, bei deren Schein man es wohl wagen durfte, durch den Gang bedächtig hinzuschreiten. Zu beiden Seiten desselben bemerkte man kleine, wohlverschlossene Eingänge, aus denen zuweilen der schauerliche Klang von Ketten ertönte. — Als sie vor einer besonders markirten Thüre vorüber schritten, konnte sich der Mönch eines Schauders nicht erwehren; denn man vernahm ein unterdrücktes Achzen und Wimmern, und es bedurfte nicht erst des bedeutungsvollen Winkes des Kriminalrathes, um den ehrwürdigen Pater über die Bestimmung dieses Gemaches aufzuklären — es war die Folterkammer.

Endlich war man am Ziele. — Die Schlüssel rasselten, eine schwere Eisenstange sank, und eine gewichtige eichene Pforte drehte sich in den rostigen Angeln, und gestattete den Einblick in einen schreckensvollen Raum. — Es war ein niedriges Kämmerlein mit schwarzen Wänden, auf welche durch eine kleine, wohlvergitterte Oeffnung kaum einige Strahlen des Tageslichtes fielen. — So viel nun das Dunkel zu unterscheiden gestattete, befand sich in dem düstern Raume eine hölzerne Borrichtung, eine schiefe Ebene bildend, auf welcher, das todtenfahle Haupt auf ein Strohkissen stützend, die in zerrissene Lappen gehüllte Gestalt eines Mannes lag, mit weißen Haaren und ehrwürdigen, tief eingefallenen Zügen, die in ihm eben so wohl

einen Greis als einen Kranken erkennen ließen. Mit sprechender Geberde wandte sich der Kriminalrath an seine beiden Begleiter. — Der Mönch trat hastig vor und blieb dann wie festgebannt ein Weilchen mit verschränkten Armen stehen. Endlich trat er näher, nachdem er noch früher dem Juden, der sogleich beim Eintreten auf den Greis losstürzen wollte, durch ein Zeichen geboten, seine zitternde Ungebuld zu beherrschen.

„Armer, alter Mann,“ sprach er in tiefer Bewegung, „wie viele Jahre sind es wohl schon her, daß ihr an diesem Orte ein elendes Dasein fristet?“

Der Greis vermochte nicht sogleich zu antworten; diese theilnehmenden Worte hatten offenbar einen zu heftigen Eindruck auf ihn gemacht. Er versuchte vergebens das Haupt zu erheben; endlich sprach er mit matter Stimme: „O mein hochwürdiger Herr — ich habe schon das Zählen verlernt; denn der Tage meines Jammers waren zuviel — seit lange schon vergaß ich der irdischen Zeit im Hinblick auf die Ewigkeit.“

„Der Mensch soll nie die Hoffnung verlieren,“ sprach der Capuziner, „so lange ihm ein Athem in der Brust lebt. — Seht, mein Freund, auch für euch ist die Stunde des Heils wieder angebrochen — das Licht des Daseins geht euch wieder auf. — Ephraim Hirsch, ich komme, euch eure Freiheit zu verkünden.“

Ein mildes Lächeln verklärte die Züge des Greises: „Sie ist mir längst verkündet, von demjenigen, der mir das Dasein gegeben, um mich mit schwerem Drangsal heimzusuchen und mein Herz zu prüfen. — Wohl fühle ich es an dem ermattenden Schlage dieses Herzens, daß meine Stunden gezählt sind.“

Bei diesen Worten konnte der Jude nicht länger mehr seine Bewegung bemeistern, er stürzte mit lautem Weinen und dem erschütternden Rufe: „Mein Vater, ach, mein theurer Vater!“ auf den Greis los und benetzte seine Hände mit Thränen.

Der Kranke erhob mit aller Anstrengung sein Haupt, sein Blick weilte eine kleine Zeit prüfend auf dem Antlitz des Knienden und ein seliges Lächeln verklärte seine milden Züge. „Gelobt sei Gott in den Höhen!“ sprach er mit tief bewegter Stimme, „mein letzter Wunsch ist mir gewährt; ich sehe dich noch einmal, o mein Sohn Nephtali, bevor ich auf immer scheide!“

„Ihr werdet nicht scheiden, theurer Vater,“ rief Nephtali schluchzend, „noch viele Tage der Freude sind euch bei mir und im Schoße meiner Familie beschieden.“ —

„Täusche dich nicht, mein bestes Kind. Deine Wünsche sind vergebens; meine Lebenskraft ist aufgezehrt. — Ich ziehe ein in den Ort des Friedens. Ein prophetisches Gesicht hat mir es verkündet. — Heute Nacht, als endlich nach langer Ruhe- und Schlaflosigkeit ein sanfter Schlummer meine Sinne umfing — da nahte sich mir eine Gestalt. All' mein Blut erstarrte in mir;

denn es war die Gestalt unseres Feindes. — Schon wollte ich die zitternde Rechte abwehrend ausstrecken, die Angst schnürte mir die Brust zusammen da lächelte sie so milde und freundlich und ihre bleichen Züge schienen zu stehen: „Verzeihe, ach verzeihe mir, ich habe an dir grausam gefrevelt!“ — Wie unwillkürlich neigte sich mein Haupt vergebend. — Als bald verschwand die Erscheinung, indem sie mir bedeutungsvoll winkte, als wollte sie sagen: „Hast du vergessen und vergeben, so folge mir in das Reich des Friedens und der Versöhnung!“

„D ahnungsvolles Vorzeichen,“ rief der Mönch überrascht von diesen Worten. „Ja er hat meine Ankunft nicht abgewartet, der ruhelose Schatten, er selbst hat euch um Erbarmen angefleht und ihr habt ihm gewährt den Frieden. So wird mein Bemühen nicht vergebens sein! — So wißt denn, im Auftrage eures Widersachers, Jaroslav von Duba, bin ich da; sein drängendes Bitten trieb mich an zu dieser weiten und beschwerlichen Wanderung.“

Der Greis zeigte keine Ueberraschung bei diesen Worten: „Ich wußte, daß Jemand kommen würde; das Unrecht war zu groß und zum Himmel schreiend, und keinen schmachbeladenen Namen sollte Ephraim zurücklassen, der immer die Wege des Rechts gewandelt.“

Der Mönch fuhr fort: „Es war am Tage nach der Schlacht bei Hochstädt. — Ich lag im Dorfe Blenheim. \*) — Mitten aus dem Jubel des Sieges riß mich der Ruf, an das Sterbelager eines österreichischen Offiziers zu eilen, der dringend nach geistlichem Beistand beehrte. Ich traf ihn in einer armseligen Hütte mit dem Tode ringend. — Ich that an ihm nach den Pflichten meines heiligen Amtes, — aber der Trost meiner Worte berührte nicht sein krankes Herz; der Genuß des göttlichen Mahles schien ihn nicht zu stärken. — Vergebens suchte ich den Balsam der Religion in sein zerrüttetes Gemüth zu träufeln; bis endlich sein Schmerz sich in einem Strorn von Thränen löste, und er mir in der Beichte ein volles Geständniß seiner Schuld ablegte. „Viel, ach viel,“ rief er endlich laut, daß es auch draußen vor der Hütte gehört werden konnte, „habe ich in meinem Leben gefrevelt, welches nun zu Ende geht, aber an Niemanden mehr als an der Familie dieses redlichen Mannes Ephraim. — Ob er mir je verzeihen könnte? Ach meine Sünde ist zu groß zu ertragen.“ — Ich mußte ihm das heilige Versprechen geben, alles Mögliche aufzubieten, um ihm eure Verzeihung zu erwirken. — Drauf übergab er mir eine Schrift. Sie enthielt zuvörderst die feierliche Erklärung eurer Unschuld, und daß er nur aus Rache euch verleumdet, wie daß ihr dem Türken Spionirdienste geleis-

---

\*) Nach diesem Orte Blenheim oder Blindheim ist es, daß die Engländer die Schlacht bei Hochstädt benennen. Die zum Andenken dieses Sieges in der Ortskirche aufgehängten Fahnen wurden 1805 wieder nach Paris gebracht.

stet, in der Hoffnung, auf diese Weise eure Tochter um den Preis eurer Freiheit zu zwingen, sich seinem Willen zu fügen. — Dann enthielt sie auch seine lektwillige Verfügung. — Da er ohne Nachkommen stirbt, so theilt er sein sämmtliches Vermögen in drei Theile. — Der eine soll euch gehören, der zweite den christlichen Armen und der dritte der armen Jüdenschaft seiner Besitzungen.“

„Fügt den ersten Theil zu den beiden andern,“ sprach sanft bewegt der Greis. „So wie ich Verzeihung hoffe von meinem himmlischen Vater, so habe ich auch ihn verziehen. — Er hat mir weniger Böses zugefügt als sich selbst. In diesem Augenblicke, wo die Dunstnebel des irdischen Daseins schwinden, erkenne ich es, wie etwas Nichtiges es sowohl um die Freuden als Leiden des Lebens sei. — Meine Augen sehen nun klar, daß der Ausgang jegliches Werk krönt. — Ich scheide in Frieden und in heiterem, schuldlosen Bewußtsein hinüber, das konnte er nicht, der Unglückselige. Und was hat ihm sein rastloses Zagen nach Lust und irdischem Vergnügen getrommt? — Sein Dasein war ruhelos, der Teufel der Sinnengier hat sein Herz zermühlt — und ruhelos ist er hinüber geschieden. — Er ruhe sanft, mein Fluch soll ihn im Grabe nicht drücken!“

Tief bewegt von diesen Worten, konnte der Mönch erst nach einer Weile fortfahren: „Jaroslav hatte mich auch unterrichtet, daß euer Pflege- sohn Nephthali in Prag verheirathet sei und in Wohlstand lebe. — Zu ihm eilte ich sogleich, nachdem der Ritter in meinen Armen seinen Geist ausgehaucht. — Mit welcher Freude er meine Mittheilungen vernahm, könnt ihr euch leicht denken. — Unter bitteren Thränen erzählte er mir, wie viel vergebliche Versuche er schon zu eurer Befreiung gemacht, und jubelnd vernahm er meine Einladung, mir hieher zu folgen. — Hier angekommen, begaben wir uns sogleich zu seiner Gnaden, dem Herrn Kriminalrath, der nach empfangener Aufklärung sich gern bereit zeigte, der Ungeduld eures Pflege- sohnes nachzugeben, und mit Ausschluß jeder weitem Förmlichkeit mich des Glückes und der Freude theilhaftig werden zu lassen, einem Unschuldigen das Ende seiner Leiden anzukündigen.“

Der Kriminalrath, der bisher ein stiller, aber nicht theilnahmloser Zeuge dieser rührenden und erschütternden Scene gewesen, trat jetzt vor. Mit dem Ausdrucke eines innigen Beileides sprach er die Worte: „Ja, wackerer und biederer Mann, ihr seid frei!“ und ergriff die Hand des Greises. — Doch — schauernd fuhr er sogleich zurück. Tiefe Bestürzung deuteten seine ganze Haltung und sein Gesichtsausdruck an. „In diesem Fleisch ist kein Leben mehr!“ rief er endlich. — Jetzt erst nahm man wahr, daß die Augen Ephraims gebrochen waren. — Noch schwebte wie das Siegel der Befeligung ein sanftes Lächeln auf der ehrwürdigen Stirne — aber kein Athem regte sich mehr in der alten Brust. —

Der redliche Ephraim Hirsch war heimgegangen zu den Vätern. —

Der Capuziner faltete betend die Hände: „Das ist der Tod des Gerechten. Ja nun ist er frei aus den Fesseln dieses Kerkers und seines ganzen jammervollen Daseins!“ sprach er unter dem lauten Weinen und Klagen des tief in der Seele erschütterten Rephali. — — —

---

## Sixtus der Fünfte.

Von Dr. M. Duschak,

Rabbiner in Gaba.

---

### I.

Es war an einem Oktoberabende, als sich das Ghetto-Thor in Rom öffnete. Dieses Thor wurde gewöhnlich nach Untergange der Sonne geschlossen, damit kein jüdischer Bewohner seinen Aufenthalt verlasse, in welchem er eingesperrt war. Ein Kriegsknecht war mit der Schließung des Thores beordert, und nur in äußerst dringenden Fällen durfte er das Kerkerthor öffnen, und dem jüdischen Bewohner Ein- und Ausgang gestatten.

Es war nun an einem hellen Oktoberabende, als sich das Thor öffnete. Zwei schwarz gekleidete Gestalten traten aus demselben hervor, eine große, schlanke, von stolzer und gebieterischer Haltung, und eine kleinere, von gemeinem Ansehen und vollern Formen. Außerhalb des Thores standen sie still und führten folgendes Gespräch: Hast Du was ausgerichtet, Portia? rief eine männliche Stimme, ist es dir gelungen, das spröde Judenmädchen zu überreden und für mich zu gewinnen? Hast du Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um meinen Wunsch endlich zu befriedigen? — Nichts habe ich ausgerichtet, gar nichts, antwortete eine weibliche Stimme, die Dirne blieb spröde, wie immer, unempfänglich für Schmeicheleien und Drohungen, ich mochte ihr den Himmel zeigen, sie blieb unbesiegbar und unbezwingbar. Abgehärmt und abgegrämt, mit rothgeweinten Augen und blassem Angesichte, warf sie sich mir zu Füßen, umklammerte krampfhaft meine Knie, und rief schluchzend: Barmherzigkeit, Gnade und Erbarmen, für meinen armen, verzweiflungsvollen und unglücklichen Vater! wahrhaftig

das Judenmädchen hat mich gerührt, und ich hatte alle Mühe und Noth fest und standhaft zu bleiben und ihr den Preis deiner Gnade zu wiederholen. Ich, Herr Zavello, ich habe das meinige gethan, ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt, ich habe es an nichts fehlen lassen; ich rühmte ihr deine Jugend, deine Schönheit, deinen Glanz, deinen Reichthum, deine Liebe, deine Zärtlichkeit, ich stellte ihr auch das traurige Loos vor, daß ihrem Vater, dem Juden Shylock bevorstände und erwartet, der seine Schuld von tausend Zechinen dir nicht bezahlt hat. Sie bat, sie flehete, winselte, rang die Hände; sie zog einen Diamant-Ring, die Erbschaft ihrer Mutter, vom Finger, den sie mir anbot, sie wollte mir ihr seidenes Festkleid schenken, ich blieb auf meiner Forderung, obgleich ich nicht ungerührt blieb. Endlich da sie sah, daß alles nicht anslug, alles nicht fruchtete, sprang sie wie eine zürnende Löwin, entschlossen und wüthend empor und schrie: so muß, so soll mein Vater sterben! mit meiner Schmach und Schande darf, soll und will er nicht losgekauft werden! Er sterbe, ich werde ihm und der Mutter bald nachfolgen! Du aber, elende Bestie, geh mir aus den Augen, daß ich mich nicht an dir, verworfene Kupplerin, vergreife. So schrie die jüdische Dirne wie rasend, mit wilder Geberde, ihre zwei schwarzen Augen flammten, wie brennende Kohlen, ihre dunklen Haare wallten um ihr Angesicht, gleich Schlangen, ihr Angesicht war glühend roth vom wilden Feuer des Zornes. Ich war am Ende nur auf meine eigene Sicherheit bedacht, ging auf und davon und entfernte mich mit eiligen Schritten. Und ich soll die schöne Beute fahren lassen! rief Antonio Zavello, ich soll mir das schöne Judenmädchen nicht verschaffen können! ich soll auf die reizende Jessica verzichten müssen! Nimmermehr! Ich wenigstens, erwiederte Portia, möchte nicht um alle Schätze der Welt in jenes Judenhaus zurück, möchte um keinen Preis mich noch einmal an die Dirne wagen. Auch dir, Antonio, rathe ich alle Behutsamkeit und Vorsicht. Behutsamkeit! Vorsicht! rief Zavello und lachte laut, bei diesem hebräischen Gewürm, das sich nur krümmt, wenn es getreten wird! Ist auch alles bis jezt fehlgeschlagen, hat kein Mittel gefruchtet, um das Herz der starrsinnigen und hartnäckigen Jüdin zu zwingen, eines soll mir sicher gelingen! Ich werde morgen den Römern ihr Oktoberfest mit einem Schauspieler verherrlichen, wie man es noch niemals, selbst nicht in Diocletians Zeiten, da die wehrlosen Christen den wilden Thieren vorgeworfen wurden, erlebt hat, ich habe heute schon das Publikum auf dieses Schauspiel vorbereiten lassen, indem ich reiche Gaben und Spenden unter die Armen vertheilen ließ, um meine Dankbarkeit wegen des gewonnenen Prozesses gegen den Juden, der mir tausend Zechinen schuldet, zur öffentlichen Kunde zu bringen. Ich werde morgen die ganze Stadt in Bewegung setzen und in Alarm bringen, und selbst der trägste Langschläfer soll morgen in frühester Morgenstunde auf den Beinen sein. Unserem heiligen Vater aber will ich in seiner eigenen Münze eine Schuld zurückzahlen, die er bei uns allen zu Gute hat. Denkt er doch mit seiner

Gerechtigkeit und Strenge alles unterdrücken und unsere alten Gerechtsame und Privilegien mit Füßen treten zu können! Heute wird er erfahren, wie man sich seine strenge Justiz zu Nutzen machen, und wie der Baron seine eigene Waffe gegen ihn selbst lehren kann! So redend und höhnisch lachend verlor er sich mit seiner Kupplerin im Dunkel des Straßenlabrynthes und des Ghetto.

## II.

Felix Peretti, Kardinal de Montalto, und zuletzt Papst Sixtus V., hat uns ein herrliches Beispiel geliefert, was der energische und feurige Wille eines Mannes in kurzer Zeit auszuführen und zu Stande zu bringen vermag, der für Recht und Gerechtigkeit erglüht, und die Wahrheit erkannt und verehrt hat. Er war es, der während seines fünfjährigen Papates Rom zu neuen Glanz und zu neuer Blüthe, und den Kirchenstaat aus der Anarchie zu Gesetz und Ordnung erhob. Er war es, der die zügellosen Banden der Condottieri bändigte, ihre Führer und die Barone, in deren Sold sie standen, niederwarf, und somit die überall gefährdete Sicherheit des Eigenthums und der Person in dem Grade wieder herstellte, daß man durch das ganze Gebiet, wohin sein Arm reichte, sein Geld in offener Hand, wie man sich ausdrückte, über die Heerstraße tragen konnte. Er hauchte dem zerrissenen Staate neues Leben ein, indem er dem Rechte Achtung, der Ordnung Vertrauen, und ihren Verräthern, jenen Uebermüthigen, in ihren festen Spelunken heilsamen Schrecken einflöste. Schon als Kardinal war Peretti ausgezeichnet durch eine strenge Moralität, und überragte seine Collegen durch seinen fleckenlosen Lebenswandel und durch eine seltene Reinheit der Sitten. Durch seine unnachsichtige Strenge gegen sich selbst, erwarb er sich die höchste Achtung der wenig wahrhaft religiösen Männer, dabei zeigte er gegen die Verbindungen, die der Willkür und Genußsucht, dem Raub und Mord mit Leib und Seele ergeben waren, eine so scheinbare Schwäche, daß sie sich sorglos der Rohheit und Unsitlichkeit hingaben. Als er nun mit einem Male, auf den Stuhl Petri gesetzt, sich in hochauferichteter achtunggebietender Männergestalt zeigte, und mit einer so gewaltigen Löwenstimme in der Kirche das Tedeum intonirte, daß das Gewölbe davon erdröhnte und wiederhallte, da staunten und erschrafen die Purpurträger, seine jetzigen Untergebenen, und die Sünder unten ihnen erbleichten und erbebten. Sixtus pflegte oftmals, sobald die Abendglocken ihr Ave Maria ausgeläutet hatten, incognito im Bettlermantel den Vatican zu verlassen, und die geheimsten und verborgensten Straßen Rom's zu durchwandern, um sich so unerkannt von der Lage und dem Zustande seiner Residenz zu überzeugen, und zu erfahren, wie die Gesetze, welche er zur Wiederherstellung der Ord-

nung gegeben hatte, gehandhabt und ausgeführt würden. Zu diesem Ende führte eine geheime Thür, von der Niemand eine Ahnung hatte, aus dem Vatican ins Freie. Den Tag nach einer solchen nächtlichen Wanderung des erhabenen Papstes, wo er Gelegenheit hatte, Unthaten aller Art zu entdecken, und zu erfahren, wie Rohheit und Unfittlichkeit seinem hohen Genius den Hohn ins Angesicht spie, hatte die Justiz vollauf zu thun, mit unerbittlicher Strenge wurde da verfahren. Sixtus hatte sich überzeugt, daß er mit gelinden Mitteln den alten Krebschaden nicht heilen würde, da ließ er die strenge, unerbittliche Justiz walten. An jenem Abende, an welchem das obige Zwiegespräch zwischen Antonio und Portia stattgefunden, hatte sich Sixtus auf einen Säulenstumpf nahe dem Ghettothore niedergelassen, und unbemerkt war er Ohrenzeuge ihrer schändlichen Unterredung.

### III.

Die reichen Gaben, welche Antonio Tag's vorher unter die Armen in Rom vertheilen ließ, um seine Dankbarkeit wegen des gewonnenen Prozesses gegen den Juden zur öffentlichen Kunde zu bringen, waren Veranlassung, daß sich Sixtus heute zum Ghetto hin begab. Es war nemlich einen Tag vorher, daß sich der hohe Priester entschloß, einen Morgengang durch Rom zu machen. Es war eben einer jener prächtigen Oktobertage, an welchem die Bevölkerung Roms sich dem endlosen Jubel ergab, und ihre Freude und ihre Lebenslust austobte. Sixtus wollte auch einmal an der Freude des Volkes Theil nehmen und ganz so sorgenfrei einmal seines Lebens froh werden. Nachdem er frühe am Morgen die Messe gehört und in seinem Zimmer einige male auf- und abgeschritten war, sprach er zu sich selbst: Heute will ich mir wieder einmal einen frohen sorgenfreien Tag machen. Heute sind es gerade drei Jahre, daß ich vom Kardinal zum Papste avancirte, und und auf den Stuhl Petri gesetzt ward. Drei sorgenschwere Jahre sind verflossen, in denen keine drei Tage Ruhe und Freudigkeit dem Oberhirten der Christenheit gegönnt waren. Heute will ich einmal für den ganzen Tag in jene glücklichere unterste Menschenschichte hinuntersteigen, in die Tiefe des Oceans, wo eine ewige Ruhe in ewiger Dämmerung waltet, heute will ich unter Bettlern frei von der Furcht vor Vergiftung, eine Klostersuppe verzehren, das farge Mittagsmahl vor dem Kloster soll mir besser munden als die Kraft- und Lecker Speisen meines Koches. Die Bettelsuppe in sicherer Ruhe schmeckt besser, als der Leckerbissen in ewiger Todesfurcht. Bald nach diesem Selbstgespräche verließ er, in einen zerklumpten Bettlermantel gehüllt, den Vatican und wanderte durch die Longara im Trastevere der Kirche St. Pietro in Montorio zu. Zu seinem Erstaunen bemerkte er eine ganz ungewöhnliche Anzahl von Bettlern dieselbe Straße ziehen, und sich noch beträchtlich vermehren, als er aus dem Thore getreten war, wo der Weg sich den Abhang des Janicolo hinanzieht, und nach der alten

Wasserleitung, so wie nach dem genannten Kloster dort. Bettler und Bettlerinnen jedem Alters und mit allen Gebrechen des menschlichen Körpers behaftet, Krüppel aller Art, zogen, hinkten und huschten ohne Beine auf hölzernen Wieger mit den Händen sich fortschiebend in einer langen Reihe theils den kürzern Fußpfad, theils den längern und bequemern Fahrweg hinan. Noch heute kann man, an Festtagen besonders, solche Schaaren den Kirchen und Klöstern zu, in der ewigen Stadt dahinziehen sehen. Ehe die Glocken zu Mittag läuteten fand sich denn die ganze ehrbare preßhafte Versammlung an der Klosterthüre auf der Klosterterrasse versammelt, jeder mit einem blechernem Geschirre für die Suppe versehen. Auch Sixtus reichte das seine hin und empfing die reichliche, duftende Speise nebst einem Brode, Pagnotello genannt. Er setzte sich in den Schatten eines Maulbeerbaumes, und genoß mit gutem Appetit seine schmackhafte Suppe. Als er geendet und der Segen gesprochen, rief er: Das war ein kostbares Mahl! Möge es Gott gesegnen! Sich umwendend, erblickte er einen Bettler, der ihn folgenderweise anredete: Die Suppe könnte immerhin heute etwas kräftiger nach Fleisch schmecken, da der edle Antonio einen Zuschuß gegeben, aber ich bemerke keinen großen Unterschied gegen gestern. Was denkst du davon? Zavellos hundert Scudi werden wohl durch andere Kehlen, als die der Armen gehen. Heute hat's mir recht gut geschmeckt, entgegnete Sixtus; wie es sonst ist weiß ich nicht, da ich heute zum erstenmal meine Suppe auf den Janicolo genieße. So bist du wohl aus der Fremde? Bin seit gestern hier in Rom; bisher lebte ich in Civita Castellana, da wurd's von Tag zu Tag langweiliger. Passirt nichts, ein Tag vergeht gleich dem Andern. Und die Kost ward immer schlechter. In Rom, dachte ich, kann's unser einem nie fehlen. O, erwiderte der Bettler, du könntest dich doch geirrt haben. Viel Säue, sagt man, verderben den Koben. Aber langweilen wirst du dich nicht, und gerade jetzt kommst du zur rechten Zeit. Der Zavello, dessen Freigebigkeit wir eben heute eine kräftigere Suppe und ein besonderes Pagnotello verdanken, hat seinen Prozeß gegen den Hebräer gewonnen, und morgen früh soll an der Bocca della Verita der Jude geschunden werden. Sixtus ward aufmerksam. Das ist ja eine eigenthümliche Prozedur! Ein Hebräer wird geschunden, sagtest du? Ei ja! Er hat sich dem Zavello mit einem Pfunde Fleisch, nahe seinem Herzen, für eine Schuldforderung, so gleichsam zum Scherze verschrieben; aber die Zavello verstehen keinen Spaß, morgen wird Ernst daraus! Wie groß ist denn die Summe, fragte Sixtus, man sagt 1000 Zechinen. Fürwahr viel Geld für 1 Pfund Judenfleisch, da das beste Saufleisch um 6 Bajochi feil ist. Und was denkst denn du, fragte Sixtus, daß so 1 Pfund Menschenfleisch werth sei? Keine Quatrino gebe ich darum! Zavello vermuthlich auch nicht, wenn das Vieh schon geschlachtet wäre. Er thut das nur wegen des Vergnügens, den Hebräer Fragen schneiden zu sehen, wenn er in seiner Haut zu schneiden beginnt, und dem Publicum ein so einziges Schauspiel als Zusteuer zu dem Oktober-

fest zu liefern. Willst du mit, so stelle dich morgen früh um 6 Uhr an Ghettothor, dort wirst du mich treffen, arivederci! Und damit hinkte der Bettler fort. Diese Erzählung, welche auf Sixtus einen tiefen Eindruck gemacht, veranlaßte ihn dieser Sache genauer auf die Spur zu kommen, was ihn zu jenem Gange, den wir eben beschrieben, bewog. Ist es wahr, daß ein solcher Frevel geschehen soll, so muß ihm gesteuert werden, dem lecken Richter nun ein Strich durch seine abscheuliche Rechnung gemacht werden! Mein Hirtenstab muß wohl schon wieder einmal mit der Schleuder vertauscht werden. Dem Handel muß ich auf die Spur kommen.

#### IV.

An jenem Abende, an welchem das Gespräch des Antonio mit Portia stattgefunden, von dem Sixtus Zeuge war, ereignete sich noch eine andere Scene. Ein Mädchen eilte mit raschen Schritten dem Thore des Ghetto zu, das nun bald geschlossen werden sollte. Verzweiflung schien sich des Mädchens zu bemächtigen, sein Blick war stier, sein Aussehen glich dem eines Wahnsinnigen. Es war Jessica, die Tochter Shylok's. Wohin so eilend, sprach der Papst, welcher das Mädchen aufhielt, was sezt dich so in Hast, Mädchen? Laßt mich, antwortete Jessica, ihr sehet, daß man das Thor bald schließen wird. Sei unbesorgt, erwiderte Sixtus, der sich zugleich dem wartenden Kriegsknecht näherte und ihn bat, indem er ihm eine kleine Silbermünze reichte, das Thor nur noch einige Minuten geöffnet zu lassen, da er mit der Hebräerin zu sprechen habe. Sage mir, fragte nun Sixtus, was dir nun Unangenehmes begegnet ist, du siehst so ganz zerstört und zerrüttet aus, vielleicht kann dir meine Theilnahme nützen, vielleicht kann ich dir gar helfen. Ich danke euch, antwortete Jessica, für euere Theilnahme und Bereitwilligkeit, aber ihr habt keinen Balsam für meine Wunden. Du mußt nicht gänzlich verzweifeln, tröstete Sixtus, du kennst vielleicht den Vers des Psalms, in dem es heißt: siehe es schlummert nicht, und läßt nicht schlafen, der Hüter Israels, der schlummert selbst nicht, und läßt auch solche nicht schlafen, die er als Hüter eingesezt hat. Vielleicht kann ich dir, obwohl nur ein armer Bettler, Rath oder gar Hülfe verschaffen. Gott wählt zum Schutze der Gerechtigkeit oft die unansehnlichsten Mittel und Werkzeuge. Den Riesen Goliath hat der Hirtenknabe David bezwungen, der verstoßene Jüngling Joseph rettete tausende von Menschen vom Hungertode.

Als Jessica diese salbungsvollen Worte, aus dem Munde des Bettlers vernahm, faßte sie Vertrauen zu ihm und sprach: Ich komme vom grausamen Antonio Javello, der für 1000 Zechinen meine Unschuld oder meines Vaters Leben verlangt, ich komme vom Oberrichter der Rota, dem Oheim des grausamen Antonio, ich bat sie nur noch um einige Tage Aufschub, hoffend, die 1000 Zechinen zusammenzubringen, aber Antonio, meine Ver-

zweiflung merkend, beharrt auf seinem Vorhaben, und der Oberrichter hat mich mit Härte entlassen und meinte, daß das jetzt, nachdem das Pfand einmal verfallen, zu spät sei, sein Neffe werde gewiß das Pfund Fleisch so sanft als möglich heraus schneiden lassen. Auch soll es an einem geschickten Chirurgen ihn zu verbinden, nicht fehlen. An einer solchen Wunde stürbe der Mensch nicht immer. So mag Gott einen seiner Engel senden, uns aus der Noth zu erlösen! rief tief seufzend das Mädchen, und vergoß heiße Thränen. Menschenhülfe wird schwerlich in diesem Falle hinreichen, besonders bei der Kürze der Zeit. Denn mit Tagesanbruch soll das blutige Werk vollbracht werden. Und eher läßt sich der Tiger ein blutiges Schaf von einem Knaben aus dem Rachen reißen, als Antonio seine Beute fahren läßt. — Aber wie kam es denn, daß dein Vater sich zu einer so seltsamen Verschreibung entschloß? Ihr seid ja sonst so vorsichtig im Geschäfte. Das ging einfach so zu, erwiederte Jessica. Miethen für das Haus und einige baare Darlehne hatten die Schuld bis auf tausend Zechinen gesteigert. Antonio war seit einem Jahre ein häufiger Gast bei uns und ging mit meinem Vater vertraulicher, als mit irgend jemand um. Nun mit einem male forderte er die Rückzahlung nebst dem Miethzins von vielen Jahren. Mein Vater der nicht zahlen konnte, bat um Aufschub, der ward denn auch gewährt. Aber Antonio wollte ein Pfand. Auch das vermochte mein Vater zu solchem Werthe nicht aufzutreiben, da schlug ihm Antonio vor, ihm ein Pfund von seinem Fleische zu verschreiben, und er behandelte das wie einen Scherz, und mein Vater ging in die Falle. Jetzt hat er bitteren Ernst daraus gemacht, der schlaue Tiger, nur um den Preis meiner Unschuld will er die ganze Schuld fahren lassen. Aber solche Schande zu ertragen vermag weder ich, noch mein Vater.

Es war unter diesem Gespräche die Nacht hereingebrochen, und der Landsknecht drohete zu schließen, wenn das Mädchen sich nicht gleich in das Thor begeben. Jessica entfernte sich, Sixtus ließ sich aber auf einen Säulenstumpf nahe dem Ghethothore nieder, in der Hoffnung, noch eins oder das andere zu vernehmen, und heute, wie noch niemals, hat der Himmel seine edlen Absichten begünstigt.

## V.

In der Frühe des nächsten Morgens hörte man ein Sägen, Hämmern und Klopfen auf dem Plage, der „bocca della verita“ heißt. Die Arbeiter schlugen die Blutbühne auf, und schwägten gleichgültig über die neue Todesart. Aber, fragte Cecco den Beppo, was soll denn neben dem Blutgerüste der Dreibein? der hat ja so lange schon in der Polsterkammer der Rota geruht! Hast du noch von einer zweiten heutigen Execution gehört? — Nein! erwiederte Beppo. Auch ist noch die Frage, ob der Jude an der Opera-

tion sterben wird. Vielleicht wird er, wenn der Schnitt glücklich überstanden wird, hinterher aufgehängt. Ein Pfund Fleisch ist eine Kleinigkeit! zwölf Unzen Apothekergewicht! Im übrigen heiligen römischen Reiche würde das schon mehr austragen! — Beide lachten über den rohen Scherz und stiegen vom fertigen Gerüste herab, um das sich bereits der Pöbel zu sammeln begann.

Als nun der Tag heller dämmerte und es zur Frühmette zu läuten begann, war bereits der ganze Platz mit Schaulustigen angefüllt, und was nicht Raum fand, erfüllte die Fenster und Dächer der umgebenden Häuser. — Jetzt öffnete sich das Gefängniß, und aus seinem Thore trat eine Schaar Hellebardiere in blanken Harnischen, in ihrer Mitte der Verurtheilte, zu beiden Seiten von zwei Glaubensbrüdern unterstützt, und gefolgt von dem Henker. Als der Zug über die Brücke und am Ghethothore vorbeikam, war der Jammer herzzerreißend. Denn Shylok war unter den Seinen als ein gottesfürchtiger und hilfreicher Mann geachtet und geliebt. Auch hatte ihn ja kein Verbrechen in dieses Unglück gebracht, sondern seine Arglosigkeit und die Arglist eines Feindes, der sich in sein Vertrauen eingeschlichen hatte. — Jetzt war es nicht mehr weit bis zum Blutgerüste. —

Dicht an demselben hielten zwei stolze Reiter, es war Antonio mit seiner Kupplerin, die in Pagenkleidern an seiner Seite war. Shylok, indem er sie an der Treppe des Gerüsts erblickte, erhob schweigend seine Augen, wie um Hülfe flehend, zum Himmel und stieg, unterstützt von seinen Freunden, unter Sterbegebeten das Gerüst hinan, Oben angekommen, lösten ihm die beiden Glaubensgenossen sein Todtenkleid bis auf die Hüfte, und er selbst bereitete sich zum Sterben unter lautem Gebete vor. Man hörte ihn überall deutlich beten, denn ringsum herrschte eine tiefe Stille.

Plötzlich verwandelte sich dieses Schweigen in allgemeines Gemurmel. Alle Köpfe wandten sich rückwärts, und die Masse schwankte und wogte, denn es drängte sich durch den Volksknäuel auf weißem Mäuler einer der Senatoren in schwarzer Sammetrobe und Barett, mit goldener Kette über die Brust, und rief dem Vollstrecker des Urtheils, als er eben das Messer anzusetzen im Begriffe war, ein Halt zu. Sodann stellte er sich dem Antonio gegenüber und sprach laut: Se. Heiligkeit, unser Vater, läßt dich Antonio Javello, durch mich ersuchen, daß es dir gefallen möge, von deinem strengen Rechte nachzulassen, und Barmherzigkeit an dem unglücklichen Hebräer zu üben! — Ich werde einfach auf meinem Rechte bestehen, antwortete kühl der Baron — und Se. Heiligkeit wird wohl am wenigsten geneigt sein, die Strenge desselben zu mildern. — Er will das auch nicht; nur läßt er, weil ja kein Verbrechen dem Hebräer zur Last fällt, dich bitten, da nunmehr die tausend Zehnen zusammengebracht sind, Gnade für Recht ergehen zu lassen, und das Geld statt des verpfändeten Fleisches anzunehmen. — Das Pfand ist verfallen! an dem Gelde liegt mir nichts; ich will das Fleisch von unseres Heilands Mörder, für dessen Leben ihr so große Sorge traget. —

Ich fordere dich, Antonio Zavello, im Namen Sr. Heiligkeit, unseres Herrn, zum dritten Male auf, von deiner Forderung an den Hebräer Shylok, einen unbescholtenen und trotz seiner Irrthümer in seiner Weise frommen Mann abzustehen! — Mein Beschluß ist nicht mehr zu ändern; es bleibt dabei, rief mit trozigem Hohne der Baron. — Wohlan denn! sprach der Senator zum Volke, es hat sich zu Gunsten des Hebräers ein unverdächtiger Zeuge eingefunden, ein Zeuge, der für sein Leben einstehen will. Mag er auftreten! Damit winkte er mit einem Tuche, und mit der Eile des Winkes sprengte einer aus der Nobelgarde über die Brücke dem Vatican zu. Auch dauerte es nicht lange, da trabte die ganze Nobelgarde heran, drängte das Volk zur Rechten und Linken an die Seite, und machte Straße dem auf seinem Maulthiere sich nähernden, von mehreren Kardinalen umgebenen Papst; dieser ritt vor bis an's Blutgerüst, stellte sich dem Kläger gegenüber und sprach mit seiner erschütternden Donnerstimme: Ich bin der Zeuge! Jener Unschuldige, den du in diesem Momente dem Messer des Henkers überliefern willst, duldet, weil du ihm zwar die tausend Zechinen erlassen wolltest, aber nur um den Preis der Schande seiner Tochter, die deine Lüsternheit erregt hat. Du bist ein heillosen Bube und dem Gesetze verfallen, das innerhalb des Kirchenbannes jede gewaltsame oder hinterlistige Verführung der Unschuld, zugleich aber und insbesondere den auf's strengste verbotenen Umgang des Christen mit den Töchtern der Hebräer mit der Todesstrafe belegt. Du hast das Leben verwirkt! Bereite dich vor zum Tode! Du hast nur noch eine Stunde zu beten! — Der Hebräer behält die tausend Zechinen als Schmerzensgeld. Führt ihn zu seiner frommen Tochter in das Ghetto zurück!

So lautete der Spruch Papst Sixtus', des Fünften. Dann zog er sich zurück, begleitet vom Jubelrufe des Volkes, und schloß sich in seinen Gemächern den ganzen übrigen Tag ein, um den Fürbitten für den hochstehenden Ritter zu entgehen. Um Ave Maria desselben Tages ritt er wieder in allem Pompe bis an die Richtstätte und gebot, daß man die Leiche des Antonio den Verwandten zur Bestattung zurückgebe. Dann kehrte er auf langem Umwege durch die Stadt nach seinem Palaste zurück, zufrieden mit dem Werke der Gerechtigkeit, das er heute zu üben Gelegenheit hatte. —

Und so endete der Bruder des letzten Zavello. Denn diesen erlegte der Dolchstoß eines schwergekränkten Landmannes, dessen Weib der Ritter lange mit seinen Anträgen verfolgt, und die ihn endlich heimtückisch in ihr Schlafgemach gelockt und dem Stilette des beleidigten Gatten preis gegeben hatte. So enden die letzten Sprößlinge, dieser einst im Kirchenstaate so mächtigen, übermüthigen Ritter, wie es die Novellen aus jener Zeit berichten.

---

Anmerkung. Dieser Sage entnahm England's großer Dichter Shakespeare den Stoff zu seinem „Kaufmann von Venedig.“

# Rabbi Jonathan Eibenschütz,

eine biographische Skizze

von

Gutmann Klemperer,

Rabbiner in Tabor.

---

## Vorbemerkung.

Bilden die Lebensereignisse des Rabbi J. Eibenschütz, indem sie mit den damaligen Zeitverhältnissen aufs innigste verwachsen, dieselben auch klar und getreu reflektiren, schon an und für sich einen integrirenden Theil der jüdischen Geschichte, so haben sie durch ihren Einfluß auf die Folgezeit, durch ihre, wenn auch indirekte, doch immerhin nicht unerhebliche Mitwirkung an der Regenerirung wissenschaftlicher Erkenntniß in jüdischen Kreisen, noch ein besonderes Interesse für den unsere Volksgeschichte behandelnden Historiographen.

Der durch die Verdächtigung Jonathans hervorgerufene Kampf, welcher die meisten jüdischen Gemeinden Europas in Aufregung brachte, und woran nicht nur die um diese Zeit lebenden, vorzüglichsten rabbinischen Autoritäten, sondern auch mehrere christliche Theologen Theil nahmen, ist grade in einem für die freiere Entwicklung des Judenthums Epoche machenden Zeitabschnitte, in den Tagen Mendelssohn's nemlich, zum Ausbruche gekommen, hat daher, nach dem Ausspruche eines unserer größten und bewährtesten Geschichtsforscher, den Boden gelockert, worin der genannte Gelehrte bald darauf seinen fruchttragenden Samen zu streuen begonnen<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Dr. J. M. Jost, Geschichte des israelitischen Volkes Band II. S. 476.

Noch sind die Akten über die Denkweise Jonathans nicht zum Abschlusse gekommen, noch ist die öffentliche Meinung in dieser Beziehung schwankend, noch pflegen hie und da verschiedene Ansichten aufzutauhen, und Stimmen für oder wider diesen unleugbar großen, von Mit- und Nachwelt ob seiner seltenen Geisteskraft angestaunten Mann sich geltend zu machen.

So wurde vor nicht gar langer Zeit in einem zu Wien erscheinenden Journale — „die Morgenpost“ — unbarmherzig über Jonathan der Stab gebrochen, er ohne Weiteres zum Anhänger der sabbathianischen Religionssekte gestempelt. Zwar ist gegen dieses vag hingestellte Verdammungsurtheil Protest eingelegt worden; jedoch — vergebens. Nicht geneigt, die einmal vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachte Meinung wieder aufzugeben, suchte man dieselbe durch neue, freilich nur sehr schwache und durchaus unhaltbare Beweisgründe zu erhärten.

Wohl können wir den Romanschreiber, der es ja ohnehin mit der historischen Richtigkeit der von ihm erzählten Fakten nicht so genau zu nehmen braucht, hier um so weniger zur Verantwortung ziehen, da ja auch Dr. Jost und mehrere rationelle Denker den Charakter Jonathans als zweideutig bezeichnen; uns aber mußte es um der geheiligten Sache des Judenthums willen tief in der Seele schmerzen, den seiner Zeit als Kulminationspunkt rabbinischer Größe hervorragenden Rabbi Jonathan mit der gegen ihn aufgebrachten schweren Beschuldigung, als sei er ein nichtswürdiger, dem Glauben seiner Väter abtrünniger Heuchler gewesen, noch immer behaftet zu sehen. Wir fühlten uns hierdurch angeeifert, den Gegenstand einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterziehen, fanden auch unsere Mühe dadurch reichlich gelohnt, daß wir endlich die sichere Ueberzeugung von der völligen Schuldlosigkeit Jonathans gewonnen haben. Ein tieferes Eingehen in die eigentliche Sachlage so wie bedächtiges Durchlesen der vorzüglichsten Schriften Jacob Emdens, des Hauptgegners Jonathans, ließen uns zu dem erfreulichen Resultate gelangen, daß die Unschuld des Lektorn rein und lauter wie die Sonne am Firmament, alle gegen denselben erhobenen Klagen auf Unwahrheit beruhen, und deren Entstehung nur theils falschen Voraussetzungen, theils lügenhaften, von boshaften Feinden ausgestreueten Gerüchten zugeschrieben werden muß. Können wir uns auch mit der Denk- und Handlungsweise Jonathans in gewisser Beziehung nicht einverstanden erklären, so liegt doch das daran als tadelhaft Befundene keineswegs in der Persönlichkeit desselben, dessen Charakter, Rechtschaffenheit oder Strenggläubigkeit; betrifft vielmehr die mit der heutigen Aufklärung nicht mehr in Einklang zu bringenden, trüben Begriffe und Anschauungen jenes Zeitalters, die auch unser Rabbi sich eigen gemacht und darüber sich nicht zu erheben vermochte, welcher Umstand bisher noch zu wenig berücksichtigt

worden, und so Jonathan für das verantwortlich gemacht wurde, was einzig und allein der Zeitgeist verschuldet hatte.

Diese von uns hiermit aufgestellte Behauptung nachzuweisen, ist der Zweck folgender biographischen Skizze, die wohl in vieler Hinsicht mangelhaft, wofür wir aber den geneigten Leser um gütige Nachsicht bitten, die wir auch schon aus dem Grunde beanspruchen zu dürfen glauben, weil wir nemlich in einer Landstadt leben, wo die zu einer Arbeit, wie die vorliegende, nothwendigen Hilfsmittel uns nur in spärllichem, beschränkten Maße zu Gebote standen. Um jedoch diesen höchst fühlbaren Mangel theilweise zu ersetzen, strebten wir eifrigst, die hierzu in unserer eigenen Büchersammlung vorhandenen, als auch durch die Güte unserer Freunde in Prag, wie nicht minder durch die Bemühung des Herrn Verlegers uns zugänglich gewordenen Quellen aufs sorgfältigste zu benutzen; zugleich ließen wir auch keine Gelegenheit unbenutzt, um aus dem Munde kundiger, erfahrener Männer Belehrung über die Jonathan und seine Zeit berührenden Verhältnisse zu schöpfen, und legen somit die Ergebnisse unserer Bemühung dem lesenden Publikum zur gefälligen Beurtheilung vor.

## I.

### Jonathans erste Jugendzeit.

In dem von jeher an rabbinischen Celebritäten so ergiebigen Polenlande stand auch die Wiege unseres Jonathan<sup>1)</sup>, der im Jahre 1690 nach Einigen zu Krakau<sup>2)</sup>, nach Andern zu Pinczow<sup>3)</sup>, einem Städtchen im jetzigen russischen Gouvernement Radom, das Licht der Welt erblickte und einer durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Familie entstammte.

Sein Urgroßvater in männlicher Linie „Nathan Spira“ — großer Kabbalist und Verfasser des die Geheimlehre zur Basis habenden, großartigen Werkes „Megalleh Amukoth“ (der Offenbarer tief verborgener Dinge) — war Schulrektor zu Krakau gewesen, allwo er 1633, im 48. Lebensjahre<sup>4)</sup> gestorben<sup>5)</sup>, und an der Seite des Moses Isserles (ש"ט"ר) begraben liegt.<sup>6)</sup> Sein Großvater von mütterlicher Seite war Löw Junz,<sup>7)</sup> Oberrabbiner und Schulrektor zu Pinczow, ein berühmter, scharfsinniger und gelehrter Talmudist, gestorben 1682.<sup>8)</sup> — Eine prächtige Zierde seines Stammbaumes war auch der durch seine besondere Geistesstärke notorische Meir, Sohn

<sup>1)</sup> Jaaroth Debasin. T. II. p. 44. c. Karlsruher Ausgabe. — <sup>2)</sup> Dr. Spazier Gallerie ausgezeichneter Israeliten p. 76. u. Dr. Fürst Bibliotheca Judaica p. 261. — <sup>3)</sup> Mündliche Mittheilung des greisen Talmudgelehrten Frn. A. Fischek zu Prag. — <sup>4)</sup> Alphabetische Liste gelehrter Juden v. Jung p. 318. — <sup>5)</sup> Zemach David, Offenb. Ausgabe p. 33. a. — <sup>6)</sup> Literaturblatt d. Orients 1847. p. 830. — <sup>7)</sup> Tumim Absh. 33 Nota 3 u. Absh. 92. R. 1. — <sup>8)</sup> Zem. Dav. p. 33. b. —

des Jacob Schiff — vulgo מה"רם ש"ף <sup>1)</sup> — Oberrabbiner und Schulkrektor zu Fulda ums Jahr 1633.

Sein Vater Nathan, gelehrter Talmudist und Kabbalist, <sup>2)</sup> wurde nach Eibenschütz, einem mährischen Städtchen an der Iglawa, als Rabbiner berufen. <sup>3)</sup> Hier genoß Jonathan aus dem väterlichen Munde seinen ersten Unterricht im Talmud, <sup>4)</sup> erhielt daher auch den Beinamen „Eibenschütz.“

Der Vater starb frühzeitig, <sup>5)</sup> und nach dessen Tode kam Jonathan nach Wien in das Haus eines reichen Mannes, Namens Samson, der die Sorge für die fernere Erziehung des talentvollen Knaben übernehmen wollte. Allein seine Mutter, die fromme, gottesfürchtige Rabbinerin Schendel, <sup>6)</sup> fürchtend, das glänzende Wohlleben im Hause des reichen Wieners könnte ihrem Sohne im Talmudstudium hinderlich sein, nahm ihn unversehens aus der Residenzstadt weg, um ihn unter dürftigen Umständen seiner rabbinischen Bestimmung zuzuführen. <sup>7)</sup>

Von da begab er sich nach Proßnitz in Mähren, allwo Meir Sohn Isak (vulgo מה"רם Eisenstadt), damals Oberrabbiner und Schulkrektor gewesen (1702—1712). <sup>8)</sup> Jonathan war dazumal noch sehr jung, mochte auch nicht lange unter der Leitung Meir's studirt haben; denn dieser wird von ihm bloß „אלוף נעורי“ <sup>9)</sup> — „Führer meiner Jugend“ — nicht aber „אדוני מורי רבי“ — „mein Herr Lehrer und Meister“ — genannt, hatte also nicht das meiste, sondern nur einiges Verdienst um seine Bildung. — Meir kam nachher als Bezirksrabbiner nach Eisenstadt in Ungarn, <sup>10)</sup> und starb den 27. Siwan 5504 <sup>11)</sup> (i. e. 7. Juni 1744). Ungefähr sechs Wochen nach seinem Tode, den 7. Ab (16. Juli) n. a. hielt ihm Jonathan in der Synagoge zu Meß eine Trauerrede, worin ihm nachgerühmt wird, daß weder Körpereschwäche noch Kränklichkeit ihn vom unablässigen Talmudstudium abgehalten, er trotz allen Leidens stets um Mitternacht die Schlafstätte verlassen habe, um aus reiner Liebe zum Gottesworte mit demselben sich zu beschäftigen. <sup>12)</sup>

Bald verlor Jonathan auch seine Mutter und blieb als arme verlassene Waise zurück. <sup>13)</sup>

Samson Wertheimer, Rabbiner zu Wien und Oberrabbiner über Un-

<sup>1)</sup> Tumim Kitzur Tokpho Kohen Nota 120. — <sup>2)</sup> Vorrede zu Krethi und Plethi. —

<sup>3)</sup> Spazier a. a. D. — <sup>4)</sup> Vorrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>5)</sup> ibid. — <sup>6)</sup> Tumim a. a. D. —

<sup>7)</sup> Ersch u. Gruber Encyclopädie Sect. II. Th. 22. — <sup>8)</sup> Literaturbl. d. D. 1847. No. 24. — <sup>9)</sup> Jaaroth Debasch T. I. p. 26. d. u. Tumim Einleitung zu Absch. 25. —

Spazier gibt an, Jonathan habe zu Nicolsburg unter der Leitung des dortigen Rabbiners

studirt, welches aber nicht wahr zu sein scheint; denn die in der Jugendzeit Jonathan's

zu Nicolsburg fungirenden Rabbiner waren: David Dypenheim und Gabriel S. Juda

Löw aus Krafau. Beide aber werden von Jonathan citirt, ohne daß er ihnen das Prädikat

„א"מ“ beilegt, und zwar Ersterer in Plethi Absch. 64. R. 6, Letzterer in Novellis zu

Hilchath Nidda Absch. 193. R. 1. — <sup>10)</sup> Literaturbl. d. D. 1847. No. 29. — <sup>11)</sup> Fürst

a. a. D. p. 227. — <sup>12)</sup> Jaaroth Deb. J. I. p. 27. a. — <sup>13)</sup> ibid. S. 100 c. —

garn, ein sehr gelehrter reicher und hochangesehener Mann,<sup>1)</sup> wollte den verwaisten aber vielversprechenden Jüngling zu sich nehmen und als Gemahl für seine Tochter bestimmen. Jedoch fand sich noch ein Rival ein,<sup>2)</sup> der ebenfalls um die Hand dieser Jungfrau warb, auch ihrerseits, da er Jonathan an körperlicher Schönheit überragte, den Vorzug erhielt, aber auch der Letztere erfreute sich bald eines recht günstigen Looses.

Isac Spira, Enkel des im Jahre 1680 verstorbenen prager Oberrabbiners Simon Spira, Rabbiner zu Bunzlau, Pissa und zuletzt böhmischer Landrabbiner, hatte keinen Sohn,<sup>3)</sup> aber eine bereits zur Jungfrau herangereifte Tochter, Namens Elkele, für die man ihm viele Heirathsanträge machte, die er aber alle ausschlug, weil er einen recht gelehrten Schwiegersohn wünschte.<sup>4)</sup>

Raum erfuhr Isac den oben erzählten Vorfall mit Jonathan, als er sogleich diesen zu sich berief, ihm die Hand seiner Tochter anbot, zugleich eine große Summe Geldes überschickte, sich gehörig equipiren, die Reisekosten bestreiten, und für seine zukünftige Gattin ein prächtiges Brautgeschenk einkaufen zu können. Jonathan folgte dem Rufe, und sein Schwiegervater vertrat wirkliche Vaterstelle bei ihm, indem er nicht nur alle seine leiblichen Bedürfnisse befriedigte, sondern ihm auch hinlängliche geistige Nahrung reichte, um seine bereits erlangte umfassende theologische Kenntniß noch mehr auszubilden,<sup>5)</sup> so daß er schon in seinem achtzehnten Lebensjahre — 1708 — das Rabbinat zu Jungbunzlau in Böhmen, an der Stelle seines Schwiegervaters erlangt haben soll.<sup>6)</sup>

1711, ungefähr zwei Jahre nach dem Abzuge Abraham Broda's von Prag,<sup>7)</sup> kam Jonathan dahin und machte sogleich die Bekanntschaft der daselbst befindlichen, ausgezeichneten Talmudgelehrten Samuel Joß oder

<sup>1)</sup> Geschichte der Juden zu Wien v. Ludwig Aug. Frankel S. 22. — <sup>2)</sup> Hr. A. Fische!, der diese Begebenheit aus dem Munde des verewigten Rabbi Samuel Landau gehört, und sie uns mitzutheilen die Güte hatte, nannte als diesen Rivalen den Sohn des mährischen Landrabbiners Rabbi Berusch, es war aber dieses nicht der Sohn, sondern — Berusch selbst. Als Sohn des damaligen Landrabbiners Gabriel's aus Arakau, und ungefähr in einem Alter mit Jonathan, aspirirte er auf dieselbe Partie mit Jon. zugleich, trug auch durch seine körperliche Reize den Sieg davon. Die Hinnelzung der Jungfrau zu dem schönern Berusch soll Jonathan zu einem witzigen Calembourg Veranlassung gegeben, er nämlich, auf die Schwärze seines Gesichtes anspielend, gesagt haben: "תדיר ושאירו, תדיר קירם." Bekanntlich wird im jüdischen Jargon ein Mensch von schwarzer Hautfarbe mit einem Toter (wahrscheinlich das corruptirte Tartar) verglichen. Berusch ward wirklich der Schwiegersohn Samsons und nachmaliger mährischer und ungarischer Landrabbiner, domicilirte aber in Wien und starb daselbst י"ג כ"ו אדר ראשון תק"ג (i. e. 2. März 1753). [Frankel Grabschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien No. 424.] — <sup>3)</sup> Jaar. D. a. a. D. — <sup>4)</sup> ibid. p. 102. — <sup>5)</sup> ibid. p. 100 c. — <sup>6)</sup> Spazier a. a. D. erzählt dieses, wird jedoch von Jonathan selbst widersprochen, indem es in Borrede zu Luchoth Eduth §. 14 heißt, daß er seit erlangter Reise nie anderswo, als zu Prag, Neß und Altona gewohnt habe, vergleiche ferner daselbst §. 11. — <sup>7)</sup> Bne Ahuba III. p. 15 b. —

Krafauer und Gona Bunzel Landsopher, <sup>1)</sup> docirte auch öffentlich die talmudische Wissenschaft. —

Er blieb zwei Jahre in Prag, lebte dann 1713 und 1714 zu Hamburg im Hause des Großvaters seiner Gattin, Mordechai Kohn's, der ein Mäcen der Gelehrten, viele derselben auf alle mögliche Weise unterstützte, auch lauter kenntnißreiche Schwiegersöhne hatte, welche vorzügliche Rabbinatsstellen bekleideten. <sup>2)</sup> Hier vervollkommnete er sich in allen Zweigen der rabbinischen Literatur, <sup>3)</sup> kehrte aber wieder nach Prag zurück.

## II.

### Jonathan Prediger in Prag.

Um diese Zeit wurde in der großen und berühmten Judengemeinde zu Prag für Verbreitung und Erforschung der Gotteslehre eifrigste Sorge getragen. Es gab da viele Talmudlehrer, die öffentliche Vorträge hielten, und obgleich diese hierfür nicht das geringste Honorar bezogen, dennoch dem Lehramte mit ungemein großer Liebe und Hingebung oblagen, demselben auch alle Zeit und Muße widmeten. Sie betrachteten, nach dem Worte der Schrift: „Du sollst darin forschen Tag und Nacht“ (Josua 1, 8), die Erörterung und Erklärung der Halacha (der gesetzliche Theil der jüdischen Glaubenslehre) als ihre einzige Lebensaufgabe, die sie aufs Gewissenhafteste erfüllten. Von allen Ländern und Weltgegenden strömten lernbegierige Talmudjünger nach Prag, ihren Wissensdurst zu löschen, und die dortige Gemeinde unterstützte diese mit bereitwilligster Zuvorkommenheit. Uebung der Gastfreundschaft gegen fremde aus der Ferne hergekommene Talmudschüler hielten die Prager für eine so heilige, unerläßliche Pflicht, daß sie selbst in den durch Kriegswirren herbeigeführten Zeiten schwerer Noth und Bedrängniß hiervon nicht abließen, kein Opfer scheueten, um ihre Talmudschulen aufrecht zu erhalten, die dieselben besuchenden Hörer vor Mangel zu schützen, und ihnen wie möglich Unterkunft zu verschaffen. <sup>4)</sup> — Es gab auch da ein eigenes Lehr- und Lesezimmer, בית המדרש genannt, wo Tag und Nacht ununterbrochen Talmudstudien betrieben wurden. <sup>5)</sup> Hier kamen die gelehrtesten Männer der Gemeinde oft zu

<sup>1)</sup> Bne Ahuba III. S. c. — <sup>2)</sup> Vorrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>3)</sup> ibid. — <sup>4)</sup> Jaaroth D. T. II. p. 94 a und b wird die prager Judenschaft wegen ihrer Freigebigkeit gegen Talmudschüler sehr gerühmt und heißt es daselbst: „selbst im heuerigen Sommer, wo sie leider auf dem Hirschgraben (בית הקברות) wohnen mußten, unterhielten sie dennoch mehr als 100 Talmudstudirende. — <sup>5)</sup> Löwe b. Bezalel — vulgo der hohe Rabbin Löw — gründete zuerst ein Beth Hamidrash, „Klaus“ genannt (Zem. D. p. 32 b.) Dieses Lehrhaus brannte 1689 ab, an dessen Stelle wurde die Klausynagoge errichtet.

sammen, um ihren Wissensschatz zu bereichern, durch gegenseitigen Verkehr und Austausch der Ideen nicht nur an Erkenntniß und Einsicht zuzunehmen, sondern auch ihre Geisteskraft zu heben und zu schärfen; hier wurden die das Gebiet der Halacha berührenden Tagesfragen besprochen, durchgearbeitet und zum Abschlusse gebracht, auch sonst beliebige Themata zur Diskussion vorgebracht, wobei es einem Jeden frei stand, seine Meinung offen und unumwunden zu äußern. Der studirenden Jugend ward hier ebenfalls der Zutritt gestattet, sie horchte mit edler Wißbegier auf die weisen Aussprüche der anerkannten Autoritäten rabbinischer Wissenschaft, mischte sich nicht selten auch, voll kühner, muthiger Begeisterung, in den heiligen, feuerigen Kampf, dessen Endzweck, das Gotteswort zu erläutern, seinen wahren Sinn zu erfassen, die weit verzweigten Lehrsätze der Halacha auf ihre ursprünglichen Prinzipien zurückzuführen, und so das Wahre vom Falschen, das Richtige vom Unrichtigen zu scheiden und auszusondern. — Das Lokal im gehörigen Stande zu erhalten, dessen Beheizung und Beleuchtung war Sache der Gemeinde. Daß es hier auch an einer Bibliothek nicht fehlte, worin die zum Talmudstudium nothwendigen Hilfsbücher in mehreren Exemplaren vorfindig waren, versteht sich von selbst.

Nochte damals Jemand nur die leiseste Ahnung haben, daß eine Zeit kommen könnte, wo in der für Verbreitung talmudischer Wissenschaft mit solch unermüdllicher, aufopfernden Bereitwilligkeit thätigen Gemeinde keine einzige Talmudschule mehr anzutreffen, ja sogar in der an zweitausend jüdische Familien zählenden Metropole Böhmens keine öffentliche, auf Kosten der Gesamtheit erhaltene Anstalt für Unterricht der Bibel im Urtexte wie für Pflege der heiligen Sprache zu finden sein werde??? — Nach diesem wehmüthigen Seelenergusse, den der geneigte Leser mir, dem, seiner Vaterstadt, in der er geboren und erzogen wurde, mit ganzem Herzen ergebenden Prager zu Gute halten möge, kehren wir wieder zur Vergangenheit zurück.

In jenen Tagen, in welchen unsere Erzählung handelt, war das Bestreben der prager Judengemeinde, das religiöse Leben zu fördern, kein einseitiges, so daß nicht nur das Feld der Halacha sich allein der äußersten Pflege und Wartung erfreute, wobei nur auf den gelehrten Stand Rücksicht genommen worden wäre; sondern auch dahin richtete sich das Bestreben der Gemeinde, selbst der minder begabten, in den Tiefen talmudischen Wissens nicht bewanderten Klasse das Wort Gottes verständlich und zugänglich zu machen, indem nemlich Prediger und Volkspredner angestellt wurden, die an Sabbathen, Festtagen und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten, populäre, agadische Kanzelvorträge hielten, Herz und Verstand zugleich anzuregen verstanden. Sowohl in den Synagogen als bei dem Beerdigungs-Verein gab es eigens angestellte Prediger.

Jonathan war noch jung an Jahren, und schon wurde ihm das

einflußreiche Posten eines Predigers zu Prag übertragen,<sup>1)</sup> wahrscheinlich nahm er die Stelle des Simon Bactofen ein, der früher Rabbiner und Schullektor zu Raudniß, dann in der Pfalz, endlich zuletzt das Predigeramt in Prag bekleidete, und im Spätsommer 1714 mit Tode abging.<sup>2)</sup>

Bei seiner Installation hielt Jonathan eine Antrittsrede, deren Exordium wir vor uns haben.<sup>3)</sup> Selbes ist in dem damals allgemein beliebten, schlechtweg mit dem Namen „Derusch“ (combinatorische Deutung des Textes) bezeichneten Genre gehalten. Bei Vorträgen dieser Art glänzten zwar Wiß und Scharfsinn außerordentlich, kam aber auch häufig das auf die höchste Spitze getriebene Sophisma zum Vorschein, indem hier agabische und halachische Interpretationsweisen in einander greifen, wodurch die überraschendsten, frappantesten Resultate herausgebracht, gegen die logischen Gesetze hingegen gar zu oft arg gesündigt worden.

Das Debüt Jonathans muß sehr befriedigend ausgefallen sein, da ihm nicht allein ein großer Schatz von Wissen, sondern auch haarscharfe Regsamkeit und Gewandtheit des Geistes, wie nicht minder die den Volksredner eigentlich charakterisirende Gabe, seine Gedanken nämlich leicht und faßlich darzustellen, zu Gebote standen.

Als bald habilitirte er sich auch als Schullektor, hielt in seiner Wohnung talmudische Vorträge für junge Talmudbessißene<sup>4)</sup> und sah sich in kurzer Zeit von einem großen Schülerkreis umgeben.<sup>5)</sup> Nebstbei besuchte er fleißig das von Abraham Broda gestiftete Beth Hamidrask, welsch' letzterer daselbst viele Jahre das Lehramt verwaltet hatte.<sup>6)</sup> — Nach dessen Abreise von Prag trat Samuel Josz aus Krakau hier als Rektor und Lehrer ein, unter dessen Leitung nun Jonathan, im Vereine mit vielen Gelehrten, talmudischen Studien oblag, denselben daher auch „מררי רבני“ nennt, und sich sogar rühmt: „im Jahre 1718 in Gegenwart dieses großen Lehrers eine befriedigende Lösung zu einer halachischen Frage gegeben, dafür dessen vollen Beifall eingeerntet zu haben.“<sup>7)</sup>

Ein Schüler Jonathans, zugleich durch 4½ Jahre dessen Haus- und Tischgenosse zu Prag, schildert die Lebens- und Handlungsweise seines Lehrers folgendermaßen:

„Unser Rabbi, erfüllt von wahrer Gottesfurcht, war fest und beharrlich im Glauben, dabei sehr bescheiden, gütig und wohlwollend gegen Jedermann. Er ging nie sinnlichen Genüssen nach, verlangte niemals nach weltlichen Freuden und hatte irdische Lust überhaupt keinen Reiz für ihn. Ich, sein Tischgenosse, versichere, daß er sich an Wochentagen nie Zeit zum Essen gönnte; sehr oft stand er während des Mahles auf, ging, im tiefsten Nachdenken versunken, von einem Gemach in's andere, kam endlich freudig

<sup>1)</sup> Jaar. D. II. p. 99. — <sup>2)</sup> Gal-Ed. Prag 1856. Nr. 98. — <sup>3)</sup> Jaar. D. a. a. D. —

<sup>4)</sup> Luechoth Eduth. Altona p. 43 b. — <sup>5)</sup> Ibid. — <sup>6)</sup> Dieses Haus steht hinter den jüd. Fleischbänken und hat eine den Namen des Gründers enthaltende Aufschrift. —

<sup>7)</sup> Tumim Absch. 49. Note 6.

zurück und theilte uns halachische Novellen mit, die eben jetzt seinen Geist beschäftigt hatten.“

„Wo es den Dienst und die Verehrung Gottes betraf, da hatte das Geld keinen Werth für ihn. Ein einziger Eßrog, da er den schönsten haben wollte, kam ihm einmal auf zwanzig Thaler zu stehen, ebenso verursachte ihm die Errichtung einer prächtigen Laubhütte ungemein viele Unkosten.“

„Das Studium des göttlichen Gesetzes bildete immer seine Hauptbeschäftigung, die ganze Woche hindurch legte er sich nicht zu Bette, wann andere Menschenkinder schlafen, wachte und forschte er in der Gotteslehre.“

„Selbst wenn er außer dem Hause seinem Erwerbe nachging, dachte er stets an seine heiligen Studien, trug uns nicht selten bei seiner Zurückkunft die Lösung schwieriger Stellen in den alten Religionsquellen vor, womit der himmlische Vater während des Geschäftsganges seinen Geist erleuchtet hatte.“<sup>1)</sup>

„Einmal befand er sich ein ganzes Vierteljahr ununterbrochen in Wien, bei seiner Rückkehr war er wegen der so lange Zeit erlittenen Störung im Thora-Studium außerordentlich betrübt. Da warf er sich mit allem Eifer auf die Erlernung der Mischna, entzog sich außer am Sabbathe gänzlich dem Schlafe, arbeitete wöchentlich immer eines von den sechs Mischna-Theilen durch, so daß er in sechs Wochen das ganze Werk völlig inne hatte.“<sup>2)</sup>

Diesem Bericht eines Augenzeugen entnehmen wir auch, daß Jonathan obwohl er bei der prager Gemeinde als Prediger fungirte, dennoch keineswegs von derselben unterhalten wurde, sondern seinen Bedarf auf Privatwegen erwerben mußte.<sup>3)</sup>

### III.

#### Jonathans Vertheidigung der jüdischen Glaubenslehre.

Ein mit solcher Stärke und Schärfe des Geistes begabter Mann wie Jonathan mochte sich mit der Talmudkunde allein nicht begnügen, er eignete sich nebstbei geschichtliche, geographische, mathematische und philosophische Kenntniß an,<sup>4)</sup> und war auch in der medicinischen Wissenschaft nicht ganz unerfahren.<sup>5)</sup> Dadurch drang sein Ruf auch über die Schranken des prager Ghetto hinaus unter die christlichen Stadtbewohner, und er wußte

<sup>1)</sup> Bekanntlich concipirte auch Mendelssohn einen seiner Briefe über die Empfindungen unterwegs mit einem Pade Seidenwaaren unterm Arme. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. p. 45 ff. — <sup>3)</sup> Ibid. — <sup>4)</sup> Spazier a. a. D. — <sup>5)</sup> Boun Ahuba a. a. D.

sich bei vielen hochgestellten Männern, vorzüglich bei dem katholischen Klerus, Entree zu verschaffen.

Mit Letzteren führte er oft Religionsgespräche, bei welchen er nicht nur die jüdische Glaubenslehre mit Geschick, Wiß und Scharfsinn vertheidigte, sondern auch sich so gewandt und gemäßigt zu benehmen verstand, daß er allseitige Achtung, Gunst und Liebe erworben,<sup>1)</sup> sogar beim prager Erzbischofe besondern Schutz für seine Glaubensgenossen erwirkt haben soll.<sup>2)</sup>

Bezüglich dieser religiösen Disputationen circuliren wohl viele geistreiche Antworten, die Jonathan seinen Opponenten gegeben haben soll; wir wollen aber hier nur diejenigen anführen, die von ihm selbst erzählt werden, und zugleich einen Einblick in seine Denkweise und eigentliche Geistesrichtung gewähren dürften:

1) Einige Gegner des Judenthums griffen die heilige Schrift an und sagten, dieselbe könne keineswegs als Richtschnur unserer Handlungen dienen, indem sie ja Lug und Trug gestatte und für etwas Erlaubtes ausbebe. Habe doch Abraham den Abimelech belogen, ihm sein Weib als seine Schwester bezeichnet, ferner auch der Prophet Samuel den Saul dadurch zu täuschen gesucht, daß er die Salbung Davids durch ein vorgebliches Opferfest verheimlichte? — Hierauf erwiederte Jonathan: „Daß die heil. Sch. das Lügen ausdrücklich und streng verbiete, wird doch wohl niemand in Abrede stellen wollen, man braucht ja nur das göttliche Buch herzunehmen, die hierauf bezüglichen Stellen aufzuschlagen und nachzulesen. — Was aber die darin enthaltenen Erzählungen von dem Benehmen Abrahams dem Abimelech und dem des Samuel dem Saul gegenüber betrifft, muß dieses von einem andern Gesichtspunkte aus aufgefaßt werden. Es waltet ein ungeheurer Unterschied ob zwischen einer frechen Verleugnung und Entstellung der Wahrheit und einer durch den Drang der Umstände herbeigeführten Nothlüge; erstere muß gemieden und verabscheut, letztere hingegen kann als erlaubt und zulässig angesehen werden. Um dieses klar einzusehen, erwäge man Folgendes: Die Lüge ist einmal naturwidrig, weil sie das Gegentheil von dem behauptet, was die Wirklichkeit als positiv darstellt. Alles Naturwidrige aber ist ein Erzeugniß des bösen Prinzips, muß daher Schaden und Verderben bringen, aus diesem Grunde also ist die Lüge hassens- und verdammensth. Die Nothlüge hingegen ist nicht allein unschädlich, bewirkt vielmehr die Erhaltung und Rettung eines Menschenlebens; somit entspringt sie dem guten Principe, nimmt den Charakter des Naturgemäßen an und kann durchaus nicht als unmoralisch gelten.“<sup>3)</sup>

2) Jonathan befand sich einst in einer Gesellschaft, wo viele christliche Theologen zugegen waren. Man fiel über den Talmud her, verachtete die von demselben für קירוש הלבנה (Dankgebet beim Sichtbarwerden des neuen

<sup>1)</sup> Berrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>2)</sup> Erazter a. a. D. — <sup>3)</sup> Jaaroth D. T. II. p. 3.

Mondes vorgeschriebene Segensformel, worin es nämlich heißt: — „Sie (die Himmelskörper) sind froh und freuen sich den Willen ihres Schöpfers zu vollführen.“ — Sind ja die Himmelskörper todte, leblose Massen, kann bei ihnen von freudigen Empfindungen die Rede sein? Haben sie ja weder Vernunft noch Denkkraft, wie kann man ihnen demnach fröhliche, wonnige Gefühle beilegen? — So lautete der höhrende Ruf der Antitalmudisten. — Jonathan, ein eifriger Anhänger der trügerischen Astrologie und aller mit ihr in Verbindung stehenden magischen Wissenschaften, hielt folgende Gegenrede:

„Und wie wäre denn Zauberei möglich, wenn die Himmelskörper ohne Leben und Vernunft sein würden? Ist ja diese Kunst — wie aus allen Werken der Astrologen, Alchymisten und Magier leicht zu ersehen — einzig und allein darauf basirt, daß man den Sternen des Himmels, theils durch Beschwörungen, theils durch ihnen erwiesene Verehrung Gunstbezeugungen entlockt, wodurch sie den ihrerseits der Gesamtheit eigentlich zu spendenden Segen, ausschließlich dem von ihnen Begünstigten zuströmen lassen, und so den Einen mit dem bereichern, was sie der Gesamtmasse entziehen. Sind aber die Himmelskörper vernunftlose Wesen, wie vermöchten sie alsdann Begünstigungen zu erweisen? — Ersiehet von dem Zeiger an der Uhr, daß er euretwegen seinen kreisenden Umlauf abkürze oder verlängere: ist er es im Stande? Seine Bewegung ist eine bloß mechanische, die er nicht willkürlich abändern kann. Wären nun die Gestirne droben ebenfalls bloße Mechanismen, wie würde es möglich sein, daß sie die einmal bestimmten, mechanischen Geseze freiwillig abzuändern im Stande wären? Die außerordentlichen Wirkungen der Magie beweisen einmal unumstößlich, daß das Planetenheer zu Gunsten des einen oder andern Lieblings sich Ausnahmen erlaubt, dasselbe muß also entweder selbst Vernunft besitzen, oder von andern vernünftigen; ihm inne wohnenden Wesen dirigirt werden. Bekanntlich sollen aber nach philosophischen Grundsätzen die Erklärungen der Naturerscheinungen so viel als möglich vereinfacht werden; bevor wir daher annehmen, die Himmelskörper seien todte Massen und stünden unter der Leitung anderer Vernunftwesen, ist es nicht viel einfacher und einleuchtender anzunehmen, „sie selbst seien mit Vernunft begabte Geschöpfe?“ Wer kann daher unsere alten Weisen eines Irrthums zeihen, wenn sie vom Himmelsheere als von lebendigen vernünftigen Kreaturen sprechen, von denen man mit Recht sagen kann: „Sie freuen sich und sind froh den Willen ihres Schöpfers zu vollführen?“

Die ganze große Versammlung der Theologen hörte mit Staunen die Beweisführung Jonathans, zollte derselben vollen Beifall, und versprach, solche in seinem Namen durch den Druck zu veröffent-

lichen, indem alle seitens der Philosophie dagegen zu erhebenden Einwendungen falsch und grundlos wären.)

Wir können freilich keineswegs der Ansicht Jonathans beipflichten. Nicht allein, daß der jetzige Standpunkt der Naturwissenschaft allen Einfluß einer übernatürlichen Magie zurückweist, ist die gegebene Antwort Jonathans schon an und für sich unrichtig. Die talmudischen Gelehrten konnten bei Abfassung gedachter Gebetsformel durchaus an kein willkürliches Verfahren der Sternenwelt gedacht haben, indem ja dieser Segensspruch also lautet: „Gelobt seiest du, Herr unser Gott, König der Welt! der durch sein Wort die Himmel, durch den Hauch seines Mundes ihr ganzes Heer geschaffen; Gesetz und Zeitmaß hat er ihnen vorgeschrieben, daß sie ihre festgesetzte Ordnung nicht verändern, sie sind froh“ u. s. w.—

Trotzdem müssen wir gestehen, daß die Erwiederung Jonathans originell, geistreich und von seinem Gesichtspunkte aus logisch richtig durchdacht gewesen; wo hingegen die ihm vorgelegte Frage all dieser Glanzpunkte entbehrt, und nichts als schale Gedankenlosigkeit verräth. Sind denn Gebete und poetische Ergüsse des Gemüthes wissenschaftliche Doctrinen, daß hier die Ergebnisse strenger Naturforschung berücksichtigt werden müssen? Belebt nicht die Einbildungskraft des Dichters die ganze Natur, wenn auch der zersetzende Verstand des Physikers allda nur Chemische oder mechanische Prozesse erblickt? Wenn der Psalmist begeistert vom herrlichen Schauspiel des Sonnenaufganges ausruft: „Sie (die Sonne) strahlt hervor wie ein Bräutigam aus seinem Gemache, freuet sich wie ein Held die Bahn zu durchlaufen“, konnten unsere Weisen nicht diese phantasiereiche Metapher in das von ihnen formulirte Dankgebet einflechten? —

3) Ein hochgestellter Regierungsbeamter in Wien verlangte von Jonathan Aufschluß über folgenden im Talmud (Erubin 21 b) sich findenden Satz: „Die Uebertretung rabbinischer Verordnung wird strenger bestraft als die der Schriftgebote.“ Sind denn nicht letztere, da sie unmittelbar von der Gottheit ausgehen, ungemein wichtiger als erstere, die nur sterbliche Menschen eingesetzt haben? —

„Du, Herr,“ lautete der Bescheid Jonathans, „mögest selber urtheilen! Sieh einmal, du bist hochgestellt und bei der kaiserlichen Majestät sehr angesehen. Befehl, du beschleßt mir jetzt, mich zu entfernen, ich aber wollte aus Widersetzlichkeit dir nicht gehorchen; so hättest du wohl die Macht, mich zu bestrafen. Die mir aufzuerlegende Strafe dürftest aber doch ein gewisses Maß nicht überschreiten; du dürftest mir nämlich Stockstreiche geben oder Fesseln anlegen lassen — bei dem Allem dürftest du mich doch nicht des Lebens berauben. Wolltest du einen Spieß nehmen, und mich meines Ungehorsames wegen sogleich durchbohren, dann würdest du gewiß

auch den Zorn des Regenten zu fürchten haben, weil meine Widerspenstigkeit wohl Strafe, nicht aber den Tod verdiente. — Gehe ich aber jetzt von dir weg, und bei meinem Austritt aus deinem Palaste ruft mir der draußen auf dem Wachtposten befindliche gemeine Soldat: „Halt!“ entgegen, ich kehre mich jedoch nicht daran, gehe meines Weges weiter, er dagegen stößt mich auf der Stelle mit seiner in der Hand haltenden Waffe nieder, würde ihm dieses zum Verbrechen angerechnet werden? — Gewiß nicht! — Im Gegentheil dürfte er sogar dafür belobt werden, streng und wacker sein Hüteramt versehen zu haben. Warum aber darfst du, der Hochangesehene, Vornehme, den gegen dich verübten Ungehorsam nicht mit dem Tode bestrafen, und der Schildwache vor deinem Hause, die doch im Range weit — weit unter dir, wird Solches ja gestattet? — Die Ursache hiervon ist folgende. Grade weil der gemeine Soldat unten weder Rang noch Würde hat, mußte ihm die Macht eingeräumt werden, gegen den ihm zuwider Handelnden mit äußerster Strenge verfahren zu dürfen, sonst würde ja niemand seines warnenden Zurufes achten, er auch seinen Beruf nicht gehörig erfüllen können. Dir, geehrtester Herr, hingegen gibt dein hoher Rang und deine hervorragende Würde schon Ansehen genug, durch dein Uebergewicht zu imponiren und deinen Worten Nachdruck zu verschaffen, man ehrt und fürchtet dich, ohne grade vom Tode bedroht sein zu müssen. — Ebenso verhält es sich mit den Geboten der heiligen Schrift und denen unserer Weisen. Jene hat absolute Autorität, bedarf daher, um sich Gehorsam zu verschaffen, nicht solch strenger Maßregeln, wie diese, die nur schwache, staubgeborene Erdensöhne gegeben haben, über deren Ausspruch man sich leicht hinwegsetzen würde, hätte man dem nicht mit äußerst rigoröser Schärfe vorgebeugt.“<sup>1)</sup> — Konnte eine so schlagende, in so herrliche Form gekleidete Antwort einen günstigen Eindruck zu machen verfehlen?

Auch bei der Akademie der Aerzte in Prag stand Jonathan in gutem Ansehen. Es handelte sich einmal, bezüglich einer der Halacha gemäß zu treffenden Bestimmung, darum, „ob eine gewisse Frau, deren Kind noch in der ersten Lebensperiode war, diese ihre Leibesfrucht selbst stillen könne oder nicht.“ Ein Arzt verneinte solches, indem er behauptete, die Muttermilch jener Frau sei von giftiger Schärfe und für den Säugling höchst gefährlich. Gegen dieses ärztliche Urtheil regten sich aber in der Seele Jonathans ernstliche Bedenklichkeiten. Man hatte ihm nämlich das Aussehen dieser Frauensperson als gesund, kräftig und blühend geschildert, daraus schloß er, daß auch ihre Milch keineswegs giftiger Natur sein könne. Ist ja die Muttermilch nichts anderes als das durch die Milchgefäße abgesonderte und zum Trank bereitete Herzblut. Enthielte nun das Blut des Weibes scharfe giftige Be-

<sup>1)</sup> Jaarothe D. T. 14 c.

standtheile, müßte dieses ja auch an ihrem Körper sichtbar sein, indem sich allda Hautentzündungen, Ausschläge und Geschwüre bilden würden. So lautete der Schluß Jonathans, er legte auch seine Ansicht hierüber der Akademie vor, die ihm völlig beistimmte und Recht gab.<sup>1)</sup>

Solche einflußreiche Bekanntschaften raubten ihm natürlich auch viel Zeit, welches ihn sehr schmerzte; am meisten betrückte er sich darüber, daß es ihm an Muße gebrach, sein bereits verfaßtes Werk „בני אהרבה“ zu veröffentlichen.<sup>2)</sup>

Er soll auch bei der Staatsregierung großes Vertrauen erlangt haben, und ihm im Jahre 1728 die Generalcensur über alle in Böhmen erscheinenden hebräischen Werke übertragen worden sein.<sup>3)</sup> Er selbst schweigt hiervon, und erzählt bloß, daß ihm die Erlaubniß zu Theil wurde, den Talmud sammt Kommentarien abzudrucken, was zu Prag noch nie einer erlangen konnte.<sup>4)</sup> — Er begann zwar diese Arbeit, machte aber hierin keine großen Fortschritte. Bloß der 1. Theil „Seder Seraim“ erschien. Er übte hierbei selbst das Censorenamt mit aller Rigorosität, welches uns aber nicht Wunder nehmen wird, wenn wir bedenken, mit welcher Scrupulosität damals die Censur bezüglich hebräischer Bücher gehandhabt worden, und wie man selbst die harmlosesten Stellen oft beanständete. Vielleicht mag dieses auch die Ursache gewesen sein, daß das Unternehmen sich keines günstigen Erfolges erfreute, und kaum begonnen, wieder aufgegeben werden mußte.

#### IV.

### Jonathan erster Rabbinatsassessor zu Prag.

Der Ruhm Jonathans stieg immer höher und höher, er hatte eine ausgebreitete Korrespondenz, indem von den gelehrtesten Notabilitäten Briefe über die verschiedenartigsten, die rabbinische Literatur im weitesten Sinne betreffenden Kategorien an ihn ergingen. Er wußte überall Bescheid und erfreute sich als gefeierte Autorität allseitiger Anerkennung.<sup>5)</sup>

Nun befaßte er sich aber auch mit der Geheimlehre, vertheilte kabbalistische Amulette,<sup>6)</sup> und gerieth deßhalb in Verdacht, ein geheimer Anhänger des Sabbathianismus zu sein.<sup>7)</sup> Eine polnische<sup>8)</sup> Synode soll ihn sogar mit

<sup>1)</sup> Bene Ahuba a. a. D. — <sup>2)</sup> Vorrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>3)</sup> Spazier a. a. D. — <sup>4)</sup> Vorrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>5)</sup> Luchoth E. p. 9 b. — <sup>6)</sup> Geschichte, Lehren und Meinungen aller religiösen Sekten der Juden von Peter Beer. T. II. p. 306. — <sup>7)</sup> Luch-Ed. p. 46 a. — <sup>8)</sup> Nicht in Prag, wie Jost a. a. D. T. II. p. 474 angibt.

dem Banne bedroht haben,<sup>1)</sup> da man aber das Nüchtere dieses Argwohns bald eingesehen haben mochte, blieb er unangefochten,<sup>2)</sup> und nachher wie vordem genoß sein Name die größte Hochachtung.

Anno 1725 wurde zu Prag ein Bannstrahl gegen die Sabbathianer geschleudert, und die hierüber abgefaßte Proclamation wurde beim Beginne des großen Veröhnungsfestes vor Anfang des Kol-Nidre in allen Synagogen öffentlich verlesen. Der damalige prager Oberrabbiner „David Oppenheim“ befand sich um diese Zeit wahrscheinlich in Wien, daher er gedachte Proclamation nicht unterzeichnen konnte,<sup>3)</sup> und an seiner Stelle obenan finden wir den Namen Jonathans,<sup>4)</sup> dieser war also damals bereits Präses des Rabbinatskollegiums zu Prag.

Nach dem Tode Oppenheims, im Jahre 1736,<sup>5)</sup> wählten ihn die Rabbinatsassessoren einstimmig zu ihrem Oberhaupte,<sup>6)</sup> weil sie ihn alle liebten und hochachteten, und er vertrat die Stelle des Oberrabbiners.

Man setzte in seine unparteiische Redlichkeit das größte Zutrauen, welches er auch vollkommen verdiente, wie folgende Begebenheit beweist. Als Michael Spira starb, hatte er vor seinem Tode sein ganzes Vermögen an seinen Sohn Isac, den Schwiegervater Jonathans, abgegeben, und ihn rechtskräftig als Eigenthümer desselben eingesetzt. Nun trat aber nachher ein Gläubiger mit einem von Michael unterschriebenen Wechsel auf und verlangte Bezahlung. Isac, in der festen Ueberzeugung, daß der Wechsel falsch sei, weigerte die Zahlung, und da er das Falsum nicht erweisen konnte, nahm er zu einer Advokatenlist seine Zuflucht; er berief sich nämlich auf eine im rabbinischen Corpus juris zwar erwähnte, aber nicht recipirte Meinung, daß er diese Schuld nicht zu zahlen brauche. Der Wechselinhaber führte Klage beim Rabbinatskollegium. Obwohl nun Jonathan, als Schwiegersohn des Beklagten, nicht mit zu Gerichte sitzen durfte, besprachen sich die Rabbiner denn doch mit ihm und holten seine Meinung ein, weil sie seine strenge Gewissenhaftigkeit kannten. Jonathan, rechtsliebend und wahrhaft, sprach sich offen gegen seinen Schwiegervater aus, und dieser wurde zur pünktlichen Zahlung verhalten.<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Luch. E. a. a. D. — <sup>2)</sup> ibid. — <sup>3)</sup> So scheint uns — nach einem im Thorath Hakenaath v. J. Emden abgedruckten d. d. ״ב״ר ״ר״ר ״ר״ר lautenden Schreiben des Autors an D. Oppenheim — die wahre Sachlage gewesen zu sein, nicht wie unser Freund S. S. (Gal-Ed. No. 80) meint, daß Oppenheim nicht unterschreiben, gegen die Sabbathianer überhaupt nicht einschreiten wollte. Im Gegentheil geht aus obigem Werke a. a. D. deutlich hervor, daß Letzterer zur Verfolgung und Unterdrückung gedachter Sekte sehr thätig gewesen. — <sup>4)</sup> Anno 1800 wurde diese Proclamation wieder publicirt und abermals als Copie abgedruckt, wovon Hr. Abraham Muneles, Stiftrabbiner zu Prag, ein Exemplar besitzt, das er uns zur Benutzung zu borgen die Güte hatte. — <sup>5)</sup> Gal-Ed. No. 80. — <sup>6)</sup> Or Lajescharim von Sarach Elditz p. 12 c. — <sup>7)</sup> Tumim KTK. Nota 120.

Meir Fischel,<sup>1)</sup> einer der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, über 40 Jahre Schullektor und zuletzt Präses des Rabbinatskollegiums zu Prag — gest. 1770 —<sup>2)</sup> beurkundete die geniale Größe Jonathans durch folgende zwei von Ohrenzeugen<sup>3)</sup> uns mitgetheilte Erzählungen.

Einst erhielt Meir ein Schreiben, worin wegen eines sehr wichtigen, nach rabbinischem Rechte sehr schwierig zu entscheidenden Falles bei ihm angefragt wird. Er hat vierzehn Tage vollauf damit zu thun, kömmt endlich mit der Ausarbeitung zu Ende, die natürlich sehr combinirt war, indem dabei in die verschiedensten, verwickeltesten Kontroversen des Talmuds tief eingedrungen wurde. Da aber der Gegenstand gar zu wichtig war, entschloß sich Meir, bevor er die Antwort abschickt, noch mit Jonathan, seinem Freund und Kollegen, Rücksprache darüber zu nehmen. Er begibt sich zu diesem Ende in die Wohnung des Letztern, findet aber diesen so sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, daß an eine augenblickliche Unterredung mit ihm nicht zu denken war. Als Jonathan seinen Wunsch erfahret, forderte er ihn auf, ihm das schriftliche Elaborat dort zu lassen, bis er gehörige Muße haben werde. Meir that dieses nicht gerne, konnte aber das Verlangen Jonathans nicht geradezu zurückweisen, und übergab diesem die ausgearbeitete Dissertation. Dieses geschah an einem Freitage. Sonntags darauf nach Beendigung des Morgengebetes kömmt schon der Bote Jonathans zu Meir, überbringt ihm sein Schriftwerk, dazu einen Brief von der Hand des Ersteren, worin alle auf den vorliegenden Fall Bezug habenden Thesen mit größter Klarheit und Umsicht entwickelt werden, und so ein Resultat sich ergibt, das hinsichtlich scharfsinniger Auffassung und prägnanter Darstellung alles zur Sache Gehörigen die Arbeit Meirs weit hinter sich zurückläßt, worüber dieser nicht wenig in Verwunderung gerieth und die Größe Jonathans nicht genug anstaunen konnte.

Wieder traf es sich einmal, daß zwei Abgesandte aus Palästina nach Prag kamen und ein kabbalistisches Werk mit sich hatten, dessen Sinn niemand zu enträthseln wußte. Sie hatten schon bei vielen Kennern der Geheimlehre angefragt, aber niemand konnte sich da herausfinden. Man verwies sie auf Jonathan und in ihm hatten sie ihren Mann gefunden. Er vermochte das Dunkel aufzuhellen, die Bedeutung der tief verborgenen Geheimnisse klar anzugeben. So lautete der Bericht Meirs.

Nun wollen wir eine von Jonathan selbst referirte Begebenheit mit-

<sup>1)</sup> Gal - Ed. No. 114. — Meir war Urgroßvater des Oberrabbiners Hrn. Dr. Zacharias Frankel, Direktors des rabbinischen Seminars zu Breslau. — <sup>2)</sup> Gal - Ed. a. a. D. —

<sup>3)</sup> Diese waren die vor einigen Jahren im hohen Greisenalter verstorbenen Talmudisten Israel Karpeles und Juda Klinaberg sel. And.; ersterer hat dieses Faktum dem Referenten, letzterer dem Hrn. Verleger mitgetheilt.

theilen, wobei aber der an Wissen und Geistesstärke seines Gleichen suchende Mann sich eine gewaltige Blöße gibt, wodurch der talmudische Spruch: „לפרם חורפא שבשחא“ „Scharfsinn verleitet oft zum Irrthum“ vollste Bestätigung findet.

Einst kam ein gelehrter, fachverständiger Mann nach Prag, der das Paradoxon aufstellte, unsere Vorfahren hätten sich in Bezeichnung der mosaisch verbotenen Spannader geirrt; die demnach von uns dafür gehaltene Ader sei nicht die, welche die heilige Schrift zu essen verbietet. Als solche designirte er eine ganz andere, die eigentlich aus der Hüfte genommen werden müsse. Die Behauptung machte allenthalben Sensation; aber Jonathan widerlegte sie aufs entschiedenste, indem er sich auf den Ausspruch des Semag: „die Spannader finde beim männlichen wie weiblichen Geschlechte statt“ berief, und nachwies, daß die vorgebliche Spannader nur beim männlichen, nicht beim weiblichen Viehe anzutreffen sei. Sonach wurde die alte Tradition desto sicherer constatirt.<sup>1)</sup> Merkwürdigerweise hat aber Jonathan hier einen auffallenden Schnitzer sich zu Schulden kommen lassen. Er hat nämlich die citirten Worte des Semag ganz irrig aufgefaßt, indem die eigentliche Bedeutung derselben eine ganz andere, und solche also zu verstehen sind: „Das Verbot der Spannader hat seine Giltigkeit fürs männliche wie weibliche Geschlecht, d. h. für Männer wie Frauen.“ Man kann sich nicht genug darüber verwundern, daß all die gelehrten Zeitgenossen dieses so stillschweigend hingehen ließen. In neuester Zeit hat Moses Sopher, Rabbiner zu Preßburg sel. Andenkens, in seinen *AGA* — genannt *ספר חנה* — diese Stelle des Krethi auf scharfsinnige Weise vertheidigt und Jonathan gerechtfertigt.

Ueber das Freundschaftsverhältniß zwischen Jonathan und David Oppenheim, dem ersterer doch als Rabbinatsassessor untergeordnet war, sind wir nicht im Klaren. Jacob Emden<sup>2)</sup> gibt an, dieser sei von jenem angefeindet und gröblich insultirt worden. Verdienen auch die boshaften Berichte dieses Mannes über Jonathan, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, wenig Glauben, so kömmt es uns doch vor, daß die beiden genannten Männer eben nicht auf freundschaftlichem Fuße mit einander gestanden. Ein einziges Mal citirt Jonathan einen halachischen Ausspruch Oppenheims, und da erst zollt er ihm durchaus keinen Beifall, sondern tabelt offen seine Ansicht und Rücksichtslosigkeit gegen Moses Isserles, wie das obidöse Verfahren überhaupt, die zur praktischen Richtschnur dienenden Aussprüche anerkannter Autoritäten der Vorzeit als irrthümlich und fehlerhaft zu erklären.<sup>3)</sup> Wir ersehen daraus, daß schon in der Art und Weise, wie die Halacha behandelt werden müsse, zwischen diesen beiden Männern Differenzen obwalteten.

<sup>1)</sup> Krethi, Abschnitt 65, R. 16. — <sup>2)</sup> Schbirath Luchoth Hoowen von J. Emden zu Ende. — <sup>3)</sup> Plethi Absch. 64, R. 6.

Ferner muß es uns sehr wundern, daß bei dem im Jahre 1708 zwischen Abraham Broda und der Familie Spira sich ergebenden Meinungskampfe — rückfichtlich dessen: „ob die Ehegattin des Joel Petschau, die, nach dem Tode ihres Mannes, als Witwe mit einem der Mutterbrust noch bedürftenden Säuglinge zurückgeblieben war, von dem unter obwaltenden Umständen auf ihr lastenden rabbinischen Verbote, sich, bevor das Kind 24 Monate alt ist, wieder zu verheirathen, aus gewissen Gründen dispensirt werden könne?“ — nicht auch David Oppenheim miteinbezogen wurde. Wandte sich Abraham Broda mit einer diesen Streit betreffenden Anfrage ja sogar nach Altona an den dortigen Oberrabbiner Hirsch Aschenasi,<sup>1)</sup> und der Oberrabbiner zu Prag, dem eigentlichen Kampfplatze, sollte unbeachtet geblieben sein? Wir vermutheten anfangs, daß zwischen Oppenheim und der Familie Spira eine Spannung vorgeherrscht haben, und dadurch entstanden sein mochte, daß der Koryphäus dieser Familie, nämlich Wolf, Sohn des Simon Spira, der nach dem Tode seines Vaters das prager Oberrabbinat provisorisch verwaltete, vielleicht auch darauf aspirirt hatte, und sich durch Oppenheim verdrängt sah.<sup>2)</sup> Wir dachten sogar, diese unsere Vermuthung dadurch bestätigt zu finden, daß Jacob Emden in dem oben (S. 216. N. 3) bereits citirten Brief desselben an Oppenheim nicht nur Jonathan des Sabbathianismus verdächtig zu machen, sondern sogar einen versteckten Seitenhieb gegen den Namen Spira zu führen sich erlaubt; allein die Thatsache, daß David Oppenheim, nach dem Tode seiner ersten Gattin, die Tochter des eben genannten Wolf Spira, sich zur zweiten Ehefrau erwählte,<sup>3)</sup> beweist, daß unsere Muthmaßung falsch, zwischen dem prager Oberrabbiner und der daselbst hervorragenden Familie Spira das beste Einvernehmen stattfand; denn W. Spira war, wie sein Grabstein (Gal - Ed. No. 65.) bezeugt, sehr bescheiden, so daß er wahrscheinlich auf das Oberrabbinat gar keinen Anspruch machte.

<sup>1)</sup> Bene Ahuba a. a. O. und AGA von Chacham Jebi Nr. 65. — <sup>2)</sup> Wolf Spira verwaltete das Provisorium zweimal während zweier Interregna, und zwar das erste Mal von 1680, dem Todesjahre seines Vaters, bis 1689, wo Gabriel aus Arakan Oberrabbiner wurde, sodann von 1694, wo letzterer nach Reg ging, bis 1705, wo Oppenheim nach Prag kam; daher es auch auf seinem Grabsteine (Gal-Ed N. 65.) heißt: „er war 20 Jahre hier Rabbinatsverweser.“ — <sup>3)</sup> Beiläufig bemerkt, ist dieser Wolf nicht — wie es in den von Hrn. D. Podiebrad edirten „Merkwürdigkeiten der prager Josefstadt“ heißt — der Schwiegersohn Koppel Frankel's aus Wien gewesen, sondern sein Neffe Wolf, Sohn seines Bruders Ansel (Gal-Ed No. 85). Ferner bemerken wir, daß unser Wolf in der im Orient 1845 Nr. 3 mitgetheilten Urkunde Kaiser Karls VI. den Beinamen „Wedeles“ führt, die in Prag lebende Familie dieses Namens vielleicht Abkömmlinge der Spira's sein mögen.

V.

Jonathans Abreise von Prag.

Nach dem Tode Kaiser Karls VI. brach, trotz der von diesem Monarchen zu Stande gebrachten pragmatischen Sanction, der Successionskrieg mit aller Hefigkeit aus und suchte gleich im Beginne das Böhmerland mit all seinem Schrecken fürchtbar heim.

Um diese Zeit erhielt Jonathan einen Ruf von der Judengemeinde zu Meß, den in ihrer Mitte erledigten Rabinatsfik einzunehmen. — Die schweren Gewitterwolken, die in Folge der Kriegsereignisse über Böhmen und dessen Hauptstadt sich zusammenzogen, bestimmten ihn, diesem Rufe zu folgen.<sup>1)</sup>

Die Meßer Judenschaft hatte, um ihren gefeierten Rabbiner bei seiner Hinreise allen in Kriegszeiten nicht ungewöhnlichen Gefahren zu entziehen, für ihn beim französischen Heerführer freies Geleite erwirkt.<sup>2)</sup> Um ihn abzuholen, kam auch eine von der jüdischen Gemeinde zu Meß abgesandte Deputation nach Prag, deren Mitglieder bei seiner allda gehaltenen Abschiedsrede in der Synagoge zugegen waren.

In diesem Kanzelvortrage stellte er die prager Judenschaft über manche in ihrer Mitte besonders herrschenden Untugenden scharf zu Rede, und rief in exaltirter Begeisterung seinen Zuhörern zu: „Meine Freunde, lasset ab von diesem sündhaften Treiben, sonst werdet ihr vom Strafgerichte Gottes schwer heimgesucht werden!“ —

Diese durch die kritischen Zeitverhältnisse leicht vorauszusehende Prophezeiung traf leider bald auf graufenerregende Weise ein. Mehrmaliger Plünderung, bei der viele das Leben einbüßten, preisgegeben, stieg endlich die Noth der prager Judenschaft durch die im Jahre 1745 über alle jüdischen Einwohner Böhmens verhängte Landesverweisung aufs höchste.

Um diese Zeit hielt Jonathan zu Meß eine die prager Judenheit bedauernde Rede, sagt derselben viel Gutes und Rühmenswerthes nach, rügt aber auch ihre Sünden, um derentwillen der gütige Allvater jetzt so viele Leiden über sie ergehen lasse, beruft sich dabei zugleich auf die oben von ihm angeführten Worte, welche die damals in Prag befindlichen Männer aus Meß mitangehört hätten.<sup>3)</sup>

Jonathan entkam mit seiner Familie glücklich aus Prag, bevor der bairische Churfürst Karl die Stadt eingenommen, sah sich aber genöthigt, alle seine Habseligkeiten daselbst zurückzulassen. Bei den bald darauf — den

<sup>1)</sup> Spazier a. a. D. — <sup>2)</sup> Aus einem bereits unter der Presse befindlichen Schreiben des Herrn Dr. Beer in Dresden. — <sup>3)</sup> Jaar. D. Th. I. p. 49 d. n. p. 50 a.

7. Dezember 1741 — erfolgten Occupation der böhmischen Hauptstadt verlor er all sein dort befindliches Eigenthum, welcher Verlust ihn nur darum schmerzlich berührte, weil er dadurch seine Absicht, seine Geistesprodukte durch den Druck zu veröffentlichen, vereitelt sah, indem er jetzt außer Stande war, die hiermit verbundenen Unkosten zu bestreiten. Mehr als Alles ging ihm aber das über die Bewohner der großen und vorzüglichen Stadt hereingebrochene Unglück zu Herzen; denn für Prag hatte er eine große Vorliebe und nannte es stets seine Heimat.<sup>1)</sup>

Auffallen mag es uns allerdings, warum nach dem Tode Oppenheims nicht Jonathan Oberrabbiner wurde; die Ursache dürfte die gewesen sein, daß die prager Judengemeinde sich niemals leicht zur Aufnahme eines Oberrabbiners bestimmen ließ, und dort das Interregnum immer mehrere Jahre zu dauern pflegte.

Wäre Jonathan in Prag verblieben, so hätte er wahrscheinlich das dortige Oberrabbinat erlangt, durch seine Abreise nach Mek sperrte er sich aber den Rückweg nach Prag gänzlich ab. Es wurde ihm von der kaiserlichen Regierung, aus welchen Gründen ist uns unbekannt, die Rückkehr nach den österreichischen Erbländern für immer verboten.<sup>2)</sup>

## VI.

### Das Rabbinat zu Mek.

Bei der großen Anzahl jüdischer Einwohner zu Elsaß und Lothringen war die Stelle eines Oberrabbiners der Judengemeinde zu Mek sehr wichtig, und war damit sowohl das Bezirksrabbinat,<sup>3)</sup> als das Rektorat einer tal-mudischen Akademie verbunden.

Die größten rabbinischen Celebritäten hatten von jeher diesen Rabbinatsitz inne,<sup>4)</sup> und mußte, nach den damals hier geltenden Statuten, dieser Posten stets nur von einem Ausländer bekleidet werden.<sup>5)</sup>

Zu den seit 1606, wo hier zum ersten Mal die Aufnahme eines Rabbiners stattgefunden,<sup>6)</sup> bis zu der Zeit, von welcher wir jetzt handeln, mit allseitiger Anerkennung und definitiver Anstellung<sup>7)</sup> hier fungirenden zehn

<sup>1)</sup> Borrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>2)</sup> Eduth Bejaakob von J. Emden. p. 29 a. — <sup>3)</sup> Jaar. Deb. I. p. 73. a. — <sup>4)</sup> Israelitische Annalen 1840 No. 7, 9, 11, 21. — <sup>5)</sup> Spazier a. a. D. — Wenn diese Einrichtung wirklich bestand, so konnte sie vor 1716, dem Todesjahre Aaron Wormser's, nicht getroffen worden sein, da ja dieser, aus Mek gebürtig, das Rabbinat provis. versah, auch definitiv angestellt worden wäre, wenn er nicht aus Bescheidenheit diese abgelehnt hätte. Vielleicht datirte sie seit dem 1718 in der Synagoge vorgefallenen Streite (Annalen No. 11). — <sup>6)</sup> Ibid No. 7. — <sup>7)</sup> Ibid No. 11

Rabbinern hatte Prag das größte Contingent gestellt, indem einer ein gebürtiger Prager gewesen, drei andere von dort hierher berufen wurden, welche vier wir der Reihe nach anführen wollen: <sup>1)</sup>

1. Jona Theomim aus Prag, früher Rabbiner in Polen, ging 1648 nach seiner Heimat zurück, ward endlich Rabbiner in Mes. Er verfaßte קיקרון דרונה, Novellen zu einigen talmudischen Traktaten, <sup>2)</sup> 13 an der Zahl, gedruckt zu Amsterdam 1670. <sup>3)</sup> Sein vierter Sohn, Chisia Josua Feiwel, war Kreisrabbiner und Schullektor zu Przemysl, und besuchte 1709, zu Ende des Winters, Prag. <sup>4)</sup> Der Sohn des Letztern, Chaim Jona, war ein Schwiegersohn D. Oppenheims und mit unserem Jonathan verwandt. Er veröffentlichte einen Kommentar zu §. 25 der Choschen Mischpat — genannt הירושני דיני דברמי — worüber Jonathan eine kurze aber scharfe Kritik schrieb. Er gestand ihm zwar große Gelehrsamkeit zu, approbirte auch manche seiner dargelegten Ansichten, nur tadelte er sehr seine Arroganz, daß er es wagte, Sabbathai Kohn mit Nonchalance zu behandeln; über die primitiven Quellen der Halacha ein beliebiges entschiedenes Urtheil zu fällen; Männern, wie Alphasî Nachmanides und Ascheri gegenüber einen unbefcheidenen Ton anzuschlagen. <sup>5)</sup> Ferner macht er ihm zum Vorwurf, daß er zu sehr sich selbst vertraute, zuviel auf seine Einsicht sich verließ, und sich nicht bestrebte, mit gelehrten Männern Umgang zu pflegen, Talmudjünger um sich zu sammeln, um durch die Kundgebung verschiedener Ansichten über einen und denselben Gegenstand, diesen nach allen Seiten hin zu erfassen, und so erst den wahren, richtigen Begriff hiervon sich eigen zu machen. <sup>6)</sup>

2. Gabriel, Sohn des Juda Löw, aus Krafau, war Oberrabbiner zu Prag. <sup>7)</sup> kam 1695 nach Mes, von da 1705 nach Nikolsburg als mährischer Landrabbiner <sup>8)</sup> an D. Oppenheim's Stelle. Er muß wirklich eine besondere Ursache gehabt haben, warum er das von jeher sehr berühmte und stets nur von Gelehrten ersten Ranges besetzt gewesene Oberrabinat zu Prag mit dem zu Mes vertauschte. Daß aber dieses sicher der Fall gewesen, beweist nicht nur die von uns angeführte Quelle, sondern auch — wie unser Jugendfreund S. Hof uns mittheilte — eine von ihm sich findende Approbation zu ש"ת חמת יאיר, die er grade 1695 gegeben, und zwar bei seiner

<sup>1)</sup> Spazier a. a. D. ibid. No. 11, — <sup>2)</sup> Zem. Dav. p. 33. a. — <sup>3)</sup> Siphte Jeschenim von Sabbathai. Amsterdam. Ausg. p. 68. — <sup>4)</sup> Approbation zu Meore Or, einem kabbalistischen Lexikon von Meir Popper, commentirt von den beiden zu Jerusalem wohnenden Kabbalisten, Nathan Schalit Mannheim; Ex-Landrabbiner von Hagenau im Mecklenburgischen, und Jacob Wilner, Mitglied der von Jacob Prera aus Amsterdam zu Jerusalem gegründeten Akademie, edirt zu Amsterdam 1709, versehen mit vielen Approbationen von den hervorragenden Rabbinern. — <sup>5)</sup> Wie bereits oben IV. erzählt worden, wurde auch sein Schwiegervater seitens Jonathan auf ähnliche Weise getadelt, hatten demnach Schwiegervater und Schwiegersohn in Behandlung der Halacha gleiche Ansichten. — <sup>6)</sup> Tumim Vorbemerkung zu Abschnitt 25. — <sup>7)</sup> Statuten der prager israel. Beerdigungs-Brüderschaft. — <sup>8)</sup> Annalen a. a. D.

Durchreise durch Frankfurt, welche Stadt er bei seiner Uebersiedlung von Prag nach Meß passiren mußte. — Er war ein ausgezeichnete Gelehrter, Schüler des Samuel Koidenover, Verfassers des ברכה דרובה, und finden sich mehrere rabbinische GA von ihm in שו"ת פנים מאירות von Meir Eisenstadt. 1)

3) Abraham Broda, böhmischer Landrabbiner und Schulkrektor zu Prag, war 1708, in der Mitte des Sommers, wohl schon zu Meß als Rabbiner aufgenommen, aber immer noch in Prag wohnhaft, 2) und ging 1709 oder 1710 nach Meß. 3) Er war einer der größten Talmudisten; Jonathan nennt ihn in seinen Schriften oft, und spricht stets mit der größten Ehrerbietung von ihm, legt ihm auch den Titel „Rabenu“ (unser Lehrer) bei. Jona Bunzel Landsopher und Moses Chassid waren seine Schüler, beide Kenner der Kabbala; er selbst aber befaßte sich mit der Geheimlehre durchaus nicht. 4)

4) Jacob Backofen, Verfasser der AGA שו"ת יקב und vieler anderer sowohl die Halacha als Agada behandelnden Werke. 5) Er war Schwiegersohn des Wolf Spira und auch mit D. Oppenheim verschwägert. Als Lekterer, bezüglich einer halachischen Bestimmung, die Behauptung Moses Isserles verworfen, ihn eines Irrthums zeihen wollte, bei den meisten Rabbinen seiner Zeit aber kein Gehör finden konnte, unterstützte J. Backofen seine Ansicht, wird aber von Jonathan hierüber scharf getadelt. 6) Weil er das Rabbinat zu Reische in Polen bekleidete, wird er auch Jacob Reischer genannt. 1719 ward er Rabbiner zu Meß, allwo er 1733 starb. 7)

Als im Jahre 1741 das Rabbinat zu Meß wieder vacant wurde, richtete die dortige Judengemeinde abermals ihren Blick nach Prag, ihre Wahl fiel auf Jonathan. Sie hatte dieselbe keineswegs zu bereuen, konnte sich im Gegentheil zu einer solchen Acquisition nur Glück wünschen, wie im folgenden Kapitel deutlich gezeigt werden soll.

1) Fürst. Bibliotheca Jud. — 2) Approbation zu Meore Or. — 3) Jonathan lebte 1713 in Hamburg, vor diesem zwei volle Jahre in Prag, seine Ankunft daselbst war ungefähr zwei Jahre nach der Abreise Broda's, für welche nach dieser Berechnung 1709 sich ergeben würde. Allein nach der Mittheilung meines Freundes S. Hoß befindet sich in der Reifelsynagoge zu Prag auf der Sitzstelle des Abraham Broda eine Denktafel, welche angibt, daß dieser Gelehrte erst 1710 Prag verlassen. Um diesen Widerspruch zu lösen, dürfte Lekterer anfangs 1710 (resp. 710) abgegangen und Jonathan Ende 1711 (resp. 711) in Prag angekommen sein, also ungefähr 2 Jahre nach Broda's Abzug. Ferner mag Jonathan erst Ende 1713 (resp. 713) nach Hamburg sich begeben haben, vielleicht wegen der damals in Prag grassirenden Pest, die wirklich erst zu Ende 713 (22. August) zu wüthen begonnen. Allenfalls ist Garmosy in Annalen a. a. D. zu berichtigen, der die Ankunft Broda's in Meß auf 1705 versetzt. — 4) Einleitung zu Mitspachal Sepharim von J. Emden. — 5) Annalen a. a. D. — 6) Plethi 64. 6. — 7) Annalen ibid.

## VII.

### Jonathan Oberrabbiner und Schulrektor zu Mek.

Die Reise Jonathans nach seinem neuen Bestimmungsorte glich einem Triumphzuge; aller Orten, wo er durchreiste, sammelte sich das Volk, um von dem heiligen Manne gesegnet zu werden, um seinen Wagen,<sup>1)</sup> auch mehrere seiner Schüler zogen mit ihm, um ferner unter seiner Leitung ihre Studien fortzusetzen.<sup>2)</sup>

Bald entwickelte er auch zu Mek in jeder Beziehung eine außerordentliche Thätigkeit.

Sein anerkannter, weit verbreiteter Ruf brachte die von ihm geleitete theologische Akademie daselbst bald zur höchsten Blüthe, indem aus allen Gegenden Polens wie Deutschlands Talmudjünger herbeiströmten, seine Vorträge zu hören. Er sorgte nicht nur für die wissenschaftliche, sondern auch für die moralische Ausbildung seiner Schüler. Neben seinen Vorträgen über die Halacha im weitesten Sinne des Wortes hielt er auch besondere Vorlesungen über die rabbinische Sittenlehre, wobei ihm das Buch *ח"ב* von Jesaias Horowitz zur Grundlage diente. Er kommentirte nämlich die über Ethik handelnden Kapitel dieses Werkes, empfahl auch seinen Hörern, selbe fleißig nachzulesen und ihrem Herzen tief einzuprägen.<sup>3)</sup>

Außer dem Lehramte hatte zur damaligen Zeit jeder Oberrabbiner eine dreifache Wirksamkeit. Erstlich mußte er bei den in seinem Sprengel sich ereignenden judiciellen Fällen das Richteramt versehen; dann als Prediger und Volkslehrer fungiren; endlich auch drittens die Aufrechthaltung des heiligen Glaubens strengstens überwachen.

Folgen wir nun unserem Jonathan in seiner dreifachen Amtsthätigkeit. — Bei der Rechtspflege galten ihm natürlich die Principien der mosaisch-rabbinischen Rechtslehre als alleinige Richtschnur; er eiferte sehr gegen diejenigen, die sich zuweilen dawider zu handeln erlaubten, konnte aber bei all seinem Eifer, und so sehr er sich's auch annehmen mochte, nicht immer durchdringen. So z. B. hält er sich darüber oft auf, daß man die von jüdischen Schuldnern ausgestellten Wechsel, wenn sie nicht gezahlt werden, bei der Landesbehörde einflagt, vermochte aber dem nicht zu steuern, weil solche Unzukommlichkeit, wie er es nannte, schon längst Wurzel gefaßt hatte; würde jemand, drückt er sich weiter aus, diesem

<sup>1)</sup> Beer, Geschichte der Sekten II. p. 307. — <sup>2)</sup> *ibid.* u. Luohoth Ed. p. 46 a. —

<sup>3)</sup> Jaar. Deb. I. 76 b. u. II. 44 c.

den Söhnen Israels nicht geziemenden Verfahren Einhalt thun, er hätte gewiß dafür einst Lohn bei Gott zu erwarten.

Beim Rechtsprechen verfuhr er mit größter Behutsamkeit, und wollte nicht das Mindeste auf sein Gewissen nehmen. — In Metz bestand von jeher die Einrichtung, „daß Streitsachen, bei welchen es sich um weniger als 25 Thaler handelte, vom Oberrabbiner allein, ohne Zuziehung der Rabbinatsassessoren, abgemacht wurden, um die Gerichtskosten zu vermindern.“ Jonathan machte von diesem ihm zustehenden Rechte nur dann Gebrauch, wenn der vorkommende Kasus ein ganz einfacher, das hierüber zu fällende Urtheil klar wie die heitere Mittagssonne war; waltete hingegen das geringste Bedenken ob, so daß Gründe pro et contra geltend gemacht werden konnten, ließ er alsbald das Rabbinatskollegium hierzu versammeln.<sup>1)</sup> Ereignete sich ein Fall, worüber die alten Rechtslehrer verschiedener Ansicht waren, da wick er lieber einem entschiedenen Urtheilsprüche aus, suchte wie möglich einen Ausgleich zwischen den Parteien zu Stande zu bringen.<sup>2)</sup>

Nicht minder tüchtig zeigte er sich als Volkslehrer. Er predigte in der Synagoge sehr fleißig; geißelte scharf und offen die in seinem Bezirke vorherrschenden Laster und Vergehungen, that dieses aber nie auf derbe, die Schranken der Mäßigung außer Acht lassende Weise, sondern suchte in liebevoller ergreifender Ansprache das Herz seiner Zuhörer zu rühren und zu bewegen. Erglüht und begeistert vom vollen Bewußtsein dieses seines heiligen Berufes, ruft er einmal auf der Kanzel aus: „Keine Stunde meines ganzen irdischen Lebenswandels ist mir so lieb und angenehm, als die, in welcher ich an heiliger Stätte die Kinder meines Volkes zurechtweise, gegen die Sündhaftigkeit vermahne und verwarne,<sup>3)</sup> Nebstbei hielt er jeden Sabbath und Feiertag in seiner Wohnung populäre Vorträge über den Wochenabschnitt oder die Haftora, die an diesem Tage in der Synagoge verlesen worden.

Als obersten Religionsvorstand traf er zur Kräftigung und Befestigung des göttlichen Gesetzes die nützlichsten, heilsamsten Anstalten,<sup>4)</sup> führte im Einvernehmen mit den Gemeindevorstehern viele die Verbreitung wie Aufrechthaltung der am Sinai geoffenbarten Lehre bezweckende Statuten ein.<sup>5)</sup>

Um die das tägliche Leben betreffenden Vorschriften des Orach Chaim selbst dem nicht talmudisch gebildeten Publikum verständlich und zugänglich zu machen, verfaßte er in deutscher, gewöhnlicher Volkssprache einen praktisch brauchbaren Auszug derselben, den er in seinem ganzen Rabbinats-

<sup>1)</sup> Urim Absch. 3. R. 5 und Tumim Absch. 26. R. 1. — <sup>2)</sup> Ibid. Absch. 60. R. 9. —

<sup>3)</sup> Jaar. D. I. p. 71 b. — <sup>4)</sup> Luchoth E. p. 7 a. — <sup>5)</sup> Jaar. D. an vielen Stellen.

bezirke von Haus zu Haus herumschickte,<sup>1)</sup> Er suchte auf diese Art nach allen Seiten hin belehrend, bessernd und erhebend einzuwirken.

Wohl hielt Jonathan, der alle, selbst die kleinlichsten, nur für den Chassid<sup>2)</sup> vorgeschriebenen, religiösen Observanzen mit rigorösester Genauigkeit beobachtete, sich von dem geräuschvollen Thun und Treiben gewöhnlicher Weltkinder ganz ferne, trotzdem durchdrang er mit seinem scharfen Verstande das praktische Leben in all seinen Nüancen durch und durch. Er geberdete sich auch im Umgange nicht als finsterner, vom Foliantenstaub umnebelter, der irdischen Welt abgestorbener und nur in höhern Regionen schwebender Rabbi, sondern verstand es gar wohl, sich als liebevoller, menschensfreundlicher und lebensfrischer Mann zu benehmen<sup>3)</sup> genöß demnach nebst der allgemeinen Verehrung und Hochachtung auch Liebe und Zutrauen, und verlebte zu Mez eine stille ruhige Zeit ohne alle Anfechtung und Streitigkeit.<sup>4)</sup>

Nur daß seine Werke noch unedirt bleiben mußten, das bekümmerte ihn sehr. In seinem jetzigen Wohnorte gab es für das Hebräische keine Buchdruckerei und das Manuscript anderswo abdrucken zu lassen, hatte gar viele Schwierigkeiten erzeugt.<sup>5)</sup>

Im Winter 1746 starb Baruch Kohn, Oberrabbiner zu Fürth und ein Verwandter Jonathans.<sup>6)</sup> Letzterer hielt ihm und dem frühzeitig verstorbenen Abraham Postelberg<sup>7)</sup> zugleich eine ergreifende Trauerrede.<sup>8)</sup>

Bald darauf wurde ihm von der zahlreichen und blühenden Judengemeinde zu Fürth der Rabbinatsitz in ihrer Mitte angetragen, und er würde mit Freuden dahingegangen sein; weil dort von jeher der Flor rabbinischer Gelehrsamkeit, auch eine Typographie für hebräische Schriften sich befand, durch welches letzteres sein Lieblingswunsch, die Herausgabe seiner Werke, hätte befriedigt werden können. Allein die Freude Jonathans wurde durch die feste Unbeugsamkeit der Gemeinde zu Mez völlig vereitelt.

Diese hatte nämlich gleich bei der Aufnahme des Ersteren mit ihm ausdrücklich bedungen, daß er eine gewisse Zeit lang in ihrer Mitte verbleiben müsse. Die bedungene Frist war jetzt noch nicht verstrichen, und die Gemeinde zu Mez ließ sich durchaus nicht dazu bewegen, ihren allgemein beliebten, eine so heilvolle Wirksamkeit verbreitenden, geistlichen Hirten von

<sup>1)</sup> Jaar. D. I. p. 72 u. 73. Merkwürdig ist die hier beigefügte Bemerkung Jonathans: „Ich weiß, daß viele sich darüber lustig machen und meiner spotten werden; aber besser, ich gelte als mein Lebtag für einen Narren, als daß ich einst wegen Pflichtver säumniß von Gott zur Rechenschaft gezogen werden sollte.“ — <sup>2)</sup> Unter diesem Ausdruck versteht man einen frommen Menschen, der nicht nur alle Religionsgesetze aufs strengste beobachtet, sondern aus überschwenglicher Liebe zu Gott sich auch von allen weltlichen Vergnügungen zurückzieht, sich oft Erschwerungen und Kasteiungen auferlegt, und so mehr einer aszetischen Lebensweise sich zuneigt. —

<sup>3)</sup> Eduth Bejaakob von J. Emden p. 15 b. — <sup>4)</sup> Vorrede zu Krethi und Plethi. —

<sup>5)</sup> Ibid. — <sup>6)</sup> Tumim Abschn. 13. N. 2. — <sup>7)</sup> Gal-Ed. No. 31. — <sup>8)</sup> Jaar. D. I. p. 75 c.

sich zu lassen, wollte ihn daher auch unter keiner Bedingung seines gegebenen Wortes entbinden.<sup>1)</sup>

Freitag, den 17. Tebeth 5510 (i. e. 26. Dezember 1749) verstarb zu Prag der böhmische Landrabbiner, Isac Spira, Schwiegervater Jonathans, und dieser hielt ihn den darauf folgenden 19. Schebat (i. e. 26. Januar 1750) zu Meß eine ergreifende Trauerrede,<sup>2)</sup> bei welcher viele Thränen vergossen wurden.<sup>3)</sup>

Mordechai Kusab, Schwiegersohn Jonathans, fordert diesen alsbald auf, sich um die vakante Stelle seines verewigten Schwiegervaters zu bewerben, und meldet zugleich, daß er seinethalben schon mit den Repräsentanten der böhmischen Landesjudenschaft Rücksprache genommen habe. Jonathan erwiedert hierauf: „er sei zwar nicht abgeneigt auf diesen Posten zu aspiriren, jedoch nur unter der Bedingung, wenn er, als böhmischer Landrabbiner, seinen Wohnsitz in Prag haben könnte, in Bunzlau oder in einer andern Landstadt zu domiciliren, dazu werde er sich auf keinen Fall verstehen. Er ersucht daher seinen Schwiegersohn wie auch seine Schwägerin Krendel, ihm anzuzeigen, an wen man sich zur Erlangung dieses Postens eigentlich wenden müsse, damit auch er aus der Ferne sein Schärfslein beitragen könne, das erwünschte Ziel glücklich zu erreichen. Ferner möge sein Schwiegersohn die jüdische Landesrepräsentanz in seinem Namen grüßen, ihr seine Geneigtheit zur Annahme des Landrabbinats kundthun, sie jedoch zugleich aufmerksam machen, daß man mit der Besetzung dieses Postens abwarten sollte bis auch die Hauptstadt Prag einen Oberrabbiner gewählt, haben würde. Ohnedies sei es, der Ehre seines verewigten seligen Schwiegervaters wegen, nicht schicklich, schon jetzt, kaum dreißig Tage nach seinem Hinscheiden, über die Wiederbesetzung des von ihm bekleideten Amtes zu sprechen, und auch die jüdischen Landesvertreter mögen die Ehre des in Gott Verbliebenen schonen, und den in Rede stehenden Gegenstand wenigstens auf drei Monate sistiren, unterdessen wird man sehen, welche Wendung es mit dem prager Rabbinat genommen habe.“<sup>4)</sup>

Welche Bewandniß es mit diesem Landrabbinat ferner gehabt, ist uns unbekannt, wahrscheinlich wurde es gar nicht mehr besetzt, indem dieses

<sup>1)</sup> Vorrede zu Kretzi und Plethi. — <sup>2)</sup> Gal-Ed No. 94. — <sup>3)</sup> Diese Rede ist im Jaar. D. I. p. 100 abgedruckt. Datum und Eindruck derselben auf die Zuhörer entnahmen wir einem uns vorliegenden Schreiben Jonathans an seine Schwägerin Krendel und seinen Schwiegersohn Mordechai Kusab, d. d. 22. Schebat 5510 (29. Jänner 1750, dessen Besitzer, der bereits genannte Stiftsrabbiner Hr. Abraham Runes, die Gefälligkeit hatte, es uns zur Benützung zu überlassen. Diesem Schreiben entnahmen wir auch, daß ein Sohn Jonathans mit Schewa, der Tochter Krendels verlobt gewesen, ob diese Brautleute auch mit einander in den Ehestand getreten, wissen wir nicht. — <sup>4)</sup> Aus oben gedachtem Briefe.

Institut gänzlich aufgelöst, und das Kreisrabbinat an seiner Statt eingeführt worden ist.

Genug Jonathan sah seinen Lieblingswunsch, nach Prag zu kommen, vereitelt, zu seiner baldigen Befriedigung realisirte sich ihm nicht lange darauf ein anderer seiner sehnlichsten Herzenswünsche.

Noch in demselben Jahre, anno 1750, erlangte er das Rabbinat der drei vereinigten Gemeinden: Hamburg, Altona und Wandsbeck, und fühlte sich dadurch sehr glücklich. Nun meinte er das Ziel all seiner Bestrebungen wirklich erreicht zu haben, da er zu Hamburg sowohl Anverwandte, als auch viele Freunde und Bekannte aus frühern Tagen hatte, sich auch schon in der wonnevollen Hoffnung wiegte, bei dem jüdischen Buchdrucker zu Altona seine schriftstellerischen Arbeiten ans Tageslicht treten zu lassen;<sup>1)</sup> allein nur zu bald fand er sich leider in all diesen freudigen Erwartungen sehr arg getäuscht. Jetzt erst nahete eine bittere Zeit für ihn. Stürme und Verfolgungen brachen über sein Haupt herein, die Glück und Ruhe aus seinem Herzen verscheuchten, sein Inneres mit Harm und Gram erfüllten. — Wir wollen jedoch unserer Erzählung nicht vorgreifen, und lieber die Thatfachen der chronologischen Ordnung nach folgen lassen.

## VIII.

### Das Rabbinat der drei Gemeinden.

Anfangs des 17. Jahrhunderts ließen sich mehrere aus der pyrenäischen Halbinsel kommende Juden, allgemein Portugiesen genannt, in der freien Stadt Hamburg und im dänischen Reiche nieder,<sup>2)</sup> viele andere aus Polen und Deutschland folgten,<sup>3)</sup> wodurch da wie dort jüdische Gemeinden entstanden.

Die deutschen Gemeinden der bloß durch eine Landesgrenze geschiedenen Schwesterstädte Hamburg und Altona hatten bereits im Jahre 1666 einen gemeinsamen Rabbiner und Schulrektor, nemlich Meir, Sohn des Benjamin Wolf Aschkenasi.<sup>4)</sup>

Salomon Mireles,<sup>5)</sup> einer der Wiener Exulanten vom Jahre

<sup>1)</sup> Vorrede zu Krethi u. Plethi. — <sup>2)</sup> Annalen v. 1839. Nr. 3. — <sup>3)</sup> Jost a. a. O. II. p. 445. — <sup>4)</sup> Approbation zu Nachlath Schibah von Samuel Halevi Amsterdam, 5427. —

<sup>5)</sup> Die Familie „Mireles“ war eine der berühmtesten und vornehmsten in Deutschland (Vorrede zu Chacham Zebi). In der Altneusynagoge zu Prag findet sich ein Vorhang von Moses Mireles aus Wien vom Jahre 1687. Dieser Moses war ein Levite und Schwiegervater des Anschel Simon Spira, wie aus einem von letzterem gewidmeten und ebenfalls in der Altneusynagoge befindlichen Vorhange vom Jahre 1741 zu sehen; ferner

1670,<sup>1)</sup> ein scharfsinniger und ausgezeichneteter Talmudist, bekleidete anno 1692 noch das Altona-Hamburger Rabbinat,<sup>2)</sup> verheirathete auch bereits drei Jahre zuvor, 1689 nämlich, seine Tochter an den um diese Zeit nach Hamburg gekommenen, notorisch berühmten Zebi Hirsch Aschenasi.<sup>3)</sup> Er errichtete diesem seinen Schwiegersohne ein eigenes großes Lehrhaus, allwo der Letztere talmudische Vorlesungen hielt, die von vielen, greisen Talmudgelehrten wie der rabbinischen Wissenschaft mit Fleiß obliegenden Jünglingen besucht wurden.<sup>4)</sup>

Zebi Hirsch folgte seinem Schwiegervater im Amte, bis er 1710 nach Amsterdam ging, um allda als Rabbiner der deutschen Gemeinde zu fungiren, und edirte daselbst im Jahre 1712<sup>5)</sup> seine rabbinischen Gutachten, die den Titel „שׁוֹרֵה הַכֹּס בְּבֵר“ führen. Bald zerfiel er, wegen seines scharfen Auftretens gegen Nehemia Chajun,<sup>6)</sup> mit dem Rabbiner der portugiesischen Gemeinde daselbst, Salomon Aljion, der die Parthie des Letztern hielt, verfeindete sich dadurch mit den Portugiesen zu Amsterdam gänzlich,<sup>7)</sup> verließ deshalb diesen Ort, und ging 1714 nach Lemberg als Kreisrabbiner. allwo er nicht lange darauf starb.<sup>8)</sup>

Bisher hatte die jüdische Gemeinde zu Wandsbeck, einem dänischen, eine halbe Meile von Hamburg entfernten Städtchen, ihren eigenen Rabbiner, aber schon 1708 war diese Commune durch die Transmigration vieler reicher Mitglieder in ihren Mitteln sehr herabgekommen,<sup>9)</sup> so daß sie wahrscheinlich bald darauf dem Altona-Hamburger Rabbinat sich anschloß, und es bildete sich die unter einem Rabbiner vereinigte deutsche Tripel-Gemeinde „A. S. W.“, die aber nur bezüglich des Rabbinats geeinigt, hinsichtlich der übrigen Kultusangelegenheiten aber getrennte Synagogengemeinden blieben.<sup>10)</sup>

hatte er, wie aus der Vorrede zu En Jaakob hervorgeht, den Isaac Weir, Sohn des Jona Theomim, zum Schwiegersohne, und beide Familien, „Mireles und Theomim,“ führten auch den Beinamen „Frankel“ oder „Fränkel.“ (vergl. Titelblatt u. Vorrede zu En Jaakob wie auch Fürst Bibl. Jud.) — Die Familie Frankel zu Prag gehört auch dem Levitenstamme an, ist daher wahrscheinlich identisch mit der Familie „Mireles.“ Wir sind leider nicht im Besiß der von Dr. L. A. Frankel edirten „Grabschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien,“ können also für jezt dem geehrten Leser keinen nähern Anfschluß über diesen Gegenstand geben.

<sup>1)</sup> Frankel, Geschichte der Juden in Wien. p. 5. — <sup>2)</sup> Zemach D. I. p. 33 b. — <sup>3)</sup> AGA Chach. Zebi No. 112. — <sup>4)</sup> Vorrede zu dems. — <sup>5)</sup> Fürst a. a. D. — <sup>6)</sup> Thorath Hakeraoth p. 33 b. und Eduth Bejaakob an mehreren Stellen. — <sup>7)</sup> Es wird erzählt, daß die Portugiesen ihn zur Flucht gezwungen und hierbei sogar mit Flintenschüssen verfolgt hätten. L. B. d. D. 1847. Nr. 24. — <sup>8)</sup> Thorath Hak. u. Eduth B. — Hiernach ist die von Fränkel im L. B. d. D. 1846. Nr. 48 mitgetheilte Biographie des Hirsch Aschenasi theils zu berichtigen, theils zu vervollständigen. — <sup>9)</sup> AGA Ch. Z. No. 131. — <sup>10)</sup> Die 3 Gemeinden A. S. W. bestanden aus Deutschen, zu Hamburg gab es noch eine besondere portugiesische Gemeinde, die ihren eigenen Religionsvorstand hatte und 1710 die deutsche Gemeinde daselbst überzog. (Annalen 1839. Nr. 3.) — Zu Zeiten des Hirsch Aschenasi ordnete sich selbst die portugiesische Gemeinde Hamburgs demselben unter, so daß er gleichsam v i e r Gemeinden vorstand (Eduth Bejaakob p. 13 a. vgl. auch AGA Chach Zebi. No. 14). —

Nach dem Abgange Zebi Hirsch's wurde Jecheskel Kapellenbogen schon als Rabbiner der Tripel-Gemeinde berufen. Er edirte 1732 zu Altona eine Sammlung rabbinischer Gutachten über die 4 Turim unter dem Titel „Kennesseth Jecheskel,“ und starb nach 36jähriger Amtsverwaltung. <sup>1)</sup> Jonathan, mit ihm verwandt, hielt ihm den 18. Ab 5509 (2. August 1749) <sup>1)</sup> die übliche Trauerrede.

Nun wurde Jonathan nach A. S. W. berufen, und hielt anfangs Tischri 5511 (Oktober 1750) seinen Einzug daselbst. <sup>2)</sup>

Er wurde mit größtem Jubel empfangen, außerordentliche Ehrenbezeugungen wurden ihm zu Theil, und alles beeiferte sich, ihn mit den kostbarsten, werthvollsten Geschenken zu überhäufen. <sup>3)</sup>

Als er, umgeben von den Honoratioren der drei Gemeinden, über die Schwelle des zu Altona eigens für ihn herrlich ausgestatteten Hauses schritt, brach er voll freudiger Entzückung in den begeisterten Ruf des Psalmisten aus: „Dieses sei mein Ruheßitz für immer, hier will ich verbleiben, da ich mich darnach gesehnt!“ (Ps. 132. 14.) <sup>4)</sup> — Dieser heiß gefühlte Herzenswunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, der Ruheßitz sich bald in einen Weheßitz verwandeln,

Um jedoch das nun Kommende gehörig verstehen und beurtheilen zu können, wollen wir einstweilen in unserer Erzählung innehalten, und das Verhältniß Jonathan's zur religiösen Sekte der Sabbathianer näher beleuchten, müssen aber natürlich zuvor dem geehrten Leser über das Wesen der Kabbala und des daraus hervorgegangenen Sabbathianismus einigen Aufschluß zu geben suchen.

Später erlangten die Deutschen zu Hamburg das Uebergewicht, und es bestanden daselbst drei Gemeinden lauter Deutsche, und zwar eine hamburgische, eine altonaer und eine wandsbeker Gemeinde, die nachher in eine einzige verschmolzen (Orient 1842. Nr. 45). —

<sup>1)</sup> Luchoth E. p. 17 b. — <sup>2)</sup> Diese im Jaar. Deb. II. p. 39 b. angegebene Jahreszahl ist falsch, weil in diesem Jahre der 18. Ab — an welchem die Predigt stattgefunden, wie aus dem Inhalte derselben zu ersehen — auf einen Sabbath fiel, an welchem keine Trauerrede gehalten wird. Später als 1749 kann er jedoch nicht gestorben sein, weil 1750 bereits Jonathan aufgenommen war; ebenso wenig früher als 1746, weil Chacham Zebi im Winter 1710 nach Amsterdam gieng, nach welchem Kapellenbogen 36 Jahre das Rabbinat der Tripel-Gemeinde bekleidete. 1747 ist ebenfalls unmöglich, weil Jonathan in demselben Jahre, als er Kapellenbogen betrauerte, kurz zuvor, den 7. Ab. nämlich, dem Michel Neumark eine Trauerrede hielt; im Jahre 1747 fiel aber der 7. Ab. auf einen Freitag, wo in der Synagoge gar nicht gepredigt wird. Das Todesjahr Kapellenbogens war daher wahrscheinlich 1748. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir auch, daß das in Gal.-Ed. No. 34 angegebene Datum אדר ג' כ"א (1746) falsch ist; im Jahre אדר ג' ק"ד (1746) war der 26. Adar an einem Freitage. — <sup>3)</sup> Ende der Vorrede zu Luchoth E. — <sup>4)</sup> Eduth Bejaakob. — <sup>5)</sup> Ibid.

## IX.

### Die Kabbala oder Geheimlehre.

Ein im Gebiete der Naturkunde berühmter Forscher der neuesten Zeit bemerkt, daß der Mensch von jeher über nichts so gerne nachgedacht, nichts so ausführlich entwickelt und über nichts so weitläufig gelehrt und geschrieben, als über das, wovon wir Menschen nichts wissen und nichts wissen können, und findet dieses in der menschlichen Eitelkeit einerseits wie in dessen Trägheit andererseits begründet. Mit dem Beginne geistiger Bewegung erwacht zugleich der Ehrgeiz, mehr zu wissen und tiefer zu blicken als andere. Weil aber der wahre Weg hierzu, anhaltendes Forschen und ernstes, wohlgeordnetes Nachdenken vielen gar zu beschwerlich ist, so überläßt sich der Mensch weit lieber den dem Urtheilspruche der Wahrheit nicht unterworfenen Phantasiegebilden, die ihrer halb sinnlichen Natur wegen scheinbar einen größern Genuß gewähren, und ihn solchen Regionen zuführen, wo weder die unbequeme Thatsache, noch die sicher absprechende Logik ihr Recht behaupten können.<sup>1)</sup>

Dieses ist der Entstehungsgrund eines jeden Mysticismus überhaupt und somit auch jenes unter dem Ausdrucke „Kabbala“ zu verstehenden mystisch-philosophischen Systemes, das sich leichter aus der Beschreibung erkennen, als mit wenigen Worten definiren läßt.

Seit den uraltesten Zeiten bildete sich unter den Juden eine Geheimlehre aus, deren Begründer die Essäer gewesen sein sollen,<sup>2)</sup> eine durch höhere Lebensweihe sich auszeichnende jüdische Sekte, die von der Welt sich immer mehr zurückzog und einer beschaulichen, contemplativen Lebensweise sich hingab. Speculationen über den unaussprechlichen, vierbuchstabigen Gottesnamen wie über die Benennungen der Engel bildeten den Inhalt dieser geheimen Wissenschaft, die sie auch ihren Jüngern mittheilten, und selbe vor allen andern geheim zu halten auftrugen.<sup>3)</sup>

Auch im Talmud finden sich viele Spuren einer Geheimlehre, die hier entweder schlechtweg „Chochmah“<sup>4)</sup> (Wissenschaft *cat' exochen*) oder „Sithre Thora“ (Geheimnisse der Gotteslehre) oder auch nach den einzelnen darin behandelten Kategorien „Maasse Bereschith“ (kosmogonische Erläuterungen zu der im 1. Buche Moses enthaltenen Schöpfungsgeschichte) und „Maasse

<sup>1)</sup> Meyers Volksbibliothek Band 65. p. 26. — <sup>2)</sup> Grätz, Geschichte der Juden. Theil III. p. 101. — <sup>3)</sup> Grätz a. a. O. p. 100 u. Josephus, De bello jud. II. 12. — <sup>4)</sup> Kerem Chemed VII. p. 276.

Merkabah“ (Erklärungen zu den Theophanien der Propheten Jesaias und Ezechiel) genannt wird. Nach Raimonides liegt aber all den derartigen talmudischen Abhandlungen eine bloß philosophische, keineswegs mystische Anschauungsweise zu Grunde,<sup>1)</sup> und stellt ja auch der Talmud selbst den Grundsatz auf:<sup>2)</sup> „Grüble nicht über das, was dir zu erhaben, forsche nicht über das, was dir verholen, denke nach über das, was du zu ergründen vermagst, besasse dich nicht mit dem, was Gott dem Menschen verborgen.“

Die Essäer blieben aber nicht bloß bei theoretischen Forschungen stehen, sie traten auch als Wunderthäter auf, weissagten die Zukunft,<sup>3)</sup> und gaben sich besonders mit Exorcismen und magischen Wunderkuren überhaupt ab. Sie wurden zwar hierfür vom Volke außerordentlich verehrt, die nüchtern denkenden pharisäischen Gelehrten billigten aber dieses Treiben keineswegs, und in der Mischna<sup>4)</sup> heißt es ausdrücklich: „Wer zur Heilung körperlicher Schäden Beschwörungen anwendet, hat keinen Antheil an der zukünftigen Seligkeit.“<sup>5)</sup>

Dem Volkswahne läßt sich aber nicht so leicht steuern, und so kam allmählig das Amuletenwesen in Schwung. Das Amulet oder die Kamea (ein aramäisches Wort, welches „Anhängsel“ bedeutet) bestand früher entweder aus Wurzeln und Pflanzen, denen sympathetische oder magische Heilkraft zugeschrieben wurde, oder auch aus Pergamentzetteln, worauf Stellen aus der heiligen Schrift geschrieben waren, mittelst welcher die die Krankheit verursachenden bösen Geister vertrieben werden sollten.

Der Talmud nimmt von den Amuleten nur in so weit Notiz, als diese ihrem faktischen Bestande nach das Gebiet der Halacha berühren, über ihre Anfertigung oder Zubereitung wird hier durchaus nichts gesagt; ja selbst bezüglich der Heilighaltung derselben, da sie doch Bibelverse enthalten, werden sie da den sonstigen heiligen Büchern weit nachgestellt und ihnen nicht einmal ein minderer Grad der Weihe mit Entschiedenheit zugestanden.<sup>6)</sup>

Aus allem diesen entwickelte sich nach und nach eine theosophische Mystik, die viel später<sup>7)</sup> den Namen Kabbala (Tradition) erhielt, weil man vorgab,

<sup>1)</sup> Raimonides Mischna Commentar zu Sanhedrin Abschn. 11. — More Nebuchim an vielen Stellen. — <sup>2)</sup> Chagiga 13 a. — <sup>3)</sup> Josephus a. a. O. sagt: „Es sind viele unter ihnen, welche die Zukunft vorherzusagen können“ und in Alterth. XIII u. XV wird von eingetroffenen Prophezeihungen der Essäer erzählt. — <sup>4)</sup> Sanhedrin Abschn. 11. Mischna 1. — <sup>5)</sup> Unmittelbar darauf wird in der Mischna auch der mit Verlust der ewigen Seligkeit bedroht, „welcher den göttlichen Namen so ausspricht, wie er geschrieben steht.“ vielleicht, daß diese beiden Stellen gegen die Essäer gerichtet sind, die, wie oben gemeldet, auch über den unaussprechlichen heiligen Namen grübelten, ihn vielleicht bei Vorträgen darüber auch buchstäblich nannten. — <sup>6)</sup> Tractat Sabbath 66 b. u. 115 b. — <sup>7)</sup> Nach Jung erst im 12. Jahrhundert, nach Landauer schon im 10. L. B. d. D. 1845. Nr. 13.

sie von den uraltesten Zeiten her von höhern Wesen traditionell empfangen zu haben.

Die Kabbala zerfällt in zwei Theile, in die theoretische und praktische.

Erstere enthält die Lehre von Gott, seinen verschiedenen Namen, deren mannigfaltigen Ausflüssen und Einwirkungen, so wie von der Seele, den verschiedenen guten und bösen Geistern, ihrer Rangordnung und Berrichtung; letztere hingegen lehrt, wie durch Aussprechen, Denken oder Niederschreiben der aus dem theoretischen Theile bekannt gewordenen Namen Gottes und der Geister verschiedene Wirkungen in den himmlischen Regionen hervorgebracht und auf die sublunarishe Welt einflußbar gemacht werden können.

Ursprünglich wurzeln beide Theile weder in der schriftlichen noch mündlichen Offenbarungslehre, wurden aber theils mit, theils ohne Vorsatz hineingetragen, und ihnen auf diese Weise an dem aus allerheiligster Quelle stießenden Worte ein fester Halt- und Stüßpunkt geboten.

Der grade Wortverstand der heiligen Bücher, behaupteten die Kabbalisten, sei eine bloße Hülle, unter welchem der wahre geheime Sinn derselben verborgen liege; die dort vorkommenden Erzählungen habe man als allegorische Bilder anzusehen, welche den Schlüssel zu den allersubtilsten Geheimnissen enthalten, so wie die darin sich findenden Vorschriften nicht bloß auf die materielle Welt influiren, sondern durch deren Ausübung hauptsächlich auf die höhern spirituellen Welten gewirkt, daselbst Liebe, Harmonie und Einhelligkeit erzeugt, somit das Schwung- und Triebbad des ganzen Universums erhalten werde. Um diese sonderbaren Deutungen und Auslegungen des Gotteswortes dem Verstande desto faßlicher und einleuchtender zu machen, bediente man sich der kabbalistischen Symbolik, wobei selbst der klar vor Augen liegende Text auf die wunderbarste Weise escamotirt und ganz etwas anderes an seine Stelle gesetzt wurde. Diese symbolischen Kunstgriffe sind:

a. Die Gematria, indem man die Buchstaben eines Wortes als bloße Zahlen betrachtet, dafür ein anderes ihm an Zahlenwerthe gleiches substituirt. <sup>1)</sup>

b. Das Notaricon, besteht darin, daß man entweder mehrere Wörter contrahirt, aus deren Anfangs-, End- oder entsprechenden Mittelbuchstaben ein neues Wort formirt, oder auch ein einziges Wort in mehrere Wörter zerlegt, indem man dasselbe als acrostische Abbraviatur ansieht, dessen einzelne Bestandtheile als ganze Satzglieder zu nehmen, von denen hier bloß die Anfangsbuchstaben aufgeschrieben worden.

c. Die Themurah, anagrammische Versetzung, ist von verschiedener Art. Entweder verwechselt man die Buchstaben eines Wortes willkürlich unter einander, oder man vertauscht dieselben mit ganz andern, und zwar auf

<sup>1)</sup> Bekanntlich werden im Hebräischen die Buchstaben auch als Zahlen gebraucht, und bedeuten bis  $\nu$  exclusive Einheiten, bis  $\rho$  Zehner, von da weiter Hunderte.

folgende Weise. Jeder Buchstabe des Alphabets kann zweihundert einunddreißig Mal permutirt werden, in einer jeden solchen Permutation erscheinen natürlich die alphabetischen Zeichen in einer andern Ordnung. Nun kann man einen jeden Buchstaben mit einem andern in irgend einer Permutation ihm entsprechenden vertauschen, woraus natürlich Form und Inhalt des Wortes gänzlich geändert werden.

Durch solcherlei Bearbeitung der heil. Schrift konnte freilich da vieles hinein- und herausgedeutet werden, was der nüchterne Sinn durchaus nicht darin zu finden vermochte.

Auch die praktische Kabbala bemächtigte sich der heiligen Schrift, indem diese das Arsenal bildete, woraus jene das zu ihren Beschwörungsformeln nöthige Material herholte. Nach der Ansicht der Kabbalisten besteht die ganze Bibel aus Zusammensetzungen von heiligen Namen, Schemoth genannt; wer nun diese Schemoth zu entziffern und richtig anzuwenden versteht, dem stehen alle Engel- und Geisterschaaren zu Gebote, die er nach Gutdünken in Bewegung und Thätigkeit setzen kann. Die kabbalistische Symbolik, und zwar vorzüglich die Themurah, spielte hierbei eine wichtige Rolle. Man stellte nämlich den Grundsatz auf, daß die den hebräischen Buchstaben inne wohnenden, auf unerklärliche Weise wirkenden Kräfte je nach den verschiedenen Permutationen des Alphabets auch verschiedene Manifestationen ihrer Macht kundgeben; um nun eine beabsichtigte Wirkung willkürlich zu Stande zu bringen, muß der kundige Kabbalist auf die derselben entsprechende alphabetische Permutation Rücksicht nehmen, daraus seine für den speziellen Fall anzuwendende Beschwörungsformel zusammenstellen.<sup>1)</sup> Daher erscheinen die in den Amuleten verzeichneten Schriftverse keineswegs in ihrer gewöhnlichen Form, sondern erleiden durch die mit ihnen vorgenommenen symbolischen Umschreibungen eine gänzliche Umänderung ihrer Gestalt, so daß sie den Laien ganz unverständlich und nur von den Eingeweihten entziffert werden können. Die Kabbalisten dehnten demnach ihre Praxis viel weiter aus als die Essäer. Indem diese bloß mit Geisterbannungen und Wunderkuren sich befaßten, wozu ihnen ein angeblich vom Könige Salomon herrührender Kanon — Sepher Rephuoth genannt — die Mittel bot,<sup>2)</sup> vermeinten die Baale Schemoth — so hießen diejenigen welche die praktische Kabbala in Ausübung brachten — eine unumschränkte Macht über das ganze Universum zu besitzen, das ja nach ihrer Ansicht nur durch Schemoth entstanden sei, deren sich das allerhöchste Wesen bei der Schöpfung bediente. Kraft dieser Schemoth, die der Baal Schem ausspricht, ist ihm die ganze irdische wie überirdische Natur dienstbar.

Jedoch verbieten die Kabbalisten selbst aus verschiedenen Gründen die Anwendung der praktischen Kabbala,<sup>3)</sup> und gestatten selbe nur in drin-

1) Luchoth E. Borrde §. 7. — 2) Gräß a. a. O. p. 526. — 3) Thorath Hak. p. 29.

genden Fällen, als zur Austreibung der Dämonen oder zur Erleichterung schwerer und gefährlicher Niederkunft der Frauen u. dgl. m. Auch soll Rabbi Isac Luria, einer der hervorragendsten Koryphäen der geheimen Wissenschaft, der die praktische Kabbala als ächt und wahrhaft anerkennt, die im Buche Rasjel enthaltenen Beschwörungsformeln absichtlich verfälscht haben, um jeden Mißbrauch derselben zu verhüten.<sup>1)</sup>

Nicht alle Kabbalisten halten die praktische Kabbala für etwas Wesentliches, so sagt Rabbi Joseph, Sohn des Abraham Gikatilia, Begründer der philosophisch-kabbalistischen Schule,<sup>2)</sup> in seinem Werke „Schaare Orah:“ „Die Anwendungen der heiligen Namen, um dadurch außerordentliche Erscheinungen hervorzubringen, sind nichts als Reze und Fallen, um die leichtgläubigen Seelen zu fangen und sie in den Abgrund des Verderbens zu stürzen.“ Viel schärfer tritt der rationelle Maimonides gegen das Schemoth- und Amuletenwesen auf, indem er hierüber also sich ausdrückt: „Laß dich (mein Leser) von dem tollen Unsinn der Amuletenschreiber, von dem, was du von ihnen hörst, oder in ihren sonderbaren Werken findest, nicht beirren. Die Schemoth, die sie zusammengestellt, haben gar keine Bedeutung, wenn sie auch wähnen, daß bei deren Niederschreibung besondere Reinigung und Heiligung nothwendig sei und man durch selbe Wunderthaten vollbringen könne; ein vernünftiger Mensch sollte solche Albernheiten gar nicht anhören, wie viel weniger ihnen Glauben schenken.“ (More Nebuchim I. 61.)

Die Rabbinen waren auch besonnen genug, das Studium der Kabbala nicht unbedingt frei zu geben, sondern gestatteten nur den würdigsten Capacitäten, sich hiermit zu befassen; auch erklärten diese aufrichtigen, ehrlichen und redlichen Volklehrer stets nur das Studium der Halacha, nicht aber das der Kabbala, als obligatorisch.

Diese beiden, Halacha und Kabbala, wurden daher keineswegs identificirt, bildeten im Gegentheil verschiedene Doctrinen, führten daher auch verschiedene Namen. Erstere hieß „der Nigleh“ — die unverholene, offen vorliegende Lehre —; letztere „der Nistar“ — geheime verborgene Wissenschaft —.

Lag in dieser verschiedenartigen Benennung auch ein gewisser Gegensatz, so standen doch Nigleh und Nistar einander durchaus nicht feindselig gegenüber. Der Kabbalist betrachtete alle in der Halacha vorgeschriebenen Verordnungen als Mittel zur Erlangung jener, zum progressiven Fortschritt in seinen heiligen Forschungen nothwendigen, höhern Weihe, beobachtete dieselben nicht nur aufs gewissenhafteste, sondern verschärfte sie noch durch mancherlei rigoröse Erschwerungen. Umgekehrt nahmen auch die Rabbinen keinen Anstand, manche kabbalistische Symbole der Liturgie einzuverleiben, ihnen somit allgemeine Sanction zu verschaffen. — Auf diese Weise gingen ent-

<sup>1)</sup> Eine in meinen Jugendjahren vernommene Sage. — <sup>2)</sup> L. B. d. D. 1845. Nr. 13.

hüllte und verborgene Lehre friedlich neben einander her, eine aus der andern schöpfend, eine die andere stützend und bereichernd.

Dennoch keimten in der Kabbala mehrere nicht unerhebliche, der Halacha wie den Prinzipien des Judenthums überhaupt schädliche Elemente, die zwar lange unsichtbar geblieben, endlich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch manche sie begünstigende Umstände neuen Nahrungstoff empfangen, wuchernd emporstiegen, und eine dem Judenthume höchst feindselige und gefährliche Richtung hervortreten ließen, welche merkwürdige Ereignisse das nächste Kapitel in gedrängtester Kürze, bloß den äußersten Umrissen nach, darstellen soll.

## X.

### Die Sekte der Sabbathianer.

Diejenigen, welche sich mit Erforschung der Halacha beschäftigten und „Rabbinisten“ oder „Talmudisten“ genannt werden, betrachteten das göttliche Gesetz als Selbstzweck, das als allerhöchstes Postulat unbedingten Gehorsam verlangt. Die Kabbalisten hingegen sehen das Gesetz bloß als Mittel an, dadurch höhere Erkenntniß zu erlangen. Erstere verwandten alle ihre Geisteskraft darauf, den Inhalt des Gesetzes kennen zu lernen und ihm im Leben volle Geltung zu verschaffen; sie suchten daher alle Nuancen desselben zu durchforschen, die ihm zur Grundlage dienenden hermeneutischen Regeln durchzudenken, scharf aufzufassen und auf neu sich ereignende Fälle mit logischer Nichtigkeit anzuwenden, ihr Verfahren war demnach ein rationelles. Ein ganz anderes Ziel verfolgten die Letzteren. Die Geheimlehre suchte weniger den Inhalt als eigentlich Grund und Ursache der göttlichen Vorschrift ausfindig zu machen, da sie hierbei aber mehr die Einbildungskraft als den Verstand zu Rathe zog, so mochte sie die freie geistige Forschung durchaus nicht begünstigen und trat schon hierdurch in einen gewissen Gegensatz zum Studium der Halacha. Im Buche Sohar<sup>1)</sup> kommt bereits eine scharfe Op-

<sup>1)</sup> Dieses Buch ist eine kabbalistische Erklärung des Pentateuchs und wird von den Meistern der Geheimlehre sehr hochgeschätzt. Diese interpolirten es dem in der Mitte des 2. Jahrhunderts lebenden Rabbi Simon ben Jochai. Neuere Forschungen haben jedoch nachgewiesen, daß Simon nichts weniger als Kabbalist, auch der Sohar bis zum 13. Jahrhundert unbekannt gewesen; für dessen Verfasser halten einige den zu Ende des 13. Jahrhunderts in Avila lebenden Mose de Leon; andere den 1240 in Tudela geborenen Abraham Abulafia, der sich für einen Propheten, sogar für den Messias ausgab, einen Anhang gewann, aber von Salomo ben Abraham in Barcellona heftig verfolgt wurde, der ihn in seinen *AGN* Nr. 548 „einen niederträchtigen, schlechten Menschen und Verfälscher“ nennt.

position gegen viele halachische Entscheidungen der Talmudisten zum Vorschein.<sup>1)</sup> Wohl nahmen die Rabbinen darauf wenig Rücksicht, stellten sogar die Grundregel fest, daß bei derartigen, zwischen Kabbalisten und Talmudisten sich ergebenden Differenzen stets nur die Ansicht der letztern als Norm für die Praxis zu gelten habe; dennoch erlangte die Kabbala nach allen Seiten hin ein bedeutendes Uebergewicht, indem sie durch den in Zefat<sup>2)</sup> lebenden Isac Luria und dessen Schüler (Chaim Vital<sup>3)</sup>) in ein System gebracht wurde und ihre höchste Blüthe erreichte. Erleuchtete Köpfe, wie Leon da Modena, Rabbiner zu Venedig— geboren 1571, gestorben 1648 — kämpften zwar heftig gegen diese geheime Wissenschaft und verwarfen sie gänzlich, auch manche autorisirte Rabbinen gestanden es offen, sich mit derselben nicht zu befassen. Allein die feurige, mehr von lebhafter Phantasie, als von klarer, verständiger Anschauung geleitete Jugend fühlte sich zu ihr hingezogen, selbst viele gelehrte Rabbinen konnten dem Reiz des Wunderbaren und Geheimnißvollen nicht widerstehen, und begannen sich ihr hinzuneigen. Sogar die kabbalistische Praxis nahm sehr überhand<sup>4)</sup> und die Beschäftigung mit Exorcismen, Amuleten u. dgl. breitete sich immer mehr aus, natürlich mußten sich da bald schädliche Auswüchse erzeugen, die höchst verderbliche Folgen nach sich zogen, wie wir sogleich sehen werden.

Im Jahre 1625 wurde dem aus Morea gebürtigen, zu Smyrna anfangs als Federvieh-Krämer, nachher als Waarenmäkler bei den Kaufleuten der Levante lebenden Mordechai Zwy<sup>5)</sup> ein Sohn, Namens Sabbathai, geboren. Die Natur hatte den Knaben mit vielen körperlichen wie geistigen Vorzügen reichlich ausgestattet. Als fünfzehnjähriger Jüngling hatte Sabbathai bereits die rabbinische Literatur durchgearbeitet, verstand auch etwas von der Geheimlehre und bedurfte mehr keines Lehrers. Nun gab er sich ganz der Kabbala hin, saß eingeschlossen im Hause seines Vaters mit dieser Lehre sich beschäftigend, und brachte es hierin in kurzer Zeit so weit, daß die gelehrtesten Männer Smyrna's ob seiner großen Kenntniß staunten, und er zu achtzehn Jahren den Titel „Chacham“<sup>6)</sup> erhielt. Nun trat er als Lehrer der Kabbala auf; eine große Schüleranzahl, bestehend aus jungen, wißbegierigen, wie auch aus weisen, gelehrten Männern, fand sich bei ihm ein, um seinen Unterricht zu genießen, den er auch freiwillig in seinem väterlichen Hause erteilte. Dort saßen Meister und Jünger zusammen, gehüllt in Talith (Gebetmantel) und bekleidet mit Thephillin (heilige Denkfriemen), in unausgesetzten Studien begriffen, die größtentheils kabbalistische Forschungen zum Gegenstande hatten.

<sup>1)</sup> Mitpachath Sepharim von Jac. Gmden. — <sup>2)</sup> Eine Stadt in Palästina. —

<sup>3)</sup> Isac starb jung, 38 Jahre alt, im Jahre 1572 an der Pest, Vital sammelte erst seine Schriften. — <sup>4)</sup> Zoff a. a. D. p. 295. — <sup>5)</sup> Zwy ist Familienname. — <sup>6)</sup> Identisch mit dem bei den Polen und Deutschen gebräuchlichen Titel „Morenu“.

Zwei- oder dreimal der Woche führte Sabbathai seine Schüler vor die Stadt an das Meeresufer, um dort zu baden, worauf sie sodann den ganzen Tag fasteten. Er selbst nahm vom Ausgange eines Sabbathes bis zum Eingange des nächsten weder Speise noch Trank zu sich, ging oft um die Mitternachtsstunde hinaus, um in den reißenden Meereswellen ein kaltes Tauchbad zu nehmen. Trotz all dieser Kasteiungen und der streng ascetischen Lebensweise, der er sich überhaupt unterzog, glänzte sein Antlitz wie das eines verklärten Engels, so daß man kaum in sein strahlendes Angesicht zu blicken vermochte; auch nahm er stets an Körperfülle zu, wurde desto stärker und kräftiger.

Sabbathai war damals zwanzig Jahre alt, und schon ließ er im vertrauten Zirkel Aeußerungen fallen, woraus auf eine ihm besonders vorbehaltene höhere Mission geschlossen werden konnte. Er vermählte sich mit der Tochter eines angesehenen Mannes, war aber in Erfüllung der ehelichen Pflicht nur zu enthalten, daher ihm die Alternative gestellt wurde, entweder sich gegen seine Frau als Gatte zu benehmen, oder ihr den Scheidebrief zu geben, er entschied sich für das letztere; eben so behandelte er eine zweite Gemahlin, mit der er bald darauf in ein eheliches Bündniß getreten, und sagte sich von ihr ebenfalls durch die Scheidung los. Ueber dieses sonderbare Betragen von seinen Freunden zu Rede gestellt, erwiderte er: „Der heilige Geist (Ruach Hakodesch) habe ihm verkündigt, daß keine von beiden die ihm vom Himmel beschiedene Gehälft gewesene sei.“ Um dieselbe Zeit entdufteten auch seinem Leibe die feinsten Wohlgerüche. Ein mit ihm vertrauter Arzt machte ihm solches zum Vorwurfe, indem er sagte, es stehe einem so frommen Manne nicht zu, seinen Körper zu parfümiren. Hierauf ließ sich Sabbathai von ihm untersuchen, und der Arzt überzeugte sich augenscheinlich, daß dieser Wohlgeruch weder von einer Salbe noch sonstiger Specerei herrühre; er drang daher in Sabbathai, ihm diesen auffallenden Umstand zu erklären, und nachdem er sich eidlich verbunden hatte, das ihm anzuvertrauende Geheimniß strengstens zu bewahren, wurde ihm von jenem eröffnet: er, Sabbathai nämlich, sei in einer Nacht von den drei Erzvätern Abraham, Isak und Jakob gesalbt worden, seit dieser Zeit verbreite sein Leib diese fein duftenden paradiesischen Wohlgerüche.<sup>1)</sup>

Hatte Sabbathai früher bloß in seinem Wohnhause kabbalistische Vorlesungen abgehalten, so begann er jetzt diese Wissenschaft an öffentlichen Plätzen vorzutragen, die tief verborgenen Geheimnisse derselben vor aller Welt zu offenbaren, und erlangte dadurch einen außerordentlichen beispiellosen Ruf.

<sup>1)</sup> Diese Thatfache ist nicht ganz gewiß, im Thorath. Hak. heißt es bloß: „glauwürdige Männer haben dieses erzählt.“

Im Jahre 1648<sup>1)</sup> eröffnete Sabbathai — damals im 24. Lebensjahre — seinen Schülern, „daß er der verheißene Messias sei und die Erlösung Israels herbeiführen werde.“ Sofort nannte er sich einen Sohn Davids, und erdreistete sich, den vierbuchstabigen Gottesnamen, so wie er geschrieben, auszusprechen, was durchaus verboten und nur den Priestern im Tempel zu Jerusalem gestattet gewesen. Ob dieser unerhörten Kühnheit ließ das Rabbinatkollegium zu Smyrna ihn scharf verwarnen; er aber erwiederte, daß er der Messias sei und sich die Aussprechung des heiligen Namens erlauben dürfe. Sogleich wurde seitens der Rabbinen das Todesurtheil über ihn gefällt und er sah sich zur Flucht genöthigt.<sup>2)</sup> Nach Thessalonich sich begebend, ward ihm zwar eine glänzende Aufnahme zu Theil, als er aber auch hier sich für den Messias erklärte und wiederum dem die Nennung des göttlichen Namens betreffenden Verbote zuwider handelte, mußte er auf Geheiß der Rabbinen diese Stadt ebenfalls meiden, konnte auch ferner, da seine Ausweisung aus Thessalonich ruckbar wurde, in ganz Morea keine sichere Stätte finden, bis er nach Egypten und von da nach Jerusalem sich begab.

Es trafen auch mehrere Umstände zusammen, die seiner vorgebliehen Sendung mächtigen Vorschub leisteten, wie sich aus Folgendem ergeben wird.

Der im 15. Jahrhunderte lebende und den Märtyrertod erleidende Salomon Molcho hatte mehrere kabbalistische Werke verfaßt, worin er prophezeihete, daß im Jahre 1666 sicher der Messias Sohn Davids das Erlösungswerk vollbringen werde. Sabbathai verstand es, nach den Grundsätzen der Geheimlehre diese Berechnung auf sich zu beziehen, legte auch die Stelle in Jesaia, Kap. 63, Vers 4, zu seinen Gunsten aus, indem die drei letzten Worte dieses Verses (ישנה בארלי באר) mit seinem Namen (שבתאי צברי) an Zahlenwerth gleich sind.

Zu Gaza lebte ein Mann, Namens Nathan Benjamin, der als berühmter Kabbalist in großem Ansehen stand, diesen seinen durch Gelehrsamkeit erworbenen Einfluß aber auf die schändlichste Weise mißbrauchte, indem er das Trugspiel Sabbathai's aufs kräftigste unterstützte, sich sogar herbeiließ, die Rolle des Propheten Elias, als Vorläufer des Messias, zu übernehmen. Als nämlich Sabbathai bei seinem Zuge nach Jerusalem die Stadt Gaza passirte, hielt er sich einige Zeit im Hause dieses Nathan Benjamin heimlicher Weise auf, und hier wurde zwischen diesen zwei Männern der listige Plan zu dem nun anzuspinnenden Truggewebe entworfen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Ein verhängnißvolles Jahr für die Juden in Polen, unter denen damals der Kosaken-Getman „Chmel“ ein fürchterliches Blutbad anrichtete, weshalb in Polen alljährlich der 20. Siwan als allgemeiner Fast- und Bußtag gefeiert wird. — <sup>2)</sup> Er wurde als Gotteslästerer und falscher Prophet verdammt, und die Rabbinen erklärten die für einen Mord festgesetzte Strafsomme für den zu erlegen, der ihn umbringen wird. — <sup>3)</sup> Dieser im ersten Referate der Thorath Hak. erwähnte Umstand, der viele Wahrscheinlichkeit für

Sabbathai ging nach Jerusalem, verhielt sich einige Zeit ruhig, und lebte einzig und allein seinen unausgesetzten Studien, so daß sein Name auch in ganz Palästina berühmt wurde. Nach mehrjährigem Aufenthalt zu Jerusalem fing er wieder an, sich als Messias anzukündigen, und manifestirte seine heilige Mission durch viele Belege aus dem Sohar wie auch durch andere einleuchtende kabbalistische Beweisgründe; zugleich wollte er auch die wegen der Tempelzerstörung eingefesteten Fasttage des 17. Thamus und 9. Ab abschaffen. Auch der oben genannte Nathan Benjamin wurde plötzlich von einem prophetischen Geiste befallen, und sollen manche seiner Weissagungen auch wirklich eingetroffen sein; das Hauptthema seiner Divination bestand aber in der Verkündigung: „Sabbathai Zwy, geboren zu Smyrna, sei der wahre Erlöser Israels und der verheißene Messias Sohn Davids: er wird das israelitische Volk befreien und die Zerstreuten zusammenbringen.“ Er stellte sich an, als ob er Sabbathai nie gekannt und gesehen und alles dieses durch heilige Inspiration ihm eingegeben worden, welche ihm auch mitgetheilt, daß die Erlösung der Schechina bereits begonnen, die ob dem Falle Jerusalem's zu feiernden Fasttage aufgehoben und als Freudentage anzusehen wären. Nathan deducirte all seine Angaben aus dem Sohar und der Kabbala, und erließ auch an alle im türkischen Reiche befindlichen jüdischen Gemeinden ein im schwärmerischsten Tone abgefaßtes Sendschreiben, worin alle die bald von Sabbathai zu vollführenden Wunderthaten einzeln aufgezählt werden, und es gleich am Eingange heißt: „Er (Sabbathai Zwy) wird dem Sultane die Krone vom Haupte nehmen, um sich sie selbst aufzusetzen, und dieser wird ihm wie ein Sklave seinem Herrn nachfolgen.“ Durch diese und ähnliche Proklamationen wurde die leichtgläubige Menge allmählich zur Anerkennung Sabbathai's verleitet. Dessen beide Brüder Elias und Joseph waren auch von Smyrna aus thätig, ihm einen bedeutenden Anhang zu verschaffen, der sich durch Vorpiegelungen allerlei Art immer mehr verstärkte.

Sabbathai war bereits dreizehn Jahre in Jerusalem und erklärte eines Tages seinen Freunden, er müsse eiligst nach Egypten, allwo die von Gott ihm beschiedene Gemahlin seiner harre. Er reiste ab und traf wirklich in Egypten mit einem aus Polen gebürtigen Mädchen zusammen, das er als Gattin nach Jerusalem mit sich führte. Ueber dieses zweifelsohne vorhin verabredete Zusammentreffen wurden von der Partei Sabbathai's die miraculösesten, höchst seltsam klingenden Gerüchte ausgesprengt, überhaupt suchte man die ganze Begebenheit mit einem wundersamen Nimbus zu umhüllen,

---

sich hat, wird weder von Beer in seiner „Geschichte der Sekten“ noch von Herschfeld in der von ihm in der allgem. Zeitung des Judenth. 1829 gelieferten Biographie Sabbathai's erwähnt, uns aber scheint derselbe in historischer Beziehung viel wichtiger, als manche Details, die nur poetischen, jedoch keinen geschichtlichen Werth haben.

sie in das Gebiet außerordentlicher, überirdischer Erscheinungen hineinzu-  
ziehen.

Fünf Jahre darauf erklärte Sabbathai in einer zu Jerusalem öffentlich  
abgehaltenen Predigt, welsch hoher Veruf ihm von der göttlichen Majestät  
zu Theil geworden, und daß er dazu auserlesen sei, das Erlösungswerk zu  
Stande zu bringen.

Die Rabbinen der heiligen Stadt entsetzten sich hierüber so sehr, daß  
sie insgesammt — 24 an der Zahl mit dem Oberrabbiner an der Spitze —  
den Bannstrahl gegen Sabbathai schleuderten. Dieser, seines Lebens nicht  
mehr sicher, floh eiligst aus Jerusalem und kehrte nach seiner Vaterstadt  
Smyrna wieder zurück. Hier wurde er mit größter Acclamation aufgenom-  
men, ob auch die Rabbinen Jerusalems ihn bis dahin verfolgten, so konnten  
ihre gegen ihn gerichteten Pfeile ihn nicht mehr erreichen; denn der große  
Haufe war für ihn fanatisirt, erwies ihm königliche Ehre und bezeugte ihm  
jede mögliche Huldigung.

Diese Ereigniffe machten außergewöhnliche Sensation, die Kunde hiervon  
drang auch in andere Länder und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf  
sich. Die jüdische Gemeinde zu Amsterdam und der hier als Resident der  
schwedischen Königin anwesende Jude Namens Texeira erkundigten sich  
wegen des die Messiaswürde sich zueignenden Sabbathai bei ihren Han-  
delsfreunden in der Levante, und erhielten von diesen die lakonische Antwort:  
„Er ist's, und kein Anderer!“ (הוא ולא אחר) Man war grade auf der  
Börse versammelt, als diese Antwort einlangte, natürlich gab sich unter  
den Juden allgemeine Freude kund. Nur ein Börsensensal, Amatia, hielt  
das alles für puren Wahnsinn und behauptete, daß der Messias noch jezt  
nicht kommen könne, weil ja die der Befreiung Israels voranzugehenden  
Ereignisse sich noch nicht zugetragen hätten. Kaum aber hatte dieser Amatia  
in der darauf folgenden Mittagsstunde sich zu Tische gesetzt, als er vom  
Schlage gerührt todt zu Boden fiel, und allgemein hielt man diesen  
unerwarteten Todesfall für eine göttliche Strafe, weil der Gestorbene dem  
Gesalbten des Herrn seine Anerkennung versagte. Natürlicherweise mußte  
durch diese Laune des Zufalls das Ansehen Sabbathai's ungemein steigen,  
sein Ruf durchflog alle Theile Vorderasiens und Europas, wo jüdische  
Glaubensgenossen anzutreffen waren.

Im Jahre 1666, auf welches, wie wir bereits oben erwähnten, nach  
kabbalistischer Berechnung die Ankunft des Messias festgesetzt worden war,  
hatte der Ruhm Sabbathai's seinen höchsten Gipfelpunkt erreicht. Sein  
Anhang zu Smyrna war mächtig genug, um alle Gegner selbst auf terro-  
ristische Weise zum Schweigen zu bringen, und verstärkte sich von Tag zu  
Tag mehr und mehr. Er selbst lebte in königlicher Pracht, er hatte ein  
großes Gefolge, mit welchem er Nacht für Nacht unter Abfingung von  
Psalmen und heiligen Lobliedern die Straßen Smyrna's durchzog, wobei  
Niemand im Stande war, ihm ins Angesicht zu blicken, weil

dieses, die feurige Begeisterung seiner Seele kundgebend, der Sonne gleich strahlte und leuchtete. So oft er sich öffentlich zeigte, wurde ihm eine Fahne vorangetragen, worauf die Worte des heiligen Sängers: „des Ewigen Rechte ist erhaben“! (Ps. 118. 16.) als Devise zu lesen waren. Sein Bildniß wurde allenthalben mit Kronen geschmückt, und ihm zu Ehren in den Synagogen zu Smyrna dreimal des Tages der 21. Psalm öffentlich abgesungen. Auch an andern Orten verrichtete man Gebete für den vermeintlichen Messias, und kamen sogar viele Deputationen von den vorzüglichsten Judengemeinden der genannten zwei Welttheile mit reichlichen Geschenken, um den Erlöser aus dem Hause Davids zu begrüßen, die aber wegen des gar zu großen Andranges oft mehrere Wochen warten mußten, bevor sie sich des Glückes, bei ihm vorgelassen zu werden, erfreuen konnten.

Noch müssen wir eines höchst merkwürdigen und nicht so leicht erklärbaren Ereignisses erwähnen, das um diese Zeit an mehreren Orten zugleich sich zugetragen und beinahe jeden Zweifel an die göttliche Bestimmung Sabbathai's verscheuchte.

Es gab nämlich damals in vielen Städten des osmanischen Reiches, vorzüglich aber zu Smyrna, Thessalonich, Konstantinopel und Adrianopel eine große Masse Propheten und Prophetinnen, die alle insgesammt die baldigst bevorstehende Erlösung Israels durch Sabbathai verkündeten. Menschen jeglichen Alters und Geschlechtes, sogar Kinder geriethen plötzlich in Verzückungen, machten convulsivische Bewegungen und in diesem clairvoyanten Zustande überströmte ihr Mund von wunderbaren Prophezeihungen, die — was noch auffallender — in einem diesen Inspirirten sonst unbekanntem Idiome, nämlich entweder in hebräischer oder aramäischer Sprache, von ihnen vorgetragen wurden. Unter all diesen Divinationen fand sich aber stets die Kunde eingeflochten: „Sabbathai Zwi aus dem Hause Davids sei der verheißene Messias und habe vom himmlischen Vater bereits die Herrscherkrone empfangen.“ Aber selbst diese Offenbarung wurde von den Wahrsagern nicht auf gleichlautende, sondern auf mannigfaltige, von einander variirende Weise dargestellt, so daß durch die Verschiedenartigkeit des Ausdruckes selbe das Gepräge echter Prophetie an sich zu tragen schien, indem es im Talmud<sup>1)</sup> heißt: „Nie werden zwei Propheten, wenn sie auch ein und dasselbe verkünden, eines gleichen Styles sich bedienen.“

Diese und noch mehrere andere außerordentliche Begebenheiten, deren Aufzählung hier zu weitläufig wäre, führten ein Zusammentreffen mannig-

1) סיגנון אחד עולה לכמה נביאים ואין שני נביאים מתנבאים בסיגנון אחד Sanhedrin 80 a. — Viele sahen in diesen Vorgängen ein Eintreffen der Worte des Propheten Joel (III. 1.), welche lauten: „Ginst werde ich meinen Geist über alles Fleisch ergießen; eure Söhne und Töchter werden Prophezeihungen kundgeben.“

facher Umstände herbei, welches, wenn auch zweifelsohne durch geheime Machination bewirkt, doch gar fein angelegt und nur zu wohl berechnet war, um eine allgemeine Stimmung zu Gunsten Sabbathai's hervorzurufen, dieses Ziel auch auf's eclatanteste erreicht wurde. Das Auftreten eines sich als Messias ankündigenden Schwärmers war wohl in der jüdischen Geschichte keine neue Erscheinung; doch das Vorhaben Sabbathai's wurde nicht allein durch die ihm von der Natur verliehene, höchst seltene geistige wie physische Kraft<sup>1)</sup>, sondern auch, wie wir bald näher erörtern werden, durch die äußern politischen Zeitverhältnisse außerordentlich begünstigt; so daß nicht bloß der einfältige Pöbel vom allgemeinen Schwindel ergriffen ward, sondern selbst Männer von hervorragender Bildung nicht mit Gleichgültigkeit über das Factum hinwegsehen konnten. So drückt sich Heinrich Oldenburg in einem von London aus an Spinoza gerichteten Schreiben d. d. 8. Dezember 1665 folgendermaßen aus: „Alle Leute sprechen hier von dem Gerüchte der Rückkehr der mehr als zweitausend Jahre zerstreut gewesenen Israeliten in ihr Vaterland. Bei Wenigen findet es Glauben; aber Viele wünschen es. Was Sie hierüber hören und denken, werden Sie Ihrem Freunde mittheilen. Ich für meinen Theil kann daran so lange nicht glauben, als diese Neuigkeit nicht von glaubwürdigen Männern aus Konstantinopel selbst, das hierbei vor Allem ein Wort zu sprechen hat, berichtet wird. Ich möchte wissen, was die Amsterdamer Juden hierüber gehört haben, und was für einen Eindruck diese Nachricht auf sie macht, die, sollte sie sich bestätigen, einen Umschwung in allen Dingen herbeiführen dürfte.“<sup>2)</sup> Die Antwort Spinoza's auf diese Anfrage besitzen wir nicht mehr, sie ist verloren gegangen; daß aber die in Rede stehende Thatsache auf den großen Weltweisen einen gewaltigen Eindruck zu machen nicht versahle, beweist der Schluß des dritten Kapitels seines theologisch-politischen Traktates. Die dort ausgesprochenen Worte, welche auch nach Auerbach in seiner Lebensbeschreibung Spinoza's<sup>3)</sup> auf die durch Sabbathai Zwy unter den Juden hervorgebrachte Bewegung Bezug haben, lauten also: „Das Zeichen der Beschneidung kann, wie ich glaube, hierbei so viel vermögen, daß ich annehmen mag, dieses Einzige werde diese Nation ewig erhalten;

<sup>1)</sup> Sabbathai konnte mit seinen Armen einen starken, festgewurzten Stamm aus der Erde reizen, und dies so leicht, wie man ein Haar aus der Milch zieht; ferner verstand er es, sich die Gunst aller, die ihn sahen, zuzuwenden. (Emden Thorath Hak. p. 13 b). — <sup>2)</sup> Spinoza's Werke übersetzt von Berthold Auerbach; Stuttgart 1841, Band V. p. 97. — Heinrich Oldenburg, ein inniger Freund Spinoza's, war aus Bremen gebürtig und zu Cromwell's Zeiten Resident des niedersächsischen Kreises in London; er erwarb sich viele Verdienste um die Begründung der Royal Society zu London, ward Mitglied und später Sekretair derselben, und stand mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, als Newton, Leibnitz u. m. A. in Verbindung; er gab mit Verfertigung seines Namens in Grubendel mehrere von ihm verfasste Schriften heraus, übersetzte auch Mehreres ins Englische. (ibid. Band I. Leben Spinoza's p. XCIII.) — <sup>3)</sup> ibid. Band I. Leben Spinoza's p. LXV.

ja wenn — — — — — so würde ich absolut glauben, daß sie einst bei günstiger Gelegenheit, wie ja die menschlichen Dinge veränderlich sind, ihr Reich wieder aufrichten, und Gott sie von Neuem erwählen würde.“<sup>1)</sup>

Nicht unbemerkt darf es bleiben, daß bei der großen Aufregung, die damals unter den Juden herrschte, vorzüglich unter jenen des osmanischen Reiches, von denen der größte Theil der sichern Ueberzeugung lebte, die Zeit der Erlösung sei nahe, dennoch die Loyalität derselben gegen die Staatsregierung und deren Organe nicht die mindeste Aenderung erlitt; die gesetzliche Obrigkeit nirgends über die geringste Renitenz seitens der der baldigen Befreiung entgegen Harrenden Klage führen konnte. Die freudige Erwartung, in welcher die Söhne Israels lebten, hatte nichts Anderes als wahre Gottesfurcht und ungeheuchelte Frömmigkeit zur Folge. Um das Erlösungswerk zu fördern, die himmlische Zustimmung hierzu vollständig zu erwirken, waren auf ausdrückliche Aufforderung Sabbathai's und seines Verbündeten Nathan Benjamin's bußfertige Reue und eifrige Bekehrung, verbunden mit großer Mildthätigkeit und Uebung vieler Liebeswerke, allenthalben an der Tagesordnung. Viele der Reichen und Begüterten ließen, um sich den frommen Exercitien mit desto größerer Muße hingeben zu können, sogar alle ihre Geschäfte fahren, und mußten nachher ihre thörichte Verblendung mit Verschlimmerung ihrer Vermögensverhältnisse, manche auch mit gänzlicher Verarmung schwer büßen. — Durch diese allgemein sich geltend machende fromme Gesinnung suchte man auch den merkwürdigen Umstand zu erklären, daß nämlich die türkische Regierung diese so großes Aufsehen erregende Bewegung in ihren Staaten lange Zeit stillschweigend duldete, und die Partei Sabbathai's so frei gewähren ließ. Indem, meinte man, Liebe zu Gott und den Menschen die Herzen aller jüdischen Glaubensgenossen auf's innigste durchdrungen hatte, mochte auch niemand den Casus denunciren und so an der geheiligten Sache seiner Brüder zum Verräther werden; daher man auch höhern Orts nicht sobald Kunde hiervon erhalten konnte. Daß aber diese Erklärung gar zu leicht sei, wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß ja die Ostentationen Sabbathai's und seiner Anhänger publik genug waren, und man durchaus nicht daran dachte, ein Geheimniß daraus zu machen, ja selbst viele Moslemen zu seiner Fahne schworen. Viel richtiger und wahrscheinlicher ist daher die Ansicht eines andern Biographen Sabbathai's,<sup>2)</sup> es sei nämlich grade um diese Zeit die Pforte mit wichtigern Angelegenheiten zu sehr beschäftigt gewesen, um den Umtrieben des ver-

<sup>1)</sup> Leben Spinoza's Band II. p. 114 ff. — Auf die hier citirten Stellen aus den Werken Spinoza's machte mich mein geehrter Freund Hr. A. Herrmann, Doctor der Rechte in Lator, aufmerksam. — <sup>2)</sup> Dr. Horschekly, Allgemeine Zeitung des Judenthums 1838. Nr. 131.

meintlichen Messias und seines Anhanges ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so vermochten diese lange genug ihr Unwesen ungestört zu treiben.

Der damalige Padiſchah Muhamed IV. war, nach dem gewaltsamen Tode seines Vaters Ibrahim, als Knabe von sechs Jahren zur Regierung gelangt, und sah sein Reich sowohl durch innere Factionen als durch äußere, mächtige Feinde sehr erschüttert; mochte daher anfänglich um das Thun und Treiben der Juden sich wenig kümmern, und konnte doch, wie wir bereits vorhin erwähnten, lehteren, da sie all ihre Gefühle und Empfindungen nur durch Gebete und gottgefällige Handlungen ausdrückten, nirgends aber Exceſſe oder Widerſplichkeit sich zu Schulden kommen ließen, eigentlich nichts zur Last gelegt werden, als daß sie etwa Sabbathai königliche Ehre erwiesen, ihm auch den Königstitel beilegten, wobei sie aber durchaus kein Laesum Majestatis beabsichtigten, sondern nur dem Gesalbten des Herrn die ihm gebührende Anerkennung zollen zu müssen glaubten.

Allein die Bewegung gewann immer mehr an Bedeutung und Wichtigkeit, erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer auswärtigen Höfe, nahm also einen zu ernsten Charakter an, um ferner ignorirt werden zu können. Ein Einschreiten der Staatsregierung war vorauszusehen und eine strenge Untersuchung stand zu erwarten. Der Anhang Sabbathai's, vielleicht in längerem Verzuge Gefahr ahnend, drang in ihn, mit der Erfüllung seiner Mission nicht länger zu zögern, gradezu nach der Hauptstadt sich zu begeben, und dort vor den Augen des Sultans sich als das, was er eigentlich sei, öffentlich zu manifestiren. Sabbathai gab nach, und die Gründe, die ihn zu diesem unheilvollen Schritte verleiteten, können etwa folgende gewesen sein. Entweder sah er nun ein, daß eine Krisis eintreten müsse, und wollte er diese ruhig abwarten, sein Untergang alsdann unvermeidlich wäre; er zog daher vor, ein tollkühnes Wagestück zu unternehmen, wobei ihm doch manche, wenn auch sehr unsichere Chance blieb, daß nämlich theils das Ueberraschende seiner Erscheinung imponiren, theils irgend ein anderer glücklicher Zufall, womit Abenteuerer nicht selten begünstigt zu werden pflegen, ihm zu Statten kommen und ihn aus der Verlegenheit ziehen dürfte. — Er spielte also — *va banque!* da er den Rubikon überschritten und keinen sonstigen Ausweg vor sich hatte. — Oder, was auch nicht ganz unwahrscheinlich, war Sabbathai eigentlich mehr Schwärmer als Betrüger, und täuschte sich selbst nicht weniger als Andere. Möglich, daß bei seiner erhitzten und auf's höchste gespannten Einbildungskraft, seinem langen Hineinleben in die Lüge, er dieselbe endlich für reine Wahrheit genommen und sich wirklich für das gehalten hatte, wofür er sich ausgab. Hatten ja alle seine Unternehmungen trotz der Bestrebungen mächtiger Gegner eine glückliche Wendung genommen, seine kabbalistischen Träumereien viele Köpfe schon verdreht, konnte dadurch nicht auch sein eigenes Gehirn angegriffen worden sein, so daß die wahn sinnige Idee dort Wurzel faßte: „der Sultan werde bei seinem Anblicke nicht anstehen, ihm Krone

und Scepter gutwillig zu überreichen?“ — Bei der niedrigen Bildungsstufe, auf welcher Sabbathai sich befand, konnte er unmöglich seinen jetzigen Standpunkt erfassen, unmöglich die Aufgabe begreifen, die er übernommen; würde er dieselbe nur im mindesten verstanden haben, er hätte zur Lösung derselben nicht bloß phantasmagorischer, sondern auch reeller Mittel sich bedienen müssen. Er war nichts als ein spitzfindiger Kabbalist, baar aller Kenntniß des Staats- und Weltlebens; er hatte in reifern Jahren sich wenig mehr mit wissenschaftlichen, geordnetes Denken erforderlichen Studien befaßt,<sup>1)</sup> sondern einzig und allein einer, den nüchternen Sinn verwirrenden Mystik sich in die Arme geworfen, so daß ihre die Phantasie berausenden Theorien seinen ganzen Ideenkreis ausfüllten, kann es demnach uns Wunder nehmen, wenn ihm für die nackte Wirklichkeit, für den Gang der Weltereignisse, für das Leben in seiner objektiven Erscheinung aller Sinn und alle Verständniß abging? — Sich selber unbewußt, wurde er der Mittelpunkt einer gewaltigen Bewegung, zu deren gehöriger Leitung diplomatische und nicht kabbalistische Kunstgriffe nöthig gewesen wären; unvermuthet sah er sich zu einer Höhe emporgeschwungen, auf welcher er mit all seinen aus dem Sohar geschöpften Beweisgründen sich nicht zu erhalten vermochte.

Seit Bar Cochba<sup>2)</sup> war niemand mit solchem Enthusiasmus gefeiert worden als Sabbathai Zwy, wie kleinlich und unbedeutend hingegen erscheint dieser im Vergleich mit jenem! — Ersterer trat voll heldenmüthiger Begeisterung hinaus auf das Feld der Ehre, um mit seinem Herzblute die Befreiung Israels zu erkämpfen; Letzterer ließ sich's gefallen, Gesandtschaften mit kostbaren Präsenten bei sich zu empfangen, vom Marke seiner Nation zu zehren, ohne etwas anderes zu thun, als Psalmen zu singen und mystischen Grübeleien nachzuhängen; daß, um den Weltverhältnissen eine andere Gestalt zu geben, man auch im Stande sein müsse, auf physische Kräfte gestützte Garantien anzubieten, das mochte dem, der nur mit den aus der Kistkammer der Kabbala hergeholten Mitteln umzugehen verstand, am allerwenigsten einfallen. Bar Cochba stand der alles vor sich hin zermalmenden römischen Weltmacht

<sup>1)</sup> Wenn wir, dem Amsterdamer Referenten in Thorath Hakenaath folgend, oben berichteten, daß Sabbathai zu 15 Jahren bereits die rabbinische Literatur durchgearbeitet hatte, so darf dieses nicht so buchstäblich genommen werden, und zeigt es sich wirklich, wie Guden a. a. D. p. 67 b ganz richtig bemerkt, aus dem Benchmen Sabbathai's, daß es mit seiner Gelehrsamkeit nicht so weit her gewesen sein mochte, bei ihm eigentlich mehr Schwindel als tiefe Erudition sich kundgab. — <sup>2)</sup> Bar Cochba, nach Gräy (Geschichte der Juden Band III. p. 159) eigentlich Bar Kosiba heißend, war Anführer der Juden gegen die Römer im Jahre 131, in der letzten Regierungszeit Hadrians, und wirkte wenn auch für den Messias gehalten, keineswegs durch Wunderthäterei, wovon die jüdischen Quellen durchaus nichts wissen, sondern erwarb sich lediglich durch seine kühne Unerblichkeit, seine staunenerregende Tapferkeit das allgemeine Zutrauen (vergl. Gräy a. a. D. Jost Gesch. der Israeliten II, p. 115.) — Welch scharfer Contrast gegen den feig seinen Glauben abschwörenden Sabbathai!

gegenüber, welche die äußersten Anstrengungen machte, den kräftigen Gegner mit aller Gewalt niederzutreten; zu Zeiten Sabbathai's war die politische Weltlage eine ganz andere; hätte er derselben Rechnung getragen, und dadurch gezeigt, daß er seiner Rolle gewachsen, wer weiß, welche das Heil seiner Brüder fördernde Resultate er auf die loyalste Weise zu erzielen im Stande gewesen sein würde? Wir könnten diesem Raisonnement noch so manches hinzufügen, welches uns aber zu weit führen dürfte, wir brechen daher ab, zur objektiven Darstellung der Fakta zurückkehrend.

Sabbathai war verwegen oder thöricht genug, sich mit einer glänzenden Suite nach Konstantinopel einzuschiffen. Dasselbst angelangt, erfuhr er, der Sultan sei abwesend und befinde sich zu Adrianopel, er suchte einstweilen beim Großvezier Audienz zu erlangen. Die Audienzerteilung wurde hinausgeschoben, dafür aber sogleich der Bericht an den Großherrn erstattet: „der berühmte Sabbathai Zwy, von dem man schon so viel bei Hofe gesprochen, sei angekommen und verlange vorgelassen zu werden.“ Hierauf erfolgte der allerhöchste Befehl, den Unruhestifter festzunehmen und in sichere Verwahrung zu bringen. Der Großvezier entsandte einen Baschi<sup>1)</sup> mit 50 Janitscharen<sup>2)</sup> ihn zu ergreifen, allein der imposante Anblick Sabbathai's schreckte den Befehlsvollstrecker angeblicherweise zurück, daß er sich seiner nicht bemächtigen konnte oder wollte, daher unverrichteter Sache zum Großvezier zurückkehrte. Dieser schickte einen zweiten Baschi mit 200 Janitscharen ab, dem es nicht besser als dem vorigen erging,<sup>3)</sup> worauf Sabbathai sich freiwillig selbst zum Großvezier begab, von dem er zwar gnädig aufgenommen, dennoch aber in eines der Dardanellenschlösser zur Haft gebracht wurde, obgleich er sich über die ihm daselbst zu Theil gewordene Behandlung durchaus nicht zu beklagen hatte, indem man ihm hier eine prächtige Wohnung einräumte, eine gute Pflege zukommen ließ, auch Jedermann freien Zutritt zu dem Gefangenen gestattete.

Dieser Großvezier war „Ahmed Kiuperli,“ Sohn des frühern Großveziers Mohammed Kiuperli, dessen seltene Geistesgaben durch eine vortreffliche Erziehung auf's herrlichste entwickelt und ausgebildet wurden. Gelehrt und weise, von strenger Gerechtigkeit und edler Milde, verbunden mit reifer Ueberlegung und würdevollem Benehmen; stand er darum an Unternehmungsgelust und Tapferkeit seinem großen Vater keineswegs nach, welcher letzterer als 70jähriger Greis die oberste Leitung des Staates übernommen,

<sup>1)</sup> Befehlshaber. — <sup>2)</sup> Janitscharen oder Jeni-tscheri bedeutet im Türkischen „neue Soldaten“. Diese militärische Körperschaft wurde im 14. Jahrhundert von dem Emir Orkhan aus den den griechischen Familien entrisenen und zur Religion der Ottomanen bekehrten Jünglingen errichtet, bestand anfangs bloß aus tausend Mann, wuchs nachher gewaltig, so daß ihre Uebermacht das Reich in Gefahr brachte, weshalb sie auch 1826 von Mahmud II. vernichtet wurde. — <sup>3)</sup> Einige sind der Ansicht, daß es eigentlich nicht der Schreck von Sabbathai gewesen, welcher die beiden Baschis zurückgehalten, sich seiner Person zu bemächtigen, dieses sei vielmehr durch die Geldbeutel, welche dessen Anhang ihnen spendete, bewirkt worden.

das sehr zerrüttete Reichswesen geordnet und der Glanz der hohen Pforte mächtig gehoben hatte.<sup>1)</sup> — Der große Staatsmann mochte bald die eigentliche Unbedeutendheit Sabbathai's durchblickt, seine gänzliche Unfähigkeit zu irgend einem staatsgefährlichen Unternehmen erkannt, zugleich aber bedacht haben, daß der ihm huldigende Irrwahn dem Staate nicht unerheblichen Nutzen bringe, indem von allen Seiten kostbare Spenden an den vermeintlichen Messias einliefen, mit denen dieser nicht grade sparsam umging, sondern sie durch seine Agenten in Circulation brachte. Um nun diese ergiebige Quelle nicht plötzlich zu verstopfen, sie vielmehr so lange als möglich flüssig zu erhalten; behandelte der kluge Großvezier Sabbathai mit Ehrerbietung und ließ ihm, nachdem er sich seiner Person versichert hatte, noch ferner freien Spielraum.

Der Anhang Sabbathai's faßte aber das über alle Erwartung gütige Benehmen des Großveziers von einem ganz andern Gesichtspunkte auf, deutete es zu Gunsten des vermeintlichen Befreiers und fand hierin nur einen neuen Beweis für dessen unverlethliche Heiligkeit, dem Wahne sich hingebend, keine weltliche Macht könne dem Gesalbten Gottes etwas anhaben.

Indessen spielte er selbst im Gefängnisse unbeirrt seine Rolle weiter, und genoß auch daselbst große Ehre. Nicht nur viele angesehene Juden aus der Nähe und Ferne kamen, größtentheils nicht mit leeren Händen, ihn zu begrüßen und ihre devoteste Aufwartung zu machen, sondern auch viele Konsuln europäischer Mächte fanden sich bei ihm ein, um theils ihre persönliche Neugier zu befriedigen, theils an ihre Höfe über den Urheber einer so außerordentlichen Aufregung Nachrichten ertheilen zu können,<sup>2)</sup> die aber oft anstatt des wahren Sachverhaltes so viel Lügenhaftes und Abenteuerliches enthielten, daß sie die Täuschungen und Illusionen noch vergrößerten.<sup>3)</sup>

Auch erließ Sabbathai aus seinem Verhafte ein Sendschreiben an die sämmtliche Judenthümlichkeit des ganzen Erdballs, worin erklärt wurde, daß die Erlösung bereits begonnen, daher die auf die Tempelzerstörung Bezug habenden Fasttage als Freudenfeste anzusehen, besonders der 9. Ab, als sein Geburtstag, unter großen Freudenbezeugungen, Beleuchtung und Jubelgesängen zu begehen sei, dafür auch eigene Gebetsformeln von ihm vorgeschrieben worden sind. Ferner forderte er allenthalben zu noch eifrigerer Bußfertigkeit und Sündenreinigung auf, indem nur die noch unter Israel herrschende Sündenmenge daran schuld

<sup>1)</sup> Lamartine Geschichte der Türkei, übersetzt von Nordmann, Wien 1856, Band VI. p. 179 ff. — <sup>2)</sup> Der Einfluß Sabbathai's soll auch in Privatinteressen und von einigen englischen Kaufleuten dahin benutzt worden sein, daß er auf ihr Ersuchen aus seinem Gefängnisse den Juden zu Konstantinopel den Befehl ertheilte, die an jene fälligen Schulden zu bezahlen (Zedner, Auswahl historischer Stücke). — <sup>3)</sup> Emden Thorath Hak. p. 7. — Möglich war auch hier die Politik im Spiele.

sei, daß er noch einige Zeit eingekerkert bleiben und daß zu erwartende freudige Endziel noch hinausgeschoben werden müsse.

Mittlerweile langte ein Abgesandter der polnischen Judenschaft, Namens Nehemias Kohn, ein in der Kabbala außerordentlich bewanderter Mann, bei Sabbathai an, um sich von dessen Messiaswürde augenscheinlich zu überzeugen und seinen Landsleuten darüber Bericht zu erstatten, damit sie mit Gewißheit wüßten, woran sie sich zu halten hätten. Nehemias traf den Sabbathai auf seine Ankunft vorbereitet, und es begann zwischen diesen zwei großen Meistern der Geheimlehre eine hitzige Discussion, die drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortgesetzt wurde. Letzterer erschöpfte sich in Beweisgründen, seinen heiligen Beruf aus jenen räthselhaften Kabbala-Folianten zu documentiren, strengte sich aber vergebens an. Nehemias wurde nicht überführt, sondern blieb fest bei seiner Behauptung, daß die Zeit der Erlösung noch nicht gekommen, und sagte endlich grade heraus zu Sabbathai: „Du bist nicht der Messias Sohn Davids, sondern ein schändlicher Betrüger, der seinem Volke nur Unheil bereiten will, und verdienst, nach dem Ausspruche unserer heiligen Lehren, als Verföhler mit dem Tode bestraft zu werden.“ Natürlich gerieth Sabbathai hierüber in Zorn, auch die ihm huldigende Umgebung machte Miene über Nehemias herzufallen; dieser aber entsprang, und um sich den Schutz der draußen stehenden türkischen Wächter zuzusichern, warf er seine polnische Mütze von sich und rief laut, daß er Mohammedaner werden wolle.<sup>1)</sup> Nehemias ging zum Islam über, wurde von den Muselmännern in Obhut genommen und reiste nach Adrianopel, allwo er den Kabi<sup>2)</sup> über die Betrügereien Sabbathai's aufklärte. Nun äußerte auch der Mufti<sup>3)</sup> seinen Unwillen darüber, daß man durch Sabbathai die Lehre des Propheten entehren lasse, und der Sultan gab Befehl, Sabbathai vor ihn zu bringen. Obgleich Mohammed IV. orthodox und gläubig war, wollte er sich doch von der übernatürlichen Macht Sabbathai's augenscheinlich überzeugen. Er ließ ihn daher an einen Pfahl binden und sagte, daß er drei vergiftete Pfeile nach ihm abschießen wolle; werde er hierbei unverletzt bleiben, so solle ihm die dem Gesalbten Gottes gebührende Ehre im vollsten Maße zukommen. Sabbathai hatte keine Lust, einer solchen kühnen Probe sich zu unterziehen, und um derselben zu entgehen, folgte er dem Rathe des zwischen ihm und dem Sultan als Dolmetscher fungirenden Hakim Esfendi,<sup>4)</sup> nahm einem neben ihm stehenden Trabanten den Turban vom Haupte, bedeckte sich damit, und — wurde Moslem. Der Großherr war hiermit zufrieden.

<sup>1)</sup> Nehemias soll diesen Schritt in guter Absicht gethan haben, um nämlich die Juden von der über ihrem Haupte schwebenden Gefahr zu retten, nachher wieder zu der Religion seiner Väter zurückgekehrt und in Amsterdam als Jude gestorben sein (ibid. p. 9b u. 13a). —

<sup>2)</sup> i. e. Richter. — <sup>3)</sup> i. e. Entscheider oder Ausleger des Korans, hat in der Türkei die oberste Leitung des Cultus und der Geseze. — <sup>4)</sup> Diesen Titel führte der erste Leibarzt des Sultans.

bezeigte sich ihm sehr gnädig, indem er ihn mit dem Titel Efendi beehrte und zum Kapidji Baschi<sup>1)</sup> ernannte.

Die Sache selbst ward aber durch diese Veränderung keineswegs beigelegt. Zwar verstummte bei der Kunde von der Abtrünnigkeit Sabbathai's sogleich die das nahe Messiasreich verkündigende Prophetenschaar, auch einzelne der Einsichtsvollen kamen zur Besinnung und traten in die alte Ordnung zurück. Allein manche blieben halbstarrig, setzten noch immer ihre Hoffnung in Sabbathai, der auch als Renegat unausgesetzt mit ihnen verkehrte, Sendschreiben an sie erließ, worin er, auf kabbalistische Belege gestützt, seinen Abfall als nothwendiges, der Erlösung voranzugehendes Ereigniß darstellte. — Aus diesen entstand die Sekte der Sabbathianer, Sabbathäer, im jüdischen Jargon, allgemein Schebsen genannt. Das Unwesen fing wieder an überhand zu nehmen, und die Rabbinen bewirkten, daß Sabbathai von der Hauptstadt entfernt und in eine kleine Festung unweit Belgrad internirt wurde, allwo er den 10. September 1676, grade am Versöhnungstage, an der Kolk gestorben sein soll. Auch der Prophet Nathan Benjamin, der selbst mit dem muselmännischen Sabbathai noch immer unter einer Decke spielte, wurde energisch verfolgt, zum öffentlichen Widerruf seiner auf den Pseudomesias Bezug habenden Inspirationen verhalten, und endigte schmachbedeckt seine trügerische Laufbahn. Trotdem pflanzte sich die Sekte fort, und fand vorzüglich in Polen, und da besonders in Podolien und Pokutien großen Anklang. Eine Eigenthümlichkeit des Sabbathianismus ist es: „allen Confessionen gleichmäßig zu huldigen, wodurch es auch dessen Mitgliedern freigestellt wird, sich äußerlich welchem Religionsbekenntnisse immer anzuschließen.“ Uebrigens fehlte es der Sekte ursprünglich an gewissen, festgesetzten Dogmen, daher auch dieselbe, aller positiven Grundlage baar, in verschiedenen oft sehr divergirenden Modificationen sich entwickelte. Alle huldigen der Kabbala als alleinige göttliche Lehre, die aber nicht selten von ihnen so gemißdeutet und falsch aufgefaßt wird, daß sie den lächerlichsten, abgeschmacktesten Wahnwitz für religiöse Wahrheiten ausgeben. Authentische Berichte constatiren es sogar, daß manche Anhänger dieser Sekte die unsinnige Behauptung aufgestellt: „Grade die Ausübung dessen, was die heilige Schrift zu thun verbietet, sei ein Mittel zur Förderung des wahren Heils, und können sonach die religiösen Verbote alle als eigentliche Gebote angesehen

<sup>1)</sup> d. h. Anführer der Thürhüter. Die Funktionen der Kapidji Baschis waren: die Serailthore zu bewahren, in Truppen den Sultan zur Moschee zu begleiten, die Gesandten zu den Audienzen zu führen, an die in Ungnade gefallenen Provinzialstatthalter, Generale oder Beziere die Exils- oder Todesnachrichten zu überbringen. Lamartine a. a. D. B. IV. p. 288).

werden“; verwandelten sonach die straffälligsten Uebertretungen in gottgefällige Handlungen.<sup>1)</sup>

In den Jahren 1708—1714 bereiste Nehemias Chajun, ein sabbathianischer Emissär, Polen und Deutschland, um die neue Lehre zu verbreiten und Profelyten zu machen.<sup>1)</sup> Er galt für einen großen Kabbalisten, ließ auch anfangs seine Absicht nicht merken, wurde daher in Prag von D. Oppenheim, dem damaligen Oberrabbiner daselbst, ehrenvoll aufgenommen, hatte bei dessen Sohn Joseph sein Domicil, allwo er auch ein Werk „Dibre Nehemia“ — Vorträge und Kommentationen zum Pentateuch nach Ordnung der Sidras — verfaßte, das er 1713 zu Berlin herausgab. Er vertheilte auch Kameoth und soll sogar der vorgenannte Rabbiner Oppenheim eines solchen Schutzblättchens für seinen Enkel sich bedient haben, dafür aber bald vom Himmel gestraft worden sein.<sup>2)</sup> Nehemia verbreitete auch mehrere von ihm verfaßte kabbalistische Tractate, worüber er aber von Hirsch Aschenasi (Chacham Zebi), damals Rabbiner der deutschen Gemeinde zu Amsterdam, angefochten und als Ketzer erklärt wurde. Konnte auch Hirsch diesesmal nicht durchdringen, weil Salomo Aelion, Rabbiner der portugiesischen Gemeinde zu Amsterdam, die Partie Nehemias' nahm, so wurde letzterer doch bald entlarvt und von 130 Rabbinern in den Bann gethan.<sup>3)</sup>

Zehn Jahre darauf betrat Nehemias wieder das frühere Terrain, setzte sich mit einem gewissen Löbele aus Proßnitz in Mähren, einem betrügerischen Abenteurer, in Verbindung, konnte aber keine Sympathie mehr gewinnen und verschwand spurlos vom Schauplaze. Nach ihm erschienen noch mehrere von den Sabbathianern ausgesandte Missionäre, fanden aber aller Orten die Rabbiner gegen sich gerüstet und wurden auf's heftigste verfolgt. Moses Chagis, ein gelehrter Rabbiner aus Jerusalem, wohnhaft zu Altona, that

---

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. an mehreren Stellen. — Daß die Sabbathianer aus den Worten der heil. Sch. (Leviticus 16. 16) **השוכן חנם בתוך טמא** das Dogma hergeleitet: „Nur der tiefe Schlamm der Sündhaftigkeit bilde die Brücke zur wahren Heiligkeit, nur durch den höchsten Grad der Unreinheit könne man zur glanzvollen himmlischen Lauterkeit gelangen,“ dürfte wohl nicht mehr als bloße Vermuthung sein, die des sichern Beweises noch ermangelt. Von den wesentlichen Glaubenstheben der Sabbathianer weiß man übrigens sehr wenig, weil diese von ihnen sehr geheim gehalten worden, und mag eben dieses undurchdringliche Dunkel zu vielen Uebertreibungen Veranlassung gegeben haben. — Ein hochgeachteter, im Judenthume eine hervorragende Stellung einnehmender Mann erzählte uns, er habe einmal mit einem Sabbathianer ein langes, auf Religion Bezug habendes Gespräch geführt, wobei aber dieser stets zurückhaltend sich bewies, und trotz dringender Aufforderung nichts von seinem Bekenntnisse mittheilen wollte. Als endlich unser Mann sich dahin äußerte, daß seiner Meinung nach das ganze Geheimniß des Sabbathianismus in der von uns oben citirten Stelle aus dem dritten Buche Moses enthalten sei, stellte jener dieses in Abrede und sagte: „Das eigentliche Fundament unseres Lehrbegriffes bildet die bekannte Fabel von den drei Ringen. Um des wahren Ringes sicher zu sein, suchen wir uns mit allen dreien zugleich zu schmücken, sie auch hie und da mitammen zu verbinden.“ — <sup>2)</sup> Emden Thorath Hak. p. 33 b. — <sup>3)</sup> *ibid.*

sich in diesem Kampfe besonders hervor, und in den vorzüglichsten Gemeinden Deutschlands, als zu Prag, Frankfurt am Main und den drei Gemeinden A. S. B. wurden Bannflüche gegen die Sabbathianer-Sekte publicirt. Es circulirte auch ein keizerliches Werk unter dem Titel „יאבא הדים אל הדין“, das die Grundlehren des Sabbathianismus auf kabbalistische Weise entwickelte und viele Sensation erregte, dessen Verfasser aber anonym geblieben. <sup>1)</sup> Viele andere in die Oeffentlichkeit gebrachte Schriften wurden verdächtigt, jedoch ging man manchmal hierin zu weit, und witterte da Anspielungen auf Sabbathai Zwy, wo der Autor am wenigsten an dergleichen dachte. <sup>2)</sup> Trotz aller Wachsamkeit und Vorkehrungen seitens der Rabbiner war die Sekte mehr in der Zu- als Abnahme begriffen, und setzte sich in Böhmen, Mähren, vorzüglich in Polen stark an. In letzterem Reiche machte sie sich unter verschiedenartiger Färbung geltend, und zweigte sich hauptsächlich in zwei von einander gesonderten Richtungen ab, in Frankisten und Chassidim oder Beschtianer, auch kürzer Beschter genannt. <sup>3)</sup> Erstere wurde von „Jacob Joseph Frank“ begründet; letztere von „Israel Baal Schem Tob,“ der

<sup>1)</sup> Im Thorath Hak. p. 44 finden sich einige Auszüge aus diesem Werke, worin gesagt wird, „daß die Gesetze der heiligen Schrift nicht mehr Verbindlichkeit für uns haben“; ferner wird das Prinzip von der Einheit Gottes dort ganz anders aufgefaßt, als dies im Lehrbegriffe des Judenthums begründet ist. Nach Luchoth Ed. — Vorrede §. 19 — soll in diesem Werke auch der Glaube an eine allwaltende göttliche Vorsehung in Frage gestellt sein. Jedoch ist diese Schrift nicht durch den Druck veröffentlicht worden, sondern circulirte bloß im Manuscripte, daher auch verschiedene Versionen hiervon im Umlaufe waren. Was den Verfasser desselben betrifft, nennt Beer in seiner Geschichte der Sekte „Jakob Frank“ als solchen, erwähnt aber noch eines andern von Löbele Prognitz verfaßten Werkes, betitelt: „עין רגל“; wie aber aus Thorath Hak. a. a. D. zu ersehen, sind beide identisch. — Moses Chagis spielte sowohl im Kampfe gegen Chajun als gegen Mose Chaim Luzzatto eine bedeutende Rolle, und muß es nur wundern, daß Hr. Fränkel in seinen (Literaturbl. d. D. 1846. Nr. 47 u. 48) Biographien des Hirsch Aschkenasi wie des Moses Chagis den Kampf der Beiden gegen die Sabbathianer gänzlich ignorirt, dessen mit keinem Worte erwähnt. Letzterer hat sogar einige Streitschriften gegen Chajun und dessen Vertheidiger in die Oeffentlichkeit treten lassen. — <sup>2)</sup> Ich erinnere mich als Knabe von ungefähr zehn Jahren ein Gebetbuch gesehen zu haben, worin bei dem für רפ"ח ט"ן יום כספר יום זר: סומך die Bemerkung stand: „Der Verfasser dieses Pismon sei wahrscheinlich Sabbathianer gewesen, indem die darin vorkommenden Worte ר"ש א"ר an Zahlenwerth den Worten: שבת צ"ב gleich sind. Bekanntlich rührt aber dieses Gebet von Jehuda da Modena her, der nichts weniger als Sabbathianer war. — <sup>3)</sup> Jost a. a. D. II. p. 470. Unseres Erachtens dürfte die Entfegung des Chassidismus wohl durch den Sabbathianismus angeregt worden sein, übrigen aber haben diese beiden Sekten nichts mit einander gemein. Israel Baal Schem Tob trat selbständig auf, indem er in seinem dem Kether Schem Tob (Zolkiew 1794) vorangedruckten Briefe erzählt: „Ich habe am ersten Tage des Jahres 5507 (1747) durch die mir bekannten Beschwörungsformeln einen Ausflug nach den himmlischen Regionen gemacht, fragte allda den Messias, wann die Erlösungszeit endlich kommen werde, worauf mir dieser erwiderte: „Nicht eher, als bis die von dir begründete Lehre allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden haben wird.“ Risum teneatis. amici?

nach den Anfangsbuchstaben dieser drei hebräischen Wörter (בבל = בל' שב) in den Schriften „Bescht“ genannt wird.

J. Frank war 1712 in Polen geboren, beschäftigte sich in der Jugend mit der Brantweinbrennerei, kam ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus der Türkei, wo er sich bis dahin aufgehalten, zurück, und brachte den Ruf eines großen Kabbalisten mit. Er siedelte sich in Podolien an, verbreitete die sabbathianische Lehre, und mußte sich, weniger durch Gaukelspiele, als durch eine gute Suada, ein imposantes Aeußere, einen großen Anhang zu verschaffen. Rabbi Jecheskel Landau, Oberrabbiner zu Prag,<sup>1)</sup> that ihn im Jahre der Welt 5519 am Vorabende des Hoschana Rabba (20. Oktober 1758) in den großen Bann, wobei in das Schofarhorn geblasen und die Lichtkerzen ausgelöscht wurden.<sup>2)</sup> Frank verwarf den Talmud (resp. die Halacha), setzte den Sohar an seine Stelle, ging aber endlich sammt seinem Anhange äußerlich zum Katholicismus über, obwohl heimlich den sabbathianischen Lehrensätzen nachlebend. Ob dieser Zweideutigkeit angeklagt, ward Frank auf die Festung Czestochau (im Gouvernement Warschau am Fuße des Klarenberges) gebracht, durch die Russen aber im Jahre 1773 wieder seiner Haft entlassen. Jetzt erst arbeitete er desto thätiger für seine Sache und betrat den deutschen Boden. Im Besitze großer Geldmittel reiste er mit einem glänzenden Gefolge, umgeben von einer eigens uniformirten Leibwache. Er lebte nach einander in Wien und Brünn, wurde aber aus den österreichischen Staaten ausgewiesen, ging endlich mit Erlaubniß der Fürsten der isenburgischen Lande nach Dffenbach, allwo er sich Baron nannte, den fürstlichen Palast bewohnte und 1791 plötzlich an einem Schlagflusse starb. Mit seinem Tode versiegten die Geldzuflüsse, sein Anhang zerstob; seine Erben machten noch einen letzten Versuch, durch einen in Chaldäisch-hebräischer Sprache geschriebenen Brief sämtliche Judengemeinden zur Bekehrung aufzufordern, ohne jedoch den mindesten Erfolg zu erzielen. — Im Jahre 1800 regte sich der Sabbathianismus wieder in Prag — die Sekte setzte in die damaligen Weltereignisse große Hoffnungen, daß ihre Lehre nämlich dadurch gefördert und allgemein werden werde — aber das Rabbinatskollegium daselbst trat mit Energie dagegen auf und hemmte wirklich dessen Verbreitung.<sup>3)</sup> Der bereits Anno 1724 proclamirte Bann-

<sup>1)</sup> Siehe weiter unten Kap. XXII. — <sup>2)</sup> מַדְבַּח דְּרַדָּה von Gleasar Fielles p. 23 b. —

<sup>3)</sup> Mehrere bereits zu den Sektirern zählende Individuen lehrten wieder in den Mutter-schoß der gläubigen Gemeinde zurück. Mit diesen verirrten gewesenem Schäflein wurde zur Manifestation ihrer Rückkehr beim Rabbinatskollegium Protokoll aufgenommen, wobei sie ihren begangenen Fehltritt gestanden und ihren nunmehrigen Willen, den rechten Weg wieder einzuschlagen, aussprachen. worauf man sie aufforderte, über Sabbathai Zwy und dessen Nachfolger Berachia aus Ihejjaloniß, Jacob Frank u. dgl. die ihnen vorgesagte Verfluchungsformel auszusprechen. Sie und da zeigte es sich aber, daß manche der Verföhrtten, wenn sie auch nachher von der Sekte sich lossagten und öffentlich Buße thaten, doch noch einigen Sauerteig im Herzen behielten, wie folgende, von meinem verewigten Lehrer Rabbi Isac Medisch mir mitgetheilte, aus dem Munde des Rabbi Gleasar Fielles

fluch<sup>1)</sup> wurde wieder abgedruckt und abermals in den Synagogen publicirt; ferner predigte Rabbi Eleasar Flekles, damaliger Rabbinatsassessor, ein mit vorzüglichem Rednertalent begabter Mann, in der Neu-Weisel- und Klaus-synagoge gegen diese Sekte, wobon die erste in der Neusynagoge am ersten Selichottage abgehaltene Rede unter dem Titel „אדרכת דרר“ zu Prag abgedruckt worden ist. Der Rabbi spricht sich hierin nicht nur gegen die Sabbathianer, sondern gegen die Beschäftigung mit der Geheimlehre überhaupt aus, welche zu vielen Irrthümern und leeren Träumereien Veranlassung gebe. Uebrigens erfährt man in diesem Vortrage von dem eigentlichen Wesen dieser Sekte gar Nichts. Ihrem Charakter wird nicht nur kein schlechtes, sondern sogar ein sehr belobendes Zeugniß gegeben, und was die ihnen zur Last gelegten, das Schamgefühl verletzenden Schandthaten betrifft, so beruhen diese Vorwürfe bloß auf nicht ganz verbürgte Nachrichten, daher die derartigen Beschuldigungen keineswegs mit historischer Gewißheit festgestellt sind.<sup>2)</sup> Heutigen Tages haben die Frankisten beinahe aufgehört, und

sel. Andenkens vernommene Erzählung beweist. Ein sehr geachteter und gelehrter Mann in Prag — dessen Namen wir aus gewissen Rücksichten lieber verschweigen wollen — war ebenfalls vom Reize des Sabbathianismus umstrickt worden, kam aber bald wieder zur Besinnung und trat reuigen Gemüthes vor das Tribunal der Rabbinen. Als nach protokolларischer Einvernehmung ihm die üblichen Verwünschungen in den Mund gelegt worden, nahm er keinen Anstand, die Sektenführer Berachia, Frank und Consorten zu vermaledeien; nun ward ihm auch das maledictum gegen Sabbathai aberlangt, hier aber stockte der Bußfertige und trotz des eindringlichen Zuredens war kein Scheltwort gegen den Letzgenannten aus ihm herauszubringen, die mildgestimmten Rabbinen waren aber tolerant genug, dem verlorenen Sohn die Rückkehr möglichst zu erleichtern und ließen die Sache auf sich beruhen.

<sup>1)</sup> Siehe oben Kap. IV. — <sup>2)</sup> In Prag hatte der Sabbathianismus überhaupt keine große Progressen gemacht, er zählte daselbst nur wenige Anhänger, aber diese wenigen waren sowohl durch Herzengüte als theils durch talmudische Gelehrsamkeit, theils durch humanistische Bildung überhaupt ausgezeichnete Menschen. Sie gaben kein öffentliches Aergerniß, führten im Gegentheil dem äußern Anscheine nach einen streng religiösen Lebenswandel. Als Beleg hierzu dürfte folgende, von meinem in Gott ruhenden Vater — ob dessen vor ungefähr drei Monaten leider erfolgten Hinscheiden mein Herz noch sehr blutet — mir mitgetheilte Erzählung für den geehrten Leser nicht ohne Interesse sein. — Mein seliger Großvater nämlich wohnte mit einem Sabbathianer zusammen in einer und derselben Gasse, hatte auch Gelegenheit, dessen Handlungsweise genau zu beobachten. Da er aber nichts Anstößiges wahrnehmen konnte, richtete er an den damaligen Präses des Rabbinatskollegiums, Michael Bachrach, die Frage: „Rabbi! was will man eigentlich von den Schebsen haben? Ich kann versichern, daß sie ganz nach jüdischer Weise leben; sie machen das Fleisch koscher (bereiten es rituell zu), feiern gehöriq Sabbath- und Festtage, trauern am 9. Ab, nun was ist an ihnen zu tadeln?“ Hierauf entgegnete der Rabbi: „Mein Kind! alles thun sie gehöriq, aber im Herzen tragen sie nicht den Glauben an den Einig-Einzigen; außer ihm verehren sie innerlich noch einen Andern.“ — Eine treffliche, schlagende Antwort! sapienti sat! — Als Gegensatz hierzu bieten wir den conträr zu dem vorigen lautenden Bericht eines ebenfalls glaubwürdigen Mannes, der auch bereits in das bessere Jenseits hingeschieden. Dieser erzählte uns, es mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie ein alter Sabbathianer Freitag zu Nacht sich selber die Sabbathlampe

sollen nur noch in Polen, in der Moldau und Türkei einige nicht zahlreiche Gemeinden derselben vorhanden sein, deren Oberhäupter sich durch eine Medaille zu erkennen geben.

Wichtiger ist die von Israel Baal Schem Tob ins Leben gerufene Sekte der Chassidim oder Beschter, die im Jahre 1740 entstanden und ebenfalls in Podolien ihre Thätigkeit zu entfalten begann. In einer dunklen aller gesunden Vernunft zuwider laufenden Mystik verschanzt, werden diese Sektirer durch dieselbe, wie durch eine chinesische Mauer, von allem Fortschritt, aller Kultur und Wissenschaft abgesperrt. Ihr Oberhaupt, Zaddik genannt, wird von ihnen als ein mit göttlichen Wesen im vertrautesten Verkehr stehender Heiliger verehrt, und bei Krankheiten und sonstigen prekären Ereignissen um seine mächtige, auf überirdische Weise zu leistende Hilfe angegangen, dafür auch reichlich honorirt. Der Zaddik versteht es aber auch durch mystische Spiegelsechtereien aller Art, durch Ausfertigung von Amuletten, Talismanen und dergleichen sein Ansehen zu behaupten, sorgt auch wacker dafür, Ignoranz und Verstandesverwirrung unter den Seinigen zu erhalten. Die größten Celebritäten Jecheskel Landau, Elias Wilna und in neuerer Zeit Joseph Perl und Isak Erter haben gegen die Chassidim scharf angefochten, aber leider nur mit geringem Erfolge. Ihre Zahl hat anstatt sich zu vermindern stets zugenommen und ist noch jetzt in ganz Polen stark verbreitet. Dennoch steht zu erwarten, daß auch diese Sekte mit Jahren sich abnutzen, verflachen und mit ihren übrigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Brüdern amalgamiren wird.

Nach dieser kurzen, zur Vervollständigung des gezeichneten Gemäldes und erlaubten Abschweifung wenden wir uns wieder dem eigentlichen vor-gesteckten Ziele zu.

Wie wir gesehen, hatte die Kabbala eigentlich den Sabbathianismus erzeugt, genährt und groß gezogen, somit dem Judenthume einen gefährlichen, es mit gänzlichem Umsturze bedrohenden Feind erweckt, den zu bekämpfen die größten Anstrengungen gemacht werden mußten. Viele unter den Rabbinen hervorragende Riesengeister wie Hirsch Aschenasi <sup>1)</sup> und später Jecheskel Landau <sup>2)</sup> merkten wohl schon den verkappten Gegner, und wenn sie auch den Sohar und die alten kabbalistischen Bücher für authentisch hielten; so warnten sie doch vor den Studien derselben, um lieber der Gefahr, irre geleitet zu werden, auszuweichen. Noch lebten aber viele aus der alten

---

pugte. Voll Eifers hierüber ermangelte er nicht, den Sabbathschänder mit einer weiblichen Tracht Fläche zu tractiren, trotzdem der Sabbathianer gegen ihn sonst sehr mildthätig war und ihn jährlich mit einer Spende von zwölf Gulden zu bedenken pflegte. Der fromme Mann rechnete sich als Verdienst an, daß er aus Furcht, diese Revenue einzubüßen — was auch wirklich erfolgte — sich nicht zurückschrecken ließ, den gottvergessenen Frevler gehörig zu züchtigen.

<sup>1)</sup> ש"ת הכ"ם צבי Nr. 36. — <sup>2)</sup> Siehe weiter unter Kap. XXII.

Schule hervorgegangnen Kabbalisten, die wohl das sabbathianische Treiben und alle daraus erfolgten Consequenzen verdamnten, darum aber in der Pflege der theoretischen wie praktischen Geheimlehre sich nicht stören ließen. Auch lebte der Wunderglaube noch kräftig im Herzen des Volkes, das noch immer in die Kameoth großes Vertrauen setzte und den Baale Schemoth (wunderthätigen Kabbalisten) außerordentliche Verehrung bewies; es daher gerne sah, wenn der an der Spitze stehende Rabbiner auch Kenner der geheimen Wissenschaft gewesen.

Wie wir oben bei Nehemia Chajun gesehen, wußten auch die Emissäre der Sabbathianer die Einfalt der Menge zu benützen und durch Vertheilung von Amuleten theils ihre Autorität zu steigern, theils auch ihren Sackel zu füllen. In den von den Sabbathianern ausgegebenen Kameoth fand sich aber immer der Name des von ihnen als Idol angebeteten „Sabbathai Zwy“ <sup>1)</sup> entweder auf offene oder verhüllte Weise eingezeichnet, und diese Eigenthümlichkeit galt als Kriterium, wodurch die Kenner der Kabbala die Beschwörungsformeln der falschen, kaiserlichen Kameoth von den ächten, in den authentischen Quellen sich findenden unterschieden, sonach die Richtigkeit eines solchen Schutzblättchens beurtheilten. Daß dieses Kriterium bei den in der Kabbala zur Anwendung kommenden unzähligen Permutationen und Kombinationen <sup>2)</sup> ein sehr unsicheres gewesen, wird man wohl leicht einsehen. Ebenso unsicher war ein zweiter, die Authentität eines Amuletts außer Zweifel setzender Beweisgrund, der aus der durch dasselbe hervorgebrachten Wirkung entnommen worden. Hatte nemlich eine Kamea ihre Heilkraft bewährt, so war sie für ächt und authentisch anzusehen; weil man voraussetzte, der himmlische Vater werde dem Lug und Trug nicht Wunderkraft verleihen. <sup>3)</sup>

Zur Zeit unseres Jonathan Gibenschütz wurden die mystischen Studien noch stark betrieben, und der gefeierte Rabbi, wie bereits oben gesagt worden, pflegte dieselbe aufs eifrigste, ließ sich sogar auch zur Kameoth-Schwinderei hinreißen. Ob er nun hierin der alten oder neuen Richtung gefolgt, ob sein Geist die ächt jüdische oder die entartete sabbathianische Kabbala in sich aufgenommen, hierüber soll das folgende Kapitel gehörigen Aufschluß geben.

<sup>1)</sup> Daß Sabbathai von den Seinigen göttliche Attribute beigelegt worden, ist höchst wahrscheinlich, vergl. Thorath Hak. an mehreren Stellen und Theschubah Meahaba von E. Zieles. I. Nr. 69. — <sup>2)</sup> Vergl. oben Kap. IX. — <sup>3)</sup> Luch. Ed. a. m. St. vergl. Tractat. Sabbath 61 a u. b.

## XI.

## Jonáthan als Kabbalist.

Jonathan war in einem gewissen Sinne Polyhistor, indem er außer der vollständigen Kenntniß der rabbinischen Literatur auch in andere Zweige menschlichen Wissens einzudringen suchte, eine vielseitige Belesenheit, philosophische und mathematische Bildung sich eigen gemacht, überhaupt als Freund und Verehrer der Wissenschaft sich kundgab. — Als Mendelssohn 1761 zu Hamburg im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters, des Abraham Guggenheimer, sich aufhielt, lernte Jonathan ihn kennen, lud ihn zu sich und beehrte ihn mit einem Anerkennungs schreiben. Darin spendet er dem jungen Moses nicht nur wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß in allen Fächern der Philosophie, sondern auch wegen seiner tiefen Auffassung der biblischen und talmudischen Schriften das vollste Lob; sagt ferner: „er wollte diesen Mann gern auszeichnen, nur sei der Chabertitel für einen so vollkommenen Gelehrten eine zu geringe Ehrenbezeugung; ihm aber das Epitheton „Morenu“ zukommen zu lassen, hieße gegen die allgemeine Sitte verstößen, da man nie einem noch ledigen Manne dieses Prädikat beizulegen pflegt.“<sup>1)</sup>

Doch war zwischen dem Bildungsgrade Jonathans und dem Mendelssohns ein großer Unterschied, bei Letzterem war die Wissenschaft zum Durchbruche gekommen, was bei Ersterem durchaus nicht der Fall gewesen. Diesem galten nicht selten die poetisch-parabolischen Aussprüche des Midrasch oder Sohar als wissenschaftliche Axiome, die er wohl auf scharfsinnige, originelle, aber auch höchst bizarre Weise zur Lösung rein szientifischer Fragen anwandte. Zu einer reinen, objektiven, aus eigener Anschauung der Natur gewonnenen Erkenntniß war er nie gekommen, sondern hatte alle seine Gelehrsamkeit in mathematischer, astronomischer und medizinischer Beziehung aus veralteten Büchern geschöpft, blieb daher hinter den im Gebiete des Wissens gemachten Fortschritten der Zeit weit zurück, denen er auch keine Anerkennung zollen wollte.<sup>2)</sup> Er kämpfte noch immer gegen das kopernikanische

<sup>1)</sup> Kerem Chemed. III. p. 224. — <sup>2)</sup> Bene Ahuba. II. Absch. 15. Halacha 6 spricht er sich also aus: „Rehe Dich nicht an die Meinungen der spätern Aerzte, die dieses in Abrede stellen, sie lassen sich durch ihren Verstand bethören und glauben, was sie mittelst ihrer schwachen Einsicht nicht begreifen können, daß solches unmöglich sei; sie gleichen bei ihren Forschungen im weiten, umfassenden Reiche der Natur einem Hunde, der mit seiner Zunge einige Tropfen aus dem großen Oceane aufleckt; sie verwerfen die Behauptungen der Alten, stehen ihnen aber an Kunst und Geschicklichkeit weit nach; sie sind nicht einmal im Stande, einen geringen Schmerz sobald zu beheben, während die Fröhern die größten und schwersten Krankheiten zu heilen verstanden, so daß man durch das in sie gesetzte Vertrauen beinahe an Gott vergessen hätte, weshalb man sich auch veranlaßt fühlte, die von ihnen verfaßten medizinischen Werke einzuziehen.“

System an, erklärte die Bewegungen der Himmelskörper zwar auf frappante, aber höchst komische, von aller Wissenschaftlichkeit weit entfernte Weise, und ließ so von seiner mit Scharfsinn verbundenen Phantasie sich hinreißen, über Dinge abzuurtheilen, von denen ihm der klare Begriff durchaus mangelte. <sup>1)</sup> Er dachte nicht daran, daß zu richtiger Erfassung der Naturerscheinungen vor allem oftmalige, augenfällige Betrachtung derselben unumgänglich nothwendig sei, und glaubte den Mangel der sinnlichen Wahrnehmung durch seinen aufgeweckten, durchdringenden Verstand hinreichend ersetzen zu können, was aber natürlich gar häufig zu Selbsttäuschung und Begriffsverwirrung führen mußte. Dieser Mangel selbstthätiger Untersuchung erzeugte in ihm auch einen starken Autoritätsglauben, der, wenn auch zur richtigen Auffassung der Halacha nothwendig, weil hierbei ein positiv Gegebenes, traditionell Empfangenes vorausgesetzt wird, demnach die primitive, Zeit und Ort der Tradition näher stehende Quelle immer vorzuziehen; <sup>2)</sup> dem Naturforscher und Philosophen jedoch, der ein rein objektives, über alle Subjektivität erhabenes Verfahren beobachten soll, nur schlechte Dienste leisten, ihn vom Ziele nur desto mehr entfernen wird. <sup>3)</sup> So sehen wir in Jonathan einen Riesengeist, der einen ungeheuren Schatz von Wissen aber auch mit vielem unnützen Ballast untermengt, in sich aufgenommen; jedoch ohne kritische Schärfe, um das Schrot vom Korn ausscheiden zu können, anstatt die Wirklichkeit in Augenschein zu nehmen sich täuschenden Illusionen hingegenen hatte. — Eine solche geistige Richtung konnte allerdings nicht verfehlen die Lust zur Erlernung der Kabbala zu steigern und die Empfänglichkeit für die Lehrlätze der geheimen Wissenschaft aufs beste vorzubereiten, da ja diese, wie bereits Kapitel IX. nachgewiesen worden, in Regionen sich bewegt, wo dem nach sicherer, klarer Erkenntniß ringenden Verstande aller Zugang abgesperrt, der kombinirenden Einbildungskraft Thür und Thor geöffnet ist.

Jonathan hatte die Geheimlehre gleichsam als väterliches Erbtheil empfangen, <sup>4)</sup> anregend wirkte auf ihn der Gedanke: „Urenkel desjenigen

<sup>1)</sup> Jaaroth Debosch I. p. 32 ff. — <sup>2)</sup> „Weit offen stand der Sinn der Altvordern gleich der breiten Pforte an der Tempelhalle, mit der Zeit ward er beschränkter und gleich der schmälern Thüre am innern Gemach des Heiligthums, heutzutage ist er gar zusammengekrumpft und so klein wie das enge Loch eines Nadelohrs“ (Talmud Erubin 53 a.) —

<sup>3)</sup> Schon der alte Spruch lautet: „Ich verehere Sokrates, ich verehere Plato, mehr als alle aber verehere ich die Wahrheit.“ — <sup>4)</sup> Möglich war die Geistesentwicklung Jonathans auf eine unserer obigen Angabe contrair entgegengesetzte Weise vor sich gegangen, vielleicht nämlich hatte er mit dem Studium der Kabbala früher als mit dem der realen Wissenschaft begonnen, bildete sonach erstere den eigentlichen Stamm, worauf letzteres nur als fremdes Reis aufgepfropft wurde, und war es demnach nichts als natürlich, daß die einmal in der jugendlichen Seele festgesetzte mythische Anschauungsweise darnach strebte, all den spätern Erkenntnissen ihr Gepräge aufzudrücken. Habe aber diese Entwicklungsphase welchen Gang immer genommen, das Ergebnis war jedenfalls dasselbe, daß nämlich die Kabbala der Gesammtmasse von Begriffen, die sein Geist sich eigen gemacht, als Grundfolie diente, welche seinem Gedankenkreise wie seiner Ideenverbindung eine eigenthümliche Färbung gegeben hatte.

Mannes — Nathan Spira's — zu sein, welcher in der genealogischen Kette der mit Isac Luria beginnenden Kabbalisten-Reihe das dritte Glied bildete,<sup>1)</sup> sonach die von dem genannten heiligen Manne ausgehenden Enthüllungen erhabener, wundervoller Geheimnisse noch von Ohrenzeugen, die selbe aus dem Munde des großen Meisters selbst vernommen, — sie daher auch in ungetrübter Reinheit und vollster Lauterkeit weiter tradirten, überkommen hatte.“ — Mußte er demnach sich nicht quasi moralisch verpflichtet fühlen den Fußstapfen seiner Väter zu folgen, seinen Geist in den dunklen Schacht kabbalistischer Mystik zu versenken, zumal auch seine angeborenen, intellektuellen Anlagen ihn hierfür inclinirt machten.

Jonathan umfaßte das Studium des Kistar mit nicht weniger Liebe als das des Rigleh, und erlangte, wie sich bei seinem unausgesetzten, mit beharrlicher Ausdauer verbundenen Fleiße, seiner alles überwältigenden Geisteskraft leicht voraussehen läßt, auch hierin eine vollständige Meisterschaft. Bald hatte er in die kabbalistische Literatur sich eingearbeitet, wußte den Sohar und die hinterlassenen Schriften Isac Lurias wörtlich auswendig,<sup>2)</sup> verfaßte auch mehrere, kabbalistische Themata behandelnde Werke.<sup>3)</sup> Er wandte sich der praktischen Kabbala ebenfalls zu, machte sogar Gebrauch hiervon, indem er bereits in Prag<sup>4)</sup> nachher auch in Meß sowohl an franke Personen als an die mit schweren Geburtswehen ringenden Frauen Kameoth vertheilte. Diese Handlungsweise wird nicht so sehr auffallen, wenn man bedenkt, daß er ja hierbei nichts mehr that, als viele andere Rabbinen seiner Zeit. Bei dem Allem stand Jonathan der vorherrschenden Richtung seiner Zeit nicht so weit nach, als es uns etwa von unserem heutigen Gesichtspunkte aus bedünken könnte. Noch waren Philosophie und Naturkunde nicht so populär geworden, noch hatten diese den hohen Grad der Vollkommenheit nicht erreicht wie heutigen Tages; noch spukte der Glaube an Dämonologie, übernatürliche Magie in gar vielen Köpfen, so daß der Rabi bei all seiner Wunderthätigkeit, doch noch immer als der Mann seines Zeitalters angesehen werden dürfte. Darum wir auch der Behauptung nicht Raum geben können, „als habe Jonathan die Richtigkeit des Amuletenwesens wohl eingesehen, wollte aber durch dieses eitle Blendwerk den Ruhm eines heiligen, die Geisterwelt beherrschenden Baal Schem's sich vindiziren.“ Dieß hieße nicht allein den frommen nie der Heuchelei sich hingebenden<sup>5)</sup> Mann zum argen Betrüger herabwürdigen, sondern auch seinen Bildungsgrad und den Geist des damaligen Zeitalters ganzlich verkennen. Jonathan war ein mit vielen Fähigkeiten und hervorragenden Talenten, mit Scharfsinn und erstaunlicher Produktionskraft

<sup>1)</sup> Borrede zu Krethi und Plethi. — <sup>2)</sup> Brief von Hartwig Bessely von Rabbi E. Klesles in *דבר אדבת* abgedruckt. — <sup>3)</sup> Kerem Chemed. III. p. 32 ff. u. das. p. 231 ff. — <sup>4)</sup> Beer, Geschichte der Sekten II. p. 306. — <sup>5)</sup> Luchot Ed. p. 7 a bezeugen die Mitglieder des prager Rabbinatskollegiums, deren Amtsgenosse Jonathan lange Zeit gewesen, von ihm: *הנפישם לפני לא יבוא* „die Heuchler waren ihm unaussprechlich.“

hochbegabter Geist, durchaus aber kein sich über seine Zeit, über alle von frühester Jugend an empfangenen Eindrücke sich emporschwingender, neue Bahnen sich brechender Genius, nichts weniger als ein aufgeklärter heldenkender Kopf, wie bereits oben ausführlich erörtert worden. Alle mit ihm zugleich lebenden Amtsgenossen, seine Freunde wie Feinde, darunter viele geistreiche, gelehrte Köpfe, verehrten die Geheimlehre als wahre, göttliche Erkenntniß, schrieben auch den Amuleten, wenn diese nur authentischen Ursprungs, unbedingte Heilkraft zu, und Jonathan allein, der noch dazu die Kabbala gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, sollte im Herzen anders denken? Einer solchen Ansicht können wir, als einer zu gewagten, aller psychologischen Begründung entbehrenden Hypothese, keineswegs beitreten.

Eben so wenig als des Betrugs vermögen wir Jonathan der Hineigung zum Sabbathianismus zu beschuldigen, da in seiner Lebens-, Denk- und Lehrweise keine einzige Spur dessen aufzufinden. Er lebte stets als strenger Rabbinist, unterzog sich mit äußerster, gewissenhaftester Genauigkeit allen selbst den kleinlichsten Vorschriften des Judenthums, und konnte ihm in dieser Beziehung nicht die geringste Fahrlässigkeit zu Last gelegt werden. War ja das Ziel all seines Strebens und Wirkens die jüdische Glaubenslehre nach außen hin zu vertheidigen, nach innen zu stärken und zu kräftigen? Hätte er als Anhänger Sabbathai Zwy's für die Aufrechthaltung und Befestigung des jüdischen Lehrbegriffes so wacker gekämpft und gerungen?

Ferner räumte Jonathan der geheimen Wissenschaft gegenüber der offenkundigen Lehre, dem „Mistar,“ als Gegensatz zum „Migleh“ nur den zweiten, untergeordneten Rang ein, nur Leckerem nicht Ersterem wurde seinerseits absolute Nothwendigkeit und allgemeine Verbindlichkeit zugeschrieben. Wollte jemand die Lehrsätze der Kabbala auf die Halacha anwenden, dadurch schwierige, in das Gebiet halachischer Erkenntniß eingreifende Fragen beantworten, wurde er von Jonathan mit folgenden Worten zurecht gewiesen: „Ich verlange keine solche, auf Kabbala basirte Lösung, lege auch darauf keinen Werth; denn auf kabbalistischen Umwegen kann man sich alles nach Belieben zustufen. Ich fordere eine aus der allgemein zugänglichen und recipirten Gotteslehre prinzipiell herzuleitende Beantwortung der vorliegenden Frage; man soll den Verstand anstrengen und in den Geist des offenkundigen, uns allein zur Richtschnur dienenden Gotteswortes einzudringen sich bemühen.“<sup>1)</sup> Trug er kabbalistische Ansichten vor und sah, daß seine Zuhörer nicht darauf eingehen wollten; so pflegte er zu sagen: „Wenn ihr auch dieses nicht glaubet, nicht für wahr halten möget, so hat es nichts auf sich; dergleichen Behauptungen und Angaben gehören nicht in die Klasse jener Grund- und Glaubenssätze, denen der Israelit als re-

<sup>1)</sup> Siehe den bereits citirten Brief des H. Wessely. —

ligiösen Wahrheiten, vollen, unbedingten Gehorsam in seinem Herzen verschaffen muß.“<sup>1)</sup> Würde er als Sabbathianer der Geheimlehre einen so untergeordneten Rang angewiesen haben? Sein eigentliches Lebenselement bildete nur die Beschäftigung mit der Halacha, die hierüber von ihm verfaßten Werke wollte er gerne der Nachwelt als Vermächtniß hinterlassen; seine kabbalistischen Arbeiten ebenfalls zu veröffentlichen, darnach zeigte er nie ein Gelüste. Muß dieses nicht als unumstößlicher Beweis dienen, daß sein Geist vom Sabbathianismus durchaus unberührt geblieben? Daß er dennoch, wie bereits oben (IV.) berichtet worden, den Verdacht sabbathianischer Härese auf sich zog, mochte von seinem mit verkappten Sabbathianern wie Nehemias Chajun und Consorten wahrscheinlich gepflogenen Verkehr herühren, die, als sie nachher entlarvt und Schriften der kesserischen Kabbala bei ihnen gefunden wurden, vorgaben, diese Schriften aus der Hand des kabbalistische Studien betreibenden Jonathan empfangen zu haben. Die Bekanntschaft mit solchen Menschen können wir ihm aber nicht verargen, da diese ja listig genug waren, ihre Absicht nicht so bald zu verrathen und viele andere hervorragende Rabbinen, als D. Oppenheim zu Prag, Salomo Meljon zu Amsterdam und Jechiel Michel, Verfasser des *מכלל ירי* zu hintergehen und für sich einzunehmen wußten.<sup>2)</sup> Kann aber auch Jonathan dafür verantwortlich gemacht werden, wenn schändliche Betrüger seinen Namen gemißbraucht und ihm eine Autorschaft, die durch nichts erwiesen werden konnte, aufgedrungen haben? Daß es mit zu den Verführungskünsten der von jener berüchtigten Sekte ausgesandten Emissäre gehörte, sich auf anerkannte Autoritäten zu berufen, selbe als Mitwiffer ihres Vorhabens auszugeben, wird in dem bereits erwähnten (IV.) Anno 1725 zu Prag proklamirten Bannfluche ausdrücklich gesagt;<sup>3)</sup> vielleicht wollte Jonathan, der bei Abfassung dieser Proclamation als erster Rabbinatsassessor die gewichtigste Stimme hatte, gerade durch diese Klausel sich selbst verwahren, und gegen derlei fälschlich ausgesprengten Gerüchte seine eigene Persönlichkeit schützen. — Eben so wenig, als diese impertinenten Kniffe, kann auch als Beweis gegen Jonathan der Umstand geltend gemacht werden: „daß die Oberhäupter der Frankisten nachher seinen Namen auf ihre Medaillen setzten, ihn somit zum Anhänger ihrer Partei stempelten;“ da ja alles dieses nicht unmittelbar von ihm ausgegangen. Daß

<sup>1)</sup> Siehe den bereits citirten Brief des H. Wessely. — <sup>2)</sup> Dr. Oppenheim sagt in seiner Approbation zu Meore Or: „Ich befaße mich nicht mit dem Studium der Geheimlehre.“ Demnach ist es unwahrscheinlich, daß das von ihm verfaßt „*דברי חיים*“, kabbalistischen Inhalts sein werde. — Gegen Salomo Melton trat auch Moses Chagis in seiner Streitschrift „*שבד פושעים*“ besonders auf. — Jechiel Michel war Rabbiner zu Berlin, nachdem er von den sabbathianischen Emissären bethört worden, soll er bald von seinem Irrthum abgekommen und als unablässiger Verfolger dieser Sekte aufgetreten sein. — <sup>3)</sup> Dasselbe heißt es: „in ihrer frechen Rede berufen sie sich auf anerkannte talmudische Autoritäten, als sünden diese mit ihnen in Verbindung.“

Jonathan selbst sich je durch irgend ein Faktum verfänglich gemacht, daß er je zu Gunsten der Sabbathianer die geringste Handlung verübt, ja nur ein einziges Wort gesprochen hätte, konnte durch glaubwürdige Zeugen nicht konstatiert werden. Hören wir im Gegentheil das unparteiische Zeugniß, das ein Schüler Jonathans in dieser Beziehung seinem Lehrer giebt, dieses lautet also: „Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen an, nie den leisesten Wink oder das geringste Anzeichen, das auf sabbathianische Kezerei hindeuten konnte, bei meinem Lehrer wahrgenommen zu haben. Denke aber niemand, ich sei arglos und ohne Verdacht, daher auch kein scharfsichtiger Beobachter gewesen, grade das Entgegengesetzte, ich schwöre es bei Gott, hat bei mir stattgefunden. Nur zu gut wußte ich, welchen Argwohn man gegen ihn hegt, gab mir daher alle mögliche Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, und forschte eifrig nur den geringsten Anhaltspunkt aufzufinden, der diesen Verdacht rechtfertigen konnte; aber, so wahr mir Gott helfen möge, ich vermochte nicht die mindeste Spur zu entdecken. Auch wurde ich von dem Rabbi mit dem größten Zutrauen beehrt und auß freundschaftlichste behandelt, so daß er mich in all seine Angelegenheiten einweichte, mir gar nichts weder das Wichtigste noch das Geringsügigste verheimlichte, hätte er sich also wohl doch einmal während der langen Zeit (er war 4½ Jahre sein Haus- und Tischgenosse), die ich um ihn war, durch irgend ein fallengelassenes Wörtchen, durch irgend eine Geberde verrathen müssen, wenn wirklich jener Verdacht begründet gewesen wäre? Eine derartige, so lange anhaltende Verstellung ist nicht denkbar. Ferner ist es dem Allwissenden bekannt, daß ich nie einen Menschen gesehen, der wegen der Tempelzerstörung mehr sich betrübt und getrauert hätte, als unser Rabbi. Besonders wenn die wegen des Falles Jerusalems eingeführten Trauertage kamen, <sup>1)</sup> schärfte ich noch mehr meine Aufmerksamkeit, nie aber kam mir etwas Zweideutiges an ihm vor Augen, grade umgekehrt wurde diese trübe Zeit in größter Zerknirschung von ihm begangen.“ <sup>2)</sup> Wir sehen aus

<sup>1)</sup> Daß Sabbathai befohlen, die Fast- in Festtage zu verwandeln, haben wir bereits oben erzählt. Seine Anhänger sollen nun nachher stets diesem Befehle genau nachgekommen sein, besonders den 9. Ab auf feierliche freudige Weise begangen haben, indessen konnte man auch dieses nicht klar erweisen, und habe ich aus dem Munde meines seligen Großonkels, Schwiegervaters des gewesenen mährischen Landrabbiners Rehemias Trebitsch sel. Andenkens, vernommen, daß er mit eigenen Augen gesehen, wie ein Anhänger dieser Sekte an dem zum 9. Ab gehörigen Vorabend, auf der Erde sitzend und eine Wachskerze in der Hand haltend, die Klageslieder Jeremias abgelesen. Eine andere Person lautet, sie hätten zwar den 9. Ab getrauert, aber in der darauf folgenden Nacht ein Festmahl gehalten (vergl. אהבה רב p. 10 a.) — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. 46 a.

diesem Berichte, daß der Referent nicht nur vom Glorienschein des Lehrers nicht befangen, im Gegentheil mißtrauisch gegen denselben gewesen, und jeden seiner Schritte scharf beobachtete, dazu auch die beste Gelegenheit hatte, wir können daher an der Wahrheit seiner Aussage um so weniger zweifeln.

Noch hat sich in neuerer Zeit, von intelligenter Seite her ein Vorwurf gegen Jonathan geltend gemacht: Man wollte ihm nemlich, als Talmudist zwar Unübertrefflichkeit zugestehen, aber als Kabbalist alle gründliche Kenntniß der Geheimlehre absprechen; man suchte ihn in letzterer Beziehung als bloßen Charlatan zu bezeichnen, beschuldigte ihn überhaupt der Eitelkeit, seine Vielwisserei gerne zur Schau zu tragen, wodurch er sich oft verleiten lassen mochte, mit Kenntnissen sich zu brüsten, von denen er höchstens hie und da einige Elemente aufgefangen, keineswegs aber klare Verständniß hatte.<sup>1)</sup> — Ueber die Bildungsstufe, Intelligenz und geistige Entwicklung Jonathans haben wir bereits Eingang dieses Kapitels unsere Meinung dargelegt, und findet es sich auch durch viele in seinen Werken befindliche Stellen bestätigt, daß bei manchen Materien, über die er sich aussprach, es ihm an Klarheit des Begriffes aus Mangel an gehöriger Anschauung gebrach, von prahlerischer Ruhmrederei hingegen haben wir nichts in seinen Äußerungen wahrgenommen,<sup>2)</sup> im Gegentheile war er ruhiger, gelassener und sehr bescheidener Natur.<sup>3)</sup> Daß er aber die Geheimlehre nicht gründlich erfaßt haben sollte, dieses anzunehmen können wir uns und zwar aus dem Grunde nicht entschließen, weil ja die anerkanntesten Kabbalisten seiner Zeit, deren Competenz in dieser Beziehung nicht bezweifelt werden kann, ihm in Erkenntniß und Ergründung der geheimen Wissenschaft grade die größte Meisterschaft zuerkennen, wie wir bereits oben zum Theile nachgewiesen,<sup>4)</sup> und im Verlauf dieser Skizze solches sich noch deutlicher herausstellen wird.

Run wollen wir, nach langer Unterbrechung, einmal wieder den abgerissenen Faden unserer Erzählung aufnehmen, und mit der Schilderung des bald eine Hauptrolle spielenden, furchtbarsten Antagonisten Jonathans unsere Fortsetzung beginnen.

<sup>1)</sup> Kerem Chemed II. p. 173. — <sup>2)</sup> Daß im Kerem Chemed aus Bene Ahuba angeführte Citat: „היצעתי הדבר לחכמי הרופאים והורו לדברי“ ist falsch, dasselbe heißt es bloß: „ואחכ היצעתי הדברים באקאדעמיי בפראג ואמרו כן דברה.“ —

<sup>3)</sup> Luchoth Ed. p. 46 b ff. — <sup>4)</sup> Kap. IV. Bericht Meir Hirschel's.

## XII.

### Jacob Emden.

Zur Zeit als Jonathan das Rabbinat der drei Gemeinden antrat, lebte zu Altona eine durch Kenntnißreichthum, besonders durch talmudische wie kabbalistische Gelehrsamkeit ausgezeichnete Persönlichkeit, Namens Jacob Israel Jabez Emden, erstgeborener Sohn des bereits mehrmals genannten Hirsch Nischenasi (Chacham Zebi), sonach Enkel des ebenfalls oben erwähnten Salomon Mireles, gewesenen Rabbiners der deutschen Gemeinden zu Altona und Hamburg.

Verheirathet mit der Tochter des Mordechai Kohn, <sup>1)</sup> Rabbiners zu Brody, wohnte er, so lange sein Schwiegervater lebte, im Hause desselben, zog nach dessen Tode nach Ungarisch-Brod in Mähren, wurde als Rabbiner nach Emden berufen, und fungirte daselbst fünf Jahre. Da aber dort weder ihm noch seiner Familie das Klima behagen wollte, begab er sich endlich nach Altona, dem Wohnsitz seiner Vorfahren, die hier das Infolatsrecht erworben hatten.

Er hatte da ein bedeutendes Vermögen mitgebracht, ein Haus angekauft, und vom dänischen Könige das Privilegium zu einer jüdischen Typographie erlangt, allwo er auch mehrere selbst verfaßte Werke abdruckte, die von vielseitiger Bildung zeigen. Der jüdische Gemeindevorstand behandelte ihn mit Ehrerbietung und legte ihm kein Hinderniß in den Weg, als er sich, ohne dessen Erlaubniß <sup>2)</sup> in seiner Wohnung eine eigene Synagoge errichtete.

Ungefähr 1731 war er nach Altona gekommen, als J. Katzenellenbogen noch am Leben und das Rabbinat der Tripel-Gemeinde verwaltete. Dieser bewies ihm zwar seiner Gelehrsamkeit wegen viele Achtung, zog ihn sogar hie und da bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe; jedoch kam es manchmal zwischen ihnen zu Reibungen, woran aber nur die Unverträglichkeit Jak. Emdens schuld war, <sup>3)</sup> da dieser nichts weniger, als ein ruhiger, friedliebender Mensch gewesen. Er war einer von jenen Charakteren, die zum Glück für die Menschheit nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen im Leben gehören, stets nur eine Ausnahme von der Regel bilden; die zwar mit hinreichender Geisteskraft begabt, den wissenschaftlichen Boden anzubauen, ihm manch ergiebiges Körnlein abzugewinnen verstehen, jedoch für die menschliche Gesellschaft zu wenig humane Urtheile besitzen, und in

<sup>1)</sup> Sohn des Rapphali Kohn, Verfassers komplotatorischer Novellen zu Tractat Berachath. Dieser ward 1704 als Rabbiner nach Frankfurt am Main berufen und zog 1711 nach Palästina (Zemach D. letzte Seite des 1. Theiles. — <sup>2)</sup> Luchath Ed. p. 18 a. —

<sup>3)</sup> Ibid.

welch praktischer Sphäre immer sich bewegend, nur jederzeit ein unheilvolles Wirken an den Tag legen; die aber eben um ihrer Seltenheit willen den Psychologen um so mehr interessiren, ihm als merkwürdiges Phänomen nur desto reichlichem Stoff zur Meditation darbieten.

J. Emden besaß viel Wissen, große Anlagen und Fähigkeiten, aber kein Gemüth, keine Liebe, und bei der vielseitigen Bildung seines Geistes war sein Herz, wenn auch nicht schlecht, doch verwildert, roh und ungeschlacht. Als Bürger im Gebiete der Erkenntniß mußte ihm jedermann Gewandtheit und Geschicklichkeit in Fülle zugestehen, jedoch als Mensch unter Menschen war sein Benehmen abstoßend und unausstehlich, nicht selten auch gemein und niedrig. Gewandter Stylist, scharfsichtiger Kritiker, selbstständig im Fällen eines Urtheils und vor keiner Autorität sich beugend, hatte er, ein wackerer Kämpfe für die Wahrheit, derselben manch guten, tüchtigen Dienst geleistet, schadete aber anderseits sich und andern durch seine Zanklust, Rechthaberei, Arroganz und Halsstarrigkeit. Für ein ruhiges, friedfertiges Stillleben fühlte er sich nicht geschaffen, erst im Kampfe ward ihm recht wohl, da erst entfaltete sich die ganze, nicht unerhebliche Kraft seines Geistes, darum schreckte er nie vor einem Streite zurück, berechnete nie dessen unselige Folgen; ließ daher nicht nur jeden ihm hingeworfenen Fehdehandschuh niemals unaufgehoben, sondern benutzte jede Gelegenheit, um sein Mütchen an irgend etwas zu fühlen, entweder an einer ihm unliebsamen Persönlichkeit, oder an einer wenn auch allgemein eingeführten doch ihm nicht anständigen Sitte, ihm nicht recht mundenden Gewohnheit. Höchst gallstüchtiger Natur hatte er für fremde Fehler recht gute Augen, wußte mit richtigem Blick die Mängel und Schwächen Anderer hervorzuheben und ausfindig zu machen, vergaß aber nur zu oft seine Makelhaftigkeit, und überschätzte, vom Eigendünkel bethört, seine Verdienste gewaltig. So stand dieser Mann da von Wenigen wohlgelitten, von Vielen gemieden; weil es, ob seiner Unbescheidenheit, Rücksichtslosigkeit, seinem jähzornigen aufbrausenden Gemüthe, schwer war sich seine Freundschaft zu erwerben und zu erhalten. Aber wehe! wenn man seine Feindschaft sich zugezogen hatte. In seinem Zorne schlug er wüthend los, in seinem Grimme kannte er keine Schonung, trat er alle Schranken der Humanität und Schicklichkeit nieder, um nur den Gegner bloßzustellen, bediente sich jeder Waffe, um nur den Widersacher niederzuschmettern. Dieses das Signalement J. Emdens, dessen naturgemäße Zeichnung die nun zu erzählenden Thatfachen beweisen werden.

Nach dem Tode des Jecheskel Ragenellenbogen aspirirte J. Emden auf das Rabbinat der drei Gemeinden, dachte auch, daß selbes ihm rechtmäßig gebühre, da ja sein Großvater wie sein Vater dieses Amt in Ehren bekleidet, viel Gutes in dieser Stellung gewirkt hatten; <sup>1)</sup> war aber zu stolz um

<sup>1)</sup> Siehe oben Kap. VIII. — Luch. Ed. p. 18 a. — Eduth Bejaakob.

öffentlich als Kompetent aufzutreten, würde auch wahrscheinlich nicht durchgedrungen sein. <sup>1)</sup> — Gegen Jonathan war er stets eingenommen, hatte von jeher eine Apathie gegen ihn, konspirirte natürlich gegen dessen Aufnahme, fand aber keinen Anklang <sup>2)</sup> und nicht allein daß er selbst präterirt worden, gelangte grade derjenige Mann an den Posten, den er am wenigsten dort haben wollte.

J. Emden dachte anfangs den neuen Rabbiner gänzlich zu ignoriren, um die Welt sich zu wenig kümmernd um Heuchler zu sein, machte er Jonathan bei dessen Ankunft nicht die übliche Aufwartung, beehrte ihn nicht einmal mit einem Besuche und war auch bei dessen Antrittsrede in der Synagoge nicht zugegen.

Jonathan, der entweder nichts Arges ahnte, oder als fluger, bescheidener Mann zuvorkommend sein wollte, ermangelte nicht dessen ungeachtet, J. Emden, die ihm als Gelehrten gebührende Ehrerbietung im vollsten Maße zu Theil werden zu lassen. — Es war und ist hie und da noch immer Sitte, daß ein neu angestellter Rabbi vor dem Beginn seiner ersten Draschah einen in hebräischer Sprache abgefaßten Prolog — nach rabbinischer Ausdrucksweise „Reschuß“ genannt — vorträgt, worin den hervorragenden Koryphäen der Gemeinde einige Anerkennung gezollt, selbe sogar namentlich erwähnt zu werden pflegen. — Jonathan beehrte nun in dem von ihm vorgetragenen „Reschuß“ auch J. Emden mit solch namentlicher Erwähnung, ertheilte seinem Verdienste gehörige Lobespendung, wodurch dieser sich geschmeichelt und veranlaßt fühlte, wollte er den Anstand nicht außgröblichste verletzen, aus seiner bisher gegen den Rabbiner beobachteten Passivität herauszutreten. Als dieser seine zweite Draschah abhielt, kam jener nach Beendigung derselben in die Synagoge, trat zu dem Rabbiner hin, bot ihm unter üblichem Bewillkommungsgruße die Rechte, präsentirte ihm auch Tags darauf eine Flasche Wein, als Zeichen huldigender Ehrenbezeugung. <sup>3)</sup>

Jonathan entwickelte alsbald hier wie früher zu Mez eine außerordentliche Berufsthätigkeit, erfüllte besonders sein Lehramt mit ungemeinem Eifer. Er durchwachte ganze Nächte im Kreise seiner Schüler in der Gotteslehre forschend und hierzu anregend. In der Regel wurde die Nacht zwischen dem Donnerstage und Freitage unter unablässigen Studien verbracht, da wurde dem Schläfe Trost geboten, der süßen Ruhe entsagt, und der Geist durch Behandlung halachischer Themata wach erhalten. Einmal in einer strengen Winternacht, als wieder eine solche heilige Vigilie gefeiert wurde, traf es sich, daß Jonathan das Lehrzimmer verließ und lange zu den harrenden Schülern nicht zurückkehrte. Diese darüber höchst erstaunt, wußten das Ausbleiben des Lehrers nicht zu deuten, und beschloßen ihn aufzu-

<sup>1)</sup> Siehe oben Kap. VIII. — Luch. Ed. ibid. — Eduth Bejaakob. — <sup>2)</sup> ibid. —

<sup>3)</sup> Eduth Bejaakob und שברי לזרות דארן.

suchen. Aus großer Scheu und Ehrfurcht vor dem Rabbi wagte es aber niemand diesem nachzugehen, man wartete wieder eine geraume Zeit, aber vergebens. Nun wurden durchs Loos zwei der Jünger auswählt, den Aufenthalt des Rabbi ausfindig zu machen. Diese gingen nun zuerst in den an der Wohnung anstoßenden kleinen Garten, und fanden da den Meister in einer Ecke zusammengekauert, ganz von Schnee bedeckt. Leise traten sie näher und berührten ihn sanft mit der Hand. Bei dieser Berührung sprang der Rabbi auf und rief im freudig überraschten Tone: „Nein, nein, der Rambam <sup>1)</sup> hat denn doch Recht!“ Er war nemlich in Gedanken versunken über eine im Maimandischen Codez befindliche schwierige Stelle in den Garten gegangen, hatte durch den seinen Geist in Anspruch nehmenden Gegenstand Wind, Kälte und rauhes Wetter vergessen, und saß da von der sein Inneres durchdringenden Gluth, die Werke des großen Maimon richtig zu erfassen, reichlich erwärmt. Das Gesuchte war gefunden und der die Welt um sich her vergessende Rabbi machte durch obigen Ausruf seinem vor Freude überfließenden Herzen Luft. Nun von den Jüngern auf den Ort, wo sie sich befanden, aufmerksam gemacht, kehrte man natürlich in die warme Studierstube zurück. <sup>2)</sup>

So ganz seinem Berufe lebend erwarb er sich allgemeine Hochachtung, und J. Emden selbst mußte eingestehen, „Jonathan ersetze nicht nur vollständig den Verlust des frühern Rabbiners, sondern erfülle noch mit größerer Pünktlichkeit und Genauigkeit alle seine Berufspflichten und sei besonders seine Wirksamkeit für Verbreitung der Gotteslehre sehr ersprießlich und heilbringend“. <sup>3)</sup> Trozdem hatte sich aber die eigentliche im Herzen getragene Gesinnung J. Emdens gegen Jonathan nicht im mindesten geändert, vielleicht schärfte sogar die mit jedem Tage mehr sich kundgebende Größe des letztern den Reid des erstern, welche Empfindung, eben weil sie von außen nach innen zurückgedrängt werden mußte an intensiver Stärke noch zunehmen mochte.

Jonathan bestrebte sich Jacob einen Beweis wahrer Freundschaft zu geben und ihm einen großen Dienst zu leisten, wurde aber von diesem, da er seine Einwilligung geben sollte, zwar auf höfliche Weise, aber denn doch zurückgewiesen. Emden hatte einige recht nützliche Schriften verfaßt, worunter sein aus drei Theilen bestehendes Gebetbuch — wozu im Jahre 1768 noch ein vierter kam — sich besonders auszeichnete. Als Jonathan dieses zu Gesichte bekommen und davon Einsicht genommen hatte, erklärte er es für sehr zweckmäßig und vortrefflich, war auch Willens einen Aufruf an die seiner religiösen Leitung unterstehenden Gemeinden ergehen zu lassen, daß jedes Mitglied derselben sich ein Exemplar dieses Sidur (Gebetbuches)

<sup>1)</sup> i. e. Rabbi Moses ben Maimon. — <sup>2)</sup> Wir erinnern uns, diese von Hrn. G. Mendelssohn aus Hamburg mitgetheilte Anekdote im Orient gelesen zu haben, ohne Jahrgang und Nummer mehr angeben zu können. — <sup>3)</sup> Eduth Bejaakob.

anschaffen möge. Es wäre damit eine doppelte gute Absicht erreicht worden; einmal hätte ein gutes, lehrreiches Werk verdiente, allgemeine Verbreitung gefunden, dann würde natürlich auch der Verfasser daraus bedeutenden pekuniären Nutzen gezogen haben, der auch dieses Gewinnes nur zu sehr bedurfte, da sein bedeutendes Vermögen, das er nach Altona gebracht, durch unglückliche Konjunktoren sehr abgenommen hatte. Jonathan ließ bei Emden anfragen, um über das, was er Ersprießliches für ihn im Sinne hatte, seine Zustimmung einzuholen. Trotzdem Letzterer durch die Verwendung des Rabbiners auf ehrenhafte Weise eine namhafte Summe erworben haben würde, konnte oder wollte er seinen Stolz nicht so leicht überwinden, um von dem seitens der drei Gemeinden ihm vorgezogenen und begünstigten Rivalen einen so bedeutenden Liebesdienst anzunehmen. Er ließ dem gefälligen Jonathan eine freundliche, jedoch ablehnende Antwort zukommen, deren Inhalt: „er danke für die gute Meinung des Rabbiners, sei aber keineswegs gesinnt, seine Geistesprodukte jemanden auf welche Weise immer aufzudringen; er habe bei deren Abfassung nur daran gedacht, durch Verbreitung guter Ansichten, womit der Allgütige seinen Sinn erleuchtet, seinen Brüdern, der israelitischen Gesamtheit nützlich zu sein, lukrativen Vortheil für sich daraus zu schöpfen, sei ihm nie in den Sinn gekommen, darnach trage er auch durchaus kein Verlangen.“<sup>1)</sup>

So sehen wir in Emdens Seele noch immer den gefährlichen Groll nicht erstickt, im Gegentheil lebendig glimmen, und nur des kleinsten Zündfunken bedürftig, um zur lichtlohen schrecklichen Flamme emporzulodern. — Seine anfänglich gehegte Absicht, sich unter einer, stille Verachtung gegen Jonathan in sich bergenden Zurückgezogenheit zu verschanzten, ward durch das zuvorkommend freundliche Benehmen des Letztern vereitelt, er aus seiner misanthropisch stolzen Abgeschlossenheit herausgedrängt und zu einer Pazifikation genöthigt worden. Diese aber war nur scheinbar; trug keineswegs den Charakter eines wahren herzlich gemeinten, andauernden Friedens, gleich vielmehr einem bloßen Waffenstillstande, bei welchem der Feind, anstatt seine Gesinnung zu ändern, nur arglistig auf eine günstige Gelegenheit lauert, um wieder die Waffen zu ergreifen und kampferüstet aufzutreten. Emden brauchte auch nicht gar lange zu warten, nur zu bald bot sich ihm ein Mittel zum Angriffe dar, welches er durchaus nicht verschmähte, im Gegentheile sichs sehr angelegen sein ließ, selbes auf alle mögliche Weise auszubeuten, und Jonathan einen schlimmen Prozeß auf den Hals zu werfen.

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob. —

## XIII.

## Der Kampf beginnt.

Trotzdem daß Jonathan sich seinem Berufe völlig gewachsen zeigte, er auch all seinen Amtspflichten vollkommen Genüge leistete, und in dieser Beziehung niemand gegen ihn etwas einzuwenden vermochte, fehlte es doch an Gegnern nicht, die dem neuen Rabbiner feindlich gesinnt waren. Diese bestanden theils aus jenen Gemeindegliedern, welche schon früher gegen ihn präoffupirt, einen andern an seine Stelle gewünscht hatten; theils gehörten sie zu jenem Menschenschlage, der gerne Zwist und Hader ansacht, und sich nie mit dem faktisch Bestehenden zufrieden geben will. — Noch standen die Opponenten zwar vereinzelt, die geringste Veranlassung konnte sie aber leicht zusammenschaaren, aus ihnen alsdann, wenn auch eine minderzählige, doch immer kompakte Gegenparthei bilden, was in Wirklichkeit auch geschah, und des Unheils nicht wenig erzeugte.

Zur Zeit, als Jonathan das Rabbinat der drei Gemeinden antrat, grassirten daselbst verschiedene Krankheiten, die besonders unter den Wöchnerinnen sich ihre Opfer wählten, bei welchen der Verlauf des Uebels ein sehr rascher und schnell endender war, so daß unter den schwangern Frauen eine allgemeine Muthlosigkeit, eine gänzliche Niedergeschlagenheit und Todesangst herrschte. Hatte nun Jonathan sowohl zu Prag als zu Mez kabbalistische Amulette vertheilt; so machte er auch an seinem jetzigen Bestimmungsorte von dieser *materia medica* Gebrauch; indem er sowohl an eine in interessanten Umständen befindliche, mit peinigendem Schrecken ihrer Niederkunft entgegensehende Frau, die Tochter eines angesehenen Mannes, als auch an einen mittellosen, von schwerem, hitzigen Fieber heimgesuchten Menschen eine Kamea gegeben. Erstere genas glücklich eines gesunden Kindes; letzterer hingegen, der das Schutzblättchen auf den Leib gelegt hatte, die Fiebergluth dadurch zu mildern, konnte solches bei den häufigen heftigen Anfällen, denen er ausgesetzt war, nicht gehörig in Acht nehmen, das Zettelchen ward bald abgenutzt und ging verloren. Ein schurkischer, feiler Söldling der Feinde Jonathans benutzte diesen Umstand, schrieb auf einen Pergamentstreifen einige Schemoth und Wörter, denen leicht ein verdächtiger auf „Sabbathai Zwy“ deutender Sinn untergelegt werden konnte; sagte „daß dieses das vom Rabbiner jenem Manne übergebene Amulet sei, letzterer habe es ihm eigenhändig überliefert“, und legte es Jacob Emden zur Beurtheilung vor. Dieser erklärte sogleich den Schreiber dieser Kamea als der sabbathianischen Härese verfallen, machte auch kein Hehl daraus, daß er den Rabbiner für den Verfasser derselben halte, bemächtigte sich sogar des

Schutzblättchens, um es als corpus delicti wohl in Händen zu behalten.<sup>1)</sup> Nun hatten die Gegner Jonathans das Lösungswort und in Emden sogar ein sie eifrig vertretendes Oberhaupt gefunden. Zwar gab sich dieser den Anschein, als wollte er sich durchaus in die Sache nicht einmischen, und sich lieber ferne halten; aber selbst der hierfür seinerseits angegebene Grund zeigt, wie sehr er sich innerlich schon auf diesen Streit freuete, und wie sein schadenfrohes Gemüth bei dem Gedanken aufjauchzte, nun einen festen Anhaltspunkt ermittelt zu haben, um den lang ersehnten Kampf gegen die ihm tief in die Seele verhaßte Persönlichkeit endlich einmal energisch und offen beginnen zu können. Er sagte nämlich nicht, daß eine derartige Anklage gegen Jonathan, der einmal den drei Gemeinden als religiöses Oberhaupt vorstehe, nicht nur eine gewaltige Zersplitterung unter den Gemeindegliedern, sondern auch einen großen Skandal von unermesslicher Tragweite herbeiführen würde — eine solche tolerante Gesinnung fand in dem von neidischem Rachegelüste stürmisch bewegten Gemüthe Emdens keinen Raum. Nur darum schlug er es einstweilen aus gegen Jonathan öffentlich aufzutreten, weil dieser momentan ein Günstling des blinden Glückes sei, einem solchen solle man, so lange sein Stern im Zenith, sich nicht feindlich entgegenstellen;<sup>2)</sup> ferner habe letzterer noch einen zu starken Anhang, wodurch ein Kampf mit ihm ein zu großes Wagniß, wobei die Gegenparthei auf keinen siegreichen Erfolg hoffen könnte. Diese Antwort Emdens, wodurch das Verdammungsurtheil über den Rabbiner unverhohlen ausgesprochen war, mußte natürlich die Gegner des letztern desto mehr aufmuntern, welche auch nicht verfehlten das giftige Geschoß des bösen Leumundes gegen Jonathan nach allen Seiten hin spielen zu lassen, und ihn „als Anhänger des verruchten Sabbathianismus“ allenthalben zu verschreien. Sobald dieser hiervon Kunde erhalten, zugleich auch die feindselige Aeußerung Emdens erfahren hatte, suchte er als friedfertiger Mann vor Allem diesen gefährlichen Parteiführer zu besänftigen, schickte zu diesem Ende den Dheim seiner Gattin als Vermittler an denselben, ihn persönlich über den eigentlichen Sachverhalt zu befragen. Emden rückte nicht sogleich mit der Sprache heraus, heuchelte Freundschaft für den Rabbiner, indem er versicherte, daß dieser ihn gar nicht zu fürchten habe; er wünsche diesen Streit nicht, werde sich auch gar nicht drein mischen. Jonathan ließ sich aber nicht so leicht täuschen, schickte abermals vorgebachten Verwandten seiner Frau, Namens Josef Kohn, an Emden, und zwar diesmal mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er letztern in klugem, gemessenem und freundlichem Tone um eine schriftliche Bestätigung seiner früher gegebenen mündlichen Versicherung

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob und Luch. Ed. Berrede. — <sup>2)</sup> Berachoth 7. b. — Diese Talmudstelle, worauf Emden anspielt, handelt von einem gottlosen Menschen; er sprach also von Jonathan, als von einem gottvergessenen Bösewichte, und will trotzdem uns weiß machen, er habe nichts Arges im Schilde geführt.

anspricht, um jene, die in dessen Namen die böshafteſten Gerüchte wider ihn, den Schreiber dieſes, ausgeſprengt, der Lüge zeihen zu können. Nun ſah Emden, daß er eigentlich erkannt ſei; er nahm daher die Larve ab und zeigte ſich in ſeiner wahren Geſtalt. „Was,“ ſprach er, „wenn ich ſage, daß der Rabbiner mich nicht zu fürchten habe; ſo meinte ich damit bloß, daß ich mich um die Sache nicht kümmern werde, weil ſie mich ad personam nichts angeht, ich daher weder Ankläger noch Richter in dieſer Affaire ſein möchte; glaube er ja aber keineswegs, daß ich ihn für unſchuldig halte. Ich habe das Amulet geſehen und der Schandſtich darin iſt nicht zu verkennen; es iſt daher ſeine Pflicht ſich zu reinigen, und zwar dadurch, daß er mich eines beſſern belehrt, mir haarklein meinen Irrthum in Auffaſſung jener Kamea beweist, ſelbe genügend erklärt, deren Reinheit und Heiligkeit außer Zweifel ſetzt; inſolange aber dieſes nicht geſchehen, kann ich den argen Verdacht gegen ihn aus meinem Herzen nicht tilgen, und ſollte ich ſeitens des Gemeindevorſtandes zu ſprechen aufgefordert werden: ſo muß ich allerdings der Ueberzeugung meines Herzens folgen.“<sup>1)</sup> Zweifelsohne benachrichtigte der vermeintliche Friedensbote Jonathans dieſen von der Vergeblichkeit ſeiner Bemühung, und daß ſeitens Emdens an keine Vermittlung zu denken ſei, wodurch natürlicherweiſe von dieſer Stunde an aller Verkehr zwiſchen Jonathan und Emden abgebrochen war.

Mittlerweile war die Amuletenfäſchung an den Tag gekommen, indem jener ſieberfranke Mann, der das Amulet aus den Händen des Rabbiners empfangen, in der Synagoge im Beiſein der drei beeideten Gemeindevorſtände, die heilige Geſezrolle in der Hand haltend, einen feierlichen Schwur abgelegt, daß das wahre ächte Amulet verloren gegangen, er auch nie ſolches jemanden übergeben hätte.<sup>2)</sup> Der Gemeindevorſtand, auf deſſen Veranlaſſung dieſes geſchehen war, erlangte von der Unſchuld des Rabbiners hierdurch die völlige Ueberzeugung, ſah ſich auch verpflichtet, zum Schutze deſſelben alles Mögliche aufzubieten, ging aber hierbei beſonnen und bedächtigt zu Werke, und wollte zuvor mit Emden in friedlicher Weiſe verhandeln, ihn zur Einſicht ſeines falſchen Verdachtes zu bewegen, indem wahrſcheinlich die Gegenparthei ſich auf dieſen berief und nur auf ſein Wort hören, ſeinem Ausſpruche nur ſich fügen wollte. Die Vorſteher der drei Gemeinden wählten daher aus ihrer Mitte einen Ausſchuß, dem ſie die Sache zur Austragung übergaben. Die Gewählten beraumten zu dieſem Zwecke eine Sitzung im Gemeindegauſe an, wozu auch Emden vorgeladen und vom Gemeindediener mit einem Wagen abgeholt wurde. Dieſer erſchien, ward auf ehrerbietige Weiſe empfangen, und begann nun wieder eine unſchuldige Miene anzunehmen und zu bitten, man möchte ihn doch nicht mit Gewalt in dieſe Sache verwickeln. Die verſammelten Männer erklärten ihm, daß dieſes nicht möglich ſei, im Gegentheile ſtellte man ihm vor, wäre es ſeine

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob. — <sup>2)</sup> Luchath Ed. Dieſen Umſtand verſchweigt Emden. —

Pflicht, das über den Rabbiner ausgesprochene Verdammungsurtheil zu widerrufen, da ja dieser nicht der Verfasser des berüchtigten Amulets sei, ferner wäre dieser Zwiespalt höchst unerquicklich und dürfte keinesfalls der jüdischen Gesamtheit zur Ehre gereichen. Emden wollte aber durchaus nicht nachgeben, behauptete steif und fest, daß kein anderer als Jonathan die Kamea verfaßt, er daher gehalten sei, sich durch eine deutliche, allen Anstand beseitigende Erklärung jener anstößigen Formel zu rechtfertigen. Die Verhandlung dauerte lange, führte aber zu keiner beiderseitigen Verständigung, so daß dieselbe auf den nächsten Donnerstag vertagt werden mußte. Am Mittwoch Abend erschien auch der Gemeindediener bei Emden, ihm die Einladung zu der am morgenden Tage stattfindenden Gemeindeberatung zu überbringen. Kaum hatte dieser sich entfernt, als ein sonstiger Freund Emdens bei diesem eintrat, ihn im Namen eines gewissen Moses verwarnte, ja kein böses Wort mehr wider den Rabbiner verlauten zu lassen; sollte er, Emden nämlich, dieses noch einmal wagen, so werde jener Moses über ihn herkommen und sich thätlich an ihm vergreifen, wo er sodann auch selbst seines Lebens nicht sicher sein dürfte. Diesen an und für sich unbedeutenden Vorfall benutzte Emden, um wiederum sein Müthchen zu kühlen. Unter dem Vorwande, sich selbst zu rechtfertigen, trat er des andern Morgens in seine Haus-synagoge nach Verlesung der heil. Sch. vor die heilige Lade und sprach viel Unglimpflich gegen Jonathan, wahrscheinlich auch gegen den Gemeindevorstand.<sup>1)</sup> Ob dieser Persidie wurde Letzterer außerordentlich erbittert, ließ sogleich die an Emden ergangene Einladung zur Gemeindefitzung wieder abfagen, und beschloß, diesen unbeugsamen, halbstarrigen Unruhbestifter geziemend zu bestrafen, ihn gewaltsamerweise zum Schweigen zu bringen.

Den darauf folgenden Freitag, den 11. Schebat 5511 (i. e. 6. Febr. 1751)<sup>2)</sup> wurde in der großen Synagoge zu Altona i. i. Namen des Gemeindevorstandes über Jacob Emden die Acht ausgesprochen, und jedermann, der von nun an in dessen Haus-synagoge zum Gebete sich einfänden werde, mit dem Banne bedroht. Letzterer hiervon sogleich in Kenntniß gesetzt, nahm keinen Anstand, die Acht auf das Haupt des Vorstandes zurückzuschleudern, und jeder, der in der Zukunft sein Gebet in Vereinigung mit dem Rabbiner in dessen Behausung verrichten werde, in den Bann zu legen,<sup>3)</sup> worüber die Vorsteher noch mehr in Zorn geriethen und einen Abgesandten an Emden abfertigten, in dessen Hand derselbe die berüchtigte Kamea auszuliefern hätte, unter einem ihm auch verboten ließen, ohne ihren Willen über diesen Gegenstand Briefe in die Ferne zu versenden. Emden war nicht

<sup>1)</sup> Nur nach dieser Auffassung läßt sich das Benehmen des Gemeindevorstandes gehörig erklären, und handelte dieser, wie es charaktervollen Männern geziemt, vgl. auch den Brief des Vorstandes an den Rabbiner zu Amsterdam (Luch. Ed. 17 b.) — <sup>2)</sup> Eduth Bejaakob p. 30 muß es im Datum statt „שבת“ heißen: „א“ו.“ — <sup>3)</sup> Luch. Ed. p. 18 a.

so leicht einzuschüchtern, er richtete zwar ein ergebened Bittschreiben an den Vorstand, ohne aber demselben im mindesten sich fügen zu wollen, und setzte nachher, als man ihm den Gemeindecbeschuß, er möchte seinen bisherigen Wohnort verlassen und von Altona wegziehen, bekannt machte, all diesem nur eisernen Troß entgegen, indem er nun ohne alle Scheu und Rücksicht die ärgsten Schmähreden gegen Jonathan austieß.

Nun hatte der Haß gegen den Vortgenannten in der Seele Emdens den höchsten Gipfelpunkt erreicht, nun hatte diese tödtliche Giftpflanze zur vollsten Reife sich entwickelt, deren Früchte unberechenbares Unheil und Verderben bereiteten. Keineswegs kann aber der Haß eines „Jacob Emden“ mit dem anderer Menschenkinder verglichen werden; das feindselige Gefühl gewöhnlicher Naturen ist viel zu klein und zu geringfügig, um hier als Maßstab dienen zu können; — ein Pygmäenleib gegen die Gestalt eines Riesen! Emden haßte Jonathan nicht nur mit ganzem Herzen und ganzer Seele, sondern mit dem vollen Gehalte seines äußern wie innern Wesens. Jeder Blutstropfen, der in seinen Adern kreiste, jede Faser, jeder Zoll an ihm athmete glühenden Haß gegen Jonathan; er haßte nicht nur diesen allein, sondern alles, was zu ihm gehörte, was in der entferntesten Berührung mit demselben stand; er haßte die Welt, weil Jonathan darin lebte. Diesen zu schmähen, zu beschimpfen, mit Roth zu bewerfen, war die Aufgabe seines Lebens geworden, darin concentrirten sich von nun an all seine Gefühle und Empfindungen. Jonathan Schmerz und Wehe zu bereiten, war seine Wonne; ihn vom Rabbinate zu stürzen, das größte Glück, das er verlangen, der süßeste Genuß, den er sich nur wünschen konnte; um diesen Gedanken zu realisiren, würde er ein Königreich hingegeben haben. Das Bild des seiner Würde entsetzten Jonathan schwebte ihm unaufhörlich vor der Seele; um aber diesem Phantasiegebilde leibliches Leben zu verschaffen, um es zur Wirklichkeit zu gestalten, dazu fühlte er sich allein wohl zu schwach und zu ohnmächtig. Nichtsdestoweniger gab er diesen Gedanken auf, er entwarf im Gegentheil einen sichern Plan, um sein vorgestecktes Ziel zu erreichen, fand auch bald die Mittel, die ihm zur Vollführung desselben behilflich sein sollten. Er organisirte sich nämlich zu seinem Beistande eine gut geschulte, treffliche Kriegerschaar, die mit ihm zum Kampfe ausziehen sollte, ersah sich aber vor allem drei tüchtige Heeresführer, wandte sich nämlich zuerst an drei hervorragende rabbinische Autoritäten, die ihm aus frühern Tagen als Feinde Jonathan's bekannt waren, und die wir nun auch der Reihe nach kennen lernen wollen.

## XVI.

### Jonathans Hauptgegner.

Jonathan leuchtete am rabbinischen Himmel als Stern erster Größe, dessen hellglänzendes Licht die Einen überstrahlte und in Schatten stellte, mit den Andern von nicht minder intensiver Leuchtkraft wenigstens ihr sonst ausschließliches Privilegium auf alleinige Bewunderung zu theilen sich erlaubte, indem er solches auch für sich in Anspruch nehmen durfte; sonach konnte es ihm, von jenen beneidet, von diesen scheel angesehen, an Gegnern und Feinden keineswegs fehlen. In der von uns hier zu schildernden Fehde ragten drei derselben besonders hervor, die sowohl ihrer ausgezeichneten Kenntnisse als der bedeutenden Stellung wegen, die sie in der rabbinischen Welt einnahmen, alle Gesinnungsgegnern, bezüglich Jonathans, unter ihrer Regide sammelten, in dem gegen diesen geführten Kampf den Ton angaben, alle hierzu nöthigen Schritte einleiteten und auf die Wahlstätte allen andern voranzogen; wir wollen dieselben jetzt dem geehrten Leser namentlich, und zwar ihrem Range nach gehörig geordnet, vorführen.

a. Jacob Josua aus Krakau, einer der eminentesten Heroen der rabbinischen Literatur, zuerst Kreisrabbiner zu Lemberg (1722), dann Landrabbiner zu Berlin,<sup>1)</sup> ging 1733 nach Meß, von da 1741 nach Frankfurt am Main, allwo er 1756 starb.<sup>2)</sup> Er verfaßte das hochgefeierte Werk „פני יהושע“ — Discussionen und Kommentationen zu verschiedenen talmudischen Tractaten —; ferner einen weitläufigen Commentar zum Pentateuch, der aber unvollendet geblieben.<sup>3)</sup>

Dieser Mann scheint nicht viele Weltklugheit besessen, und seine wenn auch nicht geringe Gelehrsamkeit doch mehr aus todtten Büchern als aus der lebendigen Erfahrung geschöpft zu haben, indem er selbst da, wo er seinen Rabbinatsstiz hatte, sich nicht der allgemeinen Sympathie erfreuen konnte und viele der bedeutendsten Notabilitäten der Gemeinde zu Frankfurt mit ihm zerfallen waren.<sup>4)</sup> Auch war grade um diese Zeit ein bedeutender

<sup>1)</sup> In der zu Berlin 1733 von Jacob Josua ertheilten Approbation zu חידושי חזונה פה ק"ק ברלין והמדינה, unterschreibt er sich zwar: „ומצ"ס לנליל לרוב“; allein aus Thorath Hak. p. 34 a ist deutlich zu ersehen, daß er bereits 1722 Kreisrabbiner zu Lemberg gewesen. Vielleicht wollte er 1733 wieder dahin zurückkehren, folgte indessen einem andern, aus Meß erhaltenen Rufe. Die Angabe des Hrn. Dr. Letteris in der zum Wertheimerischen Kalender vom heurigen Jahre gelieferten Biographie Kavoports: Que Jeshosua wäre Rabbiner zu Prag gewesen, ist unrichtig, und wissen wir nicht, aus welcher Quelle der gedachte Gelehrte diese Notiz geschöpft. —

<sup>2)</sup> Zem. Dav. p. 38 b. — <sup>3)</sup> Ibid. — <sup>4)</sup> Eduth Bejaakob.

Zwiespalt daselbst ausgebrochen, so daß Jonathan, auf seinem Zuge von Metz nach Altona, in der Absicht Frankfurt passirte, um als Friedensstifter beide Parteien mit einander zu vergleichen und auszusöhnen, welches ihm aber nicht gelungen sein soll.<sup>1)</sup> Allenfalls läßt sich daraus schließen, daß Jacob Josua nicht gerade reich an Welt- und Menschenkenntniß gewesen, wo hingegen Jonathan das praktische Leben mit all seinen Schattirungen und mannigfachen Variationen genau kapirte, und selbst in die schwierigsten, verwickeltesten Verhältnisse sich einzufinden verstand. Sonach mochten diese beiden Männer sich nie zu einander hingezogen fühlen, und da Jacob Josua der Vorgänger Jonathan's in der jüdischen Hauptgemeinde zu Elfaß gewesen, so dürfte ersterer sich gerade nicht am angenehmsten dadurch berührt gefühlt haben, seinen Abgang von dort durch Lektorn nur zu gut ersetzt zu sehen. Dieses war wahrscheinlich auch der Grund, warum jener mit diesem seinen Nachfolger, sogleich nach dessen Amtsantritte zu Metz, in eine offene Fehde sich einließ. Es kam ihm nämlich das vage unbegründete Gerücht zu Ohren: „Jonathan lege an Halbfeiertagen keine Tephillin an,“<sup>2)</sup> und Jacob Josua verfehlte nicht, diese ihm unliebsame Persönlichkeit hierüber vor aller Welt anzuklagen und allenthalben anzuschwärzen. Diese Jonathan hiermit zu Last gelegte Gesetzeswidrigkeit war aber durchaus nicht als solche anzusehen, indem mehrere Gesetzeslehrer das Gebot der Tephillin auch für die Halbfeiertage abrogiren, zudem erwies sich obiges gegen Jonathan ausgesprengte Gerücht als grundfalsch; somit hatte Jacob Josua mit seiner Anklage eigentlich nur seine Idiosynkrasie gegen Lektorn an den Tag gelegt, und sich dadurch bei den Redlichgesinnten nur blamirt.<sup>3)</sup>

Er ließ sich jetzt auch zum Kampfe gegen den längst Verhassten verleiten, führte ihn zwar mit Heftigkeit und größter Erbitterung; verrieth aber hierbei ebenfalls viel Characterschwäche und wenig Selbstständigkeit, indem er häufig andere für sich handeln ließ, nicht selten die ihm zur Approbation vorgelegten Documente, ohne deren Inhalt zu prüfen, blindlings unterzeichnete.<sup>4)</sup> Es brachte ihm aber dieser Streit eben so wenig Ehre als der frühere, sowohl das Rabbinatskollegium wie die Gemeinde zu Frankfurt waren hierüber höchst indignirt, letztere beauftragte sogar einen Rabbinatsassessor, den Oberrabbiner in ihrem Namen ein Mißtrauensvotum mündlich zu überbringen.<sup>5)</sup> Auch soll er — nach einem Schreiben des Nathan Gibenshüs<sup>6)</sup> — beim bald darauf erfolgten Tode seiner Ehegattin, sein Verfahren gegen Jonathan bereuet haben, welches aber von Emden<sup>7)</sup> in Abrede gestellt wird, und auch uns wurde eine diesem widersprechende Sage mitgetheilt. Dieselbe lautet also. Jacob Josua wurde in seinen letzten Lebenstagen blind und aussäsig, wodurch er natürlich viele körperliche Leiden auszustehen hatte. Des Augenlichtes beraubt, nahm er einen talmudkundigen Jünger zu sich

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. 6 b u. 19 a. — <sup>3)</sup> Kerem Chemed III. p. 38. —

<sup>4)</sup> Luchoth Ed. Borrhede §. 17. — <sup>5)</sup> Ibid. 9 a. — <sup>6)</sup> Ed. Bejaakob. — <sup>7)</sup> Ibid.

in's Haus, der ihm zur Fortsetzung seiner Studien aus den alten die talmudische Literatur umfassenden Folianten vorlesen mußte. Als einmal zur Nachtzeit dieser Famulus sich schlafend stellte, Jacob Josua sich daher unbewacht glaubte, öffnete dieser das Fenster und rief mit gen Himmel aufgehobenen Händen: „Herr der Welt! Warum liegt deine Hand so schwer auf mir? warum lassetst du mich so sehr deine strafende Macht fühlen? Habe ich vielleicht zu wenig gethan an diesem mit dem Unflath der Kezerei behafteten Jonathan?“ <sup>1)</sup>

b. Arieß Löw entstammte einer durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten polnischen Familie. Sein Urgroßvater Jacob war Rabbiner zu Lublin gewesen; sein Großvater „der weltberühmte Heschel“ <sup>2)</sup> bekleidete das Rabbinat und Schulrektorat zu Krakau (1663) und verfaßte mehrere geschätzte Commentare zu einigen talmudischen Tractaten, so wie rabbinische GA, in mehreren Sammlungen abgedruckt; sein Vater, Sohn des letztgenannten, ebenfalls Rabbiner zu Krakau, schrieb auch einige in  $\text{אשר} \text{אשר} \text{אשר}$  sich findende GA.

Er hatte die Tochter des Hirsch Aschenasi zur Ehegattin, war demnach ein Schwager Jacob Emdens und auch mit dem sub a genannten Jacob Josua verschwägert. <sup>3)</sup> Er hatte schon frühzeitig durch seine talmudische Kenntniß einen Namen in der rabbinischen Welt erlangt, <sup>4)</sup> lebte anfangs im Hause seines Schwiegervaters, kam nächher als Rabbiner nach Rzesow ( $\text{רזסו}$ ) und ward von da nach Amsterdam als religiöses Oberhaupt der dortigen deutschen Gemeinde berufen, erlangte somit den Posten, den einst sein Schwiegervater bekleidet hatte. <sup>5)</sup> Er war ungefähr gleichen Alters mit Jonathan, stand aber in der rabbinischen Gelehrten-Republic hinter diesem; war ihm auch von jeher sehr abgeneigt, konnte dieses feindselige Gefühl nicht verbergen, indem es seine Gewohnheit war, so oft ihm eine von Jonathan ausgehende, geistreiche Idee zu Ohren kam, derselben stets zu opponiren, alle Mühe und allen Zwang anzuwenden, um selbe nur wegzudisputiren. <sup>6)</sup>

Er nahm auch den Kampf mit diesem recht gerne auf, ging hierbei energisch, aber auch intriguant und schadenfroh zu Werke, <sup>7)</sup> schadete jedoch dadurch sich selbst am meisten. Er hatte nämlich auf das prager Rabbinat aspirirt, dieses auch, da er daselbst viele Freunde und Anverwandte zählte, bereits beinahe zugesichert bekommen, ließ sich daher auch schon „Rabbiner in spe von Prag“ betiteln. <sup>8)</sup> Durch sein Losschlagen auf Jonathan ward aber diese der Erfüllung schon so nahe Hoffnung vereitelt; der zu Prag noch immer große und gewichtige Anhang Jonathans suchte die auf Arieß Löw gefallene Wahl zu annulliren, und ob auch die Partei des Letztern gewaltig

<sup>1)</sup> Eine von mehreren Seiten vernommene Sage. — <sup>2)</sup> Zem. D. I. 33 a. — <sup>3)</sup> Arieß Löw und Jacob Josua reden einander  $\text{מורה ומורה}$  an. Letzterer wird von Beer, dem Jost gefolgt ist, fälschlich Josua Heschel genannt, dieses war der Großvater Arieß Löw's. — <sup>4)</sup>  $\text{אשר הכם צברי}$  Nr. 76. — <sup>5)</sup> Luch. Ed. p. 9 b. — <sup>6)</sup> Ibid. — <sup>7)</sup> Ibid. p. 17 b. — <sup>8)</sup>  $\text{מבשרתו פרוכה}$

opponirte, blieb selbe doch in Minorität. Die Verehrer Jonathans drangen durch, und Arieh Löw erhielt die erwartete schriftliche Aufnahme nicht.<sup>1)</sup> Er starb bald darauf und hinterließ zwei Söhne, von welchem der eine Saul ebenfalls den Rabbinateßiß zu Amsterdam einnahm,<sup>2)</sup> der andere Hirsch — vulgo Hirschel Loebel genannt<sup>3)</sup> — früh Rabbiner zu London wurde, von da 1772 nach Berlin kam, allwo er 1800 mit Tode abging.<sup>4)</sup>

c. Samuel Helmann aus Krotoschn, Nachfolger Jonathans zu Mez, früher Rabbiner zu Mannheim, begann bereits 1750 gleich nach dem Abzuge Jonathans gegen denselben inäzheim zu operiren. Er soll ein Schüler des letztern gewesen sein, dessen ungeachtet behandelte er ihn mit größter Rücksichtslosigkeit.<sup>5)</sup> Eitel und aufgeblasen, pochte er gerne auf seinen Rang, ließ jeden gerne seine Würde fühlen, mochte darum auch der ruhmgekrönte Jonathan ihm ein Dorn im Auge sein, ergriff daher mit Hast die Gelegenheit, diesen zu verkleinern und niederzudrücken. Er hatte eine von demselben verfaßte Kamea aufgefangen, und da deren Inhalt ihm verdächtig vorkam, er aber von der Kabbala nichts verstand, schickte er solche an seinen Freund, den Landrabbiner von Münster, Samuel Essingen, einen autorisirten Kabbalisten, mit der Bitte: „ihm sobald als möglich ein entschiedenes Urtheil über dieses, von einem noch nicht anerkannten Meister der Geheimlehre ausgegebenes Amulet brieflich mitzutheilen. „Ihm selbst,“ heißt es in diesem Schreiben, „scheint der Sinn dieses Amulets sehr verdächtig, als habe deren Verfasser nicht der heiligen Schemoth sich bedient, sondern aus unlauterer, verrückter Quelle geschöpft; indeß sei er, der kabbalistischen Wissenschaft unfundig, in dieser Beziehung nicht competent. Darum wolle er die Meinung seines Freundes einholen, und werde dessen Ansicht für ihn maßgebend sein, nur möge derselbe in dieser wichtigen und heiligen Angelegenheit nicht zögern, auch sein Urtheil hierüber offen und ohne Rückhalt darlegen.“ Die Nachschrift lautet wörtlich also: „Hoffentlich wird mein Freund sich beeilen, einem Manne, wie ich bin, schleunigst zu antworten; ferner möge er über die Sache das strengste Stillschweigen beobachten, bis ich ihm wieder schreiben, und dann alles ausführlich erzählen werde, denn ich habe gewisse Gründe,

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob. Brief des Nathan Eibenschütz an Chaim, Rabbiner zu Lublin p. 59 b. — <sup>2)</sup> Er verfaßte „בני אר׳א׳“ ein aus zwei Theilen bestehendes Werk, wovon der erste Novellas zum Pentateuch und Vorträge zu mehreren Festtagen, der andere Novellas zu mehreren talmudischen Traktaten enthält; in letzterem findet sich auch ein rabbinisches Gutachten von dem Bruder des Verfassers, dem Rabbiner zu Berlin, bezüglich des Raßrens an Halsfeiertagen, wo dieser gegen „Jessekel Landau“ (dessen Namen zwar nicht genannt wird), der selbes erlauben wollte, ankämpft, dieser Erleichterung durchaus nicht beistimmt. Das Werk wurde vom Verfasser selbst im Jahre 1778 zu Amsterdam editirt; daher die Angabe des Hrn. Rabbiner Zivser im Literaturbl. d. D. 1847. Nr. 24: „Saul sei 1770 gestorben“ unrichtig ist. — <sup>3)</sup> Fürst a. a. D. I. p. <sup>4)</sup> Ibid. Aus Eduth Bejaakob p. 59 ist zu ersehen, daß er 1753 als Privatmann in Glogau lebte. — <sup>5)</sup> Die Angabe Garmaly's, Helmann sei ein ausgezeichneteter Schüler Jonathans gewesen, haben wir nirgends bestätigt gefunden.

für jetzt noch in keine nähere Erörterung mich einzulassen.“ Welche Antwort Gfingen hierauf ertheilt, ist unbekannt, daß selbe aber anders ausgefallen, als Helman erwartet, seinen Absichten also nicht entsprochen haben muß, das unterliegt keinem Zweifel. Hätte Gfingen die Kamea nur im Geringsten beanständigt, Helman würde dieses nicht verschwiegen, im Gegentheil für dessen Verbreitung Sorge getragen haben. Denn er erlaubte sich im Streite gegen Jonathan gar manche Hänke und Wühlereien, die ihm gerade nicht zur Ehre gereichen, wodurch auch seine Stimme wenig Anklang fand. Auf seine Veranlassung wurden die jüdischen Gemeindevorsteher zu Metz gezwungen, „die von dem Originale in einigen Bezeichnungen verschiedenen Copien einiger der Behörde zu übergebenden Amulette Jonathans als ächt und mit dem Original gleichlautend bei Gericht zu bestätigen“, worüber diese sich öffentlich beschwerten und eingestanden, daß sie zu dieser Legalisirung zwan- gweise verhalten worden. <sup>1)</sup> — Er machte mit der Verdächtigung und Anklage der Jonathaniſchen Kameoth den Anfang, eröffnete den Reigen und erschien als der erste auf dem Kampfsplatze; so einen starken Anlauf er sich aber anfänglich gab, ermüdete er doch bald wieder, und als seine beiden sub a und b genannten Kampfgenossen durch den unerbittlichen Tod vom Schauplatze abgerufen worden, hören wir weiter nicht von ihm, obwohl er die zweien und selbst Jonathan überlebte, er starb nämlich erst 1765. <sup>2)</sup>

Wir haben nun die drei vorzüglichsten Opponenten Jonathans, so wie die reine Ueberzeugung es uns eingegeben, treu und wahrhaft geschildert. Um jedoch über deren hier auseinanderzusetzendes Verfahren ein unparteiisches, unbefangenes Urtheil fällen zu können, ist es anderseits auch nothwendig, uns in die Jonathan betreffende Denkweise dieser Männer hineinzusetzen, und so auch die zu ihren Gunsten sprechende Entschuldigungsgründe gehörig zu würdigen. War auch der Kampf gegen Jonathan an und für sich ein ungerechter, war auch die Art und Weise, wie er geführt worden, eine höchst verwerfliche, reblichen Männern durchaus nicht geziemende; so wagen wir doch nicht zu behaupten, daß all dieses bloß unlautern Motiven zugeschrieben, daß man wohl des eigenen Unrechtes sich innerlich bewusst gewesen, nur aber von der Leidenschaft übermannt, die Stimme des Gewissens zurückdrängte, der des unseligen Hasses, giftsprühenden Neides allein sich überließ. Der heilige Beruf, dem die von uns hier bezeichneten Rabbinen ihr ganzes Leben, alle ihre geistigen wie physischen Kräfte geweiht, der streng religiöse Lebenswandel, den sie führten, muß uns dafür bürgen, daß, wenn sie auch als schwache Sterbliche gewaltigen Irrthümern und Fehlritten ausgeſetzt waren, doch keineswegs schlechte Menschen sein konnten, die die Wahrheit wohl erkannt, sie aber vorzüglich zu unterdrücken sich bestrebt. Sie waren, unserer Ansicht nach, keine Betrüger, die anders gedacht und anders gesprochen, sondern fühlten sich im Grunde ihres Herzens von der Fluchwür-

<sup>1)</sup> Luchoth E. p. 12, 13 u. 15. — <sup>2)</sup> Annalen a. a. D.

digkeit Jonathans wirklich überzeugt. Sie hielten ihn allen Ernstes für einen mit dem Banne beladenen Sabbathianer, für einen schändlichen Verderber und Verführer, der als solcher ganz außerhalb des Gesetzes stehe, gegen welchen Gesetz- und Schonungslosigkeit gerade zum Gesetze werde. Gewiß erzeugte der Haß gegen Jonathan das denselben verdammande Vorurtheil, gewiß führte dieses wieder zu falschen Voraussetzungen; war man aber von dieser Selbsttäuschung einmal befangen, dann mußte man sich bei der größten Verkehrtheit im vollsten Rechte glauben, und die Anwendung aller Mittel zum Sturze des für schuldig Erkannten als heilige Pflicht betrachten. Der weitere Verlauf der Ereignisse dürfte die hier aufgestellte Behauptung bekräftigen.

## XV.

### Verfolgung Jonathans und Emdens Flucht.

An dieses im vorigen Capitel geschilderte Triumvirat wandte sich Jacob Emden gleich an demselben-Freitage, als er vom Vorstande der drei Gemeinden in die Acht gethan wurde, um die Gleichgesinnten zu seinem Beistande aufzufordern. Wir haben das an Samuel Helman gerichtete Schreiben vor uns, aus dem wir die wichtigsten Stellen hervorheben und in gedrängter Kürze wiedergeben wollen: <sup>1)</sup>

„An den berühmten Gaon, die Leuchte Israels, den großen Lehrer Samuel Helman! — Heute komme ich mit Segen und Friedensgruß vor meinen Herrn, da ich vernommen, daß derselbe einen heiligen Krieg begonnen mit dem Manne Jonathan, dem Oberrabbiner allhier, indem meinem Herrn dessen schlechte Thaten bekannt geworden, Er darum mit heiligem Eifer umhüllt ausgezogen zu vernichten und zu vertilgen die Feinde Gottes. Ich habe zwar mit dem Gedanken nie was vorgehabt, ihn weder beneidet noch gehaßt, da es ja allgemein bekannt, daß ich die Annahme des Rabbinateß über die drei Gemeinden ausgeschlagen, was konnte mich also kümmern, ob dieser oder jener diese Würde bekleidet; nur weiß ich von seinem schändlichen Wandel, seinen gottlosen Gesinnungen mehr als ein anderer, weiß, daß er schon längst zu den verruchten Anhängern Sabbathai Zwy's gehört, schon vor mehreren Jahren sich zu ihnen gesellt hat, habe auch das damals von ihm verfaßte keiserliche Werk selbst gesehen. Dennoch schwieg ich, als er den Rabbinateß erlangte, bot ihm sogar aus Rücksicht gegen die Gemeinde den Bewillkommungsgruß, obwohl ich dieses ganz ungerne that, da ich ihm im Herzen nie recht traute; auch er benahm sich gegen mich höchst ehrerbietig, gar über die Maßen bescheiden und demüthig.“ . . . .

<sup>1)</sup> Ed. Bejaakob.

„Zu Anfang dieses Jahres kam aus Frankfurt das Gerücht hierher, man hätte eines seiner Amulette verdächtig gefunden, er, der Bedrucker Israels, rühmte sich zwar, er werde das Thörichte des gegen ihn gehegten Argwohns klar nachweisen, suchte damit den bösen Keumund zu beschwichtigen; aber seine Ausflucht wie seine Entschuldigung war eitel Blendwerk, Lug und Trug. . . . . Seitdem nun dieser Schwarzkünstler hier als Rabbiner aufgenommen worden, begann unter den jungen niederkommenden Frauen eine schwere Plage zu wüthen, bei seiner Ankunft vertröstete er die Gemeindeglieder, man möge nicht mehr drob in Angst sein, er besitze in seiner Kameoth ein bewährtes Gegenmittel; aber kaum begann er diese zu vertheilen, als die böse Seuche, anstatt abzunehmen, nur desto heftiger um sich griff, so daß drei an einem Tage vom Tode dahingerafft wurden; eine gräßliche Angst herrschte unter der Gemeinde, bis er endlich seine Amuletenkrämerei einstellte, dann schwand Gott sei Dank die gefährliche Krankheit“ (jezt wird im Kurzen der Vorgang bis zu der Ahterklärung Emdens erzählt, und nun heißt es weiter): „So stehen die Sachen bis jezt, ich kann das Unglück, das meinem Volke bevorsteht, nicht ruhig mit ansehen. . . . . haben die Gottesleugner früher ihr Unwesen im Finstern getrieben, werden sie jezt öffentlich auftreten. . . . . Darum habe ich den festen Entschluß gefaßt, wegen der Heiligung des göttlichen Namens mich selbst aufzuopfern. — Sprechen will ich und mein Herz erleichtern, denn das Bestehen des Judenthums hängt hiervon ab. Bin ich ja nicht besser als meine Väter, <sup>1)</sup> die aus Liebe zu Gott so viel ertragen und erduldet haben; was den Vater betroffen, betrifft nun jezt dessen Sohn, denn was sich jezt zugetragen, ist dem Ereignisse mit Nehemias Chajun sehr ähnlich. . . .“

— — — — —

„Wenn manche Thoren aber meinen, haben ja in jenen Tagen des heißen Kampfes die hervorragenden Koryphäen Israels sich scheu und ängstlich zurückgezogen; was dürsten wir, die Ijope an der Wand, auszurichten im Stande sein, wenn selbst jene starken und mächtigen Zedern schwach und schwankend geworden — worauf sich der Niederträchtige auch verläßt — wie dürfte ich, der Geringe und Ohnmächtige, auf glücklichen Erfolg hoffen? Hierauf aber erwiedere ich mit Beziehung auf den bekannten talmudischen Spruch:<sup>2)</sup> „auch mir haben die Vorfahren einen unbebauten Acker zurückgelassen, um durch dessen sorgsame Bestellung und Bearbeitung meine Thatkraft auf würdige Weise bekrunden zu können.“ — — — — —

„Schon beginnt er zu sinken; als er gesehen, daß das Unglück über ihn hereinbricht, schrieb er mir einen Brief, worin er mich um meinen Beistand ansieht,<sup>3)</sup> und daß er mir hiersfür erkenntlich sein wolle, er glaubte auch mich durch glatte Heuchelei hinter's Licht zu führen, vergaß aber, daß

<sup>1)</sup> Er bildete sich ein, und that sich darauf zu Gute, für diesen Streit prädestinirt zu ein. — <sup>2)</sup> Tractat Chulin 5 b. — <sup>3)</sup> Wir haben das Schreiben Jonathans an ihn ganz anders verstanden.

aus der Wurzel der Schlange eine Otter hervorgeht, deren Frucht ein fliegender Drache<sup>1)</sup> . . . das, wofür jener Fromme (Chacham Zebi) sein Leben hingegeben, sollte seiner Nachkommenschaft zum Stein des Anstoßes werden? Davor möge mich Gott bewahren! Schon habe ich all das Meinige preisgegeben, um einzustehen für die Ehre Gottes, fest und unverrückt gleich einer ehernen Säule.“

„Nun will ich auch mittheilen, was der Schändliche zu seiner Entschuldigung vorbringen will. Erst suchte er für das beanstandete Wort eine Erklärung abzugeben, diese war aber so leicht und ungenügend, daß jedes Kind deren Unrichtigkeit einsehen mußte. Dann wollte er wieder seine Handschrift leugnen, endlich, als auch dieses nicht anschlag, wollte er sich mit der lächerlichen Angabe aushelfen: irgend ein mit der praktischen Kabbala sich beschäftigender Baal Schem habe bei einem ihm abgestatteten Besuche dieses Amulet als approbat für schwere Entbindungen ihm übergeben, er sei daher für die darin befindliche Formel nicht verantwortlich. Mit diesen leeren Ausflüchten meint er zu entkommen — — — — —

seine ganze Kraft besteht nur in Heuchelei, Glattzüngigkeit, Weinen und Flehen, damit hat er jene einsichtslosen Thoren für sich eingenommen . . . . . jetzt aber ist sein Maß voll, er ist in seinem eigenen Neze gefangen . . . . . und selbst sein Anhang wird bald zur Besinnung kommen und begreifen, daß ich für die Wahrheit kämpfe. Werden einmal die Mitglieder der drei Gemeinden erfahren, daß die großen Lehrer des jetzigen Zeitalters bei uns halten und daß diese für die heilige Sache das Schwert aus der Scheide ziehen; dann werden auch alle, die ihn bisher unterstützt, zurückschrecken und den Weisen der Zeit sich unterordnen. Man muß ihn zwingen, seine Verbrechen offen einzugestehen, und wirklich Gott zu erkennen, nicht mehr durch falsche trügerische Reden zu entschlüpfen, wie er bis allher gethan; denn jetzt ist es offenbar, daß der alte Unflath noch an ihm klebt . . . . . Auch müßet ihr wissen, sind Zeugen vorhanden, in deren Gegenwart er ausdrücklich gesagt hat: „In jeder Kamea müsse auch der Name eines dem Reiche der Finsterniß angehörenden Dämon vorkommen, sonst sei sie nicht wirksam.“ Wehe dem Zeitalter, dem dergleichen verkündet wird! Dieses soll der Leiter, der Führer, der große Prediger sein? Aushauche er seinen Geist und seine Seele! Werden nun die Koryphäen der Zeit jetzt schweigen, wie könnten sie dies bei der nachfolgenden Generation verantworten; wenn diese fragen werden, warum habet ihr diesen Stein des Anstoßes auf dem Wege liegen lassen und eure Pflicht, selben wegzuräumen, nicht erfüllt? Darum Muth gefaßt, laffet uns mit Kraft umgürten für unser Volk und die Lehre unseres Gottes, machet die Sache bekannt nach nah und fern, auf daß das

<sup>1)</sup> Jesajas Kap. 14. 29

Unkraut sich nicht weiter verbreite, und der Herr der Welt wird euer frommes Werk gebührend lohnen.“ —

An demselben Tage entfloßen der Feder Jacob Emdens noch drei, dem Hauptinhalte nach, diesem gleichlautende Briefe, wovon zwei nach Frankfurt — einer an den Oberrabbiner und einer besonders an das dortige Rabbinatskollegium — der dritte nach Amsterdam abging. Weder Jacob Josua noch Arie Löw ertheilten sogleich Antwort — letzterer hatte sogar kurze Zeit zuvor seinen Schwager Emden zur Ruhe verwiesen <sup>1)</sup> — nur Samuel Helman säumte mit der Erwiederung nicht, <sup>2)</sup> deren Inhalt ungefähr folgender. „Vor allem drückt der Schreiber sein Bedauern über die, seitens des Vorstandes, Emden zugefügte Unbill aus. Darauf erzählt er, daß nicht nur zu Mannheim, sondern auch zu Meß viele von Jonathan ausgehende, höchst verdächtige Kameoth vorfindig, auf welche die in Emdens Schreiben erwähnte Erklärung Jonathans nicht passe (also war diese Erklärung doch nicht so ganz verwerflich, daß jedes Kind deren Richtigkeit einsehen müsse); daß man bereits an letztgenanntem Orte mit Auffammlung dieser Kameoth begonnen, aus welchen insgesammt der Sabbathianismus gar zu stark hervorriche, so daß Jonathan zweifelsohne keine Entschuldigung finden, und vor aller Welt dadurch blamirt sein wird. Ferner muntert er Emden zur Beharrlichkeit und kräftiger Gegenwehr auf; denn schon hat die Stunde des, Israel Betrübniß und Schändung bereitenden Bösewichts geschlagen, schon sind allgemein seine zu Meß verübten Schändlichkeiten zur Kenntniß gelangt. Waren ja Stehlen und Meineid ihm gleichsam göttliche Pflichtgebote. Darum unverzagt gerüstet zum Kampfe, dem Gott gewiß seinen Beistand nicht versagen wird. Auch der Schreiber dieses wird das Seinige thun, in einigen Tagen schon soll der Kampf beginnen und ob dem Sturme alles erbeben. Die ganze Gemeinde zu Meß sei in größter Aufregung, daß sie so lange auf arge Weise getäuscht und von einem Unwürdigen hintergangen worden. Demnach ward der Beschluß gefaßt, daß der Gemeindevorstand zu Meß („und mein Name wird an der Spitze stehen,“ so heißt es hier und noch einmal in diesem Schreiben <sup>3)</sup> — eine nicht gar zu große Bescheidenheit des Schreibers) an den zu Hamburg ein Schreiben richten, zehn der gefundenen Anulete beilegen wird, mit der Aufforderung: den im unlautern Schlamm Versunkenen sogleich zur Rede zu stellen und zu verhalten, daß er ungesäumt eine Rechtfertigung abgebe, nicht aber, wie er bisher gewohnt gewesen, die Sache hinauschiebe, um indessen lügnerische Ausreden zu ersinnen.“ — Dieses Schreiben datirte vom 26. Schebat (21. Februar) und gerade an demselben Tage hatte Jonathan in einem öffentlichen Kanzelvortrage seine Unschuld an den Tag gelegt, wovon weiter unten ausführlicher gesprochen werden soll. Nichts desto weniger nahm die Intrigue ge-

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob. — <sup>2)</sup> Er antwortete gleich den Tag nach Empfang des Briefes. —

<sup>3)</sup> „ושמי מתהלך בראשם.“

gen Jonathan ihren unausgefegten Fortgang, und am Purimfeste (11. März) langte von den Rabbinern zu Metz und Potharingen (also nicht vom Gemeindevorstande, wie in dem Schreiben des Metzger Rabbinen versprochen worden) ein Schreiben an die drei Gemeinden mit einer Beilage von fünf (nicht zehn) Amuleten an, welches aber seitens der Letztern gar keiner Antwort gewürdigt wurde. Auch der Amsterdamer Rabbiner sandte ein Schreiben an den Vorstand zu A. S. W., worin er zwar über Jonathan nicht gesprochen, sondern bloß wegen der seinem Schwager zugesügten Insulte den Vorstand zur Rede stellte, ward aber von diesem auf eine derbe Weise abgefertigt.<sup>1)</sup> Man sagte ihm nämlich, „daß sein Schwager keine Schonung verdiene, er habe von jeher durch seine mit Hochmuth verbundene Etourderie nur allenthalben das größte Unheil gestiftet, Rabbiner wie Gemeinde seien mit Injurien aller Art jederzeit von ihm überhäuft worden. Der letzte Frevel, den er sich diesmal zu Schulden kommen ließ, übersteige aber alle Grenzen, da er selbst fremde Gemeinden durch trügerische lügenhafte Sendschreiben allarmirte. Die über ihn verhängte Strafe sei viel zu gelinde und nur aus Rücksicht gegen seine im Lande der Seligen ruhenden Ahnen so wie gegen seine höchst achtbare Familie habe man noch glimpflich gegen ihn gehandelt, ihm bloß das genommen, was er unrechtmäßiger Weise sich zugeeignet; ferner müsse er als schädliches Unkraut aus der Mitte der Gemeinde entfernt werden, wer wird denn einer giftigen Schlange eine Wohnstätte neben sich gönnen? Daher verbiete man sich jede weitere Intervention, indem der Vorstand schon selbst wisse, was Rechtens sei, sich auch den Worten seines Oberrabbiners füge, der anerkannte Autorität besitze und den Weg der Gerechtigkeit und Billigkeit schon zeigen werde, man also keinesfalls der Belehrung anderer bedürfe.“

In den drei Gemeinden herrschte eine gewaltige Aufregung, die Parteien standen einander schroff gegenüber, so daß die gegenseitige Erbitterung immer zunahm. Krakehl und Ohrenbläseerei waren an der Tagesordnung, Geberdenspäher und Geschichtenträger hatten vollauf zu thun, indem sie den so günstigen Boden recht wacker bearbeiteten und die allgemeine Zerrwürfnis und Zerrüttung nahm tagtäglich mehr überhand.

Die Gährung der Gemüther führte einmal sogar in der Synagoge einen ärgerlichen, bitterbösen Auftritt herbei, und die Schaarwache mußte zur Herstellung der Ruhe herbeigeholt werden. Dieser skandalöse Vorfall jagte Emden Furcht ein, er fing an für sein Leben zu zittern, verließ nächtlicher Weise Altona und flüchtete zu seinem Schwager nach Amsterdam.<sup>2)</sup> Dort verweilte er ungefähr 15 Monate, und verfaßte daselbst den *תורת הקצרות*,<sup>3)</sup> eine Sammlung von Relationen über Sabbathai Zwy, den Kampf gegen

<sup>1)</sup> Luchoth E. 18; nur ist hier die Jahreszahl unrichtig, anstatt „תק"יב“ soll es heißen „תק"יא“. — <sup>2)</sup> Eduth Bejaakob. — <sup>3)</sup> Derselbe ist zu Amsterdam, nicht wie Fürst angibt, zu Altona gedruckt.

Rehemiaſ Chajun, Moſes Gh. Puzgato, über die Ausbreitung deſſelben Sabbathianiſmus überhaupt, wobei er zuletzt ein Namensverzeichnis aller in Böhmen und Mähren befindlichen Anhänger dieſer Sekte aufſtellt, welches ein glaubwürdiger Mann, wie er ſagt, ihm übergeben, worunter aber Männer genannt werden, die nicht nur in gar keiner Beziehung zu dieſer Sekte geſtanden, ſondern auch in jeder Hinſicht eines ausgezeichneten Rufes ſich erfreuen, und die der Verfaſſer nur darum mit infamer Reckheit zu brandmarken ſuchte, weil ſie theils Freunde, theils Schüler Jonathans geweſen. Endlich, im letzten Kapitel dieſes Werkes, kömmt die Reihe an Jonathan und deſſen Anhänger, wo der Autor in jenen ihm eigenen ſturillen und widerlichen Ton verfällt, der bei dem gebildeten, an Urbanität gewöhnten Leſer nur Ekel erregen muß.

Während Emden zu Amſterdam verweilte, gaben mehrere angeſehene Männer, ſelbſt Verwandte Emdens, ſich Mühe zwiſchen letzterm und Jonathan Frieden zu ſtiften und eine gegenseitige Ausſöhnung zu bewirken, allein jener wies jeden derartigen Antrag haſtſtarrig zurück und trachtete bloß wo möglich die Flamme noch ſtärker anzufaſchen. <sup>1)</sup>

## XVI.

### Vertheidigung Jonathans.

Vor allem benutzte, wie bereits im vorigen Capitel angezeigt worden, Jonathan die Kanzel zu ſeiner Vertheidigung. Sobald ihm das Gerücht zu Ohren kam, daß man ob deſſelben in jener Kamea gefundenen verdächtigen Ausdruckes ſeinen Namen öffentlich verunglimpfe, hielt er in der Synagoge zu ſeiner Rechtfertigung eine ſehr populäre Rede, die als Meiſterſtück agadiſcher Vortrageweife gelten kann. Er greift niemanden perſönlich an, ſpricht auch von ſeinen Gegnern nicht auf unehrerbietige Weiſe, ſondern ſagt bloß, daß die, welche ſeine Namen ſchmähen und ihn herabſetzen, bezüglich der gegen ihn erhobenen Anklage eigentlich gar keine Stimme haben, indem ſie von dem Inhalte der Kameoth und von der geheimen Wiſſenſchaft überhaupt nicht den mindeſten Begriff haben; betrachtet daher das ihm zugefügte Herzeleid als göttliches Verhängniß, wodurch der Allgerechte ihn für ſeine Sünden ſtrafen, ſomit durch dieſe Sühne und Buße die Schuldenlaſt von ſeinem Haupte tilgen will, welches ihm auch zum Troſt und zur Beruhigung gereiche nach dem Ausſpruche deſſelben Pſalmiſten: (94, 11.) „Heil dem Manne, den Gott züchtigt.“ Er ſchwört ferner einen feierlichen

<sup>1)</sup> Ed. Bejaakob.

Eid, daß die ihm zur Last gelegte Beschuldigung unwahr, verflucht Sabbathai Zwy und alle seine Anhänger, wie nicht minder jenen Fälschfikator, der die bekannte, den ganzen Rumor veranlassende Kamea eigentlich geschrieben und als von ihm herrührend ausgegeben, schließlich spricht er über alle, die in Zukunft Ungebührlisches von ihm sprechen werden, den schweren Bann aus; denn von seiner Ehre hänge auch die der Thora, deren Forscher, so wie die seiner im Lande der Heiligen nun ruhenden Väter ab. <sup>1)</sup>

Das andere Amulet, welches Jonathan an eine schwangere Frau, die Tochter eines angesehenen Mannes zu Altona gegeben, wurde ebenfalls geöffnet, darin zwar gar nichts Anstößiges gefunden, doch säumte Jonathan nicht, eine genügende Erklärung hierüber abzufassen, diese einem ehrlichen glaubwürdigen Manne zu Hamburg in die Hände zu geben, damit selbe einem jeden zur Verfügung stehe, und man ohne Scheu vor dem Oberrabbiner davon Einsicht nehmen könne. <sup>2)</sup> Nachher fertigte er ein Compendium aller von ihm bei Abfassung der Kameoth gebrauchten Formeln, Charaktere und Schemoth, und überschickte selbe zur Prüfung an zwei in dieser Gegend allgemein autorisirte Kabbalisten, nämlich an den bereits genannten „Samuel Essingen“, Landrabbiner zu Münster, und an „Elias Olajnow“, der früher Rabbiner zu Olajnow und Kalttschin gewesen, eines unglücklichen, ihm aber nicht zur Unehre gereichenden Vorfalles wegen seinen Rabbinatsitz verlassen mußte, und nun zu Amsterdam sein Domizil hatte.

Jonathan stand zwar diesen Männern gänzlich ferne, nicht nur hatte er weder irgend ein freundschaftliches Verhältniß noch sonstige Bekanntschaft mit ihnen, sondern wußte sogar, daß sie mit seinen größten Gegnern auf vertraulichem Fuße stehen; indem S. Essingen, wie bereits gezeigt worden, ein intimer Freund Helman's, Rabbiners zu Mek, und E. Olajnow anderseits ein Haus- und Tischgenosse Arieß Pöw's, Rabbiners zu Amsterdam, gewesen. Dennoch setzte er in ihre Redlichkeit volles Zutrauen, dachte, daß sie gewiß aus Parteilichkeit die Wahrheit nicht verleugnen, nicht einen ihrer Ueberzeugung zuwider laufenden Urtheilspruch abgeben werden — und wirklich hatte er sich in dieser Beziehung auch nicht getäuscht, beide traten als seine warmen, eifrigen Vertheidiger auf. — Sam. Essingen — in einem Schreiben an Jonathan — ruft Himmel und Erde zu Zeugen an, „daß diese Kameoth wohl dem Umfange nach klein und kurz, dem Sinne nach hingegen voll tiefer nicht leicht zu erfassender Schärfe, welchen nicht jeder, besonders derjenige nicht zu ergründen vermag, dem die praktische Kabbala eine terra incognita; daß alle hier vorkommenden Formeln den sanctionirten, authentischen Quellen entnommen und hochheilig genannt zu werden verdienen. Ferner spricht er über die Feinde Jonathan's, die derlei Gerüchte ausgesprengt, einen herben Fluch aus, der auf ihrem Haupte laßen möge, bis daß sie in sich gehen, und Gott dem Herrn wieder Ehre geben,

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. zum Schluß. — <sup>2)</sup> Ibid. Vorrede.

dessen Namen sie schändlich entweiht haben.“ Endlich heißt es da zum Schlusse: „Gäbe man mir auch alle Schätze der Welt — wie von mancher Seite mir zugesichert worden — so werde ich doch nie meine Weise ändern, das klare Licht in dunkle Finsterniß zu verwandeln, hiermit sei genug gesagt.“<sup>1)</sup>

Elias Olajnow, Verfasser des vielgerühmten Werkes „ברכת אֵלֵי־הַיָּם“ (Wandtsbeck 1728, 4. Fürst a. a. D. II. p. 147) hatte behufs gründlicher Erlernung der theoretischen wie praktischen Kabbala viele Reisen nach allen Weltgegenden unternommen, auch viele auf die letztgenannte Wissenschaft Bezug habende Schriften gesammelt, und war sowohl seiner umfassenden Kenntnisse als auch seiner überaus großen Frömmigkeit wegen bei der jüdischen Bevölkerung Amsterdams sehr hoch angesehen. — Er approbirte nicht nur die ihm von Jonathan übersandten Amulette, indem die darin vorkommende Schemoth in den uralten Büchern alle zu finden; sondern verfaßte zu dessen Rechtfertigung ein öffentliches Sendschreiben. Er spendet darin Jonathan in jeder Beziehung das größte Lob, beklagt bitter das diesem widerfahrne unerhörte Unrecht und gibt endlich zu bemerken, daß die Gegner Jonathans durch ihr fluchwürdiges Treiben grade der verruchten Sekte der Sabbathianer nur Vorschub leisten; indem diese — da jene Kameoth sich einmal als wirksam bewiesen haben — sagen werden: „Der Name des verabscheuungswürdigen Sabbathai habe diese Wirkungen hervorgebracht.“<sup>2)</sup> — Diese beiden, Essingen und Olajnow, wurden zwar für ihre Aufrichtigkeit hart ins Mitleid gezogen — wie weiter unten (XX) ausführlich berichtet werden wird — doch schwankten sie keinen Augenblick, ihre Meinung etwa zu ändern und der einmal ausgesprochenen Ansicht untreu zu werden.

Ueberdies wandte sich Jonathan an die Menge seiner Freunde und Schüler, sie zu seinem Beistande anzurufen. An letztere erließ er einen besondern schriftlichen Aufruf — אָרַרָה קָצָרָה genannt — worin er alle, die seinen Unterricht genossen, seine Lehren angehört, zugleich auch seinen Lebenswandel zu beobachten Gelegenheit gehabt, auffordert, um der Ehre Gottes und seines geheiligten Namens willen öffentlich zu erklären: „ob bei ihm je eine Nachlässigkeit in Erfüllung mosaischer wie rabbinischer Vorschriften wahrgenommen; ob in seinen Thaten und Aeußerungen je nur die leiseste Hindeutung auf die Glaubenssätze der Sabbathianer entdeckt, überhaupt irgend ein Wort oder eine Geberde, wodurch zur Verdächtigung seiner Denkweise Veranlassung gegeben werden konnte, bemerkt worden sei?“<sup>3)</sup> — Hierauf liefen seitens seiner Schüler von allen Orten Condolenz-Schutz- und Anerkennungsschreiben ein, die nur zu seinen Gunsten sprachen, und haben wir bereits eines derselben in excerptis mitgetheilt (II und XI.)

<sup>1)</sup> Luchath Ed. p. 12 u. 13. — <sup>2)</sup> ibid. vergl. Vorrede das. — <sup>3)</sup> ibid. 43 b ff.

Seine zahlreichen Freunde und Verehrer erhoben sich ebenfalls, wacker für ihn zu kämpfen und seinen Hassern kühn entgegenzutreten. Der erste, der den Reigen begann und die gewaltige rabbinische Wehrwaffe mit Macht erhob, war „Chaim, Rabbiner zu Lublin und des ganzen Kreises“. Im Vereine mit sämtlichen Mitgliedern, sowohl des Rabbinatskollegiums als des Gemeindevorstandes, schleuderte er am Neumondstage des Monats Ijar (26. April) den Bannstrahl, namentlich wider Jacob Emden und einige seiner Verbündeten, dann auch allgemein gegen alle, die es von nun an wagen sollten, übel zu reden von Jonathan, der in dieser Proclamation „der Schutz und das Oberhaupt von ganz Israel, die Zierde des ganzen großen Schöpfungsreiches“ genannt wird. <sup>1)</sup> — Die meisten und vorzüglichsten Gemeinden in Polen, Lithauen, Ungarn, Mähren und Italien ahmten diesem Beispiele nach, und sprachen einen feierlichen Bannfluch als Konservativ über jene aus, die sich erdreisten würden, Jonathan, den Oberrabbiner zu A S W, zu verunglimpfen; sei es durch üble Nachrede oder durch Abfassung und Verbreitung odioser, in diesem Sinne lautender Briefe wie Druckschriften. <sup>2)</sup> In besonders nachdrücklichem und scharfem Tone war die zu Nicolsburg ergangene Publication abgefaßt, und ob auch die Gegner Jonathans darin nicht namentlich benannt werden, so findet sich doch dort ein gegen J. Emden gerichteter, dessen Treiben schwer verdammender Passus, der wörtlich also lautet: „Nach gerichtlich und gefeslich gepflogener Untersuchung sind wir zur Einsicht gelangt, daß nur gehässiger Neid diesen Tumult hervorgerufen, vorzüglich sind dieses Wühlereien jenes bekannten unruhigen Koyfes, der bereits dergleichen gegen viele fromme, heilige und ausgezeichnete Männer, die früher ihren Sitz zu Hamburg gehabt, sich erlaubte, und in seiner schweren Frevelhaftigkeit noch immer verharret; er, der gegen die hervorragendsten Autoritäten von jeher sich aufgelehnt, hat auch diesen Streit jetzt angefaßt, der bloß auf Lug und Trug sich gründet; niedrige und schlechte Menschen haben sich zu ihm gesellt, welche die heiligen Amulette auf eine verkehrte, aller Vernunft Hohn sprechende Weise ausgelegt“ u. s. w. <sup>3)</sup> Von Mähren aus erging auch eine mit vielen Unterschriften versehene Collectiv-Note einerseits an Arieh Löw nach Amsterdam voll bitterer Schimpf- und Schmährede, anderseits an die dortige Gemeinde-Representanz, ob dem Gebahren ihres Rabbiners bittere Klage führend (Eduth Bej. p. 59 b.) Außer den oben gedachten Samuel Gßingen und Elias Olajnow übersandte Jonathan seine Amulette sammt genügender Erklärung vielen zu Italien wie Polen befindlichen anerkannten Kennern der Geheimlehre, die alle die Unschuld Jonathans bethueerten, und in den an den Gemeindevorstand zu Hamburg oder direct an Jonathan gerichteten Briefen offen und unumwunden ihre

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. p. 20 ff. — <sup>2)</sup> ibid. p. 19 a, ferner p. 21—31. — <sup>3)</sup> ibid. p. 23 b.

Meinung aussprachen.<sup>1)</sup> — Um jedoch in unserer Erzählung auch wie möglich die chronologische Ordnung beizubehalten, wenden wir uns jetzt wieder den Operationen der Oppositionspartei zu.

## XVII.

### Jonathan und Jacob Josua.

Die zu Mez aufgefundenen fünf Amulette wurden von den Gegnern Jonathans durch den Druck veröffentlicht und an die vorzüglichsten Gemeinden Polens, Deutschlands und Italiens eingeschickt. Ihre Abfassung war derart, daß sie den Unbefangenen leicht täuschen und den Verdacht sabathianischer Ketzerei gegen den Verfasser derselben rege machen konnte. Sie waren erstlich von den beeideten jüdischen Notaren zu Mez als ächt, d. h. als wirklich von Jonathan herrührend, bestätigt; dann auch mit einem Commentar versehen, worin nachgewiesen ward, daß die hier eingezeichneten Charaktere den Namen Sabbathai Zwy wirklich enthalten. Allein was die Legalisirung der Notare anbelangt, so erklärten diese öffentlich, hierbei nicht freiwillig gehandelt, sondern bloß dem ihnen auferlegten Zwang höchst ungerne und nur aus gar zu großer Furcht — ihr Widerstreben würde einen den Bestand der Mezer Gemeinde gefährdenden Zwiespalt hervorrufen — nachgegeben zu haben.<sup>2)</sup> Ferner erklärten auch die Sachmänner die Commentation als eine sehr gezwungene und abnormale, wodurch sich herausstelle, daß die Commentatoren von der praktischen Kabbala gar keine Kenntniß hätten.<sup>3)</sup> Sonach mußte das illegale Verfahren gegen Jonathan größtentheils seinen Zweck verfehlen, und brachte in der That die gegen ihn erhobene schwere Anklage, wie bereits im vorigen Kapitel gezeigt worden, die gerade entgegengesetzte Wirkung hervor. Allenthalben gab ein Schrei des Entsetzens sich kund, einen Mann wie Jonathan auf solche Weise angegriffen zu sehen, und es erfolgten Bannflüche über Bannflüche, die wie Donnerkeulen auf die Urheber solch schändlicher Mißthat niedergeschmettert worden. Nachdem nun die Avantgarde auf schmäbliche Weise zurückgeschlagen war, dachte Jonathan, schon sei der Kampf beendet und die Kriegesflamme erloschen, täuschte sich aber hierin gewaltig; — denn nun rückte Jacob Josua mit seinem schweren Geschütze vor. — An diesen hatte Jonathan gleich beim Beginne des Streites zwei Rechtfertigungsbriefe gerichtet, die jener zwar gutgeheißen, sogar dem Drucke übergeben, trotzdem aber nicht beantwortet hatte. Anstatt dessen erschien im Frühlinge 1751

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. a. m. St. — <sup>2)</sup> ibid. p. 15 b. — <sup>3)</sup> ibid. Vorrede §. 7.

ein gedrucktes Sendschreiben seitens Jacob Josua an Jonathan, dessen Inhalt, für Letztern höchst verlegend und ehrenrührig, folgender gewesen. „Seine die Kameoth betreffende Erklärung wurde nicht anerkannt, sondern die der Gegner approbirt; ihm daher die nachgewiesene Irreligiosität mit bitterm, scharf eindringenden Worten vorgeworfen. In der Voransetzung, der Streit mit Gmiden dürfte bald beigelegt werden.“ — heißt es weiter — „habe man mit der Antwort zurückgehalten, in dieser Erwartung nun getäuscht, sehe man sich zu dieser unliebsamen Erklärung nothwendigerweise veranlaßt. Chaim, Rabbiner zu Lublin, sei hier nicht competent, habe unberufen in einen ihn nicht betreffenden Streit sich eingemischt.“ Schließlicb wird auf ein bereits früher gegebenes Antwortschreiben hingewiesen und das dort Gesagte nochmals bestätigt: „indem man nämlich den Weinzüchtigten nicht für einen Verbrecher, sondern bloß für einen vom falschen Wahne bethörten Menschen halte; so möge er entweder ein reuiges Geständniß ob des begangenen Fehltrittes ablegen, oder einem aus drei autorisirten Rabbinen bestehenden Gerichte sich unterziehen, welches sowohl bezüglich der Amulette als des obwaltenden Streites mit Gmiden ein endgültiges Urtheil auszusprechen haben soll.“ — Nach der Behauptung Jonathans aber enthielt dieser Schluß eine Lüge, da Letzgenannter in Abrede stellte, je in dieser Beziehung von Jacob Josua eine Antwort erhalten zu haben; es war diese Angabe ein bloßer Kniff, dadurch Jonathan als bereits gewarnt und renitent darzustellen, somit den in diesem Schreiben vorherrschenden, strengen und lieblosen Ton theilweise zu entschuldigen. Ferner beging man die ungemeine Verpöndie, dieses, Jonathan bloßstellende, Schreiben sogleich durch die Presse publik machen zu lassen, bevor es noch gar an den Adressaten eingesandt worden. Erst zwei Wochen später, nachdem die abgedruckten Copien bereits, allenthalben verbreitet waren, erhielt Jonathan das Original per Post, das nur in einigen unerheblichen Details mit jenen varirte. Um aber den Nachweis dieser maßlosen Indiscretion zu verhüten, bediente man sich der List, in den durch den Druck veröffentlichten, allgemein circulirenden Abschriften das Datum wegzulassen.<sup>1)</sup> — Jonathan gerieth sowohl über den beleidigenden Inhalt des Briefes als über die infamen Schliche und Blendwerke, zu welchen man seine Zuflucht nahm, in größten Zorn und faßte in vollster Erbitterung des Gemüthes eine an Jacob Josua gerichtete, ebenso derbe als niederschmetternde Antwort ab, die erst in neuester Zeit durch die Presse bekannt geworden. In dieser Epistel läßt Jonathan den Gegner das volle Gewicht seiner stürmisch bewegten Seele fühlen, zeibt ihn des Hochmuthes und der hoffärtigen Ueberschätzung des eigenen Werthes; sagt ihm gradezu, er möge auf seine Gelehrsamkeit nicht so sehr pochen, indem sein talmudisches Werk „פני יהושע“ von Fehlern und Irthümern stroge, und

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. Vorrede §. 7.

von der Geheimlehre er schon einmal gar nichts verstehe. Bezüglich der letztern wird ihm sogar ein Wettkampf angeboten, nämlich mehrere die Kabbala berührende Fragen ihm vorgelegt, ob er im Stande sein dürfte, hierauf eine richtige Lösung zu geben? Endlich wird ihm seine gegen den Schreiber des Briefes von jeher an den Tag gelegte Gehässigkeit und Händelsucht zum Vorwurfe gemacht, indem er bereits vor zehn Jahren, wegen des damals ausgesprochenen, sich nachher als fälschlich erwiesenen, das Nichtanlegen der Tephillin an Halbfeiertagen betreffenden, Gerüchtes, wider ihn in die Lärmposaune gestoßen; wo hingegen J. Emden, der bekanntlich in der Festwoche nie das Gebot der Denkrriemen beobachtet, niemals von ihm angefochten worden. Schließlic wird gegen Jacob Josua die Drohung ausgesprochen, „falls er ferner seine feindseligen Ausfälle fortsetzen sollte, habe er eine ihn sehr bloßstellende Blamage zu erwarten, es werde nämlich alsdann eine von einem Jünger Jonathans über sein vorgenanntes Werk „Pne Jehoschua“ verfaßte Kritik erscheinen, worin all die Schniger, die der Verfasser sich zu Schulden kommen ließ, mit genauer Umficht nachgewiesen werden sollen.“<sup>1)</sup> — Was den literarischen Werth dieser Epistel betrifft, muß dieselbe als musterhaft und klassisch angesehen werden. Die Diction ist eine ausgezeichnete, kräftige, ausdrucksvolle und durch poetischen Schwung den Leser sehr anziehende. Als polemische Erwiederung jedoch ist die ganze Fassung und Haltung derselben dem Zwecke nicht entsprechend, indem sie zu sehr die leidenschaftliche Aufregung und Gereiztheit des Verfassers verräth, wodurch derselbe sich hinreißen ließ, einen großsprecherischen, beleidigenden und herausfordernden Ton anzuschlagen, den wir an ihm nicht gewohnt sind, welcher auch mit der sonst bei ihm wahrzunehmenden Gelassenheit und ruhigen Bescheidenheit einen auffallenden Contrast bildet. Jonathan sah dieses bald selbst ein; nachdem er durch Abfassung dieses Schreibens seinem gepreßten Herzen Luft gemacht, der Sturm daselbst sich gelegt hatte, er kältern Blutes geworden war, fühlte er die Unschicklichkeit dessen, was in der ersten Hitze der aufwallenden Zornesgluth seiner Feder entfloßen war. Auch überlegte er, daß ja die endliche Schlußforderung Jacob Josua's in dessen Schreiben, den Sachverhalt nämlich einem aus drei freiwillig gewählten Rabbinen bestehenden Gerichte vorzulegen, grade kein unbilliges Verlangen sei, und er demselben bereits zu Genüge entsprochen, indem er anstatt an drei, an eine unzählige Menge der bekanntesten und autorisirtesten Celebritäten Israels sich gewendet; er stand daher von seinem Vorhaben gänzlich ab, ließ den Brief auf seinem Schreibpulte liegen und schickte ihn nicht ab. Die in seinem Hause ab- und zugehenden Talmudjünger jedoch copirten denselben ohne sein Wissen,<sup>2)</sup> und so circulirte solcher in vielen Abschriften, so daß auch, uns zwei nicht ganz übereinstimmende Exemplare desselben

<sup>1)</sup> Kerem Chemed III. p. 32 vergl. auch 230 das. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. Berrede.

vorliegen. <sup>1)</sup> Zweifelsohne kam auch Jacob Josua eine solche Copie zu Gesicht, wodurch seine Indignation aufs höchste erregt wurde, er sich auch von nun an aller Rücksicht gegen Jonathan enthoben glaubte, mit ihm auch nicht mehr in gutlichem Wege verkehrte, sondern mit einem zweiten Sendschreiben sich direct an den Vorstand der drei Gemeinden wandte. Er stellt die Vertreter der Tripelgemeinde zu Rede „über den in ihrer Mitte geduldeten Unfug des, sabbathianische Härese in sich schließenden, Amuletenswesens; führt über ihren Rabbiner gewaltige Klage, behauptet jedoch immer nur aus Freundschaft gegen denselben so zu handeln; macht sie endlich auf das in diesem Jahre der israelitischen Gesamtheit widerfahrne große Unheil (?) aufmerksam, das gewiß nur der Sündhaftigkeit Jonathans zuzuschreiben sei, welches sie also beherzigen, und den Frevel zu tilgen bedacht sein mögen.“ Anstatt dieses Schreiben an den Vorstand direct zu adressiren, wurde selbes an ein, als persönlicher Feind Jonathans bekanntes Mitglied desselben eingeschickt, welches vor dessen gehöriger Uebergabe noch einen andern Gebrauch hiervon machte, wie im nächsten Kapitel gezeigt werden soll, so daß es erst viel später an den Vorstand in corpore einlangte. Von diesem Umstande ausgehend, zehete der Gemeindevorstand Jacob Josua seines widerrechtlichen, in jeder Beziehung ungeziemenden Verfahrens gegen Jonathan, ohne jedoch in Sprache und Ausdrucksweise die dem erstern gebührende Achtung und Ehrerbietung außer Acht zu lassen, wobei mit der Versicherung geschlossen wird, „daß der Gemeindevorstand kein Mittel unversucht lassen wird, dem hochwürdigen Rabbiner in seiner Mitte allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen, und auf bescheidene Art auch Jacob Josua nochmals auffordert, die betretene Bahn zu verlassen, worauf weder Ehre noch Ruhm zu erwarten stehe.“ <sup>2)</sup>

Auch die Religions- und Gemeindevorsteher zu Krakau traten als mächtige Vertheidiger Jonathans auf; sie richteten nicht nur an diesen ein Anerkennungs-schreiben, ihres vollen Beistandes ihn versichernd, sondern wandten sich auch in eigenhändigen Zuschriften an Jacob Josua wie an Arie Löw. In ihrem Schreiben an letztern heben sie besonders den Umstand hervor, daß die Vorfällenheiten zu A S W die Judenheit im allgemeinen compromittiren, und dadurch der Name des Gottes Israels in den Augen anderer Nationen entweiht werde. — Es hatte nämlich die Tagespresse bereits des, allgemeine Sensation erregenden, Ereignisses sich bemächtigt, aus Unverständnis des eigentlichen Sachverhaltes aber dasselbe gewaltig entstellte und auf die lächerlichste Weise der Oeffentlichkeit preisgegeben. Ein damals in Polen erscheinendes Journal — „Neue Zeitung“ genannt — berichtete hierüber Folgendes: „In Deutschland ist zwischen zwei Rabbinen und mehreren großen jüdischen Gelehrten eine gewaltige Fehde ausgebrochen. Die

<sup>1)</sup> Kerem Chemed a. a. D. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. p. 18 a ff.

Einen behaupten nämlich: „der Messias sei bereits gekommen, Israel habe ferner keine Erlösung zu hoffen,“ während die Andern bei ihrem frühern Messiasglauben beharren. Demnach haben die Juden in zwei Parteien sich getheilt, wovon eine Hälfte dem lügenhaften trügerischen Wahne sich hingibt, die andere hingegen Weh- und Zetergeschrei ob dieser Irrgläubigkeit erhebt.“ —

Diese, jedes Gemüth eines wahren Israeliten mit Scham und Entrüstung erfüllende Verhöhnung seiner Glaubensgenossenschaft wird nun von der Repräsentanz zu Krakau den beiden genannten Rabbinern, dem zu Frankfurt wie dem zu Amsterdam zur Last gelegt, deren Pflicht es nun sei, „nicht nur den, durch seine Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Erfüllung seines heiligen Berufes alles überragenden Jonathan unangefochten zu lassen, sondern ihn, der von der israelitischen Gesamtheit einem Engel Gottes gleich geachtet wird, mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht gegen die Verleumdungen schlechter und bössartiger Feinde, des Auswurfs der Menschheit, zu schützen und zu schirmen.“ „Sollte man aber“ — heißt es weiter — „noch ferner Widerstand leisten, so werde von Krakau, der vorzüglichsten Gemeinde Polens, ein grauser Bannfluch gegen alle Schuldbehafteten ausgesprochen werden, die alsdann ohne Rücksicht auf Abstammung und Familie namentlich bezeichnet, und als der schmähhlichen Acht verfallen erklärt werden sollen. Gewiß werden auch andere Gemeinden des Landes diesem Beispiele nachfolgen, und so die Frevler getilgt und ausgerottet werden.“<sup>1)</sup> — Trotz der kräftigen Einsprache und mächtigen Gegenwehr konnte die immer weiter rollende Lavine in ihrem, Verderben bringenden Fortschritte nicht gehindert, der Kampf gegen Jonathan in seinem Laufe nicht gehemmt werden; die Gegner blieben gegen alle Vorstellungen und Flüche taub, und gingen endlich so weit, den Zwist bei der Behörde anhängig zu machen, wovon im nächsten Kapitel referirt werden soll.

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. p. 32 b ff.

## XVIII.

## Jonathan in Anklagestand versetzt.

Der Zwiespalt in den drei Gemeinden war ein ungeheurer, der Vorstand sagte aber den Beschluß, den bösen Leumund gegen den verfolgten Ober-rabbiner mit Gewalt niederzudrücken. Es wurde in der Synagoge publicirt, daß unter Androhung des Bannes und der schärfsten Strafe niemand mehr der Amulete Erwähnung thun dürfe, und übte man auch wirklich an einige, die frech genug waren, diesem Verbote zuwiderzuhandeln, exemplarische Strafgerichte aus. Ferner weigerte sich die Gemeinde-Repräsentanz, solche Briefe anzunehmen, von welchen sie voraussetzte, daß sie von Gegnern des Rabbiners herrühren. Die Gegenpartei wurde aber dadurch nicht eingeschüchtert, bestand im Gegentheil desto hartnäckiger auf ihr Ansinnen; da sie jedoch den Verstand in corpore gegen sich hatte, so sah sie sich gezwungen, ihre Beschwerde bei der obrigkeitlichen Behörde vorzubringen, und wurde zu diesem Schritte sogar von dem rabbinischen Triumvirat, das an ihrer Spitze stand, mit feurigen Worten aufgemuntert; ja einer von den dreien entblödete sich nicht, den der ewigen Seligkeit zu versichern, der bei diesem Streite als eifriger Kämpfer sich hervorthun würde. Man wandte sich zuerst mit einer förmlichen Klageschrift an den Senat zu Hamburg. Die Klagepunkte waren ungefähr folgende:

a. Der Oberrabbiner sei der Abtrünnigkeit vom väterlichen Glauben verdächtig. Um dieses durch Beweisgründe zu erhärten, wurden die von Meß eingesandten und kommentirten Amulete beigelegt, woraus ersichtlich, daß deren Verfasser ein Verehrer des Sabbathai Zwy sei, oder vielleicht gar der Hexerei sich bediene.

b. In der Erfüllung seiner Berufspflicht überschreite der Oberrabbiner ebenfalls das gesetzliche Maß, indem durch die vielen aus der Fremde herkommenden Talmudjünger, die von den Gemeindegliedern verpflegt werden müssen, denselben eine übermäßige, unerschwingliche Last gewaltsamerweise aufgebürdet werde. — Daran reihten sich noch mehrere andere, weniger erhebliche Denunciationen, die minder begründet gewesen zu sein scheinen.<sup>1)</sup> — Selbst der von Jacob Josua eingesandte Brief, von dem im vorigen Kapitel die Rede gewesen, und der, wie bereits dort bemerkt worden, an einen Gegner Jonathans eingelangt, wurde von dem Empfänger sogleich in Copia dem Senate übergeben, um als fernerer Beleg für den Punkt a zu dienen.<sup>2)</sup>

Schon schmeichelten sich die Ankläger, daß sie reuiffiren und bei dem Senate durchdringen werden; um aber desto sicherer zum Ziele zu gelangen,<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Eduth Bejaakob p. 59 a. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. p. 18 a. — <sup>3)</sup> *ibid.* p. 17 a

wurde auf Anrathen einiger Gerichtspersonen zu Hamburg noch folgende Gegenoperation von den Opponenten eingeleitet.

Auf den Mahn- und Warnungsbrief Jacob Josua's ward von Seiten Jonathans keine Antwort ertheilt, daher jetzt die Triumviren im Vereine mit dem Rabbiner zu Hannover einen neuen Angriff ins Werk setzten. Sie faßten nämlich ein an Jonathan zu ergehendes Ultimatum ab, dem sie den Namen „Urtheilspruch“ beilegten, worin der Verfasser jener fünf Kameoth mit dem herbsten Banne, sogar mit Excommunication belegt wurde; jedoch zugleich erklärt worden, daß alle diese strengen Verfügungen, als behoben anzusehen sein sollen, wenn der Inquisit während dreier Monate einen Compromiß auf drei autorisirte Rabbinen abgeben werde, daß nämlich selbe als Schiedsrichter über den in Rede stehenden Gegenstand fungiren, und er gehalten sei, ihrer Entscheidung sich zu fügen.<sup>1)</sup> Dieser sogenannte Urtheilspruch sollte nun sobald als möglich nach Hamburg abgeschickt werden, um ihm der Behörde unterbreiten zu können, die alsdann, wie man glaubte und sich gerne der Ueberzeugung hingab, zu Gunsten der Beschwerdeführer entscheiden dürfte.<sup>2)</sup> Allein diese Erwartung erwies sich bald als leere Täuschung, der Prozeß nahm nämlich eine ganz andere für Jonathan höchst günstige Wendung. Der Bürgermeister zu Hamburg ließ diesen vorladen, besprach sich eine geraume Zeit mit ihm, und ward von Bewunderung über die erstaunliche Gelehrsamkeit des Rabbiners hingerissen, erwies ihm die größte Hochachtung und Ehrerbietung, welches Ereigniß große Sensation in der Stadt hervorbrachte. Das Resultat dieser Unterredung war auch dieses, „daß die Kläger Jonathans mit ihrer Klage vom Senate abgewiesen wurden.“<sup>3)</sup> Nun wagten diese noch einen letzten Versuch, nämlich bei dem Könige von Dänemark Friederich V. (1746–1766) eine Klageakte einzureichen. Ueber die in diesem Aktenstücke angeführten Beschwernisse sind wir etwas genauer unterrichtet. Hauptgegenstand der Klage waren wieder die vorgelegten, von dem königlichen Procurator zu Mes v. Adimirten Abschriften der berüchtigten fünf Kameoth, nebstbei wurden viele gehässige Delationen vorgebracht. Unter anderem hieß es darin:

a. Der Wahlact bei der Aufnahme Jonathans sei ein ungesetzlicher gewesen, nur dessen Anverwandte hätten für ihn gestimmt, durch unerlaubte Wahlumtriebe es aber dahin gebracht, daß er selbst wider den Willen der Majorität hierher berufen worden.<sup>4)</sup>

b. Die Verehrer Jonathans legen demselben solche Ehrentitel bei, die nur der königlichen Majestät zukämen, indess sie ihn „die Krone Israels“, „das Diadem der Nation“ nennen, welches immerhin als *Laesum Majestatis* angesehen werden dürfte.<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. Vorrede. — <sup>2)</sup> *ibid.* p. 17 n. — <sup>3)</sup> Eduth Bejaakob a. a. O. — <sup>4)</sup> *ibid.* — <sup>5)</sup> Luchoth Ed. Vorrede.

c. Jonathan habe sich dem allerhöchsten Wesen gleichzustellen, und dadurch allenthalben Streit und Hader anzufachen gesucht, indem er in dem von ihm verfaßten *תקנת יונתן* alle seine Schüler auffordert, sich des Lehrers anzunehmen, und ihnen einschärft, daß die Ehre des Lehrers gleich der Ehre Gottes. <sup>1)</sup>

Auch Emden, der während dieser Zeit im freiwilligen Exil zu Amsterdam lebte, legte die Hände nicht müßig in den Schooß; auf Anrathen seiner Schwester, der Rabbinerin daselbst, <sup>2)</sup> wandte er sich mit einer Beschwerdeschrift an die Synode der vier polnischen Provinzen, über welche Instanz, deren Veruf, Umfang und Wirksamkeit wir hier dem geehrten Leser einigen Aufschluß zu geben gedenken, bevor wir auf den Inhalt der Anklage-Akte Emdens näher eingehen.

## XIX.

### Die jüdischen Synoden in Polen.

In frühern, alten Zeiten, wo einerseits die Staats- und Rechtsverhältnisse überhaupt keiner so sichern, festen Ordnung wie heutigen Tages sich erfreueten, anderseits gegen die Befenner des moaischen Glaubens die gräßlichsten Vorurtheile obwalteten, man dieselben als wildfremde, außerhalb des eigentlichen Staatsverbandes stehende Menschenkinder zu betrachten gewohnt war; da konnte es natürlich erscheinen, daß die Staatsregierung dem innern Leben der jüdischen Landesbewohner gar keine Aufmerksamkeit zuwandte, sich um ihre geistige Bildung, ihre Kultus- und Gemeindeangelegenheiten durchaus nicht kümmerte, sie als abgesonderte Corporation zur Regulirung ihrer gesellschaftlichen Zustände sich selbst überließ. Nun waren aber die Juden keine rohe, uncivilisirte Horde, deren Begriffe von Mein und Dein, von gegenseitigen Pflichten, Ansprüchen und Verbindlichkeiten schwankend und unsicher genannt werden konnten. Im Gegentheile hatten sie eine systematisch geordnete, alle Verhältnisse des individuellen wie Gesamtlebens genau ins Auge fassende und die diesen entsprechende Handlungsweise scharf bestimmende Lehre, welche, aus dem verfallenen Staatsleben ihrer einst blühenden Nation gerettet, sie nun als heiliges Palladium wie ihren Augapfel bewahrten, als Norm und Richtschnür ihres Verhaltens betrachteten, dadurch auch zur autonomen Selbständigkeit den Umständen gemäß befähigt waren. Der Jude fühlte sich von der Heiligkeit seines Glaubens aufs innigste durchdrungen, erkannte in sich einen tiefen moralischen Werth

<sup>1)</sup> Luchoth Ed. Vorrede. — <sup>2)</sup> Eduth Rejankob.

und hatte hohe Achtung vor der von Gott ihm verliehenen Menschenwürde; somit waren die nothwendigen Bedingungen zur Entfaltung eines in sich gekräftigten Gemeindelebens vorhanden, das auch immer mehr an Stärke und Festigkeit zunehmen mußte. Mochte auch die Handhabung der eigenen Autonomie den Sohn Israels von der Außenwelt gänzlich absondern, wodurch allerdings sein Ideenkreis beschränkt und jede kosmopolitische Anschauung unterdrückt wurde; so litt doch weder seine Religiosität noch sein moralischer Charakter darunter, im Gegentheil gewannen fromme Gemüthsweihe und religiöse Begeisterung tagtäglich an intensiver Fülle, die zugleich einen frischen, biedern und aufopferungsfähigen Gemeinssinn erzeugten.

In der Levante, Italien und Polen waren von jeher die Juden in großen Massen vorhanden, und da sie besonders im letztgenannten Reiche eine geraume Zeit hindurch in unangefochtener Ruhe und Sicherheit lebten,<sup>1)</sup> so entstand unter denselben auch bald ein kräftiges Zusammenwirken und eine gemeinschaftliche Verbrüderung der Gesamtheit, wovon wir hier — da diese Schilderung bloß eine eingeschaltete Episode — nur einen allgemeinen kurzen Umriß geben können.

Das einstmalige Königreich Polen, welches vom baltischen Meere bis an die Karpathen reichte, einen Umfang von ungefähr 22.000 Q. M. hatte und 18.000.000 Einwohner zählte, schloß vorzüglich drei Hauptnationen in sich ein: die eigentlichen Polen, die Lithauer und die Rusniaken, unter welchen auch sehr viele Juden von jeher ansässig waren. Die Entstehung des Reiches geschah natürlich successiv. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts hatten die polnischen Könige bloß den westlichen zwischen dem Vog und der Oder gelegenen Landstrich inne, der in zwei große Hälften, „Groß- und Klempolen“, abgetheilt wurde. Casimir erlangte im vierzehnten Jahrhundert für Polen auch die reiche, von den alten Chronisten „das Land der Milch und des Honigs“ genannte Provinz „Rothpreußen“. Die Judenthümlichkeit dieser drei Landestheile (שלוש ארצות) bildete, in gewissen, die Interessen der Gesamtheit betreffenden Beziehungen, zusammen eine Hauptkommune. Derselben hatte sich im siebzehnten Jahrhundert auch die jüdische Bewohnerschaft des 1569 dem Polenreiche gänzlich einverleibten Großherzogthums Lithauen angeschlossen, so daß dieser Kommunalverband über die nunmehrigen vier Haupttheile des polnischen Staates (ארבע ארצות המדינת פולין), bestehend aus „Groß- und Klempolen, Rothpreußen (Gallizien) und Lithauen“, sich erstreckte.<sup>2)</sup>

Alljährlich wurde an einem hierzu bestimmten Orte eine Synode ab-

<sup>1)</sup> Vergl. Literaturblatt des Orients 1847. c. 828. — <sup>2)</sup> מגה"ד רם לרבלין רעא ארבע ארצות, auch war dessen Zeitgenosse Mordechai Jaffe — nach Zemach David I. pag. 32 b — einer von den vornehmsten Schulrektoren und Richtern der drei Provinzen. Ersterer wohnte aber 1608 einer zu Jaroslaw abgehaltenen Synode bei (gedachte רעא Nr. 84), woraus wir die Vermuthung gezogen, daß Rothpreußen sich früher als Lithauen der Hauptkommune angeschlossen.

gehalten, welche von ganzen Kreisen (Wojewodschaften), hie und da auch von einzelnen Gemeinden, durch die aus deren Mitte gestellten Wahlmänner beschiedt, und Generalsynode der vier Landschaften (ורדו הגדול ורדו ארצות) genannt worden war. In das Ressort derselben gehörten alle Judenthum wie Judenheit berührende Gegenstände; sowohl rituelle, als auch die Stellung der Juden nach außenhin betreffende Tagesfragen wurden hier zur Sprache gebracht, darüber Verhandlungen gepflogen, Beschlüsse gefaßt und auch zur Realisirung des Endresultates die nöthigen Verfügungen getroffen. Da die Synodalmitglieder durch die freie Wahl der stimmfähigen Individuen berufen worden, so versteht es sich von selbst, daß ein solcher Ruf in der Regel nur jene Männer traf, die durch tiefe Gelehrsamkeit wie durch notorische Tugendstärke das allgemeine Zutrauen genossen. Diese aus den hervorragendsten jüdischen Notabilitäten Polens zusammengesetzte Versammlung übte über die sämmtliche Judenheit eine moralische Macht sonder Gleichen, ihre Entscheidung ward quasi einem göttlichen Ausspruche gleich geachtet; daher aus den entferntesten Weltgegenden Zuschriften an dieselbe gerichtet, die wichtigsten in Schwebel befindlichen judiciellen wie religiösen Streitfachen ihrem Urtheile unterzogen wurden.

Das Oberhaupt der Synode bildete ein früher erkorener Präses, der wahrscheinlich auf drei Jahre gewählt wurde, und während dessen Amtswirksamkeit tagte vermuthlich die Synode immer an einem und demselben Orte, obwohl zu verschiedenen, erst durch Uebereinkunft festgesetzten Zeiten.<sup>1)</sup> Er führte den Titel פּרֶזֶדֶט דִּירֵד, leitete die Verhandlungen und unterbreitete alle hierzu nöthigen Vorlagen. Eine hervorragende Stellung nahm bei diesen Zusammenkünften auch der נֶאֱמָן דִּירֵד<sup>2)</sup> ein, über dessen Functionen wir zwar nichts Gewisses angeben können, der aber, der Benennung nach zu schließen, Sekretär oder Schriftführer gewesen sein dürfte.

Nebst diesen Generalsynoden gab es auch Specialsynoden, die nicht vom ganzen Lande, sondern bloß von einem Kreise oder auch nur einigen Gemeinden beschiedt und wahrscheinlich nur zur Besprechung der die Betheiligten betreffenden Sonderinteressen berufen wurden, nicht selten aber auch allgemeine Tragesfragen in ihr Bereich gezogen. Diese hießen ebenfalls ורדו mit angefügter specieller Bezeichnung des Kreises oder der Gemeinden, die daran Theil genommen.

Ueberdies finden wir noch eine Art rabbinischer Konzilien — ירד (Markt) geheiß — wo nämlich an gewissen Emporien, zur Messezeit, hierzu berufene Rabbiner zugereist kamen, während der Dauer der Messe hier verblieben; hauptsächlich zu dem Zwecke, um die bei der hier zusammenströmenden, aus allen Landestheilen zusammenkommenden Volksmasse

<sup>1)</sup> In den Jahren ת"קיא und ת"קיב, ת"קיא war Abraham aus Lissa Synodalpräses und in diesen drei Jahren tagte die Synode jährlich zu Constantinow (Eduth Bejaakob). — <sup>2)</sup> Auch נֶאֱמָן דְּבֵית יִשְׂרָאֵל — abbrevirt נ"ב"י genannt.

obwaltenden Prozesse und sonstigen Streitigkeiten zu schlichten; jedoch pflegte man auch diese Zusammenkünfte zur Austragung anderweitiger wichtiger Ereignisse zu benutzen.<sup>1)</sup>

Waren diese Kurien ihrer Form und ihrem Wesen nach geistlicher Natur, so war auch das ihnen zu Gebote stehende, vorzüglichste Zwangsmittel ein derartiges. Es wurde nämlich über den Renitenten oder sonst Straffälligen der Bann verhängt. Auch zur Auflegung einer Geldbuße waren sie ermächtigt, zu deren Eintreibung größtentheils die Staatsbehörde hilfreiche Hand bot, und zog den Bannfluch ebenfalls für den damit Belegten viele selbst in physischer Hinsicht nachtheilige Folgen nach sich. Uebrigens dürfte Renitenz gegen eine solche aus den edelsten, frömmsten und kenntnißreichsten Männern gebildete Instanz, die durch ihren überwiegenden moralischen Einfluß genugsam imponirte, nicht so leicht vorgekommen sein.

Für das Jahr 1751 war eine Ende Elul (Mitte November) zu Constantinow in Polhynien abzuhaltende Generalsynode anberaumt, und zu deren Präses „Abraham, Sohn Joski's aus Lissa“, ernannt worden. Diesem übersandte J. Emden, ungefähr drei Monate zuvor, ein an die Generalsynode stylisirtes Memorandum — ם ך ן ן ן genannt<sup>2)</sup> — worin Jonathan, S. Eßingen, E. Olajnow und Chaim, Rabbiner zu Lublin, der schwersten Verbrechen bezüchtigt werden. Dieses Document ist seiner innern wie äußern Form nach höchst charakteristisch, die Denk- und Handlungsweise des Verfassers, so wie die Waffen, deren sich die Gegner Jonathans überhaupt bedienen, so sehr markirend, so daß wir darüber etwas weitläufiger zu sprechen uns veranlaßt fühlen, demselben noch ein besonderes Kapitel widmen wollen.

## XX.

### Chronique scandaleuse.

Mit der hier gegebenen Ueberschrift müssen wir ein elendes Nachwerk bezeichnen, dessen Tendenz darin besteht, der klaren, lautern Unschuld die gräulichsten, schwärzesten Flecken anzudichten, das zwei und zwanzig Quartblätter eng gedruckter, kleinhebräischer Kursivschrift mit den ärgsten Schmähungen, größten Flüchen und gemeinsten Scheltworten ausfüllt; das Männer von anerkanntem Rufe und rühmendwerther Tugendhaftigkeit als den Auswurf der Menschheit, als Götzendiener, Diebe, Mörder und unzüchtige Wollüstlinge darstellt; das, um uns kurz zu fassen, durch seine Frechheit, Lügenhaftigkeit und Frivolität einen so hohen Grad der Verwerflichkeit erreicht hat, daß wir uns nicht genug darüber wundern können, wie der Verfasser sich nicht entblödete, ein solches Pamphlet, die Ausgeburt roher,

<sup>1)</sup> Vergl. Eduth Bejaakob p. 53. — <sup>2)</sup> Ibid. p. 32—55.

höflicher Thorheit, den Mitgliedern der Generalsynode, einem Vereine der biedergefinntesten, mit der Krone der Gelehrsamkeit geschmückten, mit hoher sittlicher Würde begabten Männer, vorzulegen; wie er sich dem Wahne hingeben konnte, ein vernünftiger Mensch werde derartigen das Gepräge ächten Lugs an sich tragenden Beschuldigungen Glauben schenken; wie er von niedriger Leidenschaftlichkeit sich so weit verblenden ließ, ein solches Elaborat durch den Druck der Nachwelt aufzubewahren und der eigenen Wahrhaftigkeit dadurch für immer ein Dementi zu geben, überhaupt seiner männlichen Würde, seinem ästhetischen Sinn, seiner humanen Bildung solch ein *testimonium paupertatis* auszustellen. — Gehen wir nun auf die Anklage-Akte selbst ein, so muß selbe schon in linguistischer Beziehung unser Mißfallen erregen. Der Styl ist höchst incorrect, schwülstig, mit Wust überladen, die Sprache durch gesuchte, weit hergeholt oft aus Abgeschmackte grenzende Anspielungen auf Talmud- und Midraschstellen höchst geschraubt und beinahe zu einem Jargone erniedrigt.<sup>1)</sup> Gedankenordnung wird gänzlich vermißt, alles ist hier wirr durch einander geworfen, keine Rundung, keine logische Eintheilung, keine den Denkgesetzen gemäße Gliederung und Anordnung der zu einem einheitlichen Ganzen sich verbindenden einzelnen Theile; nirgends eine deutliche präcise Angabe des Thatbestandes, nirgends eine klare Beweisführung für irgend eine Behauptung; eine bloße Zusammenstückelung bunt gefärbter, unzusammenhängender Lappen, bestehend aus hohlen, leeren, nur Zorn und Wuth, keineswegs wahre, warme Begeisterung verrathenden Phrasen, untermengt mit unwahren, lächerlichen und oft das Schamgefühl verletzenden Erzählungen, ohne Anfang, ohne Ende und ohne Mitte. Dabei vergißt der Autor nie an sich selbst, benutz jede sich ihm darbietende Gelegenheit, sich, seinem Charakter, Handel und Wandel wie seiner schriftstellerischen Thätigkeit das rühmlichste Zeugniß zu geben, und geht in seiner Unbescheidenheit so weit, anstatt der Synode, an die er sich doch wendet, die eigentliche Fällung des Urtheils zu überlassen, eigenmächtig die Straffälligkeit der Verklagten mit Bestimmtheit auszusprechen und selbst das ihnen auszufehende Strafmaß vorzuschreiben. — Wir wollen jedoch, zur objectiven Nachweisung der in dieser Schrift sich findenden frechen Verleugnung und Entstellung der Wahrheit, den Verfasser selbst sprechen lassen, indem wir einige der charakteristischsten Stellen seiner Arbeit wie möglich wortgetreu wiederzugeben uns bestreben:

„ . . . Zu Metz und dessen Weichbilder hat man haufenweise Amulette gefunden, die der genannte Kexer selbst geschrieben und voller Gräuel, Lästerungen und Blasphemien dieses Bösewichtes sind. Man hat uns solche von dorthier eingeschickt, und unter Einem auch von vielen schändlichen Ungerech-

<sup>1)</sup> Gmden war wohl ein guter Stylist und der hebräischen Sprache völlig mächtig, bediente sich aber hier jener sonst nicht seltenen abstrusen Schreibart, wobei Talmudstellen, denen durch künstliche Wortspiele ein anderer Sinn untergeschoben wurde, zur Anwendung kamen, und die Klarheit des Ausdruckes häufig leiden mußte.

tigkeiten berichtet, die der Niederträchtige dort begangen, Jonathan der Priester im Tempel der Sünde — — — — —, der im Verborgenen auf die Stunde lauert, wann es ihm gegönnt sein würde, den Götzendienst öffentlich einzuführen — — — — — Alle Tage seines Erdenwandels verlebte er in schwerer Sündhaftigkeit, diese bildete stets sein Lebenselement, und in solcher Weise hat er auch Schüler ausgestellt, ein Geschmeiß schädlichen Ungeziefers, das ihm nachhängt; sein Alter wie seine Jugend gleicht einem mit Schmach erfüllten Gefäße — — — Was Schlechtes hat er nicht alles zu Prag und zu Meß früher, jetzt auch in dieser kurzen Zeit zu Hamburg schon verübt, so daß selbst seine Freunde, Verwandten und Bekannten ihn verabscheut und sich von ihm zurückgezogen haben; bis sie endlich in Erfahrung gebracht, daß er ein Anhänger der neuen Lehre, die das Unreine für rein, das Unerlaubte für erlaubt erklärt, die gesellichen Verbote alle aufhebt; dann hat dieses elende Gesindel sich wieder zu ihm gesellt, dieser Pöbelhaufe, der gerne das Joch des Himmelreiches abwerfen möchte.“ — — — — — „Allen Bösen und Schlechten hat er sich von jeher angeschlossen; Chajun, Lobeli, Proßnig, Luzzato und Consorten waren seine Spießgesellen, mit denen er insgeheim conspirirte.“ — — — — —

„Unmöglich ist es uns, all seine Schlechtigkeiten aufzuzählen, bekannt ist seine falsche Auffassung der Gotteslehre, seine Verkehrtheit in Behandlung der talmudischen Kasuistik, seine Geringschätzung der göttlichen Gebote überhaupt. Rotorisch vernachlässigt er das Gesetz der Thephillin von jeher; (vergl. XIV a.) auch ward wider ihn ausgesagt, er habe einen von unsern Weisen eingesetzten Fasttag wie ein Freudenfest gefeiert; an demselben Fleisch gegessen, Wein getrunken und Kuchen backen lassen.<sup>1)</sup> Was eine Dienstmagd von ihm erzählt hat, ist etwas Horribles, das sich nicht niederschreiben läßt; viele sahen ihn, wie er in Prag, auf öffentlicher Gasse im Gehen, gleich einem Hunde, gegessen. Man traf ihn sogar einmal, wie er Zwetschken kaufte, selbe sogleich auf freier Straße in den Mund nahm, ohne nachzusehen, ob solche wurmstichig, und als man ihn darüber zu Rede stellte, warum er so frech das göttliche Gesetz mit Füßen trete? erwiederte er hohnlachend: „Wurm und Made haben über mich keine Gewalt“. Wehe dem Munde, der solche schändliche Reden führt, mögest du hinab in die Hölle fahren, das Gewürm unter dir sich betten und Motten dich bedecken, der du Abfall wider Gott im Munde führst! — Was ließe sich erst sagen von den Nichtswürdigkeiten seiner Jünger, jener Taugenichtse, die ihr ganzes Dasein hinbringen mit Kartenspiel, Stehlen, Buhlen und sonstigen Lasterthaten — — — — — was von seinen Kindern, die, gleich ihrem Vater, im stinkenden Schlamm

<sup>1)</sup> Dieses sollen zu Hamburg wirklich zwei Zeugen ausgesagt und beschworen haben. Die Sache erwies sich aber nachher als leeres Trugspiel, indem die Zeugen erklärten, daß den 9. Ab, an welchem sie den Rabbiner Fleisch essen und Wein trinken sahen, damals grade auf einen Sabbath gefallen, wo bekanntlich die diesen Tag betreffende Trauerceremonie auf Sonntag verschoben wird.

der Sünde versunken; was von dessen Sohn Nathan, dem Schandbaren; was von seiner Tochter, der Buhldirne, die er selber einem thörichten Jungen preisgegeben, der in seinem Hause Unterkunft gefunden und mit ihr all sein großes Vermögen verpraßt hat.“ — — — — —

„Die größten Rabbinen Deutschlands und an deren Spitze der greise Gelehrte Josua, Rabbiner zu Frankfurt, vorzüglich auch der Rabbiner zu Meß und mein Schwager, der Rabbiner zu Amsterdam, haben ihre Kräfte dem himmlischen Herrn geweiht, der heiligen Kriegeschaar voranzuziehen, ihnen zur Seite stehen die Rabbinen von Hannover, Schwabach, Berlin, Wien, Hanau, Hildesheim, Lotharingen, Fürth, Kopenhagen, Glogau<sup>1)</sup> und endlich auch meine Wenigkeit, der Geringste unter allen, außer diesen noch viele Rabbinen, nicht zu vergessen meine Söhne und Schwiegersöhne, überhaupt meine ganze große Familie. Auch der Rabbiner zu Lemberg und sämtliche Mitglieder der talmudischen Akademie zu Venedig haben insgesammt den Verfasser jener Amulette in den Bann gelegt.“<sup>2)</sup> — — —  
 „Schreibet dennoch das Strafurtheil wider den verfluchten Jonathan, und wo er sich nicht fügen wollte, hauet um den Baum, hacket seine Zweige ab — — — — — verfolget den ungehorsamen widerspenstigen Sohn, es ist ein heiliger Kampf für Gott, „kein Friede, spricht der Herr, für die Frevler.““ (Jesaias Kap. 54.)

„Habet nicht Furcht vor Menschen, gebet Ehre eurem Gotte, kämpfet für eure Brüder, für die Lehre unseres Gottes, für den Glauben unserer Väter, der Herr wird für euch streiten, ihr aber dürfet nicht stille schweigen . . . . . Bei Gott beschwöre ich euch, daß ihr nicht nachlasset, bis ihr die Bosheit ausgetilgt. Ich habe lange geschwiegen, lange genug geharrt, lange Geduld getragen, vielleicht wird sein schlechtes Gemüth zum Guten sich wenden, daß er reuiges Geständniß ablegend zu Gott zurückkehrt; ich habe seine und der Gemeinde Ehre lange geschont, habe den Gegenstand der Koryphäen der Zeit vorgelegt, aber von allen Seiten ward über ihn das „Schuldig“ ausgesprochen. Vielleicht aber, weil alle einstimmig ihn verdammten, sollte er gerade darum frei und ungestraft ausgehen;“<sup>3)</sup> indessen ist

<sup>1)</sup> Der damalige Rabbiner zu Wien, Bernsch Gschkeles, zugleich mährischer und ungarischer Landrabbiner, hatte auf das in dieser Beziehung an ihn gerichtete Schreiben Emdens nicht einmal geantwortet (להחיות לדור p. 24 b), ebensowenig konnte der Glogauer Rabbiner noch gegen Jonathan entschieden haben, da derselbe, wie weiter Kap. XXIII gezeigt werden wird, später von Jonathan als Schiedsrichter in dieser Angelegenheit gewählt wurde. — <sup>2)</sup> Die Rabbinen zu Venedig waren zwar durch den jenen Amuletten beigegebenen Kommentar irre geleitet; als sie aber vernahmen, Jonathan habe selbst über die Sekte der Sabbathianer den Bann ausgesprochen, erkannten sie dessen Unschuld, und bestrebten sich, unter den streitenden Parteien Frieden zu stiften. Was den Lemberger Rabbiner anbelangt, siehe weiter Kap. XXIII. — <sup>3)</sup> Nach jüdischem Strafrechte wurde dem Verbrecher, sobald er einstimmig verurtheilt worden war und nicht ein einziger der ihn verdammenden Richter zu seinen Gunsten gesprochen hatte, gerade dadurch

er in seinen eigenen Sünden verstrickt worden, und hat er selbst das Verdammungsurtheil über sich ausgesprochen, indem er auf jenen elenden Buben zu Lublin sich verläßt. Jener Charakterlose Schwäger hatte die Frechheit, die Stimme zu erheben und zu seinen Gunsten zu entscheiden; der Sohn eines wilden Esels, der nichts versteht, nichts gelernt, mischt sich in den Streit, der ihn nichts angeht, einem Schweine gleich, das mit seinem Rüssel überall herum schnüffelt; eben darum ist er nun reis zum Tode, da er von der Mehrzahl verurtheilt worden ist; die Hülfe jenes Miserablen führt also gerade seinen Sturz herbei. Sollte man glauben, wie weit seine Frechheit sich erstreckt, daß er nicht vor Scham erröthet, bei jenen wilden Vöcken Stütze zu finden — — — weil er gesehen, daß niemand ihm zur Seite steht, nicht einer das Wort für ihn erhebt, da gesellte die Krähe sich zum Raben, ging hin zu jenen dummen Thoren, der das Maul aufsperrt wie ein Esel, zu den Leblosen<sup>1)</sup> aus Lublin — — — Ja freilich hat dieser in Prag seine Schule besucht, hat dort gelernt Ausgelassenheit und Uebermuth, hat viel dort profitirt an Arroganz und Sittenlosigkeit — — — kann wohl Schach und Karten spielen — — — hat durch Simonie endlich das Rabbinat erlangt — — — Schande für die Mutter, die einen solchen Sohn geboren, Schmach für den ihn erziehenden Vater, dieser jedoch ist wie er: Bösewicht, Sohn eines Bösewichts! wehe dem Lehrer, der ihn unterrichtet, möge er zu Schanden werden, dahinschwinden — beim Untergang der Frevler ist Jubel (Spr. Sal. XI. 10.) — er und sein Lehrer mögen dahinsinken in die heiß siedende Hölle. Sie haben sich unterfangen, ihre Hand wider die Geweihten Israels auszustrecken, die voll göttlichen Feuereifers den Götzendienst auszutilgen sich bestreben, haben sie auch meine Person nicht berücksichtigen wollen, hätten sie doch vor meiner Familie, meiner hohen, vornehmen Abkunft Scheu tragen sollen — — — O, du Thor! weißt du denn nicht, daß der Stamm, dem ich entsprossen, ein gesegneter und fruchtreicher? Dank und Preis dem Herrn, daß er mich auch mit gelehrten und weisen Kindern begabt. Mein ältester Sohn ist sogar in eurem geliebten Polenlande Rektor einer hohen Schule, und jener gedachte thörichte Sünder, der bei lebendigem Leibe todt zu nennen, will so viele Treflichkeiten vernichten, achtet nicht auf die Ehre der Todten wie der Lebenden, der herrlichen kräftigen Stämme! Bin ich Jacob auch einer, der sich selbst für klein hält, wenig Werth auf sich setzt, die Gottesfürchtigen aber ehrt; so kennen mich doch die Weisen der Zeit; sie wissen, daß ich stets einen guten Ruf mir bewahrt, nie dem bösen Leumund wider mich Veranlassung gegeben, nie, ob meiner Aufführung die Gefährten schamroth gemacht. Die Lehre der Wahrheit

---

die Todesstrafe erlassen, weil man alsdann eine allgemeine Befangenheit des Gerichtes voraussetzte. (Tractat Sanhedrin 17 a.)

<sup>1)</sup> „Chaim“ bedeutet im Hebräischen „Leben“; schimpflich nennt er ihn „Lo-Chaim“.

führte ich jederzeit im Munde, nichts Unrechtes kam über meine Lippen; war stets anspruchslos, bückte mich beim Eingehen wie beim Ausgehen, machte keine Präntionen, bezeigte mich im Gegentheile den Gottesgelehrten ergeben, ein Knecht der Knechte Gottes. Nie gönnte ich dem Betruge in meinem Hause eine Zufluchtsstätte, so daß alle, die von mir hörten, mich segneten und riefen: „Wie schön sind deine Zelte Jacob!“ — Hat ja sein feyerlicher Lehrer selbst auf solche Weise mich öffentlich in seinen Vorträgen belobt, als er meiner im „Reschuß“ erwähnte.<sup>1)</sup> — Dieser Thor zwingt mich, die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, um dem thörichten Laffen seiner Dummheit zu überführen, damit er sich nicht weise dünke; deun ich werde nicht erschrocken zurücktreten, nicht verstummen und meinen Mund nicht aufzuthun wagen, nicht gegen die mir angethane Schmach taub mich stellen. Lügen auch er und sein Lehrer zusammen in einer Wagschale, sie gleichen dem nichtigen Hauche, dem Staub an der Wagschale, ihr stürmisches Brausen vergeht wie ein Lusthauch, denn nicht in der Wahrheit liegt ihre Stärke. Gerne würden sie einen Namen sich machen unter denen, die den Thurm errichtet, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, aber ihre Ehre bleibt immer tief unten am Boden liegen, kann aus dem engen Winkel nicht heraus, da der Standpunkt nicht dem Menschen, sondern dieser jenem Ehre bringen soll, wo hingegen sie die von ihnen eingenommene Stelle nur besudeln. Ich, Gott sei Dank, mache dem Orte Ehre, worauf ich mich befinde, mein Name und mein Andenken wird unter der jüdischen Nation ewig leben, da ich, durch meine aus reiner Liebe zur Wahrheit ausgearbeiteten literarischen Werke, unter göttlichem Beistande, der Gesamtheit nützlich gewesen. Habe ich doch selbe nicht als Spaten gebraucht, nicht den geringsten pecuniären Vortheil damit erzielen wollen, sie nicht den Plutokratzen des Entgelts wegen zugesandt, im Gegentheile viele davon an arme Gelehrten umsonst verschenkt. — Nun messet euch einmal mit mir, du Bube Chaim und dein bedeutungsloser im peinigenden Gefühl seines Nichts dahinschwindender Lehrer, ob ihr gar mein gewöhnliches Gespräch versteht, das auch Kenntniß voraussetzt. Dieser Impertinente erdreistet sich, seinen unbedeutenden Schüler mir entgegenzustellen, mich und andere ungehört zu verurtheilen, mich und sie in unserer Abwesenheit zu verdammen; ist dergleichen je gehört oder gesehen worden? Selbst gegen die Kleinsten und Niedrigsten auf dem ganzen Erdboden dürfte man ja solches sich nicht erlauben? Wäre eine Handlungsweise, wie diese, je gestattet, würde ja Gefahr über dem Haupte eines jeden Menschenkindeß drohend schweben? Ein jeder, der dem Andern feind und zureichende Geldmittel hätte, ginge alsdann nach Polen, in jene Schlupfwinkel, wo die berüchtigten von Unrecht und Gewaltthat sich mästenden Rabbis hausen, würde sich für baare Münze

<sup>1)</sup> Siehe oben Kap. XII.

einen solchen geldgierigen Kaw erkaufen, und über seinen Gegner, an welchem er Rache nehmen will, den Bann aussprechen lassen. Was? dieses dumme Vieh, dem man Gerstenfutter reichen sollte, bis sein Leib berstet, mit seiner ganzen Rotte, den fetten Hunden, dürfte so was sich unterstehen? Diese Schandthat von unermesslicher Tragweite liefert den besten Beweis, wie gut er von seinem Lehrer unterrichtet worden ist — — — dieser Unwissende, dieser Idiot — — hat sich selber dem ewigen Tode preisgegeben, sich selber für vogelfrei erklärt, er, seine Familie und all sein Eigenthum ist dem Banne verfallen, er hat selbst sein Leben verschuldet, sein Blut komme über sein Haupt. An ihm und seinen Helfershelfern, die den Götzenhain aufgerichtet — — muß ein exemplarisches Strafgericht geübt werden, damit die kleinen Füchse, welche den Weinberg des Herrn verderben, sich eine Lehre nehmen, damit dem frechen Geschlechte Einhalt gethan werde, muß diesem Wahnberauschten die Hirnschale zerschmetteret werden.“

---

„Daher verfluchen, verwünschen, verbannen und excommuniciren wir Jonathan Eibenschüg . . . der unrechtmäßigerweise das Rabbinat usurpirt hat — — und nur durch pöbelhafte Menschen eingefeszt worden — — Sie (die Mitglieder der 3 Gemeinden) haben gefrevelt gegen meinen Vater — noch lastet eine Schuld auf ihnen, da sie das Heilige herabgewürdigt — — auch an mich haben sie, uneingedenk der väterlichen Wohlthaten, sich sträflich vergangen — — daher ist dieses Unglück über sie gekommen.“ — — —

---

„Eigentlich wissen wir gar nicht, worin seine (Jonathans) Force besteht, er ist weder stark in der Bibel noch in Mishna und Talmud, kann weder denken noch schließen, besitzt weder Theorie noch Praxis, kann weder in den Geist der Agada noch in den der Halacha eindringen, hat von keiner Wissenschaft überhaupt einen rechten Begriff; nur eitles Geschwätz ist seine ganze Kenntniß, hohle Phrasen ohne wissenschaftliche Begründung, ohne logische Beweisführung. Alles, was man uns bisher in seinem Namen mitgetheilt, ist eitel Lappalie, ohne Verstand, ohne Geist; seine Verträge enthalten entweder schlechte, lekerische Grundsätze oder grobe Irrthümer und krasse Fehler. Du wagst es, mich zu tadeln, weil ich in meinen Werken den Aussprüchen des frühern Rabbiners Rabbi Jecheskel meine Ansicht entgegengestellt und jene widerlegt habe — — — dieser selbst hat mich oft gelobt, und viel Rühmliches noch auf seinem Sterbebette von mir gesprochen — — — tritt aber frei auf gegen mich, suche mich eines Bessern zu belehren, wage es einmal, dich mit mir zu messen — — — rechtfertige mir gegenüber die Behauptung des Rabbi Jecheskel — — öffne deinen Mund und zeige mir noch, wo ich gefehlt, stelle dich heraus, zeige, was du vermagst — — — — Aber was habe ich mit dir gemein, gehe, Unwürdiger! gehe hin zum Asafel in die Wüste, wo die Teufelsböcke tanzen und einer dem andern zuruft — — — — die

ganze Welt weiß, daß du auf Lug bauest und die Grundwahrheit leugnest. Du bestehst aus eitel Lug, dein Name, dein Siegel, dein Glaubensbekenntniß, dein Erlöser, alles Lug, Falschheit ist deine Stütze, Lug deine Schutzwaſſe. Darum willst du auch Jacob nicht die Wahrheit zugestehen, ihm, den du nie begriffen, nie verstanden; der Himmel hat geschieden zwischen mir und dir, du gehörst nicht zu meinen Glaubensgenossen.“ — — — —

„Wer weder das schriftliche noch mündliche Gesetz, weder Leben noch Weltſitte versteht, der ist dein Schüler, dein Freund, ein Ehrenmann bei dir, der einem Waldesel in der Wüste gleich, so wie das leblose Oberhaupt zu Lublin, der vorzüglichste seiner Schüler, den er durch Händeauflegen geweiht, ein Wegweiſer zu sein zum Bösen.“ — — — —

„Einer seiner (Jonathans) Schüler — ausgetilgt werde sein Name — hat vor uns und mehreren andern eingestanden, sein Lehrer sei ein Anhänger der Sabbathianer und correspondire mit denselben, hat das von seinem Lehrer verfaßte auf Sabbathai bezügliche Lied uns oft unter Spott und Lachen vorgelesen, es uns sogar geschrieben übergeben — es ist uns aber nachher verloren gegangen. Dennoch hat dieser schlechte Mensch allenthalben von seiner Größe erzählt, und sich bestrebt, ihn hierher zu bringen.“ — —

„Ein bekannter Rabbiner erzählte uns, er sei selber ein Schüler Jonathans in frühern Zeiten gewesen. Als er im Alter von 17 Jahren stand, schickte ihn sein Vater, ein sehr reicher Mann, nach Prag, um unter Jonathans Leitung zu studiren. Er reiste dahin mit noch einem Gefährten, ebenfalls eines reichen Mannes Sohn. Zu Prag angekommen fanden sie den vermeintlichen Lehrer stets mit ganz andern Dingen beschäftigt, und um seine Schüler sich wenig kümmernd. Endlich pflegte er doch zuweilen Vorträge zu halten, weder Lehrer noch Schüler sprachen aber da ein vernünftiges Wort, wußten nicht, was sie über ihre Lippen brachten, fingen daher an, Unarten und Ausgelassenheiten zu treiben, schrieken einer mit dem andern, stießen einander mit Händen und Füßen, und das war alles, was man dort sah und hörte. Die zwei Jünglinge sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, reisten wieder von Prag ab, den Vätern war aber dieser Spaß theuer zu stehen gekommen, die Reisekosten beliefen sich auf zweihundert Reichsthaler für jeden.“ — — — —

„Er nimmt überhaupt nie einen kenntnißreichen, gottesfürchtigen Jünger in seiner Schule auf, sondern bloß nur Ignoranten, die nichts beurtheilen können und allen Unsinn glauben, den er ihnen vorplauscht. Diese schreien nachher seinen Ruhm in der ganzen Welt aus, erzählen seine Wunderthaten, füllen nebstbei auch seinen Sackel.“ — — — —

„Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie er einen aus weiter Ferne nach Hamburg gekommenen Talmudjünger bloß aus dem Grunde zurückwies, weil dieser arm war und nichts spendiren konnte (bei diesem hatte er vielleicht noch einen andern wichtigen Grund, selber war nämlich bereits in Mez

gewesen, wußte vieles von seinen Familiengeheimnissen, besonders von dem Kasuß mit seiner Tochter); er mußte mit betrübtem Herzen wieder von dannen gehen. Die unwissenden Taugenichtse, die seinen Beutel vollschütteten, zieht er an sich und versorgt sie mit allem. Das größte Gefindel, der Auswurf der Menschheit, zählt zu seinen intimsten Freunden, die alle in seine Intriguen eingeweiht sind.“ — — — — —

„Weil nun gerade von Schufsten und Schurken hier die Rede ist, müssen wir auch des Samuel Essingen erwähnen, eines Idioten, aller Kenntniß baaren Menschen, der, ohne Zustimmung der Gemeinde, gewalthaberischer Weise in Warnsdorf als Götzenbild aufgestellt wurde — — — — — Dieser gibt sich mit der praktischen Kabbala ab, kam vor ungefähr drei Jahren nach Altona, meinte allda Thoren zu finden, denen er durch seinen hocus pocus Geld entlocken würde, brachte ein gesundes starkes Mädchen mit, der er nach seinem Vorgeben einen Dämon, von welchem sie besessen sein sollte, austreiben werde, unternahm mit ihr allerlei Exorcismen, ließ sie mit Schwefel beräuchern, bis sie endlich den Geist aufgab. Ihr Vater hatte in Folge dieser Reise große Auslagen, so daß er dadurch an den Bettelstab gebracht wurde, und die Tochter büßte mit dem Tode, worauf Samuel einem Mörder gleich nächtlicher Weise entfliehen mußte. Dieser Unhold tritt nun jetzt als Vertheidiger für ihn auf, der ein Mörder wie er (Jonathan); denn wer kann wissen, wie viele Wöchnerinnen er nicht schon durch seine Amulette und seinen magischen Schnißschnak ums Leben gebracht hat? Er hat nie böse Geister verjagt, im Gegentheil selben in das Herz vieler durch seine Verführungen Eingang verschafft. So auch dieser mit ihm verbrüderte, gottlose Kerl Elias Olajnow, der seine Ehegattin treulos verlassen und jetzt den Mantel der Gottesfurcht umhängen will — — — — — Er gibt sich den Anschein, als faste er tagtäglich, betrinkt sich aber dafür mit Branntwein, so daß sein Gesicht glüht — — — — — er, der unerlaubten Umgang mit seiner Hauswirthin — einer öffentlichen Buhldirne — pflegt.“

„Dieser falsche treulose Wicht, der seine eigenen Worte verdreht. Als ihn mein Schwager, der Rabbiner zu Amsterdam, bezüglich der von Jonathan ausgehenden Kamea um seine Ansicht hierüber befragte, erwiederte er: „dergleichen Formeln nie gesehen zu haben, darin zweifelsohne der Name Sabbathai Zwy ausgedrückt sei.“ Von dem Rabbiner weggehend, begibt er sich in das Haus eines Gemeindevorstehers zu Amsterdam, und da wiederum über diesen Gegenstand befragt, sagte er gerade das Gegentheil, und beruft sich darauf, er habe bereits dem Rabbiner seine Meinung zu verstehen gegeben, daß an dem Amulette nichts zu tadeln wäre. Wehe diesen unverschämten, frechen Wichten, ihre Lebensquelle möge verdorren und austrocknen, diesen Zweigjünglern, ihre Zunge erstarre im Munde — — — — — Hat ja Elias öffentlich gesagt, er glaube, daß Sabbathai der wahre Messias

gewesen; hat Chajun, Berachias und Nachtreter sehr gelobt, hat die weisen und heiligen Männer in Israel beschimpft, besonders meinen seligen Vater, selbst gegen den Allerhöchsten Blasphemien ausgestoßen, weil er das Erlösungswerk durch Sabbathai nicht zu Stande gebracht, sagte sich dabei an den Haarbüscheln — dasselbe erzählt man auch von Jonathan — die beide hierin ganz Sabbathai selbst nachahmten. — Auch bei der Unthat des Mose Chaim Luzzato (siehe Kerem Chemed III. p. 112 ff.) war er mit im Spiele, gab diesen für den Messias und sich für dessen Vorläufer Elias aus.<sup>1)</sup> — —

„Ein Schüler Jonathans wollte einen Jüngling verführen, dieser, gottesfürchtig und sündenscheu, weigerte sich, dem Verführer Gehör zu geben, da ward er von dem Schlangengezücht mit den Worten verhöhnt: „Ist ja deine Gottesfurcht nur Thorheit, hat mir ja mein Rabbi Jonathan“ — der Name der Frevler verweise — „ausdrücklich gesagt, ein junger Mensch dürfe dem Gelüste seines Herzens sich überlassen, nur müsse er dabei behutsam zu Werke gehen, um keinen Standal zu erregen.“ Dieses ist auch der Grund, warum seine Schüler ihr Leben für ihn hergeben; denn hätten sie nur das eine von ihm gelernt, es würde hinreichen — — — — — Sein Sohn Nathan hat mit Vorwissen des Vaters einen jungen unerfahrenen Menschen nicht nur um seine ganze Baarschaft geprellt, sondern sich überdies von demselben noch einen Wechsel auf eine viel bedeutendere Summe ausstellen lassen, die gezahlt werden müsse, sobald der Aussteller wieder zu Vermögen kommen werde.“ — — — — —

„Als Jonathan von Prag nach Mez reiste, führte er einen Diener mit sich, der bereits in Prag bei ihm gedient und durch die von den Talmudjüngern erhaltenen Remunerationen sich einiges Geld gemacht hatte. Nachher schickte er diesen Burschen nach Prag, um seine (in Prag wegen der Verbrechen ihres Mannes einige Zeit gefangen gehaltene) Gattin von da abzuholen und nach Mez zu begleiten. Er ertheilte aber dem Burschen den Rath, das Geld nicht auf die Reise mitzunehmen, sondern es ihm zur Aufbewahrung zu übergeben. Dieser, nichts Arges ahnend, übergab dem Herrn seine ganze Ersparniß, als er aber nach seiner Rückkehr das Seinige wieder verlangte, wollte Jonathan von nichts wissen, und leugnete, etwas erhalten zu haben. Der arme Junge fürchtete, gegen den Rabbiner flagbar aufzutreten, nahm sich aber den erlittenen Verlust so zu Herzen, daß er bald darauf vor Gram gestorben. Der Beerdigungs-Verein zu Mez hatte aber von dem Ereignisse Wind bekommen, und der Vorsteher wollte den Burschen nicht eher begraben lassen, als bis der Rabbiner die Begräbniskosten erlegt haben werde. Letzterer sprach voller Wuth über diesen Vorsteher wie über den Prediger des Vereins den Bann aus, mankehrte sich nicht daran,

<sup>1)</sup> Wird von Mordechaj Zafe (Schlesinger) aus Wien als eine reine Lüge erklärt. (Luchoth Ed. p. 15 a.)

er mußte die vorgeschriebene Tare haarklein bezahlen, hätte sich noch dazu sehr blamirt. Ohnedies wird erzählt, daß er alle Deposita, die bei ihm deponirt worden, unter sich gebrocht und nie einen Heller herausgegeben; seine in Prag verübten Schlechtigkeiten werde kein Buch fassen.“ — — — —

„Ist er (Jonathan) doch bereits dem Banne verfallen, indem er der Gemeinde zu Meß unter obhabendem Bannfluch die Versicherung gab, eine gewisse festgesetzte Zeit in ihrer Mitte zu verbleiben, trotzdem aber vor der bestimmten Frist von ihnen wegging. Freilich wurden die Meßer gerne seiner los; wäre dieses nicht der Fall gewesen, so hätten sie ihn ja gewaltfamer Weise zurückhalten können. Denn außer dem auf sich geladenen Bann würde er contractmäßig eine große Strafe haben zahlen müssen; allein sie erließen ihm das Geld, um sich nur desto eher seiner zu entledigen, sie freueten sich auf seinen Abzug sogar, wie auf einen Festtag. Auch zwangen ihn die Umstände, Meß zu verlassen, wie würde er denn sonst von dort nach Hamburg gegangen sein, da ja stets das Rabbinat zu Meß für größer und vorzüglicher gehalten wurde als das der drei Gemeinden; wollte ja selbst der frühere Rabbiner Rabbi Jecheskel von da nach Meß übersiedeln, und konnte derselbe nur dadurch zurückgehalten werden, daß die Tripelgemeinde seinen Gehalt erhöhte. Allein Jonathan hatte einen triftigen Grund, Meß zu verlassen, denn hätte er sich nicht bald fortgemacht, er würde seiner Unthaten wegen von der Staatsbehörde zur Verantwortung gezogen worden sein. Daher war er auch gezwungen, der unter Bannesbedingung gegebenen Versicherung zuwider zu handeln, kann aber ein Verbrechen das andere entschuldigen?“ — — — —

„Gesündigt hat er und auch andere zu Sünden verleitet, indem er (Jonathan) die Hinterviertel des Rindviehes selbst gegessen und auch andern davon Präsente gemacht hat. Er gab nämlich vor, die Reinigung desselben sei durch ihn selbst bewirkt worden,<sup>1)</sup> wie man aber sah und hörte, war das Fleisch noch voll von verbotenem Unschlitt. Wahrscheinlich war seine Absicht, mit dem Fett der Spannader die Menge zu versündigen, da ja Sabbathai Zwy dasselbe gethan hat. (vergl. Thorath Hak.) — — —

„Sowohl durch seine falschen Entscheidungen als durch sein böses Beispiel gibt er tagtäglich großes Aergerniß. Wenn er auch in seinen Predigten zur Frömmigkeit aneifert, weiß ja jedermann, daß dieses nur Heuchelei und Verstellung, und daß er selbst seinen Worten zuwider handelt. Er eifert auf der Kanzel gegen Diebstahl und Unzucht, und läßt seinen Sohn stehlen und seine Tochter Unzucht treiben; er eifert gegen falsches Zeugniß und Meineid, und hat bekanntlich selbst häufig die herbsten Eidschwüre gebrochen, was bei ihm das Unbedeutendste ist. Auch das Gebot: „du sollst nicht

<sup>1)</sup> Jonathan aß nie Hinterviertel, wenn er es nicht selbst gereinigt hatte. (Krethi Abschnitt 65 Nota 16.)

Gelüste tragen," hält er keineswegs für heilig und unverletzlich, wollte er ja den Rabbiner von Lotharingen, zum Danke dafür, daß dieser als Anverwandter seiner Gattin ihm nach Metz verholten, um seinen eigenen Rabbinatssiß bringen, wollte ihm die geborgten Bücher nicht zurückerstatten. Alle Zehngebote hat er bereits oftmals übertreten. Die zwei ersten verletzt er durch seinen Götzendienst tagtäglich. Die Pflichten gegen die Eltern erfüllt er nicht, im Gegentheile verursacht er ja denselben Fluch und Schande; man nennt ihn „Sünder Sohn eines Sünders.“ „Wehe," heißt es, „die einen solchen zur Welt gebracht, einen solchen erzogen haben!“ — Die Sabbathfeier beachtet er ebenfalls nicht, soll er ja, wie man sagt, am heiligen Sabbathe in seinem Gemache baarfuß und betrübten Gemüthes umhergehen, trauernd um seinen lieben Sabbathai, dagegen aber den Freitag mit Speise und Trank wonnevoll feiern, nach Art der Mahomedaner, weil sein Messias ebenfalls dem Mohammedanismus gehuldigt.“ — — — — —

„Von Rechtswegen sollte man ihn aus der Welt zu räumen trachten, sein Tod wäre für ihn, wie für die Welt der größte Vortheil — — — — —  
— — — — — indessen ihn zu verbannen und zu excommuniciren, das bedarf gar keiner Ueberlegung.“ — — — — —

„Einem Sabbathianer ist nicht zu trauen, wenn er auch Sabbathai scheinbar verflucht, denn die Anhänger dieser Sekte haben siebenfache Lüge im Herzen.“ — — — — —

„Auch dieser Keger (Jonathan) wandelt in ihren Wegen. Schon vor 26 Jahren hat er geschworen, als damals seine Kekerai an den Tag kam, hat geleugnet, unter Eid und Schwur versichert, keineswegs an Sabbathai zu glauben, und jetzt hat sich neuerdings der Makel herausgestellt. Nun meint er, durch Schwüre sich reinsprechen zu können, sein Mund ist voller Meineid, voller Trug und Arglist. Wenn er in der Synagoge zu Altona geschworen, „es möge auf ihn, wenn er ein Sabbathianer ist, ein Feuer vom Himmel herabkommen," so hat er zweifelsohne bei dem Worte  $\text{עֵשׂו}$  (Himmel) seine Gedanken gerichtet auf die Abbrüviatur  $\text{ע"ש}$ , die mit dem vorgedachten Worte an Zahlenwerth gleich ist, oder nahm er das Wort  $\text{עש}$  (Feuer) in achrostischem Sinne für  $\text{עֵשׂו}$ ." — — — — —

„In seinen Entscheidungen über an ihn gestellte rituelle Anfragen ist er durchaus nicht verläßlich, wir dürfen ihm in dergleichen gar kein Zutrauen schenken. Eine Frau erzählte in Gegenwart vieler glaubwürdiger Menschen, sie habe einen die Reinigungsgefesse menstruirender Frauen betreffenden Casus bei ihm vorgebracht, worauf seine Antwort sehr leichtsinnig lautete. Auch wurde auf sein Geheiß ein Knabe am siebenten Tage nach der Geburt beschnitten, dieses that er bloß, um sein Rachegeleüste zu befriedigen. Der Beschneider nämlich, einer seiner Gegner, freuete sich schon

darauf, diese Beschneidung am Versöhnungstage vorzunehmen, hätte in diesem Falle auch den armen Vater des Kindes reichlich beschenkt; da machte Jonathan aus bloßer Rachgier und ganz geseßwidrig seine Freude zu Wasser, verursachte nebenbei dem armen Vater einen nicht unbedeutenden Schaden

auch soll er einen allgemein für unrein gehaltenen Vogel zu essen erlaubt haben.“ (vergl. XXVIII. A. 3.)

„Eigentlich ist er (Jonathan) gar kein Gottesgelehrter, denn seine Thorheit nimmt mit seinem Alter zu. Wo gibt es ein thörichteres Treiben als das mit den Amuletten, dem er noch im Greisenalter sich hingeeben, <sup>1)</sup> wehe seinen alten Tagen! sie sind schmachgefüllt wie seine Jugend; sein Haupt ist grau geworden, und noch weiß er nicht, daß es um sein Seelenheil geschehen. Wäre er ein gelehrter Mann, er würde zur Einsicht gelangt sein, die Lehre Gottes macht den Thoren weise; die Gottesgelehrten, je älter sie werden, desto mehr gewinnen sie an Erleuchtung des Geistes. (Kinim Absch. 3 Schluß der letzten Mischna) Schon daraus läßt sich auf seine völlige Ignoranz schließen, seine Mittheilungen, Urtheilssprüche und Forschungen beweisen auch dasselbe; sein Thun und Handeln ist eitel Wahnsinn, alle seine Reden Worte eines frechen, übermüthigen Spötters. Selbst seine Kanzelberedsamkeit, womit er prahlt und von Jugend auf sich beschäftigt hat, besteht nur aus schlechten Gedanken, Mißgriffen und groben Irrthümern — — Bringt er zuweilen doch etwas Wahres vor, so ist es ein Plagiat; so haben mir viele, die seine Predigten gehört, berichtet und zugleich mitgetheilt, daß er hie und da sich sogar Ideen bedient, die bereits in meinem Gebetbuche abgedruckt sind, trägt also keine Scham, sich mit fremden Federn zu schmücken. Sind doch diese Bücher hier allgemein bekannt und gelesen, auch kann er sich nicht damit entschuldigen, selbe nicht gesehen zu haben, da ich ihm solche bei seiner Herkunft zum Präsent gemacht. Er hat sie auch gut durchstudirt, ist einige Tage und Nächte darüber geseßen, bis er damit zu Ende gekommen, hat auch sodann meine Arbeit sehr gerühmt, überhaupt mein Lob außerordentlich hervorgehoben — — Auch seine Vorträge über die Hap Torah sind weder neu noch originell, findet sich alles größtentheils in einem hierüber bereits gedruckten Werke.“

<sup>1)</sup> Glaube aber niemand, Emden sei aufgeklärter als Jonathan gewesen, habe darum auch das Amulettenwesen für nichtig erklärt. Keineswegs! Er erzählt ausdrücklich im *Mitpachot*, einer seiner Vorahnen habe mittelst eines Amuletts einen homunculus belebt. Als dieser nun täglich stärker wurde, fing der Meister selbst an ihn zu fürchten, entriß ihm daher das zwischen die Zunge ihm gelegte Amulet, ward aber bei dieser Verrichtung von der Creatur gewaltig auf der Stirne gekratzt, so daß er eine Narbe davon trug. Auch hält Emden dafür, daß jeder Israelit der Kabbala vollen Glauben schenken müsse, wer dieses nicht thut, sei als irreligiöser Ketzer verdammenwerth, welche Ansicht Jonathan keineswegs theilte. (vergl. XI.)

„Euch Stützen der göttlichen Lehre kommt es nun zu, diese Menschen in den Bann zu thun, dieses unverschämte Gefindel.“ — — — — —

„Ihr, hervorragend an Rang und Würde, müßet es als heilige Pflicht ansehen, diesen Sauerteig auszuräumen und zu vertilgen, dadurch den Namen Gottes zu heiligen wie Nachschon und für Gott zu eifern wie Pinchas. Nehmet den Speiß in die Hand und durchbohret den Simri den ausgelassenen, als unzüchtigen Wollüstling bekannten Chaim Lublin. Er ist allen voran in die siedend<sup>e</sup> heiße Wanne gesprungen, darum werde auch ihm vor allen das Brandmal aufgedrückt; er hat die Hunde geheßt, das Blut der Großen in Israel zu trinken, und seinen Rachen weit aufgesperrt, so mögen die Hunde auch sein Blut lecken und die Buhldirnen sich darin waschen. Tretet auf! gebet ein Beispiel für die Nachwelt, daß kein gemeiner Mensch wie er es ferner wage, anmaßend einen Richterspruch zu fällen.“  
— — — — —

„Ihr, unsere Lehrer, möget uns unterstützen, unser Vorhaben auszuführen, die Dornen aus dem Weinberge des Herrn auszujäten, sie der verheerenden Flamme zu übergeben, daß es diesen widerspenstigen Leuten zur Warnung diene.“ — — — — —

„Ihr — Priester des Herrn genannt — habet diese Obliegenheit auf euch, fürchtet und zaget nicht; Ihr seid die Wächter des Hauses Israel, dürfet also nicht ruhig dessen Gefahr mitansehen, sondern Bedacht nehmen, ihm Leben, Seelenheil und Vermögen zu erhalten. Darum soll einer den andern anspornen und ermuthigen, einen Zaun um das heilige Gotteswort zu machen. Laßet einen Aufruf ergehen an alle nahen und fernen Provinzen, überall wo euer Wort, das Wort des Herrn der Heerschaaren Geltung hat, daß man sich zum Kriege rüste gegen die Feinde Gottes; diese Abtrünnigen, diese blutgierigen, arglistigen Menschen sollen mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden.“ — — — — —

„Verbindet euch alle, jede Ortschaft, worin die Sabbathianer hausen, zu verbannen, den Schreiber, Verfasser und Vertheiler dieser Amulette zu verstoßen und zu verfolgen, zugleich aber auch seine Anhänger — Lehrer sammt Schüler treffe die Vernichtung — seine Freunde, Bekannten, Anverwandten und Helfershelfer, daß sie zu Schanden werden, zum Fluche und zur ewigen Schmach!“ — — — — —

— — — — — bereit zu eurem Dienste  
sich vor euch tief und hochachtungsvoll neigend — — — — —  
— — — — — der der Hilfe entgegenharrende Jacob  
Sohn — — — — — gezeichnet zu Amsterdam, allwo er als Fremdling  
weilt, bis der Sturm vorübergezogen — — — — —

„Gelobt sei, der dem Ermatteten Kraft, dem Ohnmächtigen Stärke verleiht, ihn preise jeder Mund, benedeie jede Lippe!“

Dieses Konglomerat ruchloser Verleumdungen konnte unmöglich den erwünschten Erfolg haben. Hätte Jacob Emden weniger dick aufgetragen, hätte er nur ein Fünkchen Wahrheit durchschimmern lassen, hätte er bloß auf die Verdächtigung der Amulette sich beschränkt, übrigens aber der notorischen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit Jonathans volle Anerkennung gezollt, er würde viel eher durchgedrungen sein, viel eher Anklang gefunden haben. Seine störrige Albernheit hingegen, wodurch er den hellen heitern Tag in schwarze, stockfinstere Nacht verwandeln wollte, hat ihm das Brandmal der Lüge deutlich auf die Stirne gedrückt, so daß wir all seinen Bethuerungen keinen Glauben schenken, uns auch des nur zu sehr begründeten Verdachtes nicht erwehren können, „er habe sich kein Gewissen daraus gemacht, nicht nur die Facta absichtlich zu entstellen, sondern sogar Aktenstücke zu fälschen, wie nicht minder solche zu fingiren;“ daher alle in den Werken dieses Mannes sich findenden Angaben nur mit größter Vorsicht gebraucht werden dürfen. Unbegreiflich scheint uns demnach die von unserem scharfsinnigen Josi bezüglich Emdens aufgestellte, also lautende Behauptung: „Das Recht war, wie man Grund hat, zu glauben, ganz auf seiner Seite.“ Wer zu dergleichen Mitteln Zuflucht nehmen, solch handgreiflicher Lügen sich bedienen kann wie Emden, dessen Sinn ist für Recht und Wahrheit gar wenig empfänglich; sonach erlauben wir uns, die folgende gerade entgegengesetzte Behauptung auszusprechen: „Wer den in Jacob Emdens Schriften herrschenden Geist erkennt, findet darin die Rechtfertigung Jonathans, und zwar dadurch klar ausgedrückt, daß dessen Gegner ihn auf dem Wege der Wahrheit ganz unantastbar gefunden, daher nichts anderes als durch und durch falsche, aus der Luft gegriffene Beschuldigungen gegen denselben vorzubringen vermochten.“ — Wenden wir uns wieder zur objectiven Relation der Thatfachen.

Die Generalsynode zu Constantinow nahm von dem eingebrachten Memorandum Emdens gar keine Notiz, deren Präses Abraham aus Lissa ertheilte ihm auch anfänglich keine Antwort, richtete im Gegentheil im Namen der Synode ein Schreiben an die drei Gemeinden, dessen Inhalt mehr zu Gunsten Jonathans zu sprechen schien. Emden, hiervon benachrichtigt, urgirte in einem vorwurfsvollen Schreiben abermals an den Präses und erhielt jetzt von demselben eine zwar artige, aber sehr kurze Antwort, die ihn gewiß nur wenig befriedigen konnte; indem darin des Hauptgegenstandes, der Anklage gegen Jonathan nämlich, gar keine Erwähnung geschieht, ihm bloß bedeutet wird, „daß zur Vermeidung eines öffentlichen Skandals man auf die Herstellung des Friedens bedacht sein müsse; daß ferner, um ihn in Ehren nach Altona wieder zurückzubringen, seitens der Generalsynode bei den drei Gemeinden sollicitirt worden sei; aber auch er allem Ingrimme entsagen, aller Leidenschaftlichkeit Zaum und Zügel anlegen möge.“ Daß diese Antwort nicht nach dem Wunsche Emdens gewesen, be-

weisen die seinerseits hierzu gemachten Glossen,<sup>1)</sup> worin er sich besonders über die Furcht vor einem Skandale mißliebig zeigt, und im Gegentheile behauptet, ein solcher öffentlicher Kampf dürfte für das Heil und die Ehre des Judenthums nur förderlich sein; eine, Naturen wie der seinigen, ganz angemessene Ansicht, der aber ein ruhiger, gefestigter Charakter nie und nimmer beipflichten wird.

## XXI.

### Vielseitige Korrespondenz zur Ehrenrettung Jonathans.

Den 5. Kislev des Jahres 5512 (23. November 1751) fand zu Mir in Lithauen (zwischen Nieswicz und Novogrodek) eine Spezialsynode statt, wobei die fünf vorzüglichsten und größten Gemeinden des Großherzogthums nämlich: Sluck, Brzesc (בריסק), Grodno (הורארי), Pinsk und Wilna vertreten waren. Der zur brennenden Zeitfrage gewordene Amuletenstreit ward ebenfalls zur Debatte vorgebracht,<sup>2)</sup> heftige Stimmen gegen Emden wurden laut, und man wollte geradezu den Bann über ihn aussprechen. Allein der Rabbiner zu Sluck, Abraham Kagenellenbogen, ein Verwandter Emdens, stemmte sich gegen jede Ehrenkränkung seines Blutsfreundes, und man erließ bloß ein Anerkennungsschreiben an Jonathan, worin zugleich gegen alle seine Gegner im Allgemeinen der Bannfluch erhoben wird, welche Zuschrift selbst von A. Kagenellenbogen unterzeichnet worden ist. Diesem wurde hierüber vom Amsterdamer Rabbiner die bittersten Vorwürfe gemacht, worauf seinerseits zwar eine im ehrerbietigem Tone abgefaßte Entschuldigung erfolgte, die sich bloß über den wahren Thatbestand, keineswegs aber dahin ausdrückt, daß zu Mir irgend ein Unrecht geschehen sei, wie Jacob Emden uns gerne glauben machen möchte.<sup>3)</sup> Auch wurde dieser Synodalbeschuß abermals in einer vom Rabbinatskollegium und Gemeindevorstande zu Brzesc ausgegangenen öffentlichen Ansprache an alle Gelehrten und Weisen Israels d. d. יום השישי לסדר ולפניו זמנו איש ספר נפשו ולא יהיה בדם (3. März 1752) aufs nachdrücklichste bekräftigt.<sup>4)</sup>

Um diese Zeit kam nach Hamburg ein Abgesandter aus Palästina, Namens „Abraham Israel“, der als Kenner der Kabbala allgemein renommirt war. Sein schriftlich abgefaßtes Urtheil über die Kameothfrage, datirt vom zehnten Tage nach der Dmarzählung (9. April), lautet dem Inhalte nach also: „Ich habe von dem gewaltigen Sturm gegen den weit und breit

<sup>1)</sup> Thorath Hak. und Eduth Bej. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. p. 37. — <sup>3)</sup> Eduth Bej. p. 50 u. 51. — <sup>4)</sup> Luchoth Ed. p. 38 a ff.

anerkannten, in allen Enden der Welt berühmten Mann Kunde erlangt. Man verlangt von ihm eine einleuchtende Erklärung der in seiner Kameoth sich findenden Bezeichnung, welche Anforderung aber eine lächerliche, nichts als Unverständniß des Gegenstandes verrathende Thorheit ist. Kameothformeln können nicht erläutert werden, weil ihr innerer Sinn eigentlich unbekannt, und bloß eine traditionelle Ueberlieferung unserer Altvordern ist, die über deren Zusammenstellung wohl im Klaren gewesen, wir aber müssen uns in dieser Beziehung ganz auf sie verlassen wie ein Blinder auf einen Hellsiehenden. Daß sie durch gewisse Kunstgriffe diesen Amuleten eine kesserische, auf Sabbathai Zwy, den gräulichen Scheusal, hieselnde Bedeutung unterschieben wollen, ist ebenfalls ein närrischer Unsinn. Gesezt, es wäre Grund zu einem Verdachte, so hat man noch immer das Recht nicht, ein Verdammungsurtheil geradezu auszusprechen, um wie viel weniger über einen so hochstehenden Mann wie Jonathan. Bei dem allem habe ich bisher geschwiegen, obwohl mein Inneres voll Eifers für die Wahrheit glühete. Nun ich aber hierher nach Hamburg gekommen bin, machte ich dem genannten großen Manne meine Aufwartung und suchte ihn bezüglich seiner Kabbalafenntniß zu sondiren. Allein ich fand ihn so eingeweiht in der geheimen Wissenschaft, daß er in allen Weltgegenden, die ich bis nun gesehen, wohl seines Gleichen suchen dürfte. Jetzt entbrannte mein Zorn aufs höchste, daß man es wagen konnte, einen solchen vom Geiste Gottes begabten Mann anzugreifen und von ihm Rechenschaft zu verlangen. Dieser in seiner gar großen Bescheidenheit ersuchte mich auch, aus seinem Munde die wahre Auslegung der in seinen Amuleten vorkommenden Zeichen anzuhören. Als ich nun diese auf völlige, heilige Wahrheit beruhigende Rechtfertigung vernommen, da konnte ich mich nicht mehr bemeistern und in Gegenwart aller Anwesenden habe ich die Urheber dieses unseligen, den Namen Gottes entweihenden Zwistes verflucht, geächtet und verbannt. Wird der Allmächtige mich wieder wohlbehalten in meine Heimath gelangen lassen, dann will ich diese Angelegenheit den Weisen des heiligen Landes vortragen, und nicht eher mir Ruhe gönnen, als bis sie alle sich erheben und dort vor der Westmauer (des Tempels, die bekanntlich noch steht, vergl. „Das heilige Land“ von J. Schwarz p. 216) den feierlichen Bannfluch aussprechen gegen alle jene, die sich freventlich erkühnten, den hochgelehrten Mann zu beschimpfen.“

Das Rabinatskollegium zu Konstantinopel wollte auch zur Dämpfung des immer weiter um sich greifenden Kampfes sein Schärfelein beitragen. Dessen an sämtliche Rabbinate Deutschlands stylisirtes Sendschreiben vom 1. Nisan (16. März) hebt die Größe Jonathan's auf ekkafante Weise hervor, und bittet in bescheidenen, sanften und gemüthlichen Ausdrücken um Herstellung des Friedens, auf daß die Ehre Gottes und seiner heiligen Lehre nicht ferner entweicht werde, worüber die Engel der Liebe bittere Thränen vergießen. Die Originalzuschrift wurde an Mordechai Jase (Schle-

singer) nach Wien eingesendet, und diesem die Vollmacht eingeräumt, selbe durch den Druck zu veröffentlichen, und an die betreffenden Rabbinen Exemplare zu übermitteln.

Endlich erhob auch das Rabbinatskollegium zu Prag, mit Simcha Poppers, dem Rabbiner zu Tepliz und dessen Bezirk, an der Spitze, seine gewichtige Stimme zu Gunsten des einstmaligen Kollegen und präsidirenden Oberhauptes. Anfänglich erging von dieser Seite eine Zuschrift sowohl an Jacob Josua wie auch an Arie Löw, man beklagte sich hierin über das maßlose Unrecht jenes in Kapitel XVIII. erwähnten, von dem bekannten Triumvirat abgefaßten „Urtheilsspruches“. Jacob Josua gab eine einfache Antwort, indem er die fünf von Seiten der Notare zu Meß legalisirten Amulette einsandte, die, wie er behauptete, keine andere, als die auf den Sabbathianismus deutende Auslegung zuließen; daher zur Herstellung des Friedens kein anderer Ausweg vorhanden sei, als daß beide Partheien einem gemeinschaftlich gewählten Schiedsgericht sich unterziehen mögen. Hierauf erfolgte eine scharfe Entgegnung. „Man zeihet ihn offen des längst gehegten Hasses und Reides gegen Jonathan, wodurch er auch jetzt veranlaßt worden sei, sich von schlechten verworfenen Menschen zu Schritten verleiten zu lassen, die allen Notabilitäten und Gottesgelehrten zu Frankfurt höchst mißlieblich seien. Die gegen den im Ringleh wie im Nistar hochgelehrten, bezüglich seines Lebenswandels heiligen Jonathan erhobene Anklage sei durch und durch nichtig, indem Kameothformeln an und für sich willkürlich gedeutet werden können, dazu noch die von den Gegnern gegebene Deutung eine sehr gezwungene und abgeschmackte wäre, die der Verfasser keineswegs im Sinne haben konnte. Jonathan sei durch seine allgemeine bewährte Tugend über jeden Verdacht erhaben, man sei durchaus nicht berechtigt von ihm Rechenschaft zu verlangen, jetzt um so weniger, da er selbst bereits den Bannstrahl gegen die sabbathianischen Sektirer geschleudert. Bei dem allem sei auch bereits dem Willen Jacob Josua's, den Gegenstand einem aus anerkannten Rabbinen bestehenden Tribunal vorzulegen, vollkommen Genüge gethan, indem die Elite der rabbinischen Autoritäten, denen Jonathan die von ihm gebräuchlichen Kameothformeln zur Beurtheilung übergeben, diese für heilig und authentisch erklärt hat.“

Arie Löw schrieb ebenfalls an das ganze Rabbinatskollegium, aber nicht in so gemessener Einfachheit, wie Jacob Josua, sondern mehr im anzüglichen, gereizten Tone, schmähet nebenbei auf Samuel Essingen und bemühet sich, seinen Schwager J. Emden dadurch zu entschuldigen, daß er versicherte, dessen Absicht sei eine reine, er kämpfe bloß zur Ehre und Verherrlichung des allerhöchsten Wesens. Das ganze Rabbinatskollegium fand sich durch dieses Schreiben beleidigt und ließ durch eine derbe Zurechtweisung dem Amsterdamer Rabbiner eine weibliche Züchtigung zu Theil werden. Man gab ihm zu verstehen, „daß er sich im stolzen Eigendünkel gewaltig überhebe, daß er auf der Stufe der Erkenntniß keineswegs so“

hoch stehe, mit belehrenden Floskeln um sich werfe, die aber nichts Neues, nur längst Bekanntes enthalten; übrigens er in keinerlei Beziehung mit Jonathan sich messen dürfe, gegen den er von jeher eine feindselige Gesinnung an den Tag gelegt. Was Samuel Eisingen anbelangt, sei dieser, nach der vox populi zu schließen, ein grundgelehrter, ehrlicher und rechtschaffener Mann; sein Schwager Emden hingegen ein arroganter insolenter Starrkopf, der im Vergleich mit Jonathan viel zu wenig Bedeutung habe, und bei demselben noch immer in die Schule gehen dürste. Auch die Vermessenheit Arieß Löw's, der sich erdreistete, alle Jonathan zur Seite stehenden Rabbinen „einen Verein schlechter Wichte“ zu schelten, wird mit scharfer Rüge belegt und ihm schon daraus seine blinde Parteilichkeit nachgewiesen, daß er willkürlich, wie es ihm gerade taugte, die Großen erniedrigt, und die Niedrigen erhoben hat.<sup>1)</sup>

Unter allen eingelaufenen Korrespondenzen ragte aber Eine durch klare Beleuchtung wie neue sinnige Auffassung des Gegenstandes besonders hervor, deren Verfasser „Jecheskel Landau“ gewesen, die es sowohl wegen ihres gebiegenen Inhaltes, als auch wegen der ausgezeichneten Persönlichkeit des Autors verdient, in einem eigends ihr gewidmeten Kapitel besonders und ausführlich behandelt zu werden.“

## XXII.

### Jecheskel Landau.

Der einzige Sohn des reichen, angesehenen und talmudisch gelehrten Juda Landau, war „Jecheskel“ den 18. Marcheschwon 5474 (6. November 1713) zu Apta geboren, und zeigte schon frühzeitig überlegene Geisteskraft. In seinem zwanzigsten Jahre Oberpräsident der zu Brody bestehenden vier rabbinischen Gerichtskollegien erhielt er 10 Jahre darauf einen Ruf nach Zampol in Podolien, allwo er als Rektor einer talmudischen Akademie vorstand, die sich eines zahlreichen Auditoriums erfreute.<sup>2)</sup> Obwohl noch jung an Jahren, aber voll hoher Einsicht und scharfen tiefdringenden Verstandes trat er in der Fehde mit Jonathan als Vermittler, nicht als Kämpfer auf. Sein an sämtliche jüdische Gemeinden, vorzüglich aber an die zu A H W, Amsterdam, Frankfurt und Meß gerichtetes Sendschreiben ist schon seiner äußern Form nach voll Anmuth und Lieblichkeit. Die Diktion ist, wenn auch nicht korrekt und fehlerfrei, doch von süßiger unge-

<sup>1)</sup> Luchoth. Ed. p. 41. a. u. b. — p. 40. b. — p. 6 b. — 8 b. — <sup>2)</sup> Vorrede zu Noda Bihuda II. Lieferung.

zwungener Leichtigkeit, hie und da zur zierlichen Poesie sich erhebend. Was den innern Gehalt betrifft, so ist derselbe nicht bloß durch überraschende dialektische Gewandtheit, reiche, logisch geordnete Gedankenfülle ergötzlich, sondern führt auch, durch umsichtiges Zusammenfassen alles zur Sache Gehörigen, zur klaren Ueberzeugung. Nicht minder offenbart sich darin eine ernste, würdevolle und charakterfeste Selbständigkeit, verbunden mit strenger Unparteilichkeit und aufrichtiger Wahrheitsliebe. Wir wollen die Quintessenz des dort Gesagten hervorheben und übersichtlich zusammenstellen.

„Die seitens des Vorstandes der drei Gemeinden über J. Emden verhängte Strafe kann nicht gebilligt werden. Hat er sich auch schwer vergangen, so ist ein Mensch im Uebermaße seines Schmerzes doch nicht zurechnungsfähig; auch muß von einem so hochgelehrten Manne wie dieser vorausgesetzt werden, nur heiliger frommer Feuereifer, keineswegs aber eine unlautere Absicht sei das Motiv seiner Handlungsweise gewesen; wenn gleich sein gegen Jonathan gehegter Verdacht falsch gewesen, so hat er ja damit nur eines Irrthums, keineswegs aber einer Schlechtigkeit sich schuldig gemacht. Man möge daher ihn zu versöhnen und wieder in Ehren einzusetzen sich bestreben. Die dem Amsterdamer Rabbiner durch die von Währen aus an ihn gesandte Zuschrift zugefügte Ehrenkränkung (vergl. XVI. zu Ende) ist ein Werk ungemainer Frechheit, worüber jeder Redlichgesinnte sich entsetzen muß. Gegen Jonathan ward aber nicht minder arg gefrevelt. Wie durfte das Mezer Rabbinat sich unterfangen in Abwesenheit des Angeklagten Zeugenschaft wider ihn ablegen zu lassen? Was die eingeschickten Amulette anbelangt, dürften, offen gestanden, wohl dieselben den Verfasser — hätte man als solchen nicht den über all dergleichen Argwohn erhabenen Jonathan genannt — als des Sabbathianismus verdächtig erscheinen lassen; allein dieses wäre immerhin nur ein Verdacht, der uns bloß berechtigte, eine Untersuchung gegen den Verfasser einzuleiten. Ein sicheres Urtheil kann aber aus dem bloßen Anblick der Amulette durchaus nicht abgegeben werden; wer kann denn in den Grund des Herzens hineinblicken? Besonders muß man bei einem solchen wichtigen Gegenstande, der quasi das Leben berührt, höchst vorsichtig sein. Hat ja die unbefugte Zeugenannahme zu Mez nicht sichergestellt, daß nicht Fälschungen vorgegangen, bevor die Amulette an das Rabbinat eingelangt sind? Von einer entschiedenen Ueberzeugung kann also hier die Rede nicht sein, bloße Vermuthungen, die man etwa erheben dürfte, können aber auch nur dann geltend gemacht werden, wenn dieselben einen gewöhnlichen Alltagsmenschen betreffen würden. Ganz anders jedoch verhält es sich bei einer so ausgezeichneten Persönlichkeit wie Jonathan, da muß im vorhinein jede Verdächtigung unterdrückt werden; nicht der leiseste Zweifel darf seinen hochgepriesenen allgemein mit größter Verehrung genannten Namen beslecken. Hat ja auch das Buch „Kohélet“ unsern Alten manchen Skrupel veranlaßt, dennoch wagte es Niemand, dessen Autorität anzutasten, und zwar aus dem Grunde

nicht, weil Anfang und Schluß dieses heiligen Buches Gottesfurcht lehrt.<sup>1)</sup> Ist dieses bei Jonathan nicht ebenso der Fall? Von Jugend auf hat er durch Lehre und Beispiel den Namen des Allerherrlichsten verherrlicht, da seine große Gelehrsamkeit wie sein fernerer Lebenswandel notorisch; ferne sei es daher, irgend einen üblen Gedanken gegen ihn im Herzen aufkeimen zu lassen. Enthält nicht das Buch des Propheten Jeschekel gar viele Widersprüche, haben deshalb unsere Weisen den Gottesmann verdächtigt? Gaben sie sich nicht vielmehr Mühe dessen Worte zu erläutern und die vermeintlichen Inkonvenienzen zu rechtfertigen? Möge aber nun das Verfahren unserer alten Lehrer auch uns zur Richtschnur dienen. Eben wie diese Willens waren das genannte prophetische Buch aus angegebenem Grunde den Augen der Menge zu entziehen,<sup>2)</sup> so sollte mit vorliegenden Amuleten, da sie einmal Zweideutigkeiten zulassen, ebenso geschehen. Alle die dieser Amulette sich bisher als Heilmittel bedient, werden unter Androhung des Bannes aufgefodert, selbe sogleich abzulegen, den rabbinischen Kollegien ihres Ortes einzuliefern, allwo sie ungedöfnet eingethan, oder, was noch gerathener wäre, an ihren ursprünglichen Verfasser Jonathan eingeschickt werden sollen, welcher letzterer sie dann für immer der Öffentlichkeit zu entrücken hat. Uebrigens ist deren Gebrauch von heute an völlig untersagt. Sollte auch dieser Ausspruch Jonathan mißliebig sein, es bleibt nichts anderes übrig, um den Stein des Anstoßes zu beseitigen. Sind die Nameoth auch ohne Zweifel heiligen Ursprungs, so haben sie doch einmal ein allgemeines Aergerniß gegeben, und können dem Judenthum mit der Zeit noch größeres Verderben bereiten, indem das Unwesen des Sabbathianismus, das in Podolien und Polutien von jeher Wurzel gefaßt, darin eine Stütze findet, dieses Ereigniß ausbeuten, und sich unter der Aegide Jonathans, diesen als Gefinnungsgegenossen sich aneignend, bergen dürfte. Wirklich soll, wie man leider hört, diese Besorgniß nicht ungegründet sein, da die Sektirer sich jetzt schon damit brüsten, einen so großen Mann zu den ihrigen zählen zu können. Tritt nun dieser verderbliche Fall schon jetzt ein, wie erst, wenn Jonathan — Gott verlängere seine Lebensstage — einst das Zeitliche segnen wird? welches schwere Unheil wäre von der falschen Auslegung dieser Amulette nicht zu befürchten? Darum, wo einer Entweihung des göttlichen Namens vorzubeugen, da darf auf den größten Lehrer nicht Rücksicht genommen werden. Ward ja zu Zeiten Hiskia's sogar die auf Befehl Gottes von Moses verfertigte kupferne Schlange der Vernichtung preisgegeben, weil dadurch Israhel zum Bösen verleitet worden,<sup>3)</sup> bei den Amuleten kann das Nämliche sich leicht ereignen. Darum nehme man keinen Anstand, sie einzuziehen und zu beseitigen, mache jedoch, um auf dem Verfasser keinen falschen Verdacht haften zu lassen, allenthalben den Grund dieser Handlungsweise bekannt. — Hinsicht-

<sup>1)</sup> Tractat. Sabbath. 30 b. — <sup>2)</sup> ibid. 13 b. — <sup>3)</sup> Buch der Könige II. 18, 4. Tractat. Pessachim. 56 a. —

lich des Verhaltens gegen Jonathan ist ihm wie bisher alle Welt die größte Hochachtung und Ehrerbietung schuldig. Fluch ladet derjenige auf sich, der ihm nahe zu treten wagen dürfte. Besonders liegt es den drei Gemeinden zu A H W ob, ihr geistliches Oberhaupt mit der tiefsten Ehrfurcht, wie bis jetzt zu behandeln; die sich unterfangen, flagbar bei der Behörde gegen ihn aufzutreten, sind dem ewigen Banne anheimgefallen, verbannt seien sie in diesem, verbannt in jenem Leben! Ebenso laden alle jene, die ungebührlich von ihm sprechen, oder Ehrenrühriges gegen ihn durch den Druck veröffentlichen, den herbsten Bannfluch auf sich. Möge aber auch Jonathan fernerhin der Amuletenabfassung und deren Vergebung sich enthalten; um besser jeden Anstoß zu vermeiden. Sonst bedarf es seinerseits keiner weitem Entschuldigung, nachdem er bereits gegen die Sekte der Sabbathianer mit aller Energie aufgetreten, und dadurch jeden schlimmen Verdacht von sich abgewälzt hat.“

Diese mit kluger Besonnenheit, reifer Ueberlegung und unparteiischer Aufrichtigkeit geschriebene Epistel — datirt v. Monate Siwan 5512 (Juni 1752) — verfehlte nicht, eine ungemaine Sensation hervorzubringen. Die Feinde Jonathan's geriethen in Verlegenheit, und Jakob Emden in seinem wilden, unbändigen Zähjorn verfaßte eine eigene Broschüre als Entgegnung, פתח צדק genannt, worin er nach seiner Weise J. Landau auf die erbärmlichste Art herunterreißt. Letzterem aber trug dieses Schreiben goldene Früchte, er erlangte dadurch nichts weniger als — das Oberrabbinat zu Prag. Jacob Josua und Ariele Löw waren ob dieser Ernennung äußerst betroffen,<sup>1)</sup> hatte doch letzterer diesen Posten bereits zugesagt erhalten, und Emden machte seinem Ingrim in den bittersten Verläumdungen gegen Landau Lust. Dieser erwiderte natürlich nichts hierauf, sondern revanchirte sich bloß mit einem drastischen Wit; er wandte nämlich auf den Kalumniator folgenden talmudischen Spruch an: „Das einen tollen Hund kennzeichnende Merkmal ist: „„geiferndes Bellen ohne gehört zu werden!““<sup>2)</sup> — Ferner wird ihm in Betreff des von Emden verfaßten vortrefflichen Gebetbuches das Calembourg nachgesagt: „Ein Meschuggener (bedeutet eigentlich „ein Toller“; diese Benennung wird aber auch einem etourd und unüberlegt handelnden Menschen beigelegt) soll einen solchen Siddur (ein nicht zu übersetzendes Wortspiel; Siddur bedeutet sowohl „Gebetbuch“ als „Gefestheit des Charakters“) haben!“

Im Herbst 1754 zog J. Landau in Prag ein, und wußte durch sein umsichtiges, uneigennütziges und thatkräftiges Wirken sich allenthalben die größte Anerkennung und tiefgefühlte Hochachtung zu erwerben. Beinahe 40 Jahre stand er, als Stern erster Größe am rabbinischen Horizonte glänzend, der prager Gemeinde vor, und ging am 17. Tjur 5553 (22. April 1793) in seinem 80. Lebensjahre mit Tode ab.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> פתח צדק p. 13 b. <sup>2)</sup> — Tractat. Joma p. 83 b. — <sup>3)</sup> Vorrede zu N. B. II. Klef-

Wohl war es die halachische Literatur allein, der er alle Kraft seines Riesengeistes widmete; allein seine Leistungen auf diesem Felde zeigen von genialer Größe. Die halachischen Werke des Maimonides bildeten seine Lieblingsstudien, selbe mit aller Gründlichkeit zu durchforschen, war sein eifrigstes Bestreben. Ausgezeichnet durch originelle Auffassung, glückliche Combination und die das wahre Genie charakterisirende Gabe „stets das Wahre und Rechte herauszufinden,“ wußte er jede ihm vorgelegte das Wesen der Halacha berührende Frage mit präciser Entschiedenheit zu beantworten, wodurch auch seine unter dem Titel: *נדר ביהודה* herausgegebene Sammlung RGA mit allgemeiner Aklamation aufgenommen, und den besten werthvollsten Werken dieser Art angereicht worden ist. Auch in der Kabbala soll er sehr bewandert gewesen sein, bekannte sich aber nie als Verehrer derselben, sondern sagt oft in seinen Schriften: „Ich befaße mich mit der Geheimlehre durchaus nicht.“<sup>1)</sup> Der selige, als Orientalist allgemein bekannte „Wolf Maier“ hat uns folgende, die Denkweise Landau's über die Kabbala genau bezeichnende Anekdote mitgetheilt. Er, Maier nämlich, kam als Knabe von dreizehn Jahren nach Prag und unterzog sich allda bei dem mit dem Oberrabbiner an der Spitze versammelten Rabbinatskollegium einem Examen aus dem Talmud, welches zur vollsten Zufriedenheit der Examinatoren ausfiel. Nun ward dem Examinirten das Prädikat „Chaber“ zuerkannt, und ihm hierüber ein schriftliches Zeugniß ausgestellt, wobei Michael Bacherach, dazumal erster Rabbinatsassessor folgende Worte an Maier richtete: „Wir beehren dich hiermit mit dem Chabertitel in der Hoffnung, du werdest ferner dem Talmudstudium mit größtem Eifer und Fleiße obliegen. Allein es ist nicht genug, mein Kind, den Verstand nur auszubilden, trachte auch an Gottesfurcht und Frömmigkeit stets zuzunehmen. Zu diesem Ende rathen wir dir, täglich ein Kapitel aus dem *ראשית חכמה* oder *ספר הסידים* (zwei mit der Geheimlehre in innigster Berührung stehende Andachtsbücher) nachzulesen. Hastig entgegnete hierauf J. Landau: „Ach, laßet mich in Ruhe, Rabbi Michael, mit dem *ראשית חכמה* und mit dem *ספר הסידים*!“ und zu Maier sich wendend sagte er: „Der *ר"ך* soll sein dein *ראשית חכמה* und der *ראש* (*ר"ך* und *ראש* bekanntlich zwei Matadoren der Halacha) dein *ספר הסידים*“. — Sein scharfer, durchdringender Verstand einerseits, wie auch die durch die Kabbala vorzüglich in Polen entstandenen Schismen andererseits hatten ihn gegen die geheime Wissenschaft mißtrauisch gemacht, die er darum auch aus der Liturgie wegzudrängen trachtete. Wohl mußte er in dieser Beziehung sehr behutsam zu Werke gehen, wagte es auch nicht, sich durchgreifende Maßregeln zu erlauben; allein einzelne ihm entfallene Aeußerungen lassen diese Absicht deutlich erkennen. Zur Feier des Laubhüttenfestes kaufte er stets einen an Pracht und Schönheit ausgezeichneten Gpräg. Als nun jemand einmal sich dessel-

<sup>1)</sup> N. B. I. Lieferung Abtheilung II. 93.

ben bedienen wollte, um die übliche Benediction zu sprechen, zuvor aber das bekannte, kabbalistische Formeln enthaltende, mit יהי רצון beginnende Gebet rezitirte, wollte ihm Landau aus Unwillen darüber den Esrag nicht mehr in die Hände geben.<sup>1)</sup> Auch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß wenn er auch Jonathan die ihm gebührende Anerkennung nicht versagte, er demselben doch, seines kabbalistischen Treibens wegen, im Herzen durchaus nicht geneigt war, und hat er auch wirklich bei einer später zu erzählenden Gelegenheit (XXVI.) in einem Privatschreiben sich gegen denselben offen erklärt. Jonathan faßte sogar den Entschluß, da die Anfechtungen zu AHW kein Ende nehmen wollten, als Privatmann nach Prag zurückzukehren (siehe Dr. Rajescharim p. 16). Die prager Gemeinde, die letztern hochverehrte, verwendete sich auch eifrig bei der Staatsregierung, demselben die Erlaubniß zur Rückkehr in die österreichischen Staaten auszuwirken. Landau bezeigte sich hiermit nicht einverstanden, wurde aber hierüber von dem Talmudgelehrten „Abraham Bondy“ — Vater des seligen, vor ungefähr 30 Jahren mit Tode abgegangenem Prager Rabbinatsassessor „Beit Bondy“ — auf eine derbe Weise zur Rede gestellt.<sup>2)</sup>

Die den Verstand wenig ansprechenden, zumeist die Phantasie beschäftigenden Lehren der geheimen Wissenschaft hatten für den nüchternen unbefangenen Sinn Landau's keinen Reiz. Die Halacha bildete sein Lebenselement; Erhaltung und Verbreitung des allgemein rezipirten Gotteswortes betrachtete er als alleinige Aufgabe der Israeliten, wofür er leben und sterben müsse. Drohete der am Sinai geoffenbarten Lehre nur die leiseste Gefahr, trat er mit heiliger, feuriger Begeisterung in die Schranken. Solcher Feuereifer trieb ihn auch an, im Jahre 1782, gegen die Mendelssohnische Uebersetzung des Pentateuch den Bannstrahl zu schleudern, den er aber bald darauf zurückgenommen, sich sogar nachher zu Gunsten des gelehrten Mendelssohn ausgesprochen hat.<sup>3)</sup> Wohl lebt keiner der Schüler Landau's mehr in Prag, dennoch gedenkt man daselbst des „Prager Raw“ noch immer mit vieler Pietät.

### XXIII.

#### Losprechung Jonathan's.

Die dänische Regierung nahm von der gegen Jonathan eingereichten Klageschrift nur insoweit Notiz, daß sie funfzehn der wichtigsten Klagepunkte daraus hervorhob, und den Angeklagten hierüber zur Ver-

<sup>1)</sup> Glettes Teshuba Meahabah I. No. 1. — <sup>2)</sup> Eine in Prag allgemein bekannte Thatsache. — <sup>3)</sup> אגרות רמ"ר von א"ל p. 10. b.

theidigung aufforderte. Besonders ward ihm aufgetragen, über das zu Hamburg, an die in gesegneten Umständen befindliche junge Frau, vergebene Amulet eine in deutscher Sprache ausgearbeitete, leicht faßliche und umständliche Erklärung abzugeben; so daß die hohe Behörde in den Stand gesetzt werde, Wesen und Inhalt desselben beurtheilen zu können.<sup>1)</sup> Dieses war aber für Jonathan, wie jeder leicht einsehen wird, eine höchst schwierige, sogar fast unmögliche Aufgabe; da ward ihm durch zwei gelehrte Männer christlicher Konfession aus der Verlegenheit geholfen, die es sich angelegen sein ließen, ihn der Staatsregierung gegenüber zu rechtfertigen. Der Eine, Karl Anton, jüdischer Konvertite und Lektor der hebräischen Sprache auf der Universität zu Helmstädt im Herzogthume Braunschweig, edirte zu diesem Ende eine Schrift, betitelt: „Kurze Nachrichten von dem falschen Messias Sabbathai Zwij und den neulich seinetwegen in Hamburg entstandenen Bewegungen;“ Wolfenbüttel bei Johann Christoph Meißner, 1752. Jonathan wird darin von dem gegen ihn gehegten Verdacht freigesprochen, dafür aber Jacob Emden der Infamie beschuldigt, den ganzen Allarm nur aus neidischer Boshaftigkeit hervorgerufen zu haben, weil nämlich er selbst auch auf das Rabbinat der Tripelgemeinde aspirirt, Jonathan hingegen ihm vorgezogen worden sei.<sup>2)</sup>

Auch David Megerlin, Professor zu Frankfurt am Main, gab eine Schutzschrift zu Gunsten Jonathan's heraus unter dem Titel: „Geheime Zeugnisse für die Wahrheit der christlichen Religion, aus 24 neuen und seltenen jüd. Amuleten und Anhängzetteln gezogen;“ Frankfurt und Leipzig, 1756. Der falsche Verdacht gegen Jonathan wird hier ebenfalls widerlegt, dafür aber die Behauptung aufgestellt: „Der Verfasser der Amulette wäre eigentlich — Bekenner des Christenthums, indem der Name seines Stifter's in den hier angebrachten Charakteren auf versteckte Weise enthalten sei.“<sup>3)</sup>

Jonathan wies ferner nach, daß die Elite der polnischen und deutschen Rabbinen auf seiner Seite, und so überzeugte sich die Regierung von dessen völliger Schuldlosigkeit. Um jedoch auch die Legalität der Rabbinerwahl — da selbe, wie oben Kap. XVIII. angegeben, von der Gegenpartei angefochten wurde — sicherzustellen, ließ die Staatsbehörde alle stimmfähigen Gemeindeglieder zu einer neu vorzunehmenden Rabbinerwahl zusammentreten, und natürlich entschied sich eine überwiegende Majorität für Jonathan.<sup>4)</sup> Sonach erfolgte von oben herab dessen völlige Loßsprechung und Bestätigung im Amte, zugleich auch der Befehl, daß keiner mehr von den Amu-

<sup>1)</sup> Eusebius (Ed. Vorrede. — <sup>2)</sup> Wir haben das Werk selbst nicht gesehen, dessen hier angegebenen Inhalt bloß aus Eduth. Bej. entnommen. — <sup>3)</sup> Auch Megerlins Werk liegt uns nicht vor, wir wissen den Titel bloß aus Fürst Bibl. Heb., sowie dessen Inhalt aus Eduth. Bej. — <sup>4)</sup> *ibid.* p. 63 b.

leten zu sprechen sich erlauben möge. — War Jonathan auch seitens der Regierung für unschuldig erklärt, so verstand er sich doch dazu, um seine unbesleckte Reinheit in den Augen Aller zu konstatiren, und nicht den leisesten Verdacht auf sich haften zu lassen, die Entscheidung über die Amulette einem in Uebereinstimmung beider Parteien gewählten, aus drei Rabbinen zu bestehenden Gerichtskollegium zu überlassen, vor dieses Gericht sich jederzeit persönlich stellen zu wollen, und demselben seine Rechtfertigung mündlich vorzutragen. Man einigte sich beiderseits dahin, die Oberrabbinen zu Glogau und Lissa als von den Parteien bestimmte Schiedsrichter anzuerkennen, welche beide wieder darin übereinkamen, den Präses des Berliner Rabbinatskollegiums als dritten im Bunde aufzunehmen. Von dem Rabbinatskollegium zu Lissa im Vereine mit dem Oberrabbiner daselbst erging sogar ein Schreiben d. d. 14. Schebat 5513 (19. Jänner 1753) an Jonathan, um zur allseitigen Befriedigung den Gegenstand zu vermitteln, das bestellte Schiedsgericht sobald als möglich ins Leben zu rufen; in diesem Schreiben ward auch schon wegen Bestreitung der allenfallsigen Unkosten das Nöthige besprochen. Die Gegenparthei zauderte zwar lange zur Wahl des Glogauer Rabbiners ihre Zustimmung zu geben, indem sie vorschützte, derselbe wäre seines hohen Alters wegen nicht mehr bei gesunder Vernunft. Da sich aber diese Ausflucht als grundlos erwies, ward endlich ungefähr zwei Monate nachher — nahe am Pessachfeste (im Monat März) — ein gerichtlicher Kompromiß zu Stande gebracht, wo die vorgenannten drei Rabbinen von beiden Seiten als Schiedsrichter, deren auszusprechendes Urtheil Endgültigkeit haben sollte, anerkannt wurden. Indessen ereigneten sich zwei Zwischenfälle, die das Zusammentreten der drei Rabbinen einstweilen verhinderten, bis endlich ein dritter Kasus das ganze Vorhaben vernichtete und so der gut eingeleitete Plan zur Herstellung des Friedens gänzlich scheiterte.

Den 2. März 1753 war, wie bereits oben Cap. 1. in einer Anmerkung mitgetheilt worden, der mährische Landrabbiner Verusch Eschkeles zu seinen Vätern heimgegangen, und als bald darauf dieser Posten wieder besetzt werden sollte, fiel die Wahl der mährischen Landesvertreter auf Jonathan, der auch diesem Rufe mit Freuden gefolgt wäre, würde nicht ein unüberwindliches Hinderniß dieses unmöglich gemacht haben. Welches dieses Hinderniß gewesen, wird nicht angegeben, wir vermuthen aber, daß hier die Verweigerung Jon. aus österreichischen Staaten gemeint sei. Indessen hielt dieses natürlich Jonathan einstweilen zurück, sich vor die freierte Untersuchungskommission zu stellen, bis inzwischen ein zweiter Behinderungsfall eintrat. Der erste der drei gewählten Schiedsrichter, nämlich „Mordechai, Rabbiner zu Lissa“, schied ebenfalls aus dem diesseitigen Leben, und anstatt seiner mußte eine neue Wahl vorgenommen werden. Als dessen Stellvertreter wurde durch beiderseitiges Uebereinkommen sein „Bruder Abraham“ auserkoren, dem auch das Rabbinat zu Lissa übertragen worden war. Dieser

befand sich aber in einer ganz entfernten Gegend im Großherzogthum Lithauen, und die Sache zog sich in die Länge bis nahe an das Chanu-  
fest des Jahres 5514 (Dezember 1753). Nun waren alle Hindernisse be-  
seitigt, Jonathan glaubte die Sache sei auf dem besten Wege und wandte  
sich schon mit einem Ersuchsschreiben an die schiedsrichterlichen Kommissäre  
ihm Zeit und Ort festzusetzen, wo er alsdann sogleich trotz der rauhen  
Jahreszeit sich auf die Reise begeben wollte.

Während aber die Verhandlungen über das Zusammentreten der Schieds-  
richter im Zuge waren, hatten die Heerführer der Gegenparthei, das schon  
oft genannte Triumvirat, ein neues Manöver, begonnen, wodurch  
alle bisher zur Herstellung des Friedens mit vieler Mühe errichteten Anstalten  
mit einem Schlage niedergedrückt worden waren. Unter ihrer Regide  
wurde nämlich zu Altona ein Werk unter dem Titel *מסכת זריחה*  
(klarleuchtender Spiegel) aufgelegt, ein Produkt niedriger Böswilligkeit.  
Jonathan wird darin mit Schmähungen überhäuft, „er habe mit der An-  
gabe, als seien die größten Gelehrten Israels auf seiner Seite, die Staats-  
regierung belogen; die seine Parthie halten, wären ein Klubb elender  
müßiger Bagabunden (*ירשבי קריות*), vorzüglich wurden Samuel Esfin-  
gen und Elias Olajnow heruntergerissen; ferner müsse der Angeklagte nicht  
nur über die Kameoth, sondern auch über die von ihm verfaßten kegerischen  
Bücher „*אילת אהבים*“ und „*ראבב היום אל היתן*“ Rechenschaft ablegen;“) endlich wird auch der frühere Ausspruch, bezüglich eines aus drei unpar-  
teiiischen Rabbinen einzusetzenden Schiedsgerichtes, dahin abgeändert, daß  
nur sie allein, die Rabbiner zu Frankfurt, Amsterdam und  
Weg nämlich, den endgültigen Urtheilspruch zu fällen hätten,  
vor ihr Tribunal müsse Jonathan erscheinen, jedoch sei es ihm  
bewilligt, sich nach seinem Belieben Weisiger zu wählen.“ Zonath-  
an stuzte nicht wenig, als er diese Impertinenz zu Gesichte bekam, be-  
flagte sich auch hierüber bei dem Gemeindevorstande zu Worms; allein  
die Hoffnung auf Frieden war vereitelt. Denn der Rabbiner zu  
Glogau legte sein Mandat als Mitglied vorgeannter Kommission sogleich  
nieder, indem er mit vollstem Rechte sich dahin äußerte: „die Bemühungen  
des Schiedsgerichtes wären durch die Behauptung der Gegenparthei, „daß  
nur ihnen das Richteramt hier zustehet, im vorhinein für vergeblich erklärt,

1) Dieses waren etliche falsche Beschuldigungen. Das vorgeblich von Jonathan verfaßte  
*אילת אהבים* reduzirte sich auf ein einfaches, harmloses Lied, das weiter unten (XXVIII.  
B. 4) näher bezeichnet wird; von *ראבב היום אל היתן* haben wir bereits oben (X.) ge-  
sprochen, Jonathan kannte dasselbe gar nicht. J. Landau forderte ihn auf, über dasselbe,  
um allen Verdacht von sich abzuwälzen, das Maledictum und zwar nicht bloß im Allge-  
meinen, sondern in allen seinen einzelnen Bestandtheilen, Blatt für Blatt auszusprechen;  
er betheuerte, von demselben gar keine Kenntniß zu haben, nahm aber keinen Anstand,  
den ihm angegebenen kegerischen Inhalt desselben mit dem Banne zu belegen. (Luehloth.  
Ed. Worrede).

wozu also etwas unternehmen, wenn dabei kein Erfolg zu erzielen sei?“ — Jonathan versuchte noch einmal den Weg der Güte, schrieb in demüthigem Tone an Jacob Josua, warum er nicht dem graden Rechte seinen Lauf lasse, und die Zusammensetzung eines Gerichtes aus unpartheiischen Männern mit Gewalt hintertreibe; allein dieser blieb für alle Bitten taub, keine Antwort erfolgte.

Inzwischen ließen die Gegner alle Minen springen, um eine kompetente Instanz, wie die polnischen Synoden, zu einem Verdammungsurtheile gegen Jonathan zu bewegen, ihre Bemühungen waren aber vergeblich. Der Kredit Jonathan's war zu fest gegründet, als daß redlich gesinnte Männer denselben antasteten wollten; auch waren die ausgesprengten Gerüchte gar zu arg und standen mit dem akkreditirten Rufe Jonathan's in gar zu grossem Widerspruche, so daß kein Unbefangener sich dadurch blenden lassen konnte. Jacob Emden hatte bereits beim Beginne des Streites fast an alle Rabbinen Deutschlands Rundschreiben zirkuliren lassen, fand jedoch wenig Anklang, erhielt von vielen gar keine Antwort; für welche Heringschätzung er sich mit der in Eduth. Bej. gemachten Bemerkung rächte: „es thue ihm hinterdrein sehr leid, solchen ehrlosen Leuten mehr Achtung, als ihnen zukommt, erweisen zu haben, und nur die dringenden Zeitumstände hätten ihn dazu vermocht.“ Auch von der Gemeinde zu Mantua, die er um Beistand anrief, war er mit derselben stillschweigenden Verachtung behandelt worden, trotzdem er derselben in früheren Zeiten einen erheblichen Dienst geleistet hatte; findet daher ein solches höchst undankbares Benehmen ganz unbegreiflich, entschuldigt solches bloß damit, daß möglicherweise seine Zuschrift nicht angekommen sein mochte. Im Jahre 1752 kehrte Jacob Emden aus Amsterdam wieder nach Altona zurück, und nun ging aus der in seinem Hause befindlichen Handpresse ein Pamphlet nach dem andern gegen Jonathan hervor, welches aber dem Geschmäheten wenig schadete, und nur dem Schmähenden zur Schande gereichte. Letzterer ward sogar bei der Regierung hierüber verklagt, und es wurden ihm seine sämmtlichen Schriften seitens der Staatsbehörde konfisizirt. (Eduth Bej.)

Arieh Löw und dessen Sohn Hirschel, dazumal Privatier in Glogau, sowie Isac, Rabbiner zu Biala im Krakauer Gebiete, Sohn des Meir, früheren Rabbiners zu Proshniß, erließen an alle deutschen, polnischen und italienischen Gemeinden Zirkuläre, die zum Kampfe für's Judenthum und gegen Jonathan, der als Feind desselben bezeichnet wurde, aufforderten; sahen sich aber in ihren Erwartungen getäuscht und konnten das gehoffte Ziel nicht erreichen. Isac von Biala erließ nicht nur einen Aufruf an die den 12. Tamus 5512 (24. Juni 1752) zu Constantinow tagende Generalsynode, sondern scheute keine Spesen, selbst dahin zu reisen und persönlich die Mitglieder derselben zu bearbeiten, sie zu einem grandiosen Schritt gegen Jonathan anzufeuern; allein alle diese Machinationen fruchteten nichts, der Angefeindete blieb unangefoch-

ten.<sup>1)</sup> Zwar ließen sich einzelne in der Menge verhallende Stimmen gegen den Verfasser jener allenthalben kursirenden Amulete vernehmen, welche Jacob Emden wegen seines Eifers gegen dergleichen Unfug beloben; allein wenn man diese im Eduth Bejaakob vorliegenden Briefe genauer betrachtet, so wird darin eigentlich von der Persönlichkeit Jonathan's gar nicht gesprochen, sondern größtentheils nur gegen die Vorbereitung jener mit falschem Kommentar versehenen Amuleten geeifert; ja nicht selten beabsichtigten die Verfasser dieser Briefe eigentlich Jonathan zu beschützen; drückten aber in ihrer Einfalt, weil sie den wahren Sachverhalt nicht kannten, sich dertart aus, daß sie leicht mißverstanden und von den Gegnern zu den Ihrigen gezählt werden konnten. Ein deutlicher Beweis hiervon liegt uns in der Handlungsweise des Rabbiners zu Duflo in Klempolen, Namens „Isac“, vor. Dieser beschwerte sich nämlich wegen des nicht zu duldbenden Unfugs jener kursirenden Amulete, die sabbathianische Häresie enthalten, bei dem Rabbiner zu Amsterdam und verfluchte den Urheber dieser That. Arieß Löw und J. Emden hielten nun den Dufloer Rabbiner für ihren Gesinnungsgenossen und freueten sich dieser guten Acquisition. Jonathan kannte diesen Rabbiner als seinen frühern Freund und stugte darüber, ihn als seinen Gegner zu erblicken, stellte ihn auch brieflich zur Rede, ihm anzuzeigen, wodurch er sich seine Feindschaft zugezogen hätte. Nun kam das Mißverständniß an den Tag. Isac bethuerte, stets ein Verehrer und Lobredner Jonathan's gewesen zu sein, und auch jetzt bloß in wohlmeinender Absicht für ihn gehandelt zu haben, indem sein Fluch gerade den Verbreitern jener Amulete gegolten, die leztgenannten ihr eigenes schweres Verbrechen unterschieben. Isac unterließ auch nicht, sogleich ein Schreiben zur Ehrenrettung Jonathan's an die Gemeinden zu A. S. W. ergehen zu lassen, und seine wahre Gesinnung an den Tag zu legen.<sup>2)</sup> Freilich wird er dafür von J. Emden im *בבית הדין* wacker ausgeholten, und des Abfalls von der guten Sache beschuldigt, wozu ihn wahrscheinlich, wie es dort heißt, Hoffnung auf Gewinn vermocht. Wohl hätte Isac, als Freund Jonathan's, nicht an Arieß Löw sich wenden sollen, da er aber über Verhältniß und Stellung der Personen in gänzlicher Unwissenheit gewesen, so war dies ein sehr verzeihlicher Mißgriff. Daraus aber läßt sich auf die Manipulation der Gegner schließen, wie dieselben listig genug waren, für das eigentlich von ihnen ausgegangene Sündenwerk Jonathan verantwortlich zu machen. Denn durch den Kommentar, welchen sie den Amuleten beifügten, wurde das Urtheil vieler befangen, diese Auslegung hatten doch aber sie selbst ersonnen, und Jonathan versagte derselben durchaus seine Anerkennung, erklärte sie für falsch und allen Vorschriften der praktischen Kabbala zuwiderlaufend. Wäre, wie sie vorgaben, nur reiner Eifer für

<sup>1)</sup> Eduth. Bej. — <sup>2)</sup> Luchoth Ed. p. 55 b.

die Erhaltung des Judenthums das Motiv ihres Benehmens gewesen, so hätten sie bloß den Text der Kameoth, ohne alle Deutung und Erklärung, Fachmännern vorlegen sollen, zweifelsohne würde das Urtheil vieler ganz anders ausgefallen sein: durch den beigefügten Kommentar ward aber eine allgemeine Befangenheit des Sinnes bewirkt, der man sich gar oft, ohne sich dessen gar bewußt zu sein, hingibt, und so in der Meinung selbständig zu urtheilen, nur zu sehr sich von fremden Einflüssen bemeistern läßt. Dennoch scheiterten all die wohlberechneten Pläne an dem allgemeinen Ruf Jonathans und der mit seinem Namen verbundenen Pietät.

Dienstag den zweiten Marcheschwan 5514 (30. Oktober 1753) tagte eine Generalsynode zu Jaroslaw an der San, im heutigen Regierungsbezirke Lemberg. Jonathan hatte sich an dieselbe gewendet und einen glänzenden Erfolg erzielt. Ueber den המאירי המאירי wurde öffentlich ein Auto da fé verhängt, mit der Bemerkung, „daß, wenn dessen Verfasser dem Namen nach bekannt wäre, der schwere Bann über ihn ausgesprochen werden würde.“ Ferner ward anbefohlen, alle Exemplare des genannten Werkes, wo solche vorfindig, dem Feuertode preiszugeben, unter Einem auch streng verboten, sich gegen die Ehre des großen Jonathan nur im mindesten zu vergehen. Freilich wollte die Gegenpartei behaupten, die Synode habe nicht aus freier Wahl, sondern auf ausdrückliches Verlangen der Regierung also gehandelt; Styl und Ausdrucksweise der Proklamation bezeugen aber, daß deren Verfasser von tiefster innigster Verehrung gegen Jonathan erfüllt gewesen. Wenn anders die Regierung ja intervenirt hat, so geschah dieses gewiß nur zu Gunsten der Gegenpartei, indem besagte Proklamation bloß zum Schutze Jonathans abgefaßt scheint, gegen dessen Antagonisten aber eine gedämpfte mäßige Sprache führt, obwohl die Indignation gegen dieselben unverkennbar und deutlich genug aus dem Aktenstücke herauszulesen ist. 1)

Da ferner die ostgenannte Schrift המאירי המאירי die Bemerkung enthielt, deren Abfassung sei vom Lemberger Rabbiner gutgeheißen und durch dessen Zustimmung veranlaßt worden, so übersandte Jonathan zu seiner Rechtfertigung sowohl an „Isac Landau“, der früher ein Rabbinat im Lemberger Kreise verwaltete, jetzt aber einen Ruf nach Krakau erhalten hatte, als auch an „Chaim Rappoport, Rabbiner zu Lemberg,“ die von ihm abgefaßte wahre Erklärung der Amulete. Ersterer erließ sogleich in Vereinigung mit dem Rabbinatskollegium zu Krakau eine Publikation, womit nicht nur Jonathan ein Creditiv ausgestellt, sondern auch zur Unterdrückung jener Schmähschrift alle mögliche Vorkehrung getroffen wurde; zugleich mußten auch Abschriften dieser Publikation ausgefertigt und als Circuläre in alle Gemeinden des Krakauer Kreises versandt werden. Außerdem erhielt diese

1) Luchoth Ed p. 50 a u. b vergleiche Eduth Bejaakob.

Verordnung bei der ungefähr drei Monate darauf, den 20. Tamus 5514 (10. Juli 1754) zu Stabnitz tagenden Spezialsynode des Krakauer Kreises vollste, nachdrücklichste Bestätigung. Nicht so energisch konnte Chaim Rappoort auftreten. Er richtete bloß eine kurze freundliche Begrüßung an Jonathan, wies aber darin auf seine mündliche Unterredung mit dem Rabbiner zu Rapschitz hin. Diese Unterredung enthielt, nach dem Berichte des Lesern, eine Entschuldigung des Lemberger Rabbiners, „daß er zwar die Erklärung Jonathans für vollkommen richtig anerkenne, auch die Handlungsweise des Isaac Landau in jeder Beziehung gutheiße, an seiner Stelle dasselbe, vielleicht noch mehr, gethan hätte, unter jetzigen obwaltenden Verhältnissen jedoch sein Schärfsinn zur Ehrenrettung Jonathans nicht beitragen könne; weil er erstlich von dessen zu Lemberg befindlichen Gegnern terroristirt werde, dann auch sein Sohn mit dem Enkel J. Emdens, dem Rabbiner zu Constantinow, sich verschwägert habe. Von ihm aber zu denken, daß er sich der feindlichen Partei angeschlossen oder anschließen werde, da sei Gott vor; im Gegentheil würde er gerne, hätte er nicht gebundene Hände, mit vollster Kraft sich der Vertheidigung des Gerechten hingeben.“ Somit hatte sich die Angabe im המאירי המפריד als falsch erwiesen. — Noch an drei vorzügliche Autoritäten wandte sich Jonathan, ihnen die Kameothformeln zur Beurtheilung vorzulegen. Erstlich an einen zu Wien befindlichen Abgesandten aus Palästina, „Chaim Jerucham Wilna“, notorisch ein großer Kenner der Geheimlehre; dann an „Mahram Hamburger“, Rabbiner zu Haleschau, Schüler Abraham Broda's. Dieser befaßte sich zwar nicht mit der Kabbala, stand aber als Talmudist in hohem Ansehen, galt zugleich für überaus redlich und wahrheitsliebend. Endlich schrieb Jonathan auch an den bereits im hohen Greisenalter stehenden „Jeschel Halewi“, Rabbiner zu Boczow, der in der geheimen Wissenschaft wohl bewandert war. Alle drei approbirten unter den größten Lobsprüchen die Arbeit Jonathans.<sup>1)</sup>

Bei allem diesen wurde der Streit nicht beigelegt, noch im Jahre 1755 klagten die Gegner abermals bei der dänischen Regierung, und fügten sogar bei, die von Meß mit Jonathan nach Aktona gereisten Talmudjünger wären Spione gewesen, bis endlich durch das im genannten Jahre erfolgte Hinscheiden Arieß Löw's, den auch Jacob Josua nicht lange überlebte, dem Kampfe die Spitze abgebrochen ward, und so der Sturm allmählig sich legte. Ferner trug das bald darauf erschienene Luchoth Eduth von Jonathan ebenfalls viel zur Beruhigung der Gemüther bei. Hierin sind viele zu Gunsten des Verfassers sprechende Briefe zusammengetragen (wovon wir das Wichtigste bereits mitgetheilt). Dieser Sammlung ist eine kurze Vorrede vorangeschickt, worin im ruhigen gefassten Tone die Ereignisse

<sup>1)</sup> Luchoth Eduth p. 51—56. u. 60—63.

kurz auseinander gesetzt sind, sodann in 19 logisch geordneten Paragraphen das ihm widerfahrene Unrecht klar nachgewiesen wird. Zwischen den Briefen im Werke selbst sind ebenfalls erklärende und rechtfertigende Bemerkungen eingestreut. Der Styl ist zwar weder zierlich noch correct, doch aber faßlich, leichtverständlich und bündig. — Leider aber hatte der Kampf im Herzen Jonathan's einen scharfen Stachel zurückgelassen, denn während vielleicht sogar in Folge desselben war ihm auch seine theuere noch in besten Jahren stehende Gattin durch den Tod entrisen worden. Sie starb an einem Brustkrebs (Ed. Bej.) den 10. Tebeth 5515 (24. Dezember 1754). Er wurde zwar durch seine Leiden nicht von seiner Berufsthätigkeit abgehalten, pflegte aber doch zu klagen, daß diese Widerwärtigkeiten ihn einestheils in seinen Studien stören, andernteils auch veranlassen, daß seine Kanzelvorträge nicht den erwünschten Eindruck hervorbringen (Luch. Ed. 16. Jaaroth Deb. 56 b.

— Aus der Feder Jacob Emden's flossen zwei Gegenschriften zum Luchoth Eduth. Die eine unter dem Titel שבירה לזורה דאין, Zolkiew, 5516 (1756), hat angeblich David Awas, einen Schüler J. Emden's, zum Verfasser. Allein Ton, Inhalt und Schreibart, überhaupt innere und äußere Form, lassen den wahren Verfasser nicht verkennen. Wohl ist hier viel gelungener und schlagender Wortwitz auf verschwenderische Weise angebracht, je anziehender aber die Schrift dadurch für den Leser, desto schmerzlicher fühlt dieser sich durch das Bedauern berührt, daß, den Begabten zur Ehre gereichende, Talent einer schlechten Sache als Werkzeug dienen zu sehen. Die Schmähsucht Emden's hat hier ihren höchsten Grad erreicht; — das prager Rabbinatskollegium wird „ein Zauberflubb“ genannt, der selbst von Jacob Josua ששנהררין מופלא titulirte „Simcha Popper“ als „grauer Sünder“ (זקן אשמה) bezeichnet, der krafauer Rabbiner Isac Landau wegwerfend „Zsigel“ benamst. Diese wenigen Beispiele werden genügen, auf die Haltung des Ganzen schließen zu lassen, und da das Werk außerdem nur sehr dürftige unwichtige Daten enthält, so ist es als literarisches Erzeugniß von äußerst geringfügiger Bedeutung. Durch mehrere darin mitgetheilte Aktenstücke viel werthvoller ist die ebenfalls 1756 erschienene, von Emden verfaßte und auf dessen Handpresse abgedruckte Schrift ערות ביעקב. Diese ward eigentlich mehr durch die obenbenannte Broschüre David Megerlin's (Kap. XXIII) angeregt, und ist auch eine feurige Polemik gegen denselben die Haupttendenz derselben. Sie beginnt mit einer kurzen Erzählung der Hauptfacta, übergeht in einen scharf polemischen Ton gegen Carl Anton und Megerlin und schließt mit einer kurzen Kritik über Luchoth Eduth. Angefügt sind das oben beschriebene Memorandum unter dem Namen אגרות שם und noch einige gegen Jonathan gerichtete Korrespondenzen. Den Schluß des Ganzen bildet das Gebet Emden's zu Gott, ein schweres Strafgericht über Jonathan und dessen Freunde ergehen zu lassen.

## XXIV.

Jonathan in den Freiherrnstand erhoben.<sup>1)</sup>

Als der dänische König sich einst längere Zeit zu Altona aufhielt, wurde Jonathan mit dessen Diakonus bekannt, welcher oftmals Religionsgespräche mit ihm führte und auch bei dem Könige ihn außerordentlich rühmte. Friederich V. war begierig, den Rabbi kennen zu lernen, ließ sich ihn vorstellen, und staunte ob dem ausgebreiteten, mit vielem Wiß und Scharfsinn verbundenen Wissen desselben, bewilligte ihm daher, sich eine Gnade zu erbitten. Der Rabbi dankte Sr. Maj., setzte aber hinzu, daß er für seine Person nichts bedürfe, indem die jüdische Gemeinde ihn hinlänglich mit allem Nöthigen versorge, und im Ueberflusse zu leben, sei weder sein Wunsch, noch stimme solches überhaupt mit seinem heiligen Berufe als Gottesgelehrter zusammen. Diese ausnehmende Bescheidenheit gefiel dem Könige sehr wohl, und er ließ dem Rabbi nach einigen Tagen durch den Hofdiakonus das Adelsdiplom als „Baron v. Eibenschütz“ zustellen. Jonathan hielt diesen merkwürdigen Vorfall selbst vor seinen Hausgenossen geheim und verwahrte

<sup>1)</sup> Die Kenntniß der in diesem und nächstfolgenden Kapitel erzählten Ereignisse verdanken wir der brieflichen Mittheilung des, während der Ausarbeitung dieser Biographie leider frühzeitig dahingeshiedenen, seligen Hrn. Wolf Pascheles, der selbe aus dem Munde der in Prag lebenden Urenkelin Jonathans, einer in jeder Beziehung in geistiger, wie physischer Hinsicht reichbegabten Dame empfangen. Wir haben zwar gewichtige Gründe, die Baronisirung Jonathans zu bezweifeln, überlassen es aber dem geehrten Leser, hierüber sich ein beliebiges Urtheil zu bilden, und geben bloß das Tradirte treulich wieder. — Ferner dürfte es hier am geeigneten Orte sein, einer uns obliegenden Pflicht zu genügen, und dem ursprünglichen Verleger dieser unserer Arbeit dem hier genannten nun in Gott ruhenden B. P. einige Worte der Anerkennung zu widmen. Er war es, der in den letzten Jahren seines thätigen, unternehmungsgereichen Lebens die Lieblingsidee faßte, die Biographie des Rabbi Jonathan zu verlegen, worin die völlige Reinheit des hochgeehrten Mannes nachgewiesen werden sollte. Er wandte sich zu diesem Zwecke an einen unserer Freunde, Rabbiner in einer der größten Gemeinden Böhmens, der bereits ein Factum aus den Lebensereignissen Jonathans auf sehr anziehende Weise bearbeitet hatte, und ließ auch zu diesem Zwecke das gut getroffene Bildniß des Rabbiners zu A & B in Holz schneiden. Hierauf keine genügende Antwort erhaltend, schrieb der Selige an uns, der verlangten Ausarbeitung uns zu unterziehen, wozu er uns manche sehr brauchbare Hilfsmittel zukommen ließ. Er hatte nämlich mehrere aus dem Munde alter glaubwürdiger Männer wie auch der zu Prag lebenden Verwandten Jonathans vernommene Details gesammelt; ferner einen Auszug aus Ersch und Grubers Encyclopädie, das Leben Jonathans betreffend, so wie Dr. Spazier's Gallerie merkwürdiger Israeliten, endlich die höchst werthvolle bisher noch unedirte Schrift *יְהוֹנָתָן בֵּן יִרְמְיָהוּ* von Hrn. Dr. Beer uns verschafft. Leider war es ihm nicht gegönnt, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu erleben, der weise Rathschluß des Hochgelobten hatte es anders beschlossen. — Friede setner Asche! —

den Adelsbrief an einem verborgenen Orte. Eine Zeit darauf geht der Rabbi zeitlich früh in der Dämmerungsstunde nach der Synagoge. Er mußte, um dahin zu kommen, ein kleines, ödes Gäßchen passiren, mitten in demselben gewahrt er einen Mann, der bei seinem Anblicke zusammenstürzt, ohne weiter ein Lebenszeichen von sich zu geben. Jonathan ladet den Leblosen auf seine Schulter, trägt ihn in seine Behausung zurück, übergibt ihn da seiner Ehegattin zur Pflege, worauf er wieder in das Bethaus eilt. Mittlerweile ward der Ohnmächtige durch die eifrigen Bemühungen der Rabbinerin wieder ins Leben zurückgerufen, und als Jonathan nach Hause kömmt, fällt er ihm zu Füßen, küßt ihm ehrfurchtsvoll die Hände und bittet um die Gunst einer geheimen Unterredung. Jonathan nimmt ihn hierauf in sein besonderes Gemach, hier zieht der Mann ein scharfes Messer hervor, wobei er zugleich zu erzählen beginnt: „Er sei von den Gegnern Jonathans gedungen worden, diesen meuchlings zu ermorden, habe auch in dieser Absicht heute früh dem Rabbi in der öden Gasse aufgewartet. Als er aber trotz der Dunkelheit dessen ehrfurchtgebietende Gestalt erblickte, sei eine ungewöhnliche Angst über ihn gekommen, so daß er starr zu Boden fiel.“ Nach dieser Erzählung wirft er sich abermals vor die Füße Jonathans, fleht inständigst um dessen Verzeihung und Erbarmen, unterwirft sich reuig zerknirscht dem Gutdünken desselben, erbietet sich auch alle diejenigen, die ihn zu gedachter Schandthat verleiten wollten, namentlich zu bezeichnen. Jonathan sichert dem Manne seine volle Verzeihung zu, verlangt kein weiteres Geständniß und entläßt ihn mit einem ansehnlichen Geldgeschenke obendrein, nur das Messer hält er als Andenken zurück. Ferner stellt er die ganze Begebenheit zu Papier, und das Jahr herum, an demselben Tage, da das Ereigniß sich zugetragen, ladet er seine nächsten Anverwandten zu sich zu einem Familienfeste, wobei er ihnen das merkwürdige Ereigniß, so wie es von ihm aufgezeichnet worden, verliest. Zum Schlusse fügt er endlich noch folgende Worte hinzu: „Meine Lieben! ihr wißet gar noch nicht, wer ich eigentlich bin, wie hoch nämlich die Gnade unseres königlichen Herrn mich erhoben, und welchen Rang ich, so es mein Wille wäre, in der menschlichen Gesellschaft einnehmen könnte.“ Bei diesen Worten holte er das Adelsdiplom herbei und entfaltete es vor den Augen aller, die mit staunender Verwunderung darauf hinblickten. Plötzlich ergreift er jetzt die Rolle, wirft sie ins Feuer, indem er ausruft: „Sehet, was ich von irdischer Größe halte!“

Später soll sein jüngster Sohn „Wolf“, der von der Sache Kenntniß hatte, durch die Vermittlung der sächsischen Regierung ein Duplicat des Adelsbriefes erhalten haben, daher er sich auch „Baron Eibenschütz“ nannte, unter diesem Namen auch allgemein bekannt ist (vergl. Kap. XXVI.)

## XXV.

## Ein falscher Zeuge.

War auch die Gegenpartei Jonathans eigentlich aus dem Felde geschlagen, so ließ sie es doch an wiederholten Angriffen und Anfechtungen nicht fehlen, und machte noch immer verschiedenartige Versuche, dem Rabbiner an den Leib zu gehen. Endlich sucht dieselbe einen Zeugen zu erkaufen, der öffentlich aussagt, er habe selbst gesehen, wie Jonathan einmal an einem Sabbathe seinen weißen Kasten zusammengenäht. Das Gerücht verbreitet sich immermehr, wird zum allgemeinen Tagesgespräche, und kommt endlich auch dem Betreffenden zu Ohren. Es war gerade ein Tag vor einem Neumondsfeste, welcher bekanntlich „kleiner Versöhnungstag“ genannt, durch besondere Bußgebete, von einigen auch durch Fasten gefeiert wird. Jonathan läßt öffentlich bekannt machen, er werde um die Zeit des Abendgebetes eine Predigt abhalten, die Gemeinde möge in der großen Synagoge sich einfänden. Die Zeit des Mincha (Abendgebetes) naht heran, eine große Volksmenge versammelt sich im bezeichneten Bethause und alles ist voll gespannter Erwartung. Indessen entladet sich draußen ein furchtbares Ungewitter. Vom brausenden Winde gepeitscht, schlagen schwere Regentropfen gewaltig an die Fenster der Synagoge, deren Glasscheiben furchtbar klirrend einen unheimlichen Klang ertönen lassen. Flammende Blitze durchzucken das dunkle Zwieliht, rollende Donnerschläge krachen, wodurch alle Herzen sich feierlich gestimmt fühlen und die liturgischen Weisen vom Vorbeter unbeschreiblich rührend vorgetragen werden. Noch hat die wilde Aufregung der Natur sich nicht gestillt, noch immer vernimmt man das mächtige Heulen des tosenden Sturmes, als der greise Rabbiner mit dem ehrwürdigen grauen Haupte, dem dicht herabwallenden langen Silberbarte die Kanzel besteigt, die heilige Lade öffnet, und mit ergreifender, die Herzen Aller durchdringender Stimme bei dem Namen des Allerheiligsten schwört, daß jene Aussage falsch, er nie dem Sabbathianismus gehuldigt, nie auch den vom Allerhöchsten zur Ruhe eingesehten Sabbath freventlich entweicht habe. „Ich hoffe aber zuversichtlich,“ ruft er mit gesteigerter Emphase, „daß Gott jenen Frevler, der die schändliche Lüge verbreitet und bezeugt, mit schwerer Strafe heimsuchen, der grause Rainsfluch ihn treffen werde, unstät und flüchtig sein Leben lang herumzuirren, nie und nirgends Ruhe zu finden.“ Sämmtliche Zuhörer fühlten sich innigst ergriffen und erschüttert, und von der Stunde an verstummte die tausendjüngige verleunderische Fama. Viele Jahre waren verflossen, Jonathan weilte nicht mehr unter den Lebendigen, als dessen Enkel Dr. Gabriel Gibenshüz, der damals in Köthen wohnte, eines Abends von dem israelitischen Gemeindevorsteher daselbst in einem Wagen abgeholt

und eingeladen wurde, in das Haus des Letztern zu kommen, wo ein merkwürdiger, ihn gewiß sehr interessirender Mann ihm vorgestellt werden sollte. Dr. Eibenschütz läßt nicht lange auf sich warten, und im Hause des Vorstehers „Friedheim“ angelangt, findet er daselbst einen abgehärmten Greis, der, mit thränenden Augen, seine Sünde bekennt, er sei nämlich jener einst gegen Jonathan aufgetretene falsche Zeuge. Der Fluch des Rabbi, bemerkt er weiter, habe sich buchstäblich an ihm erfüllt, seit jenem denkwürdigen Abende, wo er ebenfalls in der Synagoge gegenwärtig gewesen, irre er flüchtig und ruhelos in der weiten Welt umher, könne nicht Raft, nicht Ruhe finden, und nie da über Nacht bleiben, wo er bereits zur Tageszeit angelangt. Dr. Eibenschütz ließ sich den ganzen Vorfall wieder ausführlich erzählen, beschenkte den Alten reichlich, und auch bei der Israelitengemeinde wurden milde Beiträge für ihn gesammelt. Ferner schickte man von da zehn auswählte fromme Männer mit ihm nach Altona, um am Grabe Jonathans Vergebung für ihn zu erflehen. Dort angekommen, legte der reuige Frevler abermals unter heiß vergossenen Zähren sein Sündenbekenntniß ab und starb wenige Tage darauf.

---

## XXVI.

### Wolf Eibenschütz.

Der jüngste Sohn Jonathans, Namens „Benjamin Wolf“, war 1740 in Prag geboren und zog mit seinem Vater nach Meß und Altona. Er soll schon in seiner frühesten Jugend sich mit der Kabbala beschäftigt, sogar ein Werk darüber verfaßt haben, das aber nicht veröffentlicht worden ist. Als reiferer Jüngling kam er nach Wien, gerieth da in schlechte Gesellschaft und begann ein abenteuerliches Leben zu führen. In türkische Kleidung gehüllt, bereiste er Ungarn, gab vor, prophetische Visionen zu haben, und spielte da eine Messiasrolle, wobei er sich auch einen Anhang zu verschaffen wußte.<sup>1)</sup>

Jeheskel Landau, Oberrabbiner zu Prag, erließ deshalb ein Schreiben an Jonathan, worin er ihm deutlich zu verstehen gab, daß, wenn er ihn auch früher für schuldlos gehalten, ihm sogar zur Seite gestanden; doch das jezige frevelhafte Treiben des Sohnes, das der Vater gleichgültig mit ansieht, vielleicht gar unterstützt, auch auf Letztern einen gewaltigen Schatten werfe.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Aus dem bereits erwähnten Schreiben des Hrn. Dr. Beer in Dresden, betitelt: תלודת בני יודיתן. — <sup>2)</sup> Mündliche Mittheilung des hochwürdigen S. J. Rappoport, der dieses Schreiben gesehen.

J. Emden schwieg ebenfalls nicht stille, edirte den *מספה ספרים* „vortreffliche kritische Abhandlungen über Sohar und mehrere andere rabbinische Werke,“ und zum Schluß eine bittere Polemik gegen den alten und jungen Eibenschütz.

Endlich gerieth Wolf in schwere Schulden, zugleich in die Gefahr festgenommen zu werden, flüchtete daher nach Altona. Dem Vater ging natürlich das arge, wenn auch selbst verschuldete Mißgeschick des jüngsten Kindes, das mit seinen großen Untugenden doch auch sehr viele vortreffliche Eigenschaften verband, noch dazu äußerst schön, wohlgebildet und beredt war, sehr zu Herzen, und um es zu retten, edirte Jonathan in aller Eile sein noch nicht vollendetes und gehörig geordnetes Werk *כרתי וכלתי*, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, die Schulden des Sohnes zu tilgen.<sup>1)</sup>

War auch der Verdacht Pandau's nicht unbegründet, so können wir die Mitschuld Jonathans doch keineswegs zugeben. Dessen Theilnahme an dem verwerflichen Trugspele Wolf's läßt sich durchaus nicht nachweisen; wahrscheinlich wurde er von diesem getäuscht und wußte den eigentlichen Sachverhalt gar nicht. Daß er den jüngsten Sprößling seines Hauses nicht sinken gelassen, ihn aus den Klauen der Gläubiger zu reißen sich bestrebte, darf doch wohl dem liebenden Vaterherzen nicht zur Last gelegt werden, und hat auch die Folge, wie aus Kap. XXIX. Nr. 4 zu ersehen, sein diesfälliges Benehmen nur zu sehr gerechtfertigt.

## XXVII.

### Jonathans letzte Krankheit und Tod.

Die letzten Lebenstage Jonathans naheten heran, und er verfiel in eine schwere Krankheit, von welcher er nicht wieder genas. Ueber die Sterbestunde Jonathans berichtet eine Hamburger Sage Folgendes.<sup>2)</sup> Jonathan lag schon dem Hinscheiden nahe, die Beerdigungsbrüderschaft wachte bereits an seinem Lager, um der bald zu ihrem himmlischen Vater sich erhebenden Psyche den Scheidegruß zuzurufen. Da erscheint ein, früher zu seinen Gegnern zählendes Mitglied des Gemeindevorstandes, dem Rabbi auf seinem Sterbebette flehentlich Abbitte zu thun. Kaum wird dieser des Hereintretenden ansichtig, als er sich kräftig auf seinem Lager aufrichtet und ihn also anredet: „Ihr freuet euch schon darauf, dem neuen Rabbiner ent-

<sup>1)</sup> תולדות בני יהודה. — <sup>2)</sup> Ebenfalls Mittheilung des sel. Hrn. Wolf Pascheles, welche demselben bei seinem Aufenthalte zu Hamburg von glaubwürdigen Männern daselbst gemacht worden.

gegenzufahren, ihr habt ihn noch nicht gesehen!“ Der Angesprochene war heftig über diese Worte des sterbenden Rabbiners erschrocken, denn dieser hatte bald darauf seinen Geist ausgehaucht. Man schritt zu einer neuen Rabbinerwahl und Isac Hurewicz erlangte das Rabbinat der drei Gemeinden. Er hält seinen Einzug, und auch das in Rede stehende Vorstandsmitglied fährt ihm zu dessen feierlichem Empfange entgegen. Er glaubt schon den auf ihm lastenden Fluch Jonathans annullirt, als er beim Aussteigen aus dem Wagen in ein kleines, vorüberfließendes Wasser stürzt und da plötzlich vor den Augen Aller ertrinkt.

So weit die Sage, die wir nur aus dem Grunde berichtet, weil eines- theils wir nichts, was wir über Jonathan in Erfahrung gebracht, dem Leser vorenthalten wollen; anderseits auch daraus die hohe Verehrung sich erkennen läßt, die Jonathan gezollt worden. Durch diese bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes lebende Sage können wir ersehen, wie hoch erhaben die vox populi diesen Mann stellt, indem sie annimmt, Fluch und Segen aus seinem Munde seien von dem Allerhöchsten honorirt und in Erfüllung gebracht worden nach dem Ausspruche des Talmuds: „Was der Fromme auf Erden ausspricht, wird von der Allmacht droben bestätigt.“ — Circuliren ja auch in Prag über Jecheskel Landau dergleichen Sagen viele, die ebenfalls auf den ihm zu Theil gewordenen hohen Grad ehrfurchtsvoller Scheu schließen lassen, indem man den Rabbiner als ein über der Erde weit erhabenes, dem Himmel viel näher stehendes Wesen ansah.

Jonathan starb den 21. Elul 5524 (20. September 1764). Das Epitaph auf seinem Grabsteine ward bei Lebzeiten von ihm selbst verfaßt.

Sein Tod erregte allgemeine Sensation und wurde ihm zu Ehren in den vorzüglichsten israelitischen Gemeinden die übliche Trauerfeier veranstaltet. Zu Prag hielt ihm zuerst sein Schüler Sarah Eidliz während der zehn Bußtage in der Pinkassynagoge eine ergreifende Leichenrede, die im פנקאס abgedruckt ist. Die ungeheuchelte Gottesfurcht Jonathans wird darin aus dem Umstande schon erwiesen, daß dessen Feinde ihm eigentlich nichts zur Last legen konnten, als jene lächerliche Beschuldigung, durch die gefälschten Amulette hervorgerufen. — Auch Jecheskel Landau betrauerte ihn in einem Kanzelvortrage, wobei es aber den Zuhörern schien, daß dem Verblichenen nicht das gehörige Lob gespendet werde. Eine ebenfalls gegenwärtige hervorragende Celebrität der prager Gemeinde rief dem Oberrabbiner laut zu: „Rabbi! ihr müßet schärfer sprechen und nicht vergessen, was Rabbi Jonathan ist gewesen!“ — Tags darauf kam der bereits Kap. IV. erwähnte Meir Fischel an die Reihe, seinen einstmaligen Amtsge- nossen zu beweinen, und sprach sich auf der Kanzel folgendermaßen aus: „In Rabbi Jonathan haben wir einen Mann verloren, der in der Kennt- niß des Ringleh dem Rambam, in der Kenntniß des Nistar dem Isac Luria gleich gestanden.“ Vom Oberrabbiner Jecheskel Landau hierüber zu Rede gestellt, rechtfertigte Meir seinen Ausspruch durch die oben

in seinem Namen von uns angeführte Erzählung. — Jonathan steht vor der Nachwelt gerechtfertigt da, sein Name wird in der rabbinischen Welt außerordentlich gefeiert und er allgemein „der Rabbi Reb Jonathan“ genannt. Der Prager Raw Landau soll zwar ihn insgeheim verdächtigt, es sich sogar einmal ereignet haben, daß zwei Schüler desselben zu ihm ins Zimmer traten, ihm über ein Buch sitzend fanden, das er hastig beiseite schiebt mit dem Ausrufe: „Er ist doch ein Schebs gewesen!“ Dieses Buch war, wie diese zwei Jünger sich nachher überzeugten — ein Werk Jonathans. Landau war nämlich der Ansicht, daß, wer einmal des Sabbathianismus verdächtigt, desselben gewiß auch schuldig gewesen (משנה ראיה ראיה); wir können aber dieser Autorität eine andere, ebenfalls sehr gewichtige entgegenstellen. Der ehrwürdige Oberrabbiner Herr D. Frank erzählte uns, er habe einmal mit dem verewigten Landrabbiner M. Benedict in Beziehung Jonathans gesprochen, wobei das geistliche Oberhaupt der mährischen Judenschaft geäußert: „Jonathan sei ganz gewiß kein Anhänger des Sabbathianismus gewesen; es habe aber irgend ein anderer, bisher noch unergründeter Irrthum vorgeherrscht, wodurch gegen Jonathan angekämpft worden sei.“ — Wenn „Beer in Gesch. d. S.“ — dem auch Dr. Jost hierin nachgefolgt — angibt: „es habe sich in der Folge herausgestellt, daß viele von den Rabbinen, welche für Eibenschütz Partei genommen, geheime Sabbathianer gewesen;“ so scheint diese Angabe bloß den Schriften Emdens entnommen, die nichts weniger als glaubwürdig. — Eben so unbegründet ist das Referat Beer's (a. a. D. II. S. 305), daß Samuel Essingen, Rabbiner zu Warnsdorf, ein sabbathianischer Emissär gewesen, dessen nicht einmal Emden erwähnt, wahrscheinlich ist dieses nur ein Verstoß.

Jacob Emden überlebte seinen Antagonisten um volle zwölf Jahre. In seinen letzten Jahren ward er vom schwarzen Staar ergriffen, erblindete gänzlich und starb Freitag den 30. Nisan 5536 (19. April 1776). Sein Schüler, der in der hebräischen Literatur berühmte Salomo Dubno, verfaßte über sein Hinscheiden ein Trauergedicht: „אבל יידי“, Berlin 1776.

---

## XXVIII.

### Jonathans schriftstellerische Thätigkeit.

Die ungemeine geistige Productivität Jonathans hat in den drei Hauptfächern der rabbinischen Literatur, nämlich in der Halacha, Agada und Kabbala sich vollkommen bewährt, wodurch der Name des Verfassers die Palme ewigen, unsterblichen Ruhmes errungen. Wir wollen nun nach der so eben gegebenen Eintheilung dessen Werke näher bezeichnen.

## A. Halachische Schriften.

Das Hauptstreben unseres Autors beim Studium der Halacha war die theoretische Erforschung und Erläuterung derselben; die alten Religionsquellen gründlich durcharbeiten, alle scheinbaren Widersprüche da zu lösen und die verschiedenartigsten Aussprüche unter einander auszugleichen, das war es, was er eigentlich zu erzielen suchte. Hierbei sprach er nicht selten Ansichten aus, von denen er im vorhinein wußte, daß sie bestritten werden können, um den Leser oder Hörer zum Nachdenken, Schließen und Urtheilen anzuregen (Vorrede zu הלכות נדה). Halachische Decisionen zu fällen, seine subjective Meinung als Richtschnur für die Praxis aufzustellen, dagegen fühlte er eine gewisse Abneigung. Daher sehr wenige rabbinische Gutachten von ihm vorhanden (Bne Ahuba III. p. 15 c.), die von ihm verfaßt, von der Nachwelt außerordentlich geschätzten halachischen Bücher alle commentatorischer und interpretatorischer Art sind. Wir werden sie jetzt einzeln aufzählen, und hierbei der chronologischen Ordnung ihrer Abfassung folgen:

1. Bne Ahubah, Erläuterungen der jüdischen Ehegesetze, enthält discussive Commentationen über den II. Theil des Jad Hachasaka von Maimonides, und zwar über ganz הלכות גירושין, הלכות אישות nur von Abschnitt 1—9 und von הלכות יבום והלויים nur über den ersten Abschnitt mit zuletzt angefügten 2 aus der Feder Jonathans gestoffenen RGA. — Herausgegeben von Dr. Gabriel Eibenschütz in 3 Theilen, Prag 1819. f.

Jonathan hatte dieses Werk bereits zu Prag verfaßt und sich außerordentliche Mühe damit gegeben, Umstände und Verhältnisse erlaubten ihm aber nicht, dasselbe bei Lebzeiten zu ediren. Das Manuscript kam als Nachlaß in die Hände des genannten Wolf Eibenschütz, der in Dresden wohnte. Hier fand der Dresdner Rabbiner D. Landau Gelegenheit, dasselbe kennen zu lernen, und suchte den Besitzer zur Herausgabe desselben zu bewegen. Dieser übergab es dem Rabbinatsassessor Uri, welcher sich die Mühe nahm, es zu corrigiren und druckfertig zu machen, schaltete auch hier und da seine eigenen glossatorischen Bemerkungen ein, versah endlich das Ganze mit einem, nach dem Ritual-Codex „Eben haEser“ geordneten Inhaltsverzeichnisse. Um das Vorhaben auszuführen, machte Uri viele Reisen. Pränumeranten zu sammeln, allein das eingegangene Geld deckte kaum die Reisekosten. Wolf war indessen mit Tode abgegangen. Der Plan würde gescheitert sein, bis endlich auf eindringliches Zureden des genannten Rabbiners der gedachte Dr. G. Eibenschütz das Werk auf seine eigenen Kosten hat erscheinen lassen.

2. Urim we-Thumim, behandelt die jüdische Rechtslehre. Discussive Commentationen über den Ritual-Codex, Chofschon Mischat bis Abschnitt 152, bestehend aus zwei Theilen, wovon der eine, Thumim genannt, in weitläufige Disputationen sich einläßt; der andere, Urim, eine kurze Erläuterung des Textes enthält, größtentheils auch die Resultate des Thumim

ihrem bloßen Inhalte nach liefert. Eingeschaltet sind „Kizur Tokpho Kohen,“ wobei die von Sabbathai Kohen (7"ט) verfaßte halachische Abhandlung „Tokpho Kohen“ in gedrängter Kürze zusammengezogen, als Text genommen und kommentirt wird; so wie „Kizur Klale Migo,“ wo wieder die von Chaim Benveniste in seinem Werke כסתר הגדולה zusammengetragenen Regeln über Migo kurzgefaßt, den Text bilden und erläutert werden. Erstere Einschaltung findet sich zwischen Abschnitt 25 und 26, letztere zwischen 82 und 83. Herausgegeben von dem Enkel und Schüler des Verfassers Israel Eibenschütz, in 2 Th. Karlsruhe 1775—1777.

Jonathan schrieb dieses Werk bereits zu Metz, allwo er mit allem Fleiße den rabbinisch-juridischen Studien sich hingab; hatte auch eine Vorrede dazu abgefaßt, worin er sich über den Titel, den er dem Werke gegeben, genügend erklärt. Diese und noch einige Bogen des Textes sind verloren gegangen, daher auch letzterer an einigen Stellen lückenhaft. Der Herausgeber gab sowohl dem ersten als zweiten Theile ein von ihm verfaßtes Vorwort, schaltete auch in den Text seine eigenen Glossen ein, arbeitete überdies einen Index dazu aus für alle darin aus dem Talmud und vielen andern Codices citirten Stellen.

Das Werk wird in der rabbinischen Welt seines überaus großen Scharfsinnes wegen außerordentlich geschätzt, hat darum auch mehrere Auflagen erlebt. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Jecheskel Landau, Arieh Löw — Rabbiner zu Metz, Verfasser der HGA שאנת אריות — und Joseph Steinhardt, Rabbiner zu Fürth, die ersten waren, die durch Pränumeration die Herausgabe des Werkes förderten.

3. Krethi u. Plethi, hat als Commentar zu dem Ritual-Codex Jore Dea von Absch. 1—111 die Speisegesetze zum Thema, und ist gleich dem Urim we-Thumim auch in 2 Theile abgetheilt, wovon der Plethi ebenfalls ausführliche Disputationen in sich schließt, der Krethi hingegen, eine einfache Texterläuterung, zuweilen das Endresultat des Plethi mit wenigen Worten anzeigt. Eingefügt ist nach Abschnitt 86 eine halachische Dissertation „סיני נשר“, worin der Verfasser wilde Gänse und Enten zum Genuße erlaubt, daher der Ansicht des סרי הרש in dieser Beziehung beipflichtet, und gegen Mendel Krochmal, der in seinen HGA צמח גמח genanntes Flügelvieh verbieten will, sich ausdrücklich erklärt. Eleasar Flekles in Teschuba Meahaba III. p. 19 bemerkt hierzu: „Wohl haben die meisten Lehrer den Genuß dieser Vögel für erlaubt gehalten; jedoch habe ich von meinen Lehrern nie gehört und gesehen, daß sie bei uns solches gestattet hätten.“ — Ferner ist nach Abschn. 110 eine בית הספק genannte, die für zweifelhafte Fälle zu beobachtenden Regeln betreffende Abhandlung eingeschaltet.

Der Verfasser zeigt hier an vielen Stellen, daß er der ascetischen Strenge nicht das Wort redet, mehr geneigt ist zu erleichtern als zu erschweren; auch beobachtete er, bei den die Veterinärkunde berührenden

religiösen Fragen, das rationelle Verfahren, ein ärztliches Gutachten hierüber einzuholen. Die Edition des Werkes besorgte der Verfasser selbst — Altona 1757 — und zeigt sich auch wirklich der ordnende Geist desselben schon darin, daß durch beigefügte, den Inhalt des Gegebenen kurz bezeichnende Handglossen die Uebersicht sehr erleichtert wird. In der Vorrede erzählt der Autor manches von seinen Lebensereignissen, entschuldigt auch sein Verfahren, das Werk ohne vorher eingeholte Approbation abdrucken zu lassen, auf folgende, sehr originelle Weise: „Die Sitte, welche jetzt allgemein gang und gäbe, sich die literarischen Produkte, die man veröffentlichen will, erst von den vorzüglichsten Gelehrten der Zeit approbiren zu lassen, um dadurch den Nachdruck zu verhüten, scheint mir ganz überflüssig und nutzlos. Denn insolange das Buch keinen Absatz gefunden, die Druckkosten also nicht gedeckt sind, wer würde so thöricht sein, es abermals auslegen, sich dadurch einen gewissen Geldverlust verursachen zu wollen. Ist aber meine Auflage einmal vergriffen, so stelle ich es einem jeden frei, einen nochmaligen Abdruck derselben zu besorgen, möchte ihm sogar hierfür sehr dankbar sein. Ueberdies pflegen die Approbanten durch übertriebene Lobeserhebungen den Eigendünkel des Autors rege zu machen, dürften ihm sonach eher schaden als nützen.“ — Auch dieses Werk wurde mit großer Acclamation aufgenommen und zu wiederholten Malen aufgelegt.

4. Chidusché Hilchoth Niddah, Kommentar zu dem Ritual-Codex Jore Deah von Abschnitt 183—196, handelt von den bezüglich der Menstruation zu beobachtenden Vorschriften. Herausgegeben von dem in 2 genannten J. E. Karlsruhe 1773. Der Herausgeber hat unter dem Namen „Tiferet Israel“ seine eigenen Bemerkungen sowohl zu *דילכרה כרה* wie auch zu den auf die *סיקרה* Bezug habenden Regeln zum Schlusse beigefügt. — Der Verfasser hatte auf seinem Sterbebette diesem seinen Enkel Israel aufgetragen, den *Urim we-Thumim* wie auch das jetzt in Rede stehende Werk zu editiren, befahl aber ausdrücklich, daß Iesterem, welches eigentlich als II. Theil des bereits veröffentlichten *Krethi und Plethi* anzusehen sei, das Recht der Priorität eingeräumt werde, der Herausgeber kam diesem Auftrage getreu nach, ward auch hierbei von seinem Vater Nathan aufs kräftigste unterstützt.

5. Binah La'tim, discussive Novella's über Hilchot Jom-Tob des Maimonides und einige Commentationen über Tractat Beza. Herausgegeben von einem Schüler des Verf.; Wien 1797, 4. — Ueber den Titel spricht sich der Verfasser in der Vorrede zu *כרה ופלה* aus.

6. Tariag Mizwoth. Die 613 biblischen Verordnungen in Versen nach der Angabe des Maimonides. Darauf folgt eine einfache Aufzählung derselben, eingetheilt nach den sieben Tagen der Woche; Prag 1765, 8.

7. Chitze Jonathan, Drascha's und Disputationen über talmudische resp. halachische Themen. Altona.

8. *Novellas über die Pefach-Halacha*, abgedruckt in dem Werke *שר האלה*, Warschau 1816, 4.

9. Ein Kommentar zu *הלכות קידוש החודש* des Maimonides wird im Jaaroth Debasch erwähnt, ist aber unedirt geblieben.

## B. Agadische Schriften.

1. Jaaroth Debasch, eine Sammlung von Deraschas, die Jonathan zu Meß und A. H. W. abgehalten, herausgegeben von Jacob, dem Brudersohn und Schüler des Verfassers, 2 Theile. Karlsruhe 1779—1782. — Diese Kanzelvorträge sind Meisterwerke der der alten Schule eigenthümlichen Agada. Hier ist keine Langweile erregende Zerfaserung, keine abgeschmackte Zerflossenheit, wobei ein Vers der heil. Sch. nach allen Seiten hin verrenkt und aus den Fugen gerückt wird; hier trifft man kein Gemengsel zerbröckelter Bruchtheile, die gewaltsamerweise zusammengeknetet, ein buntes unzusammenhängendes Chaos bilden, wie solches bei den alten Darschanim nicht selten vorzukommen pflegt. Hier strömt alles von lebensvoller Frische, ein Gedanke schlägt den andern, eine Idee die andere, so daß der Leser mit Lust und Liebe der Entwicklung des wohlgeordneten Ganzen folgt, wo sich ihm, gleich dem Touristen, der durch eine malerische, an Abwechslung reiche Landschaft zieht, stets neue, originelle und ungemein reizende Partien darstellen. Selbst die häufig angewandten kabbalistischen und astrologischen Phantasiespiele nehmen hier einen großartigen Charakter an und zeigen von dem alles überwältigenden, schöpferischen Talent des Meisters. Hier offenbart sich uns eine in Erstaunen setzende Belesenheit in allen Fächern der rabbinischen, midraschischen und kabbalistischen Literatur; eine mit scharfem Witz gepaarte Meisterschaft in der Anwendung der Gemüth und Verstand zu gleicher Zeit anregenden, allegorischen Erregese; ein mit sich selbst ins Klare gekommenes, von innerer, tief gefühlter Gottesfurcht erfülltes, von Hingebung an den himmlischen Vater, von der Liebe zum Gottesworte begeistertes Gemüth, das den Leser wie Zuhörer einerseits belehrt und zurechtweist, andererseits ergreift und mit sich reißt. Ist auch diese Vortragsweise, diese Art agadistischer Auslegung veraltet, abgelebt und dem jetzigen Zeitgeiste durchaus nicht entsprechend, so dürfte denn doch selbst hier von den Predigern der Neuzeit manche Ausbeute zu holen, manch fruchtbares Körnlein zu finden sein. — Es wird hier meistens über Stolz und Eigendünkel der Gelehrten, die sich gegenseitig mit neidischer Gehässigkeit verfolgen, über Indifferentismus der Reichen, die im Materialismus befangen, um Gott und seine heilige Lehre sich wenig kümmern, zur Erhaltung der Thora weder durch physische noch moralische Unterstützung der Gottesgelehrten und deren Jünger ihr Schärfelein beitragen, über um sich greifende Sittenentartung der heranwachsenden Jugend, über Lauigkeit beim Gottesdienste, überhaupt über Lässigkeit in Erfüllung religiöser Pflichten Klage geführt.

Das Werk ward in frühern Zeiten hochgefeiert und auch mehrmals aufgelegt.

2. Tiferet Jonathan, Commentationen über den Pentateuch. Nach einer bei Dr. Gabriel E. befindlichen Handschrift von Uri aus Dresden herausgegeben, Zolkiew s. a.

Jonathan nennt in der Vorrede zum כ"ט diesen Kommentar unter dem Titel Jaaroth Debasch, die Herausgeber änderten willkürlich die Namen.

3. Ahabath Jonathan, Commentationen über die הפטרות, zusammengetragen von seinem Schüler Dav. Magdeburg aus Hamburg. — Es ist aus dem Style deutlich zu ersehen, daß nur der Inhalt, nicht aber die Form von Jonathan herrührt, letzterer hat eine leichte, faßliche und gefällige Ausdrucksweise, die hier gänzlich vermischt wird. Das Werk wurde in Prag abermals aufgelegt.

4. Luchoth Eduth, Altona 1755. Inhalt und Tendenz dieser Schrift wurde bereits Kap. XXIII näher angezeigt. Beigegeben ist derselben noch eine ausführliche kabbalistische Erklärung einer von den fünf berühmten Amuleten; ferner ein von Jonathan verfaßtes, alphabetisch geordnetes, auf die Wiedererlösung Israels Bezug habendes Trostlied, אירת אהבים, das von kabbalistischen Anspielungen durchweht, jedoch arm an poetischem Gehalt ist. Zum Schlusse findet sich endlich die Kap. XV von uns erwähnte Bertheidigungsdrascha Jonathans, weshalb wir auch die hier angezeigte Schrift in die Reihe der agabischen gesetzt.

5. Eine Abhandlung über die 7 Künste, im Jaaroth Debasch erwähnt, blieb unedirt.

### C. Kabbalistische Schriften.

Sämmtliche Geistesprodukte dieser Klasse sind weder durch die Presse ans Tageslicht gebracht noch sonst näher bekannt worden, wir wissen deren Namen und Hauptinhalt nur daraus, weil der Verfasser in seinem Kap. XVII gedachten Schreiben an Jacob Josua selbe angibt, und darauf sich ein wenig zu Gute thut, es werden dort folgende Skripturen namhaft gemacht:

1. הרת פינת הרת behandelt die Frage, warum Gott, als allgütiges Wesen, die Welt nicht früher geschaffen hat? Die hierauf im עץ היים sich findende Antwort J. Lurias scheint nicht ausreichend.

2. הדרת מני קרב, Erklärungen über viele im Talmud vorkommenden in das Feld der Geheimlehre einschlagenden Stellen.

3. אוצר הכמה, ein Commentar zu Sepher Jezira.

4. חיבת הנפש, über den Zusammenhang zwischen Körper und Seele, deren Fortdauer nach dem Tode.

5. **זוהר הריקיע**, Betrachtungen über den Gang der Gestirne, deren Retardation und Acceleration.

## XXIX.

### Jonathan's leibliche Nachkommenschaft.

Mit seiner Ehegattin Elkele hatte Jonathan 4 Söhne und 2 Töchter erzeugt.<sup>1)</sup> Die älteste Tochter war, wie bereits oben Kap. VII. gemeldet, an Mordechai Kasab verheirathet; die jüngere Higel wurde 1755 an Moses Fränkel in Breslau vermählt. Die Söhne besetzten sich alle in Dresden, und zwar sollen die ersten 3 während der Hamburger Wirren von da verwiesen worden sein und nach der sächsischen Hauptstadt sich begeben haben, wohin nach einiger Zeit ihnen auch der vierte nachfolgte. Sie hießen:

1. Löw, beschäftigte sich fleißig mit der Gotteslehre und neigte sich in seiner Lebensweise der Ascetik zu, gestorben 1772. Er hatte 2 Söhne.

a. Isac, der zu Prag gestorben,

b. Aaron starb unverheirathet 1829.

2. Nathan Nata, ein sehr gelehrter und gottesfürchtiger Mann, gründete die zu Dresden bis zum Jahre 1829 bestandene sogenannte „Eibenschüßische Synagoge“. Er hatte 3 Söhne.

a. Der bereits als Herausgeber des **אורים ותמים** sowie der **הידושי ניה היכרות ניה** im vorigen Kap. sub A., 2. u. 4. genannte Israel, Rabbiner zu Lichtenstadt in Böhmen, gestorben 1801.

b. Isac, ein Hagestolz, führte früher ein etwas frivoles Leben, ward aber nachher Vorsteher in der von seinem Vater begründeten Synagoge, und wohnte tagtäglich, früh und Abends, dem öffentlichen Gottesdienste bei. Er soll im Besitze vieler Manuscripte seines Großvaters gewesen sein, die aber nach seinem Tode — 1828 — abhanden gekommen.

c. Gabriel, geboren 1757, studirte zu Leipzig die Arzneikunde, kehrte als Doctor der Medicin nach Dresden zurück und hatte bei den ersten Staatsbeamten Entré. Er hatte ganz die Physiognomie seines Großvaters und nur durch seine hülfreiche Unterstützung wurden „**Bne Ahuba**“ (XXVIII, A. 1.) und „**Tiferet Jonathan**“ (ibid. B., 2.) der Oeffentlichkeit übergeben. Er hatte 2 Töchter, wovon die eine an den M. Dr. J. Wehle in Prag, die andere

<sup>1)</sup> **בני יהונתן** weiß nur von einer Tochter; aus dem oben Kap. VII. citirten Brief Jonathan's geht hervor, daß seine älteste Tochter in Prag verheirathet gewesen. Uebrigens ist dieses ganze Kapitel hier ein Auszug aus der Schrift des Herrn. Dr. Beer.

an den M. Dr. Gaspari in Berlin verheirathet ist. Im Hause des letztern ging er 1849 als 92jähriger Greis mit Tode ab.

3. Mordechai, wird schon von seinem Vater in der Vorrede zu *נר"ו* rühmlichst erwähnt, war in den rabbinischen Wissenschaften, im *Nigleh* wie im *Nistar*, außerordentlich bewandert, besaß dabei viele linguistische Kenntniß, verstand auch mehrere der lebenden Sprachen. Von Gott mit Glücksgütern gesegnet, war er gegen die leidende Menschheit sehr mildthätig. Während der Schwangerschaft der sächsischen Herzogin im Jahre 1797 verfaßte er für dieselbe ein hebräisches Gebet, welches in der Synagoge zu Dresden liturgische Aufnahme gefunden, und von seinem einzigen Sohne Jonathan, der ebenfalls sehr gelehrt, besonders ein großer Sprachkenner war, ins Deutsche übertragen worden ist. Mordechai starb 1799, der Sohn 1818.

4. Benjamin Wolf (vergl. XXVI.) durch seinen Vater von der Schuldenlast befreit, ging abermals nach Wien. Durch ein sehr empfehlendes Exterieur wie durch seine tiefe Einsicht in den finanziellen Geschäften erlangte er die Gunst eines sehr hochgestellten Staatsmannes, und erwarb sich ein sehr bedeutendes Vermögen. Sein Gönner ging nachher als österreichischer Gesandter nach Dresden, wohin Wolf ihm folgte. Die sächsischen Regierungsbeamten lernten bald seinen Werth kennen, schätzten ihn hoch und beriethen sich oft in Staatsangelegenheiten mit ihm. Er erlangte dadurch viele Rechte und Freiheiten, erbaute sich zu Dresden einen herrlichen Palast, bei dem ein Garten angelegt wurde, kaufte überdies ein nahe bei der Hauptstadt gelegenes Gut. Durch Verwendung erhielt er den Freiherrntitel, der ihm nachher aber wieder genommen wurde. Während dieser ganzen Zeit hielt sich Wolf von seinen jüdischen Glaubensbrüdern ferne, nahm sie zwar freundlich auf, wenn sie bei ihm erschienen, pflegte aber sonst keinen Umgang mit ihnen, und führte überhaupt eine den jüdischen Sagen ganz zuwider laufende Lebensweise. In Folge der französischen Revolution, verließen viele Freunde des Barons die Hauptstadt Sachsens, auch zog ihm das Sinken der österreichischen Staatspapiere einen großen Verlust zu, so daß er dadurch sehr niedergeschlagen wurde. Als nachher auch sein letzter Bruder Mordechai mit Tode abging und er allein von den Söhnen seines Vaters noch übrig, dabei aber kinderlos dastand, ging ihm dieses zu Herzen, und er fing an, seinen bisherigen Lebenswandel zu bereuen. Um diese Zeit erschien ihm auch die Gestalt seines Vaters im Traume, ihn wegen seiner Irreligiosität zurechtweisend. Des Morgens darauf ließ er einen vertrauten Diener seines väterlichen Hauses kommen, erzählte ihm das gehabte Traumgesichte, und von dieser Stunde an ging mit dem Baron eine völlige Umwandlung vor. Er bestrebt sich aus allen Kräften, seine früheren Fehltritte zu sühnen und mit volstem Herzen sich seiner väterlichen Religion zuzuwenden. Obwohl schon 60 Jahre alte, heirathete er auf Anrathen der Dresdner Rabbinen eine

fromme, gottesfürchtige, in körperlicher wie geistiger Beziehung wohlgebildete Jungfrau von guter Abkunft, mit welcher er drei Töchter, aber keinen Sohn zur Welt brachte. Auch restaurirte er das von seinem Bruder Nathan eingerichtete Bethaus, bestritt die Befoldung der nöthigen Kultusdiener wie die Bedürfnisse des öffentlichen Gottesdienstes aus eigenen Mitteln, wohnte demselben auch nicht nur jeden Sabbath, sondern auch am Montage und Donnerstage bei. Er testirte viele Stiftungslegaten, befahl auf seinem Sterbebette seinen Kindern, einen frommen Lebenswandel zu führen, legte vor seinem Tode das Sündenbekenntniß ab und starb, mit seinem Gotte versöhnt, den 19. Novbr. 1806. Es ward ihm ein sehr ehrenvolles Leichenbegängniß zu Theil, und der Palast, den er zu Dresden bewohnte, wird noch heutigen Tages „Eibenschüßisches Palais“ genannt.

### XXX.

#### Jonathan's Schüler.

Die Akademie Jonathan's sowohl zu Prag als zu Meß und Altona war immer sehr besucht, und aus den entferntesten Gegenden strömten wißbegierige Jünger herbei, den Vorträgen dieses hochberühmten Lehrers beizuwohnen, unter seiner Leitung den halachischen Studien obzuliegen. Die Anzahl derselben erreichte allmählich die hohe Ziffer 20,000, von denen viele nachher bedeutende Rabbinate'sitze einnahmen. Einige der uns bekannten, wollen wir der Reihe nach hier anführen und hie und da Näheres von ihnen mittheilen.

1. Abraham Popper, aus dem Stamm der Aroniden, Rabbiner zu Töplitz in Böhmen, ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit im talmudischen Fache und allgemein anerkannter, wahrer, ungeheuchelter Gottesfurcht, starb kinderlos im Jahre 1745, und ward ihm von seinem Lehrer zu Meß die übliche Trauerrede gehalten. An seine Stelle gelangte wahrscheinlich Simcha Popper, eine der bedeutendsten rabbinischen Celebritäten, Freund und Studiengefährte Jonathan's in dem von Abraham Broda zu Prag gestifteten Lehrhause (II.).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ueber das intime Verhältniß Simcha's und Jonathan's und deren gegenseitige Hochachtung für einander ward uns folgende Anekdote mitgetheilt. Letzterer sollte einst, einem ihm gestellten Antrage gemäß, eine Frauensperson heirathen, die seiner ganz unwürdig. Ersterer hielt es für seine Pflicht, den Freund dagegen zu warnen, welcher aber darauf nicht hörte und Bräutigam wurde. Bald darauf sah dieser seinen Fehltritt ein, und war im Begriffe die Partie rückgängig zu machen. Aber auch hierzu mochte Simcha seine Einwilligung nicht geben; ob dieser scheinbaren Inkonsequenz zu Rede gestellt, erwiderte er: Vollzieht Jonathan das Ehebündniß, so wird es heißen: „es war dies eine himm-

2. Wolf Musterliß, Rabbinatsassessor und Schulrektor zu Prag, ebenfalls von seinem Lehrer zu Altona betrauert.<sup>1)</sup>

3. Sarah Sidliß, bereits 1752 Schulrektor zu Prag, ein Mann von seltenem Charakter. Er hatte von Jugend auf einen schweren Kampf mit dem Leben zu kämpfen; ertrug jedoch sein hartes Geschick mit vollster Ergebung in den göttlichen Willen, und bewährte sich stets als ein vom innigsten Gottvertrauen durchdrungener Jugendheld. Ein Kind armer Eltern, noch dazu frühzeitig des Vaters beraubt, nahm sich Jonathan seiner väterlich an, sorgte treulich für des Knaben Erziehung und Bildung, und sah durch die gedeihliche Entwicklung des eminenten Talentes seine Mühe reichlich gelohnt. Seine zwei Frauen, die er nach einander geheirathet, waren Schwestern, Töchter des Feiwel Jeruschalmi, eines reichen, aber nicht gelehrten Mannes. Ueber seine zweite Verehelichung ist uns folgende Erzählung zu Ohren gekommen. Die erste Gattin Sarah's hatte ihm zwar ein bedeutendes Vermögen zugebracht, war aber von häßlicher, verkrüppelter Gestalt. Hingegen war ihre jüngere Schwester Edel (Adele) mit weiblicher Schönheit begabt, und hatte, als nach wenigen Jahren die Gemahlin Sarah's mit Tode abging, sich indessen zur blühenden Jungfrau entwickelt. Die vox populi bestimmte nun diese sogleich als Stellvertreterin ihrer Schwester; allein der alte Feiwel, der wohl in Gottesgelahrtheit nicht den größten Werth setzte, ließ sich vernehmen, „daß um die Häßliche an den Mann zu bringen, er zu dem Gottesgelehrten habe seine Zuflucht nehmen müssen; für die Schöne dagegen stünden ihm bessere Ausichten bevor.“ Jonathan diese Aeußerung des Alten erfahrend, nahm sich vor, denselben aufsitzen zu lassen, und ihn durch eine Mystifikation dazu zu bewegen, Sarah zum zweitenmal als Schwiegersohn zu erwählen. Wie es sich von selbst versteht, beobachteten Vater und Gatte die durch die Religion gebotene Trauermanifestation, indem sie während der ersten 7 Trauertage im Hause des Iektorn, wo die Verstorbene ihren Geist ausgehaucht, zusammen auf der Erde saßen, allwo ihnen auch die religiös vorgeschriebenen Condolenz-Bisiten abgestattet wurden. Jonathan zögerte mit Erfüllung dieser heiligen Vorschrift bis zum letzten Tage, erst da erschien er bei den Leidtragenden, der Religionspflicht zu genügen. Beim Weggehen winkte er Sarah zu, ihm hinaus vor die Thüre des Gemaches zu folgen. Draußen sprach er also zu seinem geliebten Schüler: „Dein Schwiegervater drinnen wird gewiß sehr neugierig sein, zu wissen, was ich Dir so Eiliges und Wichtiges mitzutheilen habe, er wird Dich ohne Zweifel

---

lische Fügung, er war hierzu prädestinirt.“ Zerklägt sich aber die Sache, wird man selbe für eine Thorheit auslegen und „Rabbi Jonathan einen Thoren schelten lassen“, das möchte ich gerne verhüten. — Wie wir aber oben (1) gezeigt, wurde Jonathan gleich bei seiner Ankunft nach Prag mit der Tochter des Isac Spira vermählt, vielleicht verhielt sich die Sache umgekehrt, daß Simcha der Verblendete und Jonathan der kluge Rathgeber gewesen. — <sup>1)</sup> Jaaroth Debasch I. p. 66.

auch sogleich darnach fragen. Du mußt Dich aber anfänglich sehr zurückhaltend stellen, bis er endlich von Neugierde sehr gequält sein wird, dann rücke mit der Sprache heraus, und sage ihm, ich hätte Dir die Tochter von Jenem (hier nannte er ihm einen der angesehensten Männer der Prager Gemeinde, der gerade eine ledige Tochter hatte) zur Ehegattin angetragen, indem deren Vater mich hierzu aufgefördert hätte. Es ist wohl an der Sache kein wahres Wort, Du belügst aber den Alten nicht, wenn Du ihm dieses in meinem Namen mittheilst, da ich Dir ja solches wirklich gesagt habe.“ Sarah verstand den Rabbi wohl, und richtete sich getreulich nach dessen Instruktion. Ins Zimmer zurückgekehrt, fragte sogleich der Alte, unwillig über die Geheimthuerei Jonathans neugierig und ärgerlich zugleich: „Run was hat der Scheß<sup>1)</sup> von Dir haben wollen?“ Sarah räusperte sich, meinte, es wäre gar nicht passend von einem solchen Gegenstande jetzt schon zu sprechen, endlich als der Alte auf's Höchste gespannt war, theilte ihm jener den Antrag Jonathans mit. Feiwel ging in die Falle und verlobte ihn am folgenden Tage eiligst mit seiner zweiten reizenden Tochter.<sup>2)</sup> — Auch diese Gattin verlor Sarah frühzeitig, sie starb 1759, und ihr Ehegemahl widmete ihrem Andenken einen Theil seines, während der Selichottage in der Zigeunersynagoge zu Prag abgehaltenen Kanzelvortrages, worin er ihrer überaus großen Gottesfurcht, wie ihren sonstigen weiblichen Tugenden das vollste Lob spendet; auch findet sich hier folgende merkwürdige Stelle, wo der Redner sich also ausdrückt: „Noch in meiner Jugend herrschte der aus alten Zeiten herrührende Gebrauch, daß wenn weibliche Individuen zu Grabe getragen wurden, bei dem Leichenbegängniß auch das Frauengeschlecht vertreten war, und hinter den Männern der Bahre folgte: jetzt aber seit Kurzem ist diese uralte Sitte abolirt worden, und man verwehrt dem andern Geschlecht die Leichenbegleitung.“<sup>3)</sup>

Einige Zeit lächelte die liebliche Fortuna unserm Sarah freundlich zu, er lebte in Wohlhabenheit; bald aber wandte die falsche Glücksgöttin sich wieder von ihm ab, und er verfiel in drückende Armuth. Trotz seiner bedrängten Lage wollte er die Gottesgelahrtheit nicht als Melkkuh gebrauchen, eingedenk des Ausspruches der Mischna (Aboth 4. 7.): „Mache sie (die heilige Lehre) nicht zum Spaten, damit zu graben.“ — Er war ein ausgezeichnete Arithmetiker und suchte lieber daraus einigen materiellen Nutzen zu schöpfen, indem er ein von ihm zum allgemeinen Gebrauche in jüdisch-deutscher Sprache abgefaßtes Rechenbuch, unter dem Titel „מבאר משה“, Prag 1778, edirte, dessen faßliche Darstellung der besondern Arithmetik den Beweis liefert, daß der Autor seinem Fache völlig

<sup>1)</sup> Nur der Aerger konnte den Alten zu einer solchen Schmähung Jonathans verleiten, welches den werthen Leser keineswegs aber verleiten darf zu glauben, als sei die vox populi gegen Jonathan gewesen, im Gegentheil erneuete sich dieser zu Prag der allgemeinsten Hochachtung und Verehrung. — <sup>2)</sup> Mündliche Mittheilung eines ans Gesellschaft gebürtigen Seitenverwandten Jonathans. — <sup>3)</sup> Or Lajeschorim.

gewachsen gewesen. Ueber das nedische Verfahren des Primas der Prager Judengemeinde Israel Frankel gegen Sarach ob dessen strenger Abstinenz in Annahme eines Geldgeschenktes vergl. Gal. Ed. Nr. 116.

Seine Lehrmethode fand großen Beifall, und seine Vorlesungen hatten vielen Zuspruch. Auch der gewesene Dresdner Rabbiner „David Landau“ gehörte zu den Schülern Sarachs, und nannte deshalb Jonathan Eibenschütz seinen „Großlehrer“ analog mit dem Ausdrucke „Großvater.“<sup>1)</sup> — Sarach starb plötzlich am Schlagflusse, Mittwoch den 12. Jjar 5540 (17. Mai 1780).<sup>2)</sup> Außer dem oben genannten Werke über die Arithmetik, edirte sein Sohn Moses im Jahre 1785, die vom Vater in mehreren Synagogen Prags gehaltenen Kanzelvorträge, unter dem Titel „Or Lajescharim“, ein schöner Beitrag zur alten agadistischen Literatur.

Für seinen Lehrer Jonathan fühlte Sarach die größte Ehrerbietung, nennt ihn in der ihm gehaltenen Leichenrede „den größten Rabbi seines Zeitalters“; sagt ferner, „daß dessen Anwesenheit in Prag die Gemeinde daselbst vor allem Unglück verwahrt habe, und mit seinem Abgange wäre das Ungemach schaarenweise hereingebrochen, zuerst Plünderung (1742), nachher Landesverweisung (1745), darauf der große Brand (1754), endlich zuletzt Nahrungsmangel und seit 1761 die Blatternepidemie.“

4. Naphtali Hirsch Wassertrilling, war 4½ Jahre Haus- und Tischgenosse Jonathan's zu Prag, ging sodann nach Frankfurt, und folgte ihm später von da aus nach Meß, wo er während vier Monate in seiner nächsten Umgebung sich befand, selbst zur Nachtzeit in seinem Zimmer schlief. Wie er über die Lebensweise Jonathan's sich ausgesprochen, haben wir bereits in Kap. II. u. XI. in excerptis mitgetheilt. Er wurde nachher Landrabbiner über ganz Hessen und hatte zu Kirchhain sein Domizil. Sein Schwiegervater war Handle Kirchhain, Verfasser mehrerer populärer Andachtsbücher sowohl in hebräischer als in jüdisch-deutscher Sprache.

5. Samuel Halberstadt, studirte unter der Leitung Jonathan's zu Prag, fungirte als Rabbiner zu Hagenau und dessen Bezirk im Elsäßischen, erließ im Jahre 1752 ein Anerkennungs schreiben an Jonathan, worin er dessen Unschuld hoch betheuert, entschuldigt sich aber, für seinen Lehrer nicht mehr thun zu können, weil dessen Gegner, in deren Mitte er lebe, voller Insolenz seien, gegen welche anzukämpfen ihm die größte Gefahr bringen würde.<sup>3)</sup>

David Radisch, Oberrabbiner des Chrudimer Kreises in Böhmen, wohnte zu Lusche, einem 14 Meilen von Prag entfernten Marktflecken, wo

<sup>1)</sup> תולדות בני יהונתן von Dr. Beer. — <sup>2)</sup> נרע בדורו II. Lieferung 1. Abth. Nr. 122. Gal.-Ed. giebt sein Todesjahr irrthümlich an; es steht hierbei 1786, welcher Irrthum durch einen beim Kopiren des Epithaps begangenen Fehler entstanden, man hätte nämlich das die Jahreszahl in sich schließende Wort „יתלכן“ entweder ohne oder mit kleinem Waw schreiben sollen. — <sup>3)</sup> Luchot. Ed. p. 45.

von jeher eine nicht unbedeutende Judengemeinde, zu jener Zeit auch einige ausgezeichnete Talmudisten florirten. — Einst hatten sich letztere hier zu einem Festmahle versammelt, bei Tische ward ein Makel an einem aufgetragenen Flügelvieh entdeckt, und selbes von den anwesenden Gelehrten einstimmig für trefa (zum Genusse unerlaubt) erklärt. Ein anderer des Talmuds unkundiger Gast sagt in einem halb ernstern, halb scherzhaften Tone: „Was künmet mich euer Ausspruch, ich appellire an den Oberabbiner.“ Man überschickte diesem das corpus delicti mit einem Boten, welcher zugleich berichtete, daß die rabbinische Elite bereits trefa geurtheilt. Der Oberabbiner untersucht den Casus, und sagt im verächtlichen Tone: „Was wissen jene Ignoranten, die Speise ist koscher“ (erlaubt). Der Talmudisten Einer war aber dem Boten auf dem Fuße nachgegangen, und als er hinter der Thüre die sie alle blamirende Entscheidung des Abbiners vernahm, trat er rasch mit den Worten ein: „Rabbi! hier steht der Unwissenden einer, ich wollte doch gern verstehen, wie dieser Fall für koscher erklärt werden dürfte?“ „Schweig,“ entgegnete der Angeredete mit überlegener Miene, „euresgleichen kann, was die Praxis anbelangt, kein kompetentes Urtheil abgeben; weil all euer Wissen eitler Bücherkrum. Ich habe bei meinem Lehrer Rabbi Jonathan langjährige, praktische Studien gemacht, und von ihm zweihundert Dinim (rituelle Lehrsätze) traditionell empfangen, die im Schulchan Aruch (Ritual-Codez) gar nicht vorkommen.“ Durch diese Antwort des Oberabbiners fühlte der Gegner sich aus dem Sattel gehoben, und beugte demuthsvoll sein Haupt vor der ihm entgegen gehaltenen Autorität. <sup>1)</sup>

7) Eiaß Weil, Oberabbiner zu Karlsruhe, ein gebürtiger Prager. <sup>2)</sup>

8) Israel Eibenschütz, siehe XXIX, 2. a.

9) Jacob Eibenschütz, siehe XXVIII, B. 1.

10) David Magdeburg, ibid. 3.

11) Lippmann Meller, gebürtig aus Palzau, Laborer Kreises in Böhmen, eine unter dem Namen „Rabbi Lippman Paşowe“ notorische Persönlichkeit. Er schlug manche ihm angebotene, bedeutende Rabbinerstelle aus dem Grunde aus, weil er sich der Gotteslehre nicht als Nahrungsweiges bedienen, sie dadurch nicht profanisiren wollte, und lebte lieber vom geringfügigen Kleinhandel in seinem Geburtsorte, sich mit kümmerlicher Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse begnügend. Er befaßte sich viel mit der Geheimlehre, soll auch ein Werk darüber geschrieben haben, welches vor einigen Jahren sein in Ungarn lebender Enkel zu veröffentlichen versprach, zu diesem Ende auch eine Pränumerantensammlung vornahm. — Er war in der halachischen Literatur sehr bewandert, und pflegte bei von ihm aus-

<sup>1)</sup> Mündliche Mittheilung eines zu Luzer gebürtigen, ein bedeutendes Rabbinat in Böhmen bekleidenden Mannes. — <sup>2)</sup> Vorrede zu Urim we-Tumim wie zu Jaaroth Dobasch.

gehenden rituellen Entscheidungen sich auch auf die Autorität seines Lehrers zu stützen. Er starb zu Palzau 1826 als hundertjähriger Greis. <sup>1)</sup>

12) Aron Grünhut, studirte unter Jonathan in Prag und begleitete denselben nach Mek. In seinem Namen wird von „Beer,“ (Gesch. der Sekt. II, p. 306 ff.) folgende Erzählung mitgetheilt. „Ungefähr ein Jahr vor der Abreise Jonathans von Prag gab dieser einer vor ihn gebrachten, und vorgeblich von einem bösen Geiste besessenen Magd, zur Vertreibung dieses ungebetenen Gastes, eine Kamea, befahl ihr aber sogleich nach ihrer Heimath, ins Baireuthische, zurückkehren. Als Jonathan nun im darauf folgenden Jahre behufs seiner Reise nach Mek durch einen Flecken in Baireuth fuhr, drängte sich unter der um seinen Wagen, zur Erhaltung seines Segens versammelten Volksmenge eine Frauensperson, mit einem Kinde auf dem Arme, hervor, den Rabbi um seinen Segen mit dem Zusatze bittend, daß seine wunderthätige Kraft an ihr sich bereits bewährt habe. Auf die Frage des Rabbi bei welcher Gelegenheit dieses geschehen, antwortete dieselbe, sie sei jene Magd, die vorigen Jahres mittelst seines Amulettes von einem sie beherrschenden Dämon befreit worden. Als der Rabbi, das Kind auf ihrem Arme gewahrend, fragte, wie lange sie schon in der Ehe lebe? trat sie beschämt und erröthend zurück, weil das Kind außer der Ehe erzeugt worden, und sie noch unvermählt gewesen. Der Rabbi ertheilte ihr nichts desto weniger seinen Segen, und setzte seine Reise fort. Unterwegs löste der Rabbi seinen Schülern, unter welchen auch A. Grünhut war, das Räthsel mit folgenden Worten: „Diese Weibsperson litt an der Hysterie oder Mannsucht, hatte epileptische Zufälle, und lebte in dem Wahne von einem bösen Geiste besessen zu sein. Da nun bei Kranken dieser Art die Einbildung sehr stark wirkt, gab ich ihr zu ihrer Beruhigung ein Amulet, um ihre Phantasie auf den entgegengesetzten Wahn, das Amulet werde ihre Heilung bewirken, hinzulenken. Ich wählte einen unschädlichen Wahn als Gegengift einem schädlichen gegenüber. Ihre eigentliche Krankheit, die Mannsucht, ward aber durch die Art, wie sie zu der Leibesfrucht gekommen ist, gänzlich behoben.“ — Wohl mochte dem scharfsinnigen Jonathan hie und da der Gedanke durch den Sinn gefahren sein, daß die eigentliche Heilkraft der Kameoth darin bestände, ein durch die Idee genährtes Uebel durch eine konträre Idee zu bekämpfen; trotzdem können wir ihn von aller Befangenheit in dieser Beziehung nicht lossprechen, und verweisen wir den Leser hier auf unsern Ausspruch im Kap. XI.

13) Abraham Fürth, Vater des die allgemein renommirte Kappensfabrik zu Strakonitz im piseker Kreise in Böhmen begründenden Wolf Fürth, ein mit talmudischer Kenntniß ausgerüsteter sonst auch gebildeter und geistreicher

<sup>1)</sup> Mündliche Mittheilungen glaubwürdiger Männer.

Mann, gestorben 1834 als 84jähriger Greis, soll von dem aus dem Böhmerlande zu den Hörern Jonathans gestellten Kontingente der letzte und alle seine böhmischen Kollegen überlebende gewesen sein. <sup>1)</sup>

### XXXI.

#### Schlus.

Die oben (XXII) mitgetheilte, ausgesprochene Besorgniß J. Pandau's, daß durch die Befehdung Jonathans eher den Sabbathianern Vorschub geleistet werden dürfte, hatte sich nicht bloß als begründet erwiesen, sondern auch vollkommen bewährt. Die Sektirer verfehlten nicht, den weltberühmten Rabbiner, den größten jüdischen Gottesgelehrten seiner Zeit, dessen Geist das halachische Wissen des Maimonides und das kabbalistische des J. Turia in sich vereinigte, für ihren geheimen Häuptling auszugeben, ließen sogar auf die von ihren Führern getragenen Medaillen seinen Namen setzen. — Allein das Licht der bald anbrechenden wahren Aufklärung, durch Mendelsohn hervorgerufen, hat all diesem Unwesen, der Ausgeburt abergläubischer Finsterniß ein Ziel gesetzt, das allmähliche spurlose Verschwinden dieser Sekte läßt sich mit Gewißheit voraussehen. Zur Verbreitung dieser Aufklärung hat aber zweifelsohne Jonathan, wenn auch sich selber unbewußt, denn doch bedeutend mitgewirkt. Der Einfluß der Kabbala, der schon dadurch als schädlich sich bewährte, daß die trügerischen Phantasiespiele dem denkenden Verstande das Terrain streitig machten, wurde durch die Amuletfehde bedeutend geschwächt. Man war der unhaltbaren Bodenlosigkeit der mysteriösen Sophistik auf die Spur gekommen, und der sie verhüllende feierliche Nimbus zerfloß vor den klaren Blicken einer bessern Einsicht. Was aber die Feinde Jonathans bewirkt, dazu hat auch er selbst sein Schärlein direkt beigetragen. Er, der große Meister der Geheimlehre, hatte deren Glaubenssätze als nicht bindend für die Israeliten erklärt, somit dem für Licht und Wahrheit wacker kämpfenden „Hartwig Wessely“ eine mächtige Waffe in die Hand gegeben. Er, der mächtige Vertreter des orthodoxen Judenthums, hatte die Persönlichkeit Mendelsohns, und so auch dessen Bestrebungen anerkannt, hiermit für Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß, rein geläuterte Ansichten von seinem Standpunkte aus das Möglichste gethan. Ist also Jonathan durch seine gediegenen Geisteserzeugnisse in literatur-historischer Beziehung eine wichtige Erscheinung im Judenthume gewesen; so kann ihm

<sup>1)</sup> Mündliche Mittheilung des greisen Talmudgelehrten Hrn. S. J. Kohn zu Prag.

auch seine Bedeutung für dessen geschichtliche Fortentwicklung überhaupt keineswegs abgesprochen werden. Demnach waren die beiden schroff einander gegenüberstehenden Antagonisten, Jonathan sowohl als Emden, Vorboten der nun im Judenthume zu beginnenden neuen geschichtlichen Epoche, beide Werkzeuge in der Hand der göttlichen Vorsehung, wodurch der durch den Propheten Jesaias verkündete Spruch des Allerhöchsten bewährt worden, der da lautet: „Mein auf dir ruhender Geist und die dir in den Mund gelegten Worte, sie sollen weder aus deinem Munde noch aus dem Munde deiner Kinder und Kindeskinde rweichen — so spricht der Herr — von nun an bis in Ewigkeit.“ (ibid. 59. 21.)



## U a c h l e s e.

---

I. Ad pag. 216 Nota 4. Wahrscheinlich ist der Ausdruck  $\text{בְּרֵיבָרְבָּר}$  eine bloße, im Talmud häufig vorkommende Metapher, womit „ein unsicherer Ort“ bezeichnet wird. Es soll nämlich heißen, daß die Juden der Kriegswirren wegen damals in steter Unruhe lebten, und sich nicht der gehörigen Sicherheit zu erfreuen hatten.

II. Ad pag. 232. Abraham Broda war nahe daran, zu Prag in den Bann gethan zu werden. Man konnte die Tiefe seiner Gedanken nicht erfassen, und alsbald erhoben sich zanksüchtige Menschen wider ihn, seine Lehre als falsch und sophistisch zu verschreien. (Luchoth Ed. p. 59 b.)

III. Ad pag. 237. Salomon Mireles erreichte ein sehr hohes Alter; das über die Achtzig sich erstreckte. (Eduth Bejaakob p. 10 b.)

IV. Ad pag. 239 Nota 2. Allein aus Eduth Bejaakob pag. 16 b geht deutlich hervor, daß J. Katzenellenbogen doch  $\text{אָפּוֹר}$  gestorben. Dasselbst heißt es: „Das Rabbinat zu A. S. W. war (nach dem Tode Katzenellenbogens) von Anfang Ab bis medio Sjar über  $\frac{3}{4}$  Jahre vacant.“ Wäre sein Tod, wie wir vermuthet,  $\text{אָפּוֹר}$  erfolgt, würde ja, da Jonathan erst  $\text{אָפּוֹר}$  aufgenommen worden, die Vacanz über  $\frac{7}{4}$  Jahre gedauert haben. Demnach bleibt es uns ein Räthsel, wie es möglich gewesen, daß Jonathan ihm  $\text{אָפּוֹר}$  die Trauerrede gehalten???

Ad pag. 261 Nota 1. Bezüglich des Hirsch Aschkenasi wird dieses bereits im Lit. d. D. 1847. c. 384 gerügt.

Ad pag. 265 Nota 1. Um die Richtigkeit einer Kamea zu constatiren, gab es noch ein drittes Kriterium, indem man die darin verzeichneten Charaktere mit den in den alten Quellen der praktischen Kabbala sich findenden Formeln verglich. Die Congruenz der beiden wurde nun als der zuverlässigste Beweis für die Heiligkeit des vorliegenden Amulets angesehen. Aber selbst diese auf den klaren Augenschein basirte Beweisführung mochte zuweilen bei der immensen Mannigfaltigkeit kabbalistischer Versetzungen illusorisch sein, so daß die absolute Gewißheit noch immer bestritten werden konnte.

Ad pag. 276 Nota 2. Es werden von demselben Referenten a. a. D. noch folgende zwei Berichte mitgetheilt:

1) Die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, welche Jonathan bei seinem Einzuge zu Altona zu Theil geworden, stachelten den Reich Emdens an, der alsdann in offener Feindseligkeit sich Luft zu machen suchte.

2) Während der stürmischen Zeit äußerte Jonathan oft: Nichts thäte ihm so leid, als daß er durch diese Verfolgungen zuweilen in seinen Studien gestört werde.

Ad pag. 289 Nota 1. Emden nannte sich gerne: "קנאי בן קנאי". Daß er, wie uns berichtet worden, dieser Benennung noch hinzugefügt „בן בני של קנאי“, haben wir nicht bestätigt gefunden; auch ist uns nicht bekannt, daß sein Großvater Jacob irgendwie als eifriger Kämpfer aufgetreten wäre.

Ad pag. 344. Das Epitaph auf dem Grabsteine Jonathans lautet also:

י ראה כל עובר החרות על הלוחות  
 ה איש אשר עמד לנש ויהי כשישן פורחת  
 ו שב לעפר ומראהו מאיש משחת  
 נ א שימו על לב ושובו בחשובה נוצחת  
 ת פלה תרבו בערו לאלקי הרוחות  
 נ פשו אליו יאסוף לבל תהיו נרחת  
 ו בוח מעשיכם יגינו כי נפש ישראל אחת  
 ש מדרו מוסר לשנא כבוד ומגדולה תהי נפשכם בורחת

**S**hr Wandrer merket wohl! was kündet dieser Stein:  
**D**och hoch der Mann auch stand, der Blume gleich er blühte,  
**N**un ist die Hülle Staub, nun Moder sein Gebein; —  
**A**ufblidet drum zum Herrn mit reinigem Gemüthe!  
**T**iefsinnig fleh't zu Gott für seiner Seele Heil,  
**S**uld daß ihm werde dort, ob eu'r Verdienst, zu Theil;  
**A**lsammt vereint ja Israel ein geistig Band. —  
**N**och aber präget fest euch diese Lehre ein:  
 Gelüftet nie nach Rang, nach ird'scher Größe Tand.

## N a c h w o r t.

---

Während dieser Band der *Sippurim* unter der Presse war, hat den Sammler, Herausgeber und Verleger dieser jüdischen Denkwürdigkeiten ein früher Tod ereilt.

Wolf Pascheles, hebräischer Buchhändler in Prag, ist am 22. November 1857 im 43. Jahre seines thätigen Lebens verschieden. Wie er sich in den weitesten Kreisen das Andenken eines Ehrenmannes gesichert hat, so wird auch der geneigte Leser der *Sippurim* ihm eine freundliche Erinnerung und die Anerkennung gewähren, daß sein Streben bei der Herausgabe dieses Werkes kein verfehltes war. Seiner unermüdlichen Regsamkeit ist es gelungen, einen reichen Stoff zusammenzubringen, und gewandte und erprobte Federn für dessen Bearbeitung zu finden; so wurde der Plan ausgeführt, dem Lesepublikum nicht allein eine unterhaltende Lektüre zu bieten, sondern auch durch Rückblicke auf die nähere und fernere Vergangenheit des jüdischen Volkes, durch Schilderung von Sitten und Gebräuchen, durch Lebensbeschreibungen ausgezeichneten Männer eine wirksame Anregung zur Verbreitung des nationalen Selbstbewußtseins unter unsern Glaubensgenossen, zur regen Theilnahme an den Angelegenheiten des Judenthums zu geben.

Es darf mit Befriedigung bemerkt werden, daß dieses Werk zugleich dazu beigetragen hat bei vielen nichtjüdischen Lesern richtigere Vorstellungen und Ansichten über jüdisches Wesen an die Stelle mancher abfälligen zu setzen und manches ungünstige Vorurtheil zu besiegen.

Mit dem vorliegenden Bande ist nun dieses Sammelwerk geschlossen! Möge es im Ganzen der Gunst des geehrten Publikums theilhaft werden, wie sich dieselben dessen einzelne Theile zu erfreuen hatten!

Der Sohn des verewigten Herausgebers, Schreiber dieses Schluswortes, würde hierin eine Aufmunterung erkennen, den Gedanken an die einstige Weiterführung eines Unternehmens zu fassen, für welches ein unerschöpfliches Material und ein vorgezeichneter Plan seine schwächeren Kräfte unterstützen würden.

Prag, im Februar 1858.

J. P.

## Inhaltsverzeichnis der ersten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

	Seite
Die Gishöhle. Von L. Weisfel . . . . .	5
Ašmadai. Von J. Rosenauer . . . . .	12
Raschi oder Jarchl. Von L. Weisfel . . . . .	24
Der Feigenbaum als Zeuge. Von L. Weisfel . . . . .	35
Moses ben Raimon . . . . .	40
Sagen der Prager Juden. Von L. Weisfel. Enthaltend:	
Der Golem . . . . .	51
Die goldene Gasse . . . . .	52
Die Meisfel Gasse . . . . .	62
Die Pinkas Gasse . . . . .	72
Die Bekeles Gasse . . . . .	79
Der Radisch von Kol Nidre. Von S. R. . . . .	82
Bildad, der reisende Heilkünstler. Von Dr. M. Letteris . . . . .	102
Die Zwillingsgeschwister. Von Wolf Raier . . . . .	108
Die Juden in Böhmens Vorzeit. Von S. R. . . . .	111
Der hohe Rabbi Löw und der Graf. Von Ludw. Kapper . . . . .	118
Rabbi Bustanei, Resch Gelutha. Von Gutm. Klemperer . . . . .	124
Der wunderbare Baumeister. Von L. Weisfel . . . . .	131
Der Gang nach der Kalkgrube. Von Dr. Lh. Budeus . . . . .	135
Rachel vor Gott. Von Wolf Raier . . . . .	142
Der Schatz in der Todtenkammer. Von Dr. Lh. Budeus . . . . .	158
Die Juden in Nürnberg's Vorzeit. Von Wilhelm Wolfner . . . . .	162
Der Retter. Aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Von S. R. . . . .	178

## Inhaltsverzeichnis der zweiten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

Baron Eibenschütz. Von Daniel Ehrmann . . . . .	5
Alexander der Große, König von Macedonien. Von Gutm. Klemperer . . . . .	21
Die Proben des Scharfsinnes. Von J. Rosenauer . . . . .	46
Das heldenmüthige Weib. Von Dr. M. Duschak. . . . .	50
Die freigebigen Juden. Von Adolf Flawatsch . . . . .	52
Der Segensspruch. Von Markus Hain . . . . .	53
Leben Sabatbai Jemts. Aus der Auswahl historischer Stücke. Von Jedner . . . . .	55
Isfer dai. Von J. Rosenauer . . . . .	61
Verschollene Geschichten. Von M. Klapp. (I. Der Märtyrer.) . . . . .	116
Sagen von den Zehud Ghebr und den 10 Stämmen. Von Rabbi Schwarz . . . . .	123
Von Isai Abarbanel. Von S. Deutsch . . . . .	130
Verschollene Geschichten. Von M. Klapp. (II. Reb Paltiel, oder der homezige Barku.) . . . . .	134
Jakob Rodrigo Pereira. Von Adolf Flawatsch . . . . .	162
Aus dem Leben des Rabbi Ephraim ben Aaron Lantschij. Von Kuka . . . . .	164
Der letzte Rath. Von J. Rosenauer . . . . .	166
Leben des R. Sadja Gaon. Von dem großen Alterthumsforscher S. L. Rapoport, erstem Religionsvorsteher und Rabbiner in Prag . . . . .	179
Ein Dpfer des Schweigens. Von Dr. F. . . . .	182
Napoleon und der Bal schem. Von Marcus Hein . . . . .	193
Eine Nacht aus dem Leben Rabbi Albas. Von Sigm. Singer . . . . .	196
Ehrendenkmal. Von Israel Fürth in Stralonyk . . . . .	201
Skizzen aus den mittelalterlichen Geschichten des Judenthums: Sad ud Dewlet. Von J. Rosenauer . . . . .	208
Die Linderung des Ge-hinom. Von M. Duschak . . . . .	214
Ein Poscheb Israel. Von Dr. Altar . . . . .	216
König Salomo. Von J. Rosenauer . . . . .	247

## Inhaltsverzeichnis der dritten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

	Seite
Gawriel. Historische Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Von E. R. . . . .	5
Vor einem halben Jahrhundert. Von Dr. J. M. Jost . . . . .	141
Jude und Prinzessin. Von Moriz Weyper. . . . .	166
Der Besuch in der Synagoge. Von M. Jastrow . . . . .	173
Der Fluch des Rabbi. Von Professor Moriz Stöckel. . . . .	175
Reb Abraham, der Grünzeughändler. Von Dr. Sch. . . . .	181
Abbitte nach dem Tode. Von Marcus Hein . . . . .	184
Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Von Dr. K. W. J. . . . .	188
Die Judenkolonie im Reiche Roulan. Von Ad. Gl. . . . .	196
Ephraim Moses Kub. Von Dr. M. Duschak . . . . .	198
Chmel. Von M. Jastrow. . . . .	201
Verflossene Geschichten. Von Michael Klapp. (III. Die Flagellanten, oder Frankfurt im Jahre 1346.) . . . . .	209

## Inhaltsverzeichnis der vierten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

Rajin Kidusch oder falsche Beschuldigung. Nach einer Sage von L. Weisel . . . . .	5
Statthalterwirthschaft in Jerusalem im Jahre 1625. Aus dem Hebräischen von Dr. M. Steinschneider . . . . .	49
Der Weinbändler und sein Kutscher. Charakterbild aus dem Leben des Rabbi Jecheskel Landau. Mitgetheilt von L. P. . . . .	61
Der Kleferant. Aus den Ereignissen des Jahres 1848. Von L. Horwitz . . . . .	69
Der Traum. Nach einer Erzählung des ehrw. Rabbiners J. W. zu Nikolsburg. Von L. P. . . . .	79
Gholem. Historische Thatsache in Form einer Fiktion. Von B. M. Altar. . . . .	94
Junker und Judenmaid. Scenen aus dem 17. Jahrhundert. Von J. Rosenauer . . . . .	134
Sixtus der Fünfte. Von Dr. M. Duschak . . . . .	202
Rabbi Jonathan Gibenshäp. Eine biographische Skizze von Gutm. Klemperer	202
Vorbemerkung. I. Jonathan's erste Jugendzeit. II. Jonathan Prediger in Prag. III. Jonathan's Vertbeidigung der jüdischen Glaubenslehre. IV. Jonathan erster Rabbinatsassessor zu Prag. V. Jonathan's Abreise von Prag. VI. Das Rabbinat zu Mez. VII. Jonathan Oberrabbiner und Schullektor zu Mez. VIII. Das Rabbinat der drei Gemeinden. IX. Die Kabbala oder Geheimlehre. X. Die Sekte der Sabbathianer. XI. Jonathan als Rabballist. XII. Jacob Emden. XIII. Der Kampf beginnt. XIV. Jonathan's Hauptgegner. XV. Verfolgung Jonathan's und Emden's Flucht. XVI. Vertbeidigung Jonathan's. XVII. Jonathan und Jacob Jofua. XVIII. Jonathan in Anklagestand versetzt. XIX. Die jüdischen Synoden in Polen. XX. Chronique scandaleuse. XXI. Vielseitige Korrespondenz zur Ehrenrettung Jonathan's. XXII. Jecheskel Landau. XXIII. Leetsprechung Jonathan's. XIV. Jonathan in den Freiherrenstand erhoben. XXV. Ein falscher Zeuge. XXVI. Wolf Gibenshäp. XXVII. Jonathan's letzte Krankheit und Tod. XXVIII. Jonathan's schriftstellerische Thätigkeit. XXIX. Jonathan's leibliche Nachkommenschaft. XXX. Jonathan's Schüler. XXXI. Schluß.	

Preis aller 4 Bände Sippurim komplett 1070 Seiten groß Oktav . . . 6 fl. 24 fr.

Es kann auch jede Sammlung separat als abgeschlossenes Werk verkauft werden.

Preis der ersten Sammlung 224 Seiten . . . . . 1 fl. 24 fr.

Preis der zweiten Sammlung 240 Seiten . . . . . 1 fl. 24 fr.

Preis der dritten Sammlung 244 Seiten . . . . . 1 fl. 24 fr.

Preis der vierten Sammlung 362 Seiten . . . . . 2 fl. 12 fr.

Diese Sippurim sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

## Berichtigungen.

Seite 217	Zelle 23	von unten	lies:	aufzuopfern der	für	aufzuopfernden
" "	" 1	" "	" "	ihm der	"	ihm das
" 228	" 10	" "	" "	S. 225	"	S. 216
" 229	" 1	" "	" "	Bei der	"	Bei den
" 230	Rota 5	" "	" "	diese s abgelehnt	"	diese abgelehnt
" 231	Zelle 6	" oben	"	קִיּוֹן	"	קִיּוֹן
" "	" 1	" unten	"	חַוּוֹת	"	חַמָּה
" 233	" 2	" "	" "	Unzufömmlichkeit	"	Unzufömmlichkeit
" 235	" 17	" "	" "	hätte gar	"	hatte gar
„ Rota 2 ist das Wort נַשְׂרִי wegzulassen.						
" 264	Rota 2	von unten	lies:	Frevler	für	Frevel
" 270	" "	" "	" "	David		Dr.

Ferner ist einige Male רבא statt רבנא (Rabbinisches Gutachten) gesetzt worden.







COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES



0036690821

